

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte

Neue Folge der „Zeitschrift des
Historischen Vereins für Niedersachsen“

Herausgegeben von der Historischen Kommission
für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-
Lippe und Bremen

Band 15



1938

August Lag, Verlagsbuchhandlung, Hildesheim

Das Jahrbuch ist zugleich Organ des **Historischen Vereins für Niedersachsen** (in Hannover), des **Braunschweigischen Geschichtsvereins**, des **Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg** sowie der **Vereine für Geschichte der Stadt Einbeck** und der **Stadt Göttingen und Umgebung**.

Schriftleitung

für das **Jahrbuch**:

Staatsarchivdirektor Dr. Schnath, Hannover, Am Archive 1,
(Staatsarchiv);

für die **Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte**:

Direktor des Landesmuseums und Landesarchäologe
Professor Dr. Jacob = Friesen, Hannover, Rudolf
v. Bennigsen = Str. 1 (Landesmuseum).

Inhalt.

Aufsätze.

	Seite
Die Vorgänge in Verden im Jahre 782. Von Universitätsprofessor Dr. Martin Linzel, Halle a. d. S.	1
Nachtrag dazu: S. 365.	
Niedersachsen und England bis zur Hansezeit. Von Staatsarchivassessor Dr. Richard Drögereit, Hannover	42
Die Gründung des Delmenhorster Kollegiatstiftes. Eine chronologische Studie. Von Studienrat Dr. Karl Sichert, Osnabrück	77
Die Schlacht vor der Drakenburg am 23. Mai 1547. Eine historisch-militärische Studie von Oberstleutnant (E) Frhr. Karl v. Bothmer, Neustettin. Mit 4 Skizzen und 2 Tafeln	85
Ein Bremer Erzbischof als deutscher „Monsieur Alamode“. Von Oberstudienrat Dr. Heinz Scheker, Bremen. Mit 1 Tafel	105
Des Hauses Oesterreich Werben um Caroline von Ansbach, spätere Gemahlin Georgs II. Von Frau Ruby L. Arkell, Hurstcote, Cumnor bei Oxford. Übersetzt von Staatsarchivassessor Dr. Richard Drögereit, Hannover	114
Nordwestdeutschland als Kriegsschauplatz im Siebenjährigen Krieg. Von Studienrat Dr. Detlef Albers, Göttingen Mit 1 Karte	143

Kleine Beiträge.

Die Anfänge der Stadt Osnabrück. Von Geheimrat Prof. Dr. P. J. Meier, Braunschweig. Mit einem Plan	182
Erwiderung von Ministerialrat i. R. Dr. S. Rother, Münster	195
Lulef Bartels oder Christoph Dehne? Von Geheimrat Prof. Dr. P. J. Meier, Braunschweig. Mit 3 Abbildungen	198
Herzog Karl Wilhelm Ferdinand war nicht Freimaurer! Eine Erwiderung von Erich Rosendahl, Hannover	203
Friedrich Thimme †. Ein Nachruf von Staatsarchivdirektor Dr. Georg Schnath, Hannover. Mit einem Bilde	214

Bücher- und Zeitschriftenchau.

I. Allgemeines S. 219. II. Landeskunde S. 225. III. Volkskunde S. 228. IV. Politische Geschichte nach der Zeitfolge S. 230. V. Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte S. 255. VI. Gesundheitswesen — VII. Seerwesen S. 257. VIII. Wirtschaftsgeschichte S. 263. IX. Geschichte der geistigen Kultur S. 268. X. Kirchengeschichte S. 285. XI. Geschichte	219
--	-----

der einzelnen Landesteile und Orte nach der Buchstabenfolge S. 287. XII. Bevölkerungs- und Personengeschichte S. 310.

Seite

Einzelverzeichnis der besprochenen Werke f. unten.

Nachrichten.

Historische Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. 28. Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1937/38	314
Verzeichnis der Stifter, Patrone, des Vorstandes und Ausschusses sowie der Mitglieder	321
Veröffentlichungen der Historischen Kommission	326
Historischer Verein für Niedersachsen zu Hannover	331
Braunschweigischer Geschichtsverein	333
Verein für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgebung	334
Göttinger Geschichtsverein	335
Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg	336
Stader Geschichts- und Heimatverein	337
Archive, Bibliotheken und Museen 1936—1938	338

Archivberatung und Archivpflege. 353

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte.

Nr. 12.

A u f f ä ß e.

Die Pflugformen des nordischen Kulturkreises und ihre Bedeutung für die älteste Geschichte des Landbaues. Von Prof. Dr. E. Werth	1
Die Untersuchung eines Einzelgrabhügels von Osterbrock, Kreis Meppen. Von Dr. Albert Benrich	44
Ein Einzelgrab von Amelinghausen, Kr. Lüneburg, mit Nachbestattungen aus der Zeit der Stufe von Wessenstedt. Von Dr. Gerhard Körner	52
Ein frühbronzezeitlicher und endsteinzeitlicher Wagenradfund in Beckdorf, Kr. Stade. Von A. Cassau	63
Die pollenanalytische Altersbestimmung des Wagenrades von Beckdorf, Kr. Stade. Von Dr. Siegfried Schneider	72
Das Flechtwerkhaus von Hambühren, Kr. Celle. Ein Beitrag zur Hausbauauforschung der nachchristlichen Eisenzeit. Von Dr. W. D. Asmus	78
Die Flechtwerkbaumeise des Hauses von Hambühren. Von Dr. Ing. W. B. Rudolph	89

Reihengräberschädel des karolingerzeitlichen Grabfeldes Holle, Kr. Marienburg (Hannover). Von Dr. Gisela A s m u s	8
Ein Vorschlag zur Verdeutschung des Wortes „Retusche“. Von Prof. Dr. R. H. Jacob-Friesen	115

Verzeichnis

der im Jahrbuch besprochenen Werke.

Agena, Gesine: Grundbesitz, Besitzspruch und Anerbenrecht in Ostfriesland (Pastor Dr. Reimers, Spiekeroog)	304
Alte Göttinger Landsmannschaften (Staatsarchivassessor Dr. Günther Möhlmann)	285
v. Alvensleben, Udo: Die braunschweigischen Schlösser der Barockzeit und ihr Baumeister Hermann Korb (Museums- direktor Dr. August Fink, Braunschweig)	276
Beutin, Ludwig: Bremisches Bank- und Börsenwesen seit dem 17. Jahrhundert (Dr. Karl Rabe, Hannover)	290
Beutin, Ludwig: s. Entholt, Hermann.	
Bildnisse Göttinger Professoren (Staatsarchivassessor Dr. Günther Möhlmann, Hannover)	284
Bischoff, Dietrich: Ostfriesland in der deutschen Bewegung 1848—1849 (Staatsarchivrat Dr. Rudolf Grieser, Hannover)	253
Boegehold, Franz: Die Ortsnamen auf „-ingerode“ (Geheim- rat Prof. Dr. Edward Schröder, Göttingen)	229
Börsting, Heinrich: s. Inventare der nichtstaatlichen Ar- chive der Provinz Westfalen.	
Borch, Rudolf und Endrich, Hugo: Pläne zum Grundstück der Johannitersiedlung (Johannishof) in Braunschweig (Geheimrat Prof. Dr. P. J. Meier, Braunschweig)	287
Borchers, Carl: s. Kunstdenkmäler der Provinz Hannover.	
Borgmann, Karl: Der deutsche Religionsstreit der Jahre 1719/20 (Staatsarchivassessor Dr. R. Drögereit, Hannover)	246
Brackmann, A.: siehe Jahresberichte für Deutsche Ge- schichte.	
Brandt, Karl: Ausgewählte Aufsätze (Staatsarchivrat, Th. Ulrich, Hannover)	228
Bremisches Jahrbuch, Band 37 (Bibliotheksdirektor Dr. Otto Heinrich May, Hannover)	220
Brunken, Oskar: Das alte Amt Wildeshausen (Universitäts- professor Dr. Hans Dörries, Münster i. W.)	309
Buff, Walter: Gerlach Adolph Freiherr v. Münchhausen als Gründer der Universität Göttingen (Staatsarchivrat Dr. R. Grieser, Hannover)	283
Ehmer, Helmut: Die sächsischen Siedlungen auf dem fran- zösischen „Litus saxonicum“ (Geheimrat Prof. Dr. Edward Schröder, Göttingen)	228
Endrich, Hugo: siehe Borch, Rudolf.	
Entholt, Hermann und Beutin, Ludwig: Bremen und Nordeuropa (Archivrat Dr. v. Lehe, Hamburg)	288

	Seite
F indorff, Jürgen Christian: Beiträge und Fragmente zu einem Moorkatechismus (Staatsarchivassessor Dr. Günther Mohlmann, Hannover)	267
F üch sel, Hans: siehe Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek.	
G esch ichte der Göttinger Universitätsbibliothek (Bibliotheksdirektor Dr. Otto Heinrich May, Hannover)	279
H artmann, Julius: siehe Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek.	
H artung, Erik: siehe Jahresberichte für Deutsche Geschichte.	
H eck, Philipp: Blut und Stand im altfächsischen Rechte und im Sachsenspiegel (Archivdirektor Dr. H. Kleinau, Wolfenbüttel)	255
H eck, Philipp: Untersuchungen zur altfächsischen Ständegliederung (Archivdirektor Dr. H. Kleinau, Wolfenbüttel)	255
H ildebrand, Ruth: Der fächsische „Staat“ Heinrichs des Löwen (Staatsarchivar Dr. Joh. Bauermann, Münster i. W.)	236
J ahresber ichte für Deutsche Geschichte (Staatsarchivdirektor i. R. Dr. O. Grotefend, Hannover)	219
I nventar d. er nichtstaatlichen Archive der Provinz Westfalen, Weiband III (Inventar des Bischöflichen Diözesanarchivs in Münster) (Dr. Joseph Prinz, Münster i. W.)	224
J ürgens, Ado: Das alte Dorf Sameln (Staatsarchivdirektor Dr. Georg Schnath, Hannover)	296
K amphausen, Alfred: Die Baudenkmäler der deutschen Kolonisation in Ostholstein (Geheimrat Prof. Dr. J. P. Meier, Braunschweig)	271
v. K atte, Horst: Niederachsenadel (Dr. Joachim Studtmann, Hannover)	310
K ellehoff, Dr.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rühringen (Studienrat Dr. Karl Eichart, Osnabrück)	306
K ese, Heinrich: Das Schwert der Hildesia (Stadtarchivar Dr. Rudolf Zoder, Hildesheim)	299
K ieker, Oskar: siehe Kunstdenkmäler der Provinz Hannover.	
K och, Ulrich: Botschafter Graf Münster (Oberarchivar am Reichsarchiv Dr. H. O. Meisner, Potsdam)	311
K öster, A.: Geschichte der Stadt Peine (Mittelschulrektor W. Hartmann, Hildesheim)	305
K ohl, Willy: Die Verwaltung der östlichen Departements des Königreichs Westfalen 1807—14 (Staatsarchivar Dr. Th. Ulrich, Hannover)	252
K ünstdenk m äler der Provinz Hannover (Landkreis Goslar und Stadt Celle) (Geheimrat Prof. P. J. Meier, Braunschweig)	268
L äm e n, Gerhard: Die herzogliche Stellung Heinrichs des Löwen in Sachsen (Staatsarchivar Dr. Joh. Bauermann, Münster i. W.)	236
L öning, George A.: Staat und Wirtschaft unter Heinrich dem Löwen (Staatsarchivar Dr. Joh. Bauermann, Münster i. W.)	236
L öning, George A.: Das Münzrecht im Erzbistum Bremen (Archivar Dr. Erich v. Lehe, Hamburg)	289
L üdtke, Franz: Kaiser Lothar der Sachse (Staatsarchivar Dr. R. Grieser, Hannover)	229

Lütgens, Hans: siehe Kunstdenkmäler der Provinz Hannover.	
Meyer-Kasch, Carla: Alte Häuser erzählen (Staatsarchivarat Dr. R. Grieser, Hannover)	294
Michael, Wolfgang: Englische Geschichte im 18. Jahrhundert, Band IV (Staatsarchivdirektor Dr. Georg Schnath, Hannover)	251
Moormeyer, Willig: Die Grafschaft Diepholz (Dr. Joseph Prinz, Münster i. W.)	225
Müller, Erich: Die Entstehungsgeschichte der sächsischen Bistümer unter Karl dem Großen (Staatsarchivassessor Dr. Richard Drögereit, Hannover)	285
Natermann, Ernst: Zur Ortsgeschichte von Hameln (Staatsarchivdirektor Dr. Georg Schnath, Hannover)	296
Ottmann, Hugo: Das Bauerntum im Kreise Tecklenburg (Studienrat A. Hueg, Northeim)	266
Prüfer, Friedrich: Der Hodenberg (Professor Dr. Daniel Abegg, Bremen)	300
Rabe, Karl: Hundert Jahre Städtische Handelslehranstalten der Stadt Hannover (Dr. Joachim Studtmann, Hannover)	299
Reindecke, Hellmut: Lüneburger Buchmalereien um 1400 und der Maler der Goldenen Tafel. — Derselbe, der Meister der Goldenen Tafel (Museumsdirektor Dr. F. Stuttmann, Hannover)	274
Rüthning, Gustav: Oldenburgische Geschichte (Studienrat Dr. Karl Eichart, Osnabrück)	302
Saathoff, Albrecht: Geschichte der Stadt Göttingen (Museumsdirektor Dr. Otto Fahlbusch, Göttingen)	294
Schaeffer, Wilhelm: Geschichte der Stadt Soltau (Stadtarchivar Dr. M. Krieg, Minden i. W.)	307
Schirmer, Friedrich: Nec aspera terrent, Band II (Staatsarchivassessor Dr. Richard Drögereit, Hannover)	259
Schirmer, Friedrich: Northeimer Soldatenbuch (Staatsarchivassessor Dr. Richard Drögereit, Hannover)	257
Schneider, Reinhold: Kaiser Lothars Krone (Staatsarchivar Dr. R. Grieser, Hannover)	235
Schwebel, Karl Heinz: Bremens Beziehungen zu Kaiser und Reich, vornehmlich im 18. Jahrh. (Dr. Theo König, Rotterdam)	292
v. Selle, Gög: Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737—1937 (Staatsarchivdirektor Dr. Georg Schnath, Hannover)	278
Siebern, Heinrich: siehe Kunstdenkmäler der Provinz Hannover.	
Stader Archiv, Neue Folge Heft 28 (Staatsarchivassessor Dr. G. Möhlmann, Hannover)	222
Studien u. Vortarbeiten z. Hist. Atlas Niedersachsens f. Moormeyer.	
Stuttmann, Ferdinand: Der Reliquienschatz der Goldenen Tafel der St. Michaeliskirche in Lüneburg (Museumsdirektor Dr. August Fink, Braunschweig)	273
Troe, Heinrich: Münze, Zoll und Markt und ihre finanzielle Bedeutung für das Reich (Staatsarchivassessor Dr. Richard Drögereit, Hannover)	263

	Seite
Bentker, August Friedrich: Stüve und die hannoversche Bauernbefreiung (Oberstudientrat Dr. Büttner, Hannover)	267
Boges, Hermann: Das Bürgerbuch der Stadt Uelzen aus den Jahren 1601—1737 (Staatsarchivassessor Dr. G. Röhlmann, Hannover)	308
Boit, Max: siehe Bildnisse Göttinger Professoren.	
Bollmer, Bernhard: Urkundenbuch der Stadt und des Stiftes Bielefeld (Bibliotheksdirektor D. S. Man, Hannover)	287
Wagner, Ferdinand: Chronik der Stadt Göttingen (Museumsdirektor Dr. Otto Fahlbusch, Göttingen)	294
Winzer, Fritz: Hannover und die deutsche Frage 1848/49 (Staatsarchivrat Dr. R. Grieser, Hannover)	253
Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Jahrg. 69 und 70 (Studienrat Dr. Wilhelm Lüders, Bad Harzburg)	221

**Bücherbesprechungen in den „Nachrichten aus
Niedersachsens Urgeschichte“.**

Albrecht, Christoph: Das Römerlager in Oberaden und das Uferkastell in Beckinghausen an der Lippe (Jacob-Friesen)	117
Arnß, S.: Die Runenschrift. Ihre Geschichte und ihre Denkmäler (Jacob-Friesen)	117
Barthel, Waldemar u. Akenbeck, Carl: Handlexikon der deutschen Vorgeschichte (Jacob-Friesen)	118
Buttler, W.: Der donauländische und der westliche Kulturkreis der jüngeren Steinzeit (A. Genrich)	118
Fuchs, Siegfried: Die langobardischen Goldblattkreuze aus der Zone südwärts der Alpen (Jacob-Friesen)	120
Gaerte, W.: Beiträge zur Sinnbildforschung (Jacob-Friesen)	120
Grahmann, Rudolf u. Zog, Lothar: Quartär, Jahrbuch für Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen (Jacob-Friesen)	120
Gummel, Hans: Forschungsgeschichte in Deutschland (Gerhard Körner)	121
Hamm, Fritz: Einführung in Niedersachsens Erdgeschichte (Jacob-Friesen)	123
Hoffmann, Hugo: Die Gräber der jüngeren Bronzezeit in Holstein (Jacob-Friesen)	123
Hucke, Karl: Lonware und Siedlung der Slawen in Wagrien (Jacob-Friesen)	124
Jänichen, Hans: Die Wikinger im Weichsel- und Obergerbiet (Asmus)	124
Jankuhn, Herbert: Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene (Hans Gummel)	125
Körner, Gerhard: Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit (W. Wegewitz)	127
Kohl-Larsen, Ludwig u. Margit: Felsmalereien in Innerafrika (Jacob-Friesen)	128
Krause, Wolfgang: Runenschriften im älteren Futhark (Jacob-Friesen)	129

	Seite
R r ü g e r, Herbert: Zur Geschichte des Straßenwesens im niederhessisch-süd hannoverschen Grenzgebiet (Jacob-Friesen)	129
R e c k e l, G.: Kulturkunde der Germanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage (Jacob-Friesen)	130
O t t o, Walter: Handbuch der Archäologie (Jacob-Friesen)	130
P e ß l e r, W.: Handbuch der deutschen Volkskunde (Jacob-Friesen)	131
P i t t i o n i, Richard: Oesterreichs Urzeit im Bilde (Jacob-Friesen)	131
R u s t, Alfred: Vor zwanzigtausend Jahren (Jacob-Friesen)	132
S c h m i d t, Ludwig: Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit (Jacob-Friesen)	132
S c h w a n t e s, Gustav u. J a n k u h n, Herbert: „Offa“ (Jacob-Friesen)	133
S p r o c k h o f f, E.: Die nordische Megalithkultur (Asmus)	133
S p r o c k h o f f, E.: Marburger Studien (Jacob-Friesen)	134
U e n z e, Otto: Die frühbronzezeitlichen triangulären Vollgriffdolche (Jacob-Friesen)	135
U s l a r, Rafael von: Westgermanische Bodensfunde des ersten bis dritten Jahrhunderts nach Christus aus Mittel- und Westdeutschland (Jacob-Friesen)	136
V o g t, Emil: Geflechte und Gewebe der Steinzeit (Jacob-Friesen)	136
W a l l e r, Carl: Der Galgenberg bei Cuxhaven (Jacob-Friesen)	137
W e i n e r t, Hans: Die Entstehung der Menschenrassen (Jacob-Friesen)	137

Die Vorgänge in Verden im Jahre 782.

Von

Martin Linzel.

1.

Die Überlieferung, daß Karl der Große 782 in Verden 4500 Sachsen habe hinrichten lassen, ist schon vor einigen Jahrzehnten auf Widerspruch gestoßen. W. v. Bippen hat im Jahre 1889 eine Untersuchung veröffentlicht¹, in der er die Ansicht vertrat, daß in Verden höchstens einige Hinrichtungen vollzogen seien, daß es sich aber viel mehr als um Hinrichtungen um den Abtransport von Gefangenen oder von Geiseln gehandelt und daß auch die Zahl dieser Abgeführten 4500 sicher nicht erreicht habe. Der Ansicht v. Bippens haben sich in den nächsten Jahren H. Ulman² und Fr. Dief³ angeschlossen. Doch 1897 hat Dietrich Schäfer in einer eingehenden Abhandlung⁴ die Meinung v. Bippens zurückgewiesen und behauptet, die Überlieferung von der Hinrichtung der 4500 sei richtig und unanfechtbar. Aber wenn seitdem auch auf Grund von Schäfers Urteil diese Überlieferung wieder wie vor v. Bippens Vorstoß im allgemeinen angenommen und geglaubt wurde, so sind leise Zweifel, wenigstens an der Richtigkeit der Zahl 4500, doch wohl nie völlig verschwunden. So hat H. Delbrück in seiner Geschichte der Kriegskunst diese Zahl offensichtlich mit Skepsis und Zurückhaltung behandelt⁵, und in der letzten Zeit, in der das Interesse an den Verdener Vorgängen stark in den Vordergrund getreten ist, haben sich immer wieder Stimmen ge-

¹ Vgl. W. v. Bippen, Die Hinrichtung der Sachsen durch Karl den Großen, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1 (1889) S. 75 ff.

² Vgl. H. Ulman, Zur Hinrichtung der Sachsen 782, ebenda 2 (1889) S. 156 f.

³ Vgl. Fr. Dief, Hat Karl der Große wirklich in Verden 4500 Sachsen hinrichten lassen? Programm Verden 1894.

⁴ Vgl. D. Schäfer, Die Hinrichtung der Sachsen durch Karl den Großen, HZ. 78 (1897) S. 18 ff.

⁵ Vgl. H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst 3 (1907) S. 65.

meldet, die auf eine Revision des Schäferschen Urteils drängten⁶. Diese Stimmen haben schließlich im Herbst des vorigen Jahres durch R. Bauer eine ausführliche Begründung erfahren⁷. In einem umfangreichen Aufsatz versucht Bauer, indem er über v. Bippen noch hinausgeht, nachzuweisen, daß im Jahre 782 in Verden überhaupt keine Todesurteile vollstreckt, und daß die 4500, an denen Schäfer und die meisten der modernen Historiker die Hinrichtung vollzogen glaubten, nicht hingerichtet, sondern nach dem Frankenreich deportiert worden seien.

Ich glaube nicht, daß irgend jemand, der die Quellen kennt, sich durch Bauers Ausführungen hat überzeugen lassen. Sein Aufsatz mutet trotz unbestreitbarer Vorzüge dem Leser gar zu viele quellenkritische Unwahrscheinlichkeiten zu, und er zeigt zu deutlich, daß sein Verfasser weder in der Quellenkritik noch in den Quellen der Karolingerzeit wirklich zuhause ist. Tatsächlich hat auch Bauers Ansicht bereits in diesem Frühjahr eine Widerlegung durch E. Rundnagel erfahren⁸, der Schäfers Meinung von der Hinrichtung der 4500 völlig beipflichtet. Außerdem dürften in der nächsten Zeit noch weitere Widerlegungen und Gegenartikel gegen Bauers Aufsatz erscheinen⁹. Wenn ich trotz alledem dem Wunsche der Schriftleitung des Niedersächsischen Jahrbuches, zu Bauers Thesen ausführlich Stellung zu nehmen¹⁰, gern nachkomme, so tue ich das vor allem aus folgenden Gründen. Einmal bin ich mit der Schriftleitung der Meinung, daß die Frage, was in Verden geschehen ist, bei dem Interesse, das sie heute in den weitesten Kreisen findet, auch auf die Gefahr hin erörtert werden darf, daß dem Fachgenossen damit nichts oder nicht viel Neues gesagt wird; vor allem scheinen mir die Leser dieser Zeitschrift geradezu einen An-

⁶ Vgl. etwa die Schriften, die R. Bauer in seiner in der nächsten Anmerkung zitierten Abhandlung S. 42 und 43 nennt.

⁷ Vgl. R. Bauer, Die Quellen über das sogenannte Blutbad von Verden, Westfälische Zeitschrift 92 (1937) S. 40 ff.

⁸ Vgl. E. Rundnagel, Der Tag von Verden, HZ. 157 (1938) S. 457 ff.

⁹ So wird gegen Bauers Ansicht im nächsten Band der Thür. Sächs. Zeitschr. für Geschichte und Kunst ein Aufsatz von Studentrat Dr. W. Schmitt erscheinen, den Herr Dr. Schmitt die Freundlichkeit hatte, mir im Manuskript vorzulegen.

¹⁰ Eine kurze Zusammenfassung dessen, was ich im folgenden zu sagen habe, habe ich bereits in „Forschungen und Fortschritte“ 14, Nr. 6 S. 63 (Febr. 1938) veröffentlicht, nachdem Bauer in derselben Zeitschrift Nr. 2 (Januar 1938) seine in der Westfälischen Zeitschrift begründeten Ergebnisse mitgeteilt hatte.

spruch auf die Erörterung dieser Frage zu haben. Sodann glaube ich, auch wenn ich Bauers Beweise und Ergebnisse für unrichtig halte, doch, daß er mit Recht auf einige Schwierigkeiten, Unklarheiten und Widersprüche in der Überlieferung über die Ereignisse von 782 hingewiesen hat; jedenfalls dürfte sein Aufsatz beweisen, daß das, was von der Forschung über diese Sache gesagt werden könnte oder gesagt werden müßte, noch keineswegs restlos gesagt ist. Weiter enthält der Artikel von Rundnagel außer der Zurückweisung von Bauers Thesen einige neue Ansichten und Behauptungen, die der Nachprüfung bedürfen¹¹. Schließlich bin ich der Meinung, daß man nicht einfach zu der alten Anschauung zurückkehren darf, nach der in Verden 4500 Sachsen getötet worden sind; so wenig ich glaube, daß das Blutbad von Verden ins Reich der Fabel zu verweisen ist, so wenig möchte ich doch an der Zahl 4500 festhalten.

2.

Für die Beurteilung der Vorgänge in Verden kommen in erster Linie folgende Quellen in Betracht, die natürlich auch Bauer, ebenso wie bereits v. Bippen und Schäfer, herangezogen hat: die *Annales regni Francorum* (die Reichsannalen, früher *Annales Laurissenses maiores* genannt), die *Annales qui dicuntur Einhardi*, die *Annales Mosellani*, die *Annales Petaviani*, die *Annales S. Amandi*¹². Um die Angaben dieser Quellen richtig einschätzen zu können, ist es nötig, nicht bloß das, was sie über die Verdener Ereignisse sagen, sondern alle Nachrichten heranzuziehen, die sie überhaupt über den Verlauf der Dinge 782 in Sachsen bringen. Ich gebe im folgenden diese Nachrichten wieder, wobei ich mit den kürzesten Annalen beginne.

1. Die *Annales S. Amandi* erzählen:¹³ *Saxones rebellantes plurimos Francos interfecerunt; et Karlus congregatos Saxones iussit eos decollare.*

¹¹ Erwin Rundnagel ist vor dem Erscheinen seines Aufsatzes gestorben. Es ist daher selbstverständlich, daß ich auf die persönlichen Angriffe, die der Aufsatz außer gegen Bauer und andere auch gegen mich enthält, nicht eingehe. Mit dem, was ich sachlich nicht für richtig halte, muß ich mich, soweit es mir wesentlich zu sein scheint, natürlich kurz auseinandersetzen; man wird verstehen, daß ich es nur ungern und mit Zurückhaltung tue.

¹² Über die *Ann. Fuldenses*, die Bauer auch noch heranzieht, vgl. unten S. 9 Anm. 19.

¹³ Vgl. *M. G. SS.* 1 S. 12.

2. Die Annales Petaviani sagen:¹⁴ Hoc anno dominus et religiosus rex Karolus habuit magnum placitum in Saxonia super flumen Lippia; et ibi venerunt legationes Unorum ad praesentiam principis. Id ipsum annum Saxones rebellantes et reducti ad priore tramite Deum abnegantes et fidem, quam promiserant, tunc cum magno exercitu hostes in Saxonia, et caederunt Franci de Saxones multitudo hominum, et multos vinctos Saxones adduxerunt in Francia.

3. Die Annales Mosellani berichten:¹⁵ Habuit Karlus rex conventum magnum exercitus sui in Saxonia ad Lippiabrunnen et constituit super eam comites ex nobilissimis Saxonum genere. Et cum eos cognovisset iterum a fide dilapsos et cum Widuchindo ad rebellandum esse adunatos et quod nonnulli suorum in hac seditione interissent, rursum abiit in Saxoniam, et vastavit eam, et ingentem Saxonum turbam atroci confodit gladio.

4. Die Annales regni Francorum geben folgende Nachrichten:¹⁶ Tunc dominus Carolus rex iter peragens, Renum transiens ad Coloniam et synodum tenuit, ubi Lippia consurgit; ibique omnes Saxones venientes, excepto rebellis Widochindus. Etiam illuc convenerunt Nordmanni missi Sigifridi regis, id est Halptani cum sociis suis; similiter et Avari illuc convenerunt, missi a cagano et iugurro. Ibi peracto placito reversus est dominus Carolus rex in Franciam. Et cum reversus fuisset, statim iterum Saxones solito more rebellati sunt, suadente Widochindo. Et ignorante hoc domno Carolo rege misit missos suos Adalgisum et Gailonem atque Woradum, ut moverent exercitum Francorum et Saxonum super Sclavos paucos, qui rebelles fuerant. Et supranominati missi in via audientes, quod Saxones rebellati fuissent, coniungentes supradictam scaram, inruerunt super Saxones et nullum mandatum exinde fecerunt domno Carolo regi. Et commiserunt bellum cum Saxonibus; et fortiter pugnantes et multos Saxones interimentes victores extiterunt Franci. Et ceciderunt ibi duo ex ipsis missis, Adalgisus et Gailo in monte, qui dicitur Sunt-

¹⁴ Bgl. SS. 1 S. 17.

¹⁵ Bgl. SS. 16 S. 497. Mit den Ann. Mosell. ist der Wortlaut der mit ihnen eng verwandten Ann. Laureshamenses, SS. 1 S. 32, und des Chronicon Moissiacense, SS. 1 S. 297, im wesentlichen identisch.

¹⁶ Bgl. Ann. regni Francorum, Hsg. v. F. Kurze (1895) S. 58, 60, 62

dal. Hoc audiens dominus Carolus rex una cum Francis, quos sub celeritate coniungere potuit, illuc perrexit et pervenit usque ad locum, ubi Alara confluit in Wisora. Tunc omnes Saxones iterum convenientes subdiderunt se sub potestate supradicti domni regis et reddiderunt omnes malefactores illos, qui ipsud rebellium maxime terminaverunt, ad occidendum III D; quod ita et factum est, excepto Widochindo, qui fuga lapsus est partibus Nordmanniae.

5. Dieser Bericht wird in ganz ähnlicher Weise, aber doch mit zahlreichen Änderungen und Ergänzungen von den Annales qui dicuntur Einhardi wiederholt¹⁷. Zum Teil sind diese Änderungen nur stilistischer oder doch literarischer Natur, indem ein besseres Latein geschrieben oder etwa einzelne Angaben, die der Reichsannalist kürzer formuliert, weiter ausgesponnen und anschaulicher gemacht werden; zum Teil aber handelt es sich auch um sachliche Zusätze¹⁸. So sagen die Einhardannalen, daß 782 an den Lippequellen die jährlich übliche fränkische Reichsversammlung stattfand und nicht wenige Tage gedauert habe; die Gesandten der „Hunnen“ (= Avaren) seien des Friedens halber gekommen. Widukind habe sich bis zum Abzug des Königs aus Sachsen bei den Normannen aufgehalten. Die Slaven, gegen die der König dann ein fränkisches Heer schickte, seien die Sorben zwischen Elbe und Saale gewesen, und sie seien in die Gebiete der Thüringer und Sachsen eingebrochen. Der Einhardannalist weiß die Ämter und Stellungen der Befehlshaber, die Karl gegen die Slaven schickte, genau anzugeben: Adalgis war danach Kämmerer, Gailo Marschall und Worad Pfalzgraf; die Franken, die sie außer den Sachsen gegen die Slaven führen sollten, waren Ostfranken. Als die fränkischen Truppenführer auf die Kunde von dem sächsischen Abfall mit ihren Ostfranken statt gegen die Slaven gegen die aufständischen Sachsen zogen, sei ihnen ein Verwandter des Königs, der Graf Theoderich, von dem der Reichsannalist nichts sagt, mit ripuarischen Truppen zu Hilfe gekommen. Und nun gibt der Einhardannalist einen sehr ausführlichen Bericht darüber, wie

¹⁷ Vgl. ebenda S. 59, 61, 63, 65.

¹⁸ Wie weit es sich dabei immer wirklich um sachliche Zusätze aus eigener besserer Kenntnis handelt, oder wie weit etwa bloß um Kombinationen des Einhardannalisten, ist umstritten und auch nicht immer ganz deutlich zu entscheiden; daß aber in dem Bericht jedenfalls zahlreiche Verbesserungen und Bereicherungen des Berichts der Reichsannalen enthalten sind, ist keine Frage. Vgl. dazu weiter unten S. 15 Anm. 32.

es zur Schlacht am Süntel kam, und wie diese Schlacht verlief. Im Gegensatz zu dem Verfasser der *Annales regni Francorum* bewertet er die Schlacht durchaus nicht als einen Sieg der Franken; er schildert sie als eine fränkische Niederlage, die durch die Unbesonnenheit der drei ostfränkischen Befehlshaber verschuldet wurde; außer Udalgis und Gailo seien vier Grafen und zwanzig *clari atque nobiles Männer*, dazu noch die, die ihnen in den Tod folgten, gefallen; die ostfränkischen Truppen seien völlig geschlagen in das Lager Theoderichs geflohen; und nur dessen Korps scheint, worüber aber weiter nichts gesagt wird, die Niederlage einigermaßen intakt überstanden zu haben. Der Annalist fährt dann fort: *Cuius rei nuntium cum rex accepisset, nihil sibi cunctandum arbitratus collecto festinanter exercitu in Saxoniam proficiscitur accitisque ad se cunctis Saxonum primoribus de auctoribus factae defectionis inquisivit. Et cum omnes Widokindum huius sceleris auctorem proclamarent, eum tamen tradere nequirent, eo quod is re perpetrata ad Nordmannos se contulerat, ceterorum, qui persuasioni eius morem gerentes tantum facinus peregerunt, usque ad quattuormilia D traditi et super Alaram fluvium in loco, qui Ferdun vocatur, iussu regis omnes una die decollati sunt.*

Man sieht, die Angaben unserer Quellen sind nach Umfang und Inhalt recht verschieden. Gegenüber ihren Berichten argumentiert nun Bauer in folgender Weise.

Er betont zunächst, man müsse von den ältesten, den Ereignissen am nächsten stehenden Quellen ausgehen, und das seien nicht die von Schäfer und seinen Anhängern bevorzugten *Annales regni Francorum* und *Annales qui dicuntur Einhardi*, sondern die *Annales Petaviani*, die wahrscheinlich am königlichen Hof entstanden seien, dazu die *Annales Mosellani* und schließlich auch die *Annales S. Amandi*, die wenigstens auf einen Zeitgenossen zurückgehen sollen.

Aus den *Annales Petaviani* sei nur zu entnehmen, daß von den Franken eine große Zahl Sachsen getötet und viele gefangene Sachsen ins Frankenreich abgeführt wurden; von einer Hinrichtung sei in den Worten des Annalisten nichts zu entdecken. Da also diese gleichzeitige Quelle von Hinrichtungen im Jahre 782 gar nichts wisse, so habe man auch keinen Grund, ihre Vollziehung anzunehmen; vielmehr seien als die eigentlichen Strafmaßnahmen die Deportationen anzusehen, die Karl nach den *Annales Petaviani*

in Sachsen durchgeführt habe. Der Bericht dieser Annalen werde durch den der *Annales Mosellani* ergänzt. Die *Mosellannalen* wichen zwar insofern von den *Petaviani* ab, als sie von den Deportationen nichts sagen; aber jedenfalls werde doch auch hier nur von einem Kampf im offenen Feld und nicht von einer Hinrichtung gesprochen; der Ausdruck des *Mosellannalisten* *ingentem Saxonum turbam atroci confodit gladio* lasse mit außerordentlich plastischer Anschaulichkeit das Bild einer wogenden Schlacht entstehen; das Wort *gladius* bezeichne das kurze zum Kämpfen gebrauchte Schwert und nicht das Richtschwert, das mit *ensis* wiedergegeben werde; der Ausdruck *confodere*, durchbohren, lasse sich wohl für das Töten im Kampfe, aber nicht bei einer Exekution gebrauchen. Wenn die gleichfalls gleichzeitigen *Annales S. Amandi* erzählen, daß Karl befohlen habe: *congregatos Saxones decollare*, so sei in ihnen zwar scheinbar im Widerspruch zu den *Mosellani* und *Petaviani* von einer Hinrichtung die Rede. Aber nach dem Ergebnis der Untersuchung dieser beiden Quellen behauptet nun Bauer, man müsse annehmen, daß der uns überlieferte Text der *Annalen von St. Amand* verdorben sei: in ihm sei ursprünglich sicher nichts von *decollare* sondern von *delocare* oder auch *desolare*, d. h. exilieren oder deportieren gesagt gewesen. Die Abänderung in *decollare*, wie es in dem uns erhaltenen Text zu finden ist, sei durch einen Abschreiber erfolgt, dem die nach Bauer wahrscheinlich 787 erlassene *Capitulatio de partibus Saxoniae* bekannt gewesen sei: nach der *Capitulatio* stand auf Abfall von den Franken und vom Christentum die Todesstrafe; jener Abschreiber aber habe daraus gefolgert, daß die Todesstrafe bereits 782 an den Sachsen vollzogen worden sei, und sie daher in den Text seiner *Annalen* hineinverbessert.

Gegenüber den bisher besprochenen gleichzeitigen Quellen will Bauer die *Annales regni Francorum* erst in einigem Abstand nennen. Sie seien nicht unmittelbar gleichzeitig verfaßt und daher nicht so glaubwürdig wie jene *Annalen*. Freilich erscheint diese Feststellung als nicht sehr wesentlich für den Gang der Untersuchung, da nach Bauer auch die *Reichsannalen* einen Widerspruch gegen das bisher gewonnene Resultat nicht enthalten. Wenn sie nämlich schreiben, die Sachsen hätten an Karl die *Auffständischen ad occidentum* übergeben, so bedeute das nicht etwa, sie hätten sie zur Hinrichtung ausgeliefert. „Hier kommen wir mit der bloßen Worterklärung nicht mehr aus. Hier kann uns nur die Sachklärung helfen.“

Diese Sacherklärung aber werde uns durch das mittelalterliche Brauchtum geliefert, wie wir es aus dem Bericht Ottos von Freising im dritten Buch der Gesta Friderici über die Übergabe Mailands an Friedrich Barbarossa kennen sollen. Nach diesem Bericht sind die Mailänder mit bloßen Schwertern um den Hals vor dem Kaiser erschienen: der symbolische Ausdruck einer Übergabe auf Gnade und Ungnade. Ein mittelalterlicher Chronist hätte das, meint Bauer, auch als *Ergebung ad occidendum* bezeichnen können. Als Übergabe auf Gnade und Ungnade sei also der fragliche Satz der Reichsannalen zu verstehen. Wenn es in ihnen dann weiter heiße, *quod ita et factum est*, so bedeute das nichts anderes, als daß die zugesagte Auslieferung auch wirklich erfolgt sei. Was aus den Ausgelieferten dann geworden sei, darüber schweige der Reichsannalist „seltsamer Weise“. Wie aus den bisher besprochenen Annalen zu folgern, seien sie sicher deportiert worden, und wahrscheinlich habe das in einer von Bauer angenommenen ursprünglichen, uns freilich nicht erhaltenen, Fassung der Reichsannalen auch gestanden. Der Satz, der diese Angabe enthielt, sei in den uns bekannten Handschriften der Reichsannalen vielleicht deshalb ausgefallen, weil ein Abschreiber die Deportation mit der Bemerkung des Annalisten, die Sachsen seien *ad occidendum* ausgeliefert worden, nicht zu vereinigen gewußt habe; er habe aus dieser Bemerkung wohl fälschlich geschlossen, sie seien tatsächlich hingerichtet.

Zu den bisherigen Ergebnissen, meint Bauer weiter, wollen zwar die Worte des sogenannten Einhardannalisten ganz und gar nicht passen. Aber wenn er von den Ausgelieferten behauptet: *omnes decollati sunt*, so könne das nicht irre machen. Der Einhardannalist sei sehr wenig glaubwürdig. Er habe erst lange Zeit nach den Sachsenkriegen geschrieben und sei höchstwahrscheinlich nicht mit Einhard, dem Biographen Karls des Großen identisch; wenn das aber doch der Fall gewesen sei, so sei er im Jahre 782 erst ein zwölfjähriger Klosterschüler in Fulda gewesen, der von den politischen Ereignissen seiner Zeit nur höchstens eine ganz dürftige Kunde erhielt. Wenn der Annalist von Hinrichtungen in Verden spreche, so beweise das nur, daß er von dem wirklichen Hergang, wie ihn die *Annales Petaviani* und *Mosellani* einwandfrei berichten, nichts gewußt habe, und es sei davon abgesehen wohl darin begründet, daß er (ähnlich wie der nach Bauer für unseren Text der Reichsannalen verantwortliche Abschreiber) aus dem

Wortlaut der Reichsannalen fälschlicherweise die Massenschlächterei kombiniert habe¹⁹.

Gegen den Grundsatz Bauers, daß man bei der Feststellung eines geschichtlichen Hergangs von den ältesten, dem Ereignis am nächsten stehenden Quellen auszugehen habe, wird zwar im allgemeinen oder doch in sehr vielen Fällen nichts einzuwenden sein. Aber dieser Grundsatz wird sofort bedenklich und zu einer Fehlerquelle, wenn man ihn zu schematisch anwendet. Nehmen wir z. B. an, es stünden sich der Leitartikel eines Lokalblättchens vom 2. September 1870, in dem über Moltkes Strategie bei Sedan geschrieben wird, und die Arbeit eines Generalstabsoffiziers über denselben Gegenstand aus dem Jahre 1910 gegenüber. Der Generalstabsoffizier brauchte von der Schlacht garnichts miterlebt zu haben, er könnte im Jahre 1870 ein Kind von drei Jahren gewesen sein — da ihm die Überlieferung des Generalstabes zur Verfügung stand, so ist zu vermuten, daß sein Bericht doch eine wesentlich besser informierte Quelle darstellt, als unser 40 Jahre älterer und gleichzeitig mit Sedan geschriebener Leitartikel. Man sieht, die ältesten Quellen sind nicht immer die besten, und das Wertverhältnis der Quellen bestimmt sich nicht bloß durch ihren Altersunterschied. Es kommt auf die Zuverlässigkeit einer Quelle

¹⁹ So sagt Bauer im Text seiner Abhandlung auf S. 70. Nach S. 71, Anm. 1. rechnet er offenbar auch mit der Möglichkeit, daß, genau so wie nach seiner Ansicht in den Ann. S. Amandi, auch in den Einhardannalen ursprünglich das Wort *delocare* oder *desolare* gestanden hat und dann auf Grund eines Mißverständnisses durch *decollare* ersetzt worden sei. Außer den genannten Quellen zieht Bauer noch die *Annales Fuldenses* heran (vgl. ihren Bericht zu 782 in der Ausgabe von F. Kurze, 1891 S. 10), von denen er behauptet, daß sie gut unterrichtet seien, und die er jedenfalls über die Reichsannalen und die Einhardannalen stellt. Wie Bauer dazu kommt, ist mir völlig unverständlich. Es wird von niemand bezweifelt, und ist auch garnicht zu bezweifeln, daß die Ann. Fuld. in ihren ältesten Teilen bis zum Ende der dreißiger Jahre des 9. Jahrhunderts eine ganz selbändige Quelle sind, die aus den Reichsannalen resp. Einhardannalen schöpfen (wie man schon aus der Einrichtung des Druckes bei Kurze sehen kann): ein eigener Quellenwert kommt ihnen überhaupt nicht zu, es sei denn höchstens im Sinne einer Bestätigung der Reichsannalen und Einhardannalen. Ich berücksichtige daher die Ann. Fuld. im folgenden nicht weiter. Da auch sie, im Anschluß an die Einhardannalen, von einer *decollatio* der Sachsen reden, also gegen Bauer sprechen, so sind sie für die Begründung seiner These ja mindestens belanglos, und ich unterschlage also im schlimmsten Fall nicht ein Argument für Bauer, sondern gegen ihn. — Tatsächlich gibt es außer den genannten Quellen zum Jahr 782 noch ein paar andere, die Bauer freilich nicht heranzieht; sie sind auch recht bedeutungslos; von ihnen wird weiter unten S. 20 Anm. 46 die Rede sein.

an, und diese ist noch von anderen Kriterien abhängig, als von ihrem Alter.

Nun ist schon Bauers Ansicht, daß die Annales Petaviani und Mosellani sowie die Annales S. Amandi älter seien und den Ereignissen näher stünden als die Annales regni Francorum, zum mindesten nicht erwiesen²⁰. Man hat auch vermutet, daß im Gegenteil die drei Quellen von den Reichsannalen abhängig und damit natürlich jünger seien als diese²¹. Aber wenn das auch recht unwahrscheinlich ist²², so steht doch alles, was sich über die Entstehung jener Quellen sagen läßt, auf so schwankendem Boden, daß etwas Bestimmtes über ihr Alter nicht auszumachen ist. Man glaubt zwar im allgemeinen, sie seien für die hier in Betracht kommende Zeit etwa gleichzeitig mit den von ihnen geschriebenen Ereignissen abgefaßt. Dieses Urteil ist aber im besten Falle nur ganz allgemein und sozusagen in groben Umrissen richtig²³. Es ist wohl anzunehmen, daß die meisten Nachrichten dieser Quellen auf eine gleichzeitige Überlieferung zurückgehen; aber damit ist nichts darüber gesagt, daß ihre Abfassung nicht auch eine ganze Reihe von Jahren später erfolgt, und daß manche ihrer Angaben recht sekundär, von anderen Quellen abgeleitet und verstümmelt sein können. Irgend eine Vorzugsstellung kann man ihnen in dieser Hinsicht gegenüber den Annales regni Francorum sicher nicht einräumen; und vor allem kann von einer Abfassung der Annales Petaviani am Hofe, für die Bauer eintritt, keine Rede sein²⁴.

²⁰ Über diese Quellen kann man sich im allgemeinen in dem heute freilich vielfach veralteten Buch von W. Wattenbach informieren, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 7. Aufl. (1904) S. 158 ff.

²¹ Das hat vor allem L. Halphen in seinen Etudes critiques sur l'histoire de Charlemagne (1921) getan; auch früher schon hat man wenigstens in den Petaviani nur ein schlechtes Exzerpt aus den Reichsannalen gesehen; vgl. Wattenbach S. 161 Anm. 3. Man wird freilich, wie auch Wattenbach betont, an der Selbständigkeit der drei Quellen und vor allem der Annales Petaviani und der Mosellani, mindestens in ihrem Hauptmaterial festhalten müssen.

²² Bei einzelnen Nachrichten der Ann. S. Amandi könnte es wohl noch am ersten zutreffen.

²³ Auch Wattenbach meint S. 161, wenn man die genannten Annalen als gleichzeitig und zuverlässig bezeichne, so sei das nur relativ gemeint.

²⁴ Die Vermutung, die Ann. Petav. stammten vom Hofe, findet sich auch bei Wattenbach S. 161 f. Der einzige Grund hierfür ist die Tatsache, daß man bei ihrem Mangel an lokaler Färbung ihre Entstehung nicht einem bestimmten Kloster zuweisen kann. Ein etwas dürftiger Grund, mit dem man sehr viele Annalen für den Hof in Anspruch nehmen könnte, wo dann sehr merkwürdige und sehr unwissende Hofannalisten geschrieben haben müßten!

Von den *Annales regni Francorum*²⁵ nimmt man im allgemeinen an, daß sie seit dem Jahre 788 gleichzeitig mit den Vorgängen, über die sie berichten, abgefaßt und daß also die Jahresberichte über die vorangegangenen Jahre und demnach auch über 782 in diesem Jahre 788 niedergeschrieben sind. Aber selbst wenn dieser Termin, wie mitunter auch vermutet wird, noch ein paar Jahre später liegen sollte, so ist doch gar keine Frage und wird von niemand bestritten, daß sich die Reichsannalen für die Zeit vor 788 auf gleichzeitige Aufzeichnungen und Überlieferungen stützen und daß man sie daher mit Fug und Recht in mindestens dem gleichen Sinne, wie es gegenüber den vorhin besprochenen Quellen geschieht, als gleichzeitige Quelle ansehen kann.

Worauf es jedoch in erster Linie ankommt: die Reichsannalen sind an Umfang und Genauigkeit ihrer Kenntnisse und des von ihnen überlieferten Materials jenen drei anderen Quellen turmhoch überlegen. Ranke hat seinerzeit die Vermutung ausgesprochen, daß sie am Hofe entstanden seien und demnach einen offiziellen Charakter hätten²⁶; und diese Vermutung wird im allgemeinen als erwiesene Tatsache betrachtet. Aber wenn mir dafür auch ein sicherer Beweis zu fehlen und Heinrich v. Sybels Ansicht, der in den Reichsannalen nur ein gutes Vorkoster Klostergewächs sehen wollte²⁷, noch keineswegs völlig abgetan zu sein scheint, so ist doch soviel vollkommen sicher, daß die *Annales regni Francorum* die ausführlichste und am besten orientierte Quelle sind, die wir über die Zeit Karls d. Gr. überhaupt besitzen. Unsere Kenntnis der Geschichte Karls beruht zum größten Teil oder doch in erster Linie auf ihnen. Zwar geben auch sie keineswegs einen lückenlosen und auch nicht immer einen ganz fehlerfreien Bericht, aber sie erweisen sich doch, soweit man sie an anderm Material kontrollieren kann, in allem Wesentlichen als sehr gut unterrichtet und meist ganz zuverlässig — auch für die Jahre vor 788, in denen sie nicht unmittelbar gleichzeitig geschrieben sind. Neben ihnen erscheinen die *Annales Petaviani*, *Mosellani* und *S. Amandi* arm und dürftig und treten vor ihnen vollkommen in den Hintergrund.

²⁵ Vgl. über sie Wattenbach S. 210 ff.

²⁶ Vgl. L. v. Ranke, Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten, *Sämtliche Werke* 51 (1888) S. 95 ff.; der Aufsatz ist ursprünglich in den *Abhandlungen der Berliner Akademie* 1854 erschienen.

²⁷ Vgl. H. v. Sybel, *Die karolingischen Annalen*, §3. 42 (1879) S. 260 ff., besonders S. 287.

Es ist vielleicht nützlich, sich das, ehe wir uns wieder den Berichten von 782 zuwenden, an ein paar Beispielen klar zu machen. Man vergleiche z. B., was die drei kleineren Annalen zu 775 und 783 sagen, mit dem, was die Reichsannalen erzählen. Zu 775 wissen die Annales Petaviani nur von der Eroberung der Sigiburg und der Tödtung vieler tausend Heiden zu berichten (welch letztere Behauptung noch dazu unrichtig sein dürfte). Die Annales Mosellani erzählen von einer Verwüstung Sachsens und der Eroberung der Sigiburg und der Gresburg, die Annales S. Amandi lediglich von einem Kriege Karls in Sachsen und der Einnahme der Sigiburg. Von den zahlreichen Einzelheiten, die die Reichsannalen bringen, hat keine der drei Quellen eine Ahnung. Nach ihren Angaben müßte man annehmen, daß Karl überhaupt nicht über die Weser gedrungen ist. Sie wissen nichts von dem Gefecht am Brunsberg, nichts von dem Zug zur Oker und der Unterwerfung Hassis, sie sagen nichts von den Vorgängen im Buffigau und der Unterwerfung Bruno's und der Engern. Eben- sowenig erfährt man von ihnen etwas über das Gefecht bei Lübbecke und die Unterwerfung der Westfalen. Zu 783 erzählen die Annales S. Amandi von irgendwelchen Vorgängen in Sachsen überhaupt nichts. Die Petaviani reden ohne jede genauere Angabe von einer Schlacht an der Weser und einer Schlacht an der Hase. Die Mosellani berichten, ohne eine Ortsangabe zu machen, von zwei Schlachten, in denen die Franken gesiegt hätten und viele Sachsen gefallen seien. Den Namen Detmold, Karls Rückzug nach Baderborn, seinen Marsch von der Hase über die Weser an die Elbe, worüber die Reichsannalen uns ausführlich unterrichten, erwähnt keine der beiden Quellen.

Man könnte diese Beispiele beliebig vermehren. Genau so aber, wie in ihnen, verhält es sich, wie ein Blick in die oben abgedruckten Texte zeigt, in den Berichten zu 782, wobei wir natürlich zunächst von den umstrittenen Angaben über die Ereignisse in Verden selbst absehen. Zwar enthalten die Mosellani zu diesem Jahr eine sicher gute und glaubwürdige Nachricht, die keine andere Quelle, auch nicht der Reichsannalist bringt, nämlich die Nachricht, daß Karl zu Lipp Springs Grafen in Sachsen eingesetzt habe. Und weiter ist zugegeben, daß die Reichsannalen zu diesem Jahr eine verkehrte Nachricht bieten, indem sie von einem fränkischen Sieg am Süntel reden. Aber dadurch wird das Bild, das wir bisher

von der Überlegenheit der Reichsannalen über die drei anderen Quellen bekommen haben, doch nicht geändert. Wenn der Reichsannalist die fränkische Niederlage am Süntel in einen Sieg umfälscht, (wobei er übrigens ziemlich deutlich sein schlechtes Gewissen und sein besseres Wissen verrät²⁸) so beweist das, daß er, was wir auch sonst feststellen können, tendenziös ist, aber nicht, daß er nichts gewußt hat. Daß er, wie zu erwarten, auch zu 782 recht gut Bescheid wußte, ergibt sich z. B. gerade für die Schlacht am Süntel aus der Nennung eben des Namens Süntel und der Namen der fränkischen Kommandanten. Die Kenntnisse der Annales Mosellani aber über den Reichstag von Lipp Springse werden durch ihre Unkenntnis auf anderen Gebieten wieder reichlich aufgewogen und überwogen. Im Gegensatz zu den Reichsannalen sagen sie weder etwas von dem Erscheinen der dänischen noch der avarischen Gesandtschaft in Lipp Springse und ebenso wenig von dem Verhalten Widukinds während dieses Reichstages. Ganz dürftig aber sind die Auskünfte, die sie dann über die folgenden Ereignisse geben. Sie wissen nichts von dem Slavenaufstand, der, wie die Reichsannalen berichten, den Anlaß für das Einrücken eines neuen fränkischen Heeres in Sachsen bildete. Sie sagen zwar, daß die Sachsen sich empörten und daß dabei einige Franken umgekommen seien; aber wie das alles verlaufen ist, von der Schlacht am Süntel, von den Namen der fränkischen Heerführer, ja überhaupt nur von dem Vorhandensein ihres Heeres, verraten sie kein Wort. Noch kümmerlicher sind die Angaben der Petaviani. Sie wissen zwar, daß in Lipp Springse eine avarische Gesandtschaft zugegen war. Aber dann ergehen sie sich nur in den allerallgemeinsten Wendungen über einen Abfall der Sachsen; irgendeine Andeutung seines Verlaufes und besonders der Schlacht am Süntel sucht man in ihnen vergeblich. Die Annales S. Amandi endlich fassen die Ereignisse vor der Verdener Katastrophe in fünf Worten zusammen, in denen sie sagen, daß die aufständischen Sachsen viele Franken getötet hätten²⁹.

²⁸ Das äußert sich vor allem darin, daß er sagt, die Missi hätten dem König vor der Schlacht am Süntel keine Mitteilung über den sächsischen Aufstand gemacht; der Reichsannalist macht ihnen daraus offensichtlich einen Vorwurf; wenn sie aber am Süntel gesiegt hätten, dann war dieser Vorwurf gegenstandslos. Außerdem gibt der Annalist zu, daß zwei von den drei Missi in der Schlacht fielen.

²⁹ Zweifellos hat Bauer recht, wenn er S. 48 sagt, daß eine Quelle noch nicht deshalb, weil sie am ausführlichsten ist, nun auch am besten unter-

Aber nicht bloß die Reichsannalen sind in ihrem Verhältnis zu den drei kleineren Quellen von Bauer nicht richtig eingeschätzt worden; nicht weniger irrig ist seine Anschauung von den sogenannten Einhardannalen⁸⁰. Gewiß, es ist mindestens fraglich, ob sie von Einhard stammen, und es ist richtig, daß, wenn sie von ihm stammen, ihr Verfasser im Jahre 782 erst ein zwölfjähriges Kind im Fuldaer Kloster gewesen ist, das noch nicht viel politische Neuigkeiten erfahren haben dürfte. Aber alles das ist für die Bewertung der Einhardannalen völlig belanglos. Die Einhardannalen sind, gleichgültig, wer auch ihr Verfasser gewesen sein mag, in den ersten Jahrzehnten des neunten Jahrhunderts, vielleicht um 820, vielleicht auch etwas früher oder etwas später verfaßt worden. Sie stellen eine Bearbeitung der Reichsannalen dar und stützen sich fast durchweg auf das Material, das diese bieten. Wie weit ihr Verfasser darüber hinaus selbständig Bescheid gewußt hat, ist in vielen Fällen umstritten und schwer zu sagen. Im allgemeinen beschränkt sich seine Bearbeitung auf eine sprachliche Verbesserung und stilistische Glättung, und wenn er in sachlicher Hinsicht ändert, so ist oft nicht sicher, ob er das aus besserer Kenntnis der Dinge oder nur auf Grund von Kombinationen und dem Bestreben tut, möglichst anschaulich zu schildern. Aber trotzdem ist keine Frage, daß es wenigstens einige Partien der Einhardannalen gibt, in denen sie die Reichsannalen wirklich verbessern, und für die ihrem Verfasser vorzügliche Informationen zur Verfügung standen⁸¹. Dahin gehört nun gerade der Jahresbericht zu 782. Mag der Annalist Einhard gewesen sein oder nicht, mag er aus eigener Kenntnis über die Vorgänge dieses Jahres auch gar nichts gewußt haben, so hat er doch Quellen und Überlieferungen besessen, die ein eigenes unmittelbares Wissen reichlich ersetzen. Der Einhardannalist weiß über die Vorgeschichte des Sachsenaufstandes von 782, über den Aufstand und seine Bekämpfung, vor allem über die Schlacht am

richtet sein müsse. Es kommt oft genug vor, daß gerade sehr ausführliche Berichte auf Fabeleien, Legenden und Sagenbildungen beruhen. Aber davon kann bei den Reichsannalen, die im allgemeinen jeder Kontrolle standhalten, keine Rede sein.

⁸⁰ Vgl. über sie Wattenbach S. 219 ff.

⁸¹ Das betont schon Hanke S. 114 f., der sonst, wohl mit Recht, die Reichsannalen wesentlich über die Einhardannalen stellt.

Süntel, ausgezeichnet Bescheid. Er erzählt selbständig in der genauesten Weise eine Fülle von Einzelheiten, die völlig einwandfrei erscheinen⁸², und auch von niemand, auch von Bauer nicht, jemals bezweifelt worden sind. Wenn der Annalist aber so gute Nachrichten über den Sachsenaufstand von 782 besaß, so ist kaum anzunehmen, daß ihm über das Hauptereignis dieses Jahres, die Beendigung des Aufstands, gar keine Überlieferungen mehr zur Verfügung standen. Tatsächlich zeigt sich, daß er auch in diesem Punkte mehr wußte, als ihm der Reichsannalist übermittelte, wobei wir natürlich zunächst wieder von dem umstrittenen Faktum der Sachsenhinrichtung selbst absehen. Der Einhardannalist erzählt, über die Reichsannalen hinausgehend, daß es die sächsischen primores gewesen seien, die vor Karl erschienen und ihm die Schuldigen auslieferten; und vor allem weiß er als Ort der Katastrophe Verden zu nennen, wovon der Reichsannalist oder eine andere gleichzeitige Quelle auch nichts sagt⁸³. Man wird nach alledem die Einhardannalen für die Verdener Ereignisse als eine selbständige und jedenfalls gut informierte Quelle betrachten dürfen.

Untersuchen wir nach diesen Feststellungen zunächst, was der Reichsannalist über die Vorgänge in Verden sagt. Wenn ihn Bauer gegenüber den Annales Petaviani, Mosellani und S. Amandi auch an die zweite Stelle zu rücken versucht, so erklärt er ihn doch, wie wir sahen, nicht einfach für unglaubwürdig. Aber er behauptet, daß er von einer Hinrichtung der Sachsen nichts wisse, sondern nur etwas über ihre Auslieferung an Karl auf Gnade und Ungnade sage. Bauer meint, man komme gegenüber den Worten: Saxones . . . reddiderunt . . . malefactores . . . ad occidendum, quod ita et factum est, mit einer Worterklärung

⁸² Man mag manche Einzelheiten, wie etwa die Angabe, daß der Reichstag von Lippisprunge einige Tage gedauert habe, als Kombinationen und Vermutungen des Annalisten preisgeben — es bleiben noch genug übrig, die sein vorzügliches Wissen beweisen. Vgl. oben S. 5 Anm. 18. Man hat vermutet, daß die Kenntnisse des Einhardannalisten auf den Grafen Theoderich oder dessen Umgebung zurückgehen, den er außer bei der Schlacht am Süntel auch sonst erwähnt. Das ist indessen ungewiß und für uns hier auch gleichgültig — die Hauptsache ist, daß der Annalist zu 782 genau und zuverlässig erscheint. Über die, freilich verhältnismäßig geringen Irrtümer, die man ihm in seiner Schilderung der Süntelschlacht geglaubt hat nachweisen zu können, vgl. unten S. 27 ff. den Exkurs.

⁸³ Darüber, daß die erste Angabe richtig ist, vgl. weiter unten S. 23. Daß Verden als Ort der Katastrophe richtig überliefert ist, hat man wenigstens nie bezweifelt, und es liegt auch kein Grund dazu vor.

nicht aus, es helfe nur eine Sacherklärung. Aber einmal hat die Sacherklärung, die Bauer dann gibt, den Fehler, daß sie nicht stichhaltig ist⁸⁴. Zwar schildert im dritten Buch der *Gesta Friderici Rahewin* (von ihm und nicht von Otto von Freising, wie Bauer meint, stammt dieses Buch) ausführlich die Ergebung der Mailänder an Friedrich Barbarossa⁸⁵, und ähnliche Schilderungen einer Übergabe auf Gnade und Ungnade kann man auch sonst noch finden; aber gerade die Wendung *reddere ad occidendum*, die Bauer mit dieser Schilderung erklären möchte, findet sich bei Rahewin nicht. Sodann und vor allem aber, warum ist diese Sacherklärung überhaupt nötig? Der Wortlaut der Reichsannalen ist doch ohne jede Sacherklärung völlig verständlich, und auch Bauer zeigt nicht, daß er es nicht ist. Bauer meint selbst, die Abschreiber der Reichsannalen und der Einhardannalist hätten den Reichsannalisten so verstanden, daß die Ausgelieferten hingerichtet seien. In der Tat, er ist garnicht anders zu verstehen. Wenn man seine Worte unvoreingenommen und wörtlich übersezt, so heißen sie einfach: die Sachsen überlieferten die Übeltäter zur Tötung, was auch so geschah. Selbst wenn man zugeben wollte, *reddere ad occidendum* könne auch ausliefern auf Gnade und Ungnade heißen (was sich nicht beweisen läßt und dem Wortsinne jedenfalls widerspricht), so würde doch durch den Nachsatz *quod ita et factum est* gesagt, daß nicht Gnade, sondern Ungnade gewaltet habe. Der Reichsannalist erweist sich hier wie an anderen Stellen nicht gerade als formvollendeter Stilist, aber er sagt mit diesem Nachsatz doch ganz deutlich und einwandfrei, daß die Tötung der Ausgelieferten wirklich vollzogen wurde⁸⁶. Bauers Ansicht, der Nachsatz solle nur bedeuten, die Auslieferung sei vollzogen worden, ist nichts als eine Verlegenheitsauskunft; denn wenn sie richtig wäre, so hätte der Reichsannalist ganz sinnlos zweimal dasselbe gesagt, und er hätte das Wichtigste, nämlich, was aus den Ausgelieferten wurde, „seltsamerweise“, wie Bauer selbst sagt, verschwiegen. Wenn Bauer aber vermutet, es habe in den Reichs-

⁸⁴ Das betont auch Kundnagel a. a. D. S. 464. Was hier über die Rechtsformel für eine Ergebung auf Gnade und Ungnade in karolingischer Zeit gesagt wird, scheint mir so freilich nicht richtig zu sein.

⁸⁵ Vgl. *Otonis et Rahewini Gesta Friderici*, III c. 48, Hsg. v. B. v. Simson (1912) S. 224 f.

⁸⁶ Das hat bereits Schäfer a. a. D. S. 24 mit aller Schärfe gegen v. Bippen, der schon ähnlich wie Bauer argumentiert hatte, betont.

annalen ursprünglich noch ein Satz über die Deportation der ausgelieferten Sachsen gestanden, der dann in allen uns bekannten Handschriften verloren ging, so schwebt das völlig in der Luft; mit dieser Methode kann man in jede mittelalterliche Quelle alles hineininterpretieren und das Gegenteil von dem aus ihr herauslesen, was sie sagt⁸⁷.

Daß der Einhardannalist mit klaren Worten von einer Hinrichtung der Sachsen in Verden spricht, ist vollkommen deutlich, und wird von niemand, auch von Bauer nicht, bestritten. Nach dem, was oben über den Quellenwert der Einhardannalen gesagt worden ist, bedeutet das aber, daß durch sie die Angaben der Reichsannalen bestätigt werden.

Nun redet noch eine dritte von den hier behandelten Quellen von einer Exekution an den Sachsen, die Annalen von St. Amand, die sagen: Karlus congregatos Saxones iussit eos decollare. Bauer behauptet zwar, es sei hier ursprünglich nicht von einem decollare, wie wir lesen, sondern von einem delocare oder desolare die Rede gewesen. Aber abgesehen davon, daß die Worte delocare und desolare ganz ungebräuchlich sind⁸⁸, und vor allem in dem Sinn, den Bauer hier braucht, „deportieren“, sonst gar nicht gebraucht werden⁸⁹, fehlt dieser Behauptung doch wirklich jede Spur eines Beweises, und sie stellt nichts als eine *Petitio principii* dar. Bauer vertritt sie auf Grund der Ergebnisse, die

⁸⁷ Dabei will ich durchaus nicht bestreiten, daß außer den Hinrichtungen 782 auch Deportationen vorgekommen sein können; darauf weisen die *Annales Petaviani* hin, und ein Argument dafür könnte man auch aus Reginos Chronik entnehmen. Wie Bauer freilich S. 67 in den Angaben dieser Chronik zu 782 eine Bestätigung seiner Interpretation der Reichsannalen finden will, verstehe ich nicht. Regino, hg. von F. Kurze (1890) S. 53 f. schreibt im engsten Anschluß an die Reichsannalen: *Saxones . . . reddiderunt seditiosos, qui illam rebellionem maxime terminaverunt, ad occidendum quattuor milia quingentos viros . . . Interfectis itaque seditiosis exilioque dampnatis rex in Franciam reversus est.* Woher Regino, der mehr als hundert Jahre nach dem Reichsannalisten schrieb, seine Nachrichten von der Exilierung von ausgelieferten seditiosi hatte, wissen wir nicht; aber auch wenn er sie, wie Bauer vermutet, aus einer uns verlorenen alten Rezension der Reichsannalen bezogen hätte, so hat doch Regino außerdem die Nachricht, daß die ausgelieferten seditiosi wenigstens zum Teil auch getötet worden sind. Also auch diese Nachricht müßte in jener Rezension gestanden haben, und darauf kommt es an. — Alles das würde die Glaubwürdigkeit der Reichsannalen nicht erschüttern: auch die beste Quelle hat Lücken.

⁸⁸ In der Literatur der Karolingerzeit scheinen diese Worte überhaupt nicht vorzukommen. Das betont auch Schmitt in seinem oben Anm. 9 erwähnten Aufsatz.

⁸⁹ *Delocare* hat, wo es später überhaupt auftaucht, anscheinend den Sinn von „absetzen“ gehabt; vgl. Du Cange unter *delocare*.

er aus den *Annales Petaviani* und *Mosellani* gewonnen hat. Sind diese Ergebnisse nicht richtig, so fällt natürlich jeder Grund fort, die *Annales S. Amandi* in Bauer's Sinn zu verbessern⁴⁰. Jedenfalls paßt das, was sie sagen, völlig zu den Angaben der *Reichsannalen* und der *Einhardannalen* und ist daher fürs erste als eine Bestätigung dieser Angaben anzusehen⁴¹.

Bauer stützt seine Thesen nicht auf die bisher in ihren Nachrichten über das Jahr 782 behandelten Quellen, sondern auf die *Annales Petaviani* und *Mosellani*. Um seine Thesen aber überhaupt durchführen zu können, hat er nötig, den in Wirklichkeit unbefreitbaren Quellenwert der *Reichsannalen* und der *Einhardannalen* zu bestreiten, die *Reichsannalen* so zu interpretieren, wie sie nicht interpretiert werden können, und die *Annales S. Amandi* etwas anderes berichten zu lassen, als sie tatsächlich berichten, d. h. kurz gesagt, Bauer hat nötig, drei von den fünf zur Verfügung stehenden Quellen, die alle drei das Gegenteil von dem sagen, was nach seiner Ansicht gesagt werden mußte, zu vergewaltigen! Sind nun die Angaben der *Annales Mosellani* und der *Petaviani* wirklich so beschaffen, daß sie dieses Verfahren rechtfertigen? Es ist nicht der Fall. Vielmehr lassen sie sich recht gut mit den Nachrichten der drei andern Quellen vereinigen, ohne daß es erforderlich wäre, gegen sie Methoden anzuwenden, wie sie Bauer gegen jene Quellen angewandt hat.

Wenn die *Annales Petaviani* schreiben: *caederunt Franci de Saxones multitudo hominum*, so wird man Bauer zwar gern

⁴⁰ Bauer meint, außer in den *Ann. S. Amandi* habe noch in den *Ann. Fuld.*, ursprünglich statt des Wortes *decollatio* das Wort *delocatio* gestanden und sei dann ebenso, wie in den *Ann. S. Amandi* verbessert worden. Dieselbe Möglichkeit nimmt er dann auch noch für die *Ann. qui dic. Einh. an* (vgl. oben S. 9 Anm. 19), wozu noch die von *Rundnagel* S. 465 erwähnten *Ann. Sithienses* kommen. Da die *Ann. Fuld.* und die *Ann. Sith.* die *Einhardannalen* ausschreiben und die *Ann. S. Amandi*, mindestens in ihrem Bericht zu 782 auch von ihnen abhängig sein könnten (vgl. dazu die nächste Anm.), so wäre es immerhin denkbar, daß die Verbesserung aus *delocatio* in *decollatio* in den *Einhardannalen* erfolgt und dann durch die anderen Annalisten einfach abgeschrieben ist; damit berichtigt sich das, was *Rundnagel a. a. D.* sagt. Aber es versteht sich von selbst, daß die Annahme einer ursprünglichen *delocatio* in den *Einhardannalen* genau so in der Luft schwebt, wie für die *Annales S. Amandi*, ganz abgesehen davon, daß sie dort absolut nicht in den Text hineinpaßt: *una die delocati* wäre natürlich sinnlos.

⁴¹ Freilich ist auf diese Bestätigung nicht sehr viel zu geben, da die *Ann. S. Amandi* keine bedeutende Quelle sind und gerade in ihrem Bericht zu 782, worauf die auffällige Übereinstimmung in der Wortwahl hindeuten könnte, von den *Einhardannalen* abhängen könnten; das vermutet auch *Rundnagel* S. 475 Anm. 1, wo freilich zu Unrecht die *Reichsannalen* genannt werden.

zugestehen, daß man bei diesen Worten zunächst an eine Schlacht und an eine Tötung der Sachsen im Kampfe denken möchte. Aber das geschieht doch nur auf Grund der stillschweigenden Überlegung, daß im Kriege im allgemeinen in einer Schlacht getötet wird, und daß man daher zunächst, wenn in Karls Sachsenkriegen von caedere die Rede ist, sich eben eine Schlacht vorstellt. Daß es aber tatsächlich so war, sagen die Petaviani mit ihrem völlig farblosen und unbestimmten Ausdruck keineswegs, und wenn man Veranlassung hat, anzunehmen, daß die Tötung der vielen Sachsen nicht in einer Schlacht sondern bei einer Exekution erfolgte, so erheben sie dagegen keinen Widerspruch. Am allerwenigsten aber ist ein solcher Widerspruch daraus zu entnehmen, daß die Annales Petaviani außer von einer Tötung der Sachsen von einer Wegführung vieler Gefangener reden. Ob sie mit dieser zweiten Mitteilung recht haben, läßt sich schlechterdings nicht entscheiden, da die anderen einigermaßen gleichzeitigen Quellen davon nichts sagen. Aber wenn diese Mitteilung auch, was recht gut möglich ist, den Tatsachen entspricht, so schließt sie doch natürlich die Vollziehung von Hinrichtungen in keiner Weise aus⁴².

Auch das ist Bauer zuzugeben, daß der Ausdruck der Annales Mosellani: *ingentem Saxonum turbam atroci confodit gladio* zunächst, und jedenfalls in noch stärkerem Maße als das bei den Worten der Petaviani der Fall ist, als Bericht über eine Feldschlacht verstanden werden kann. Zwar ist die Behauptung Bauers, daß das Wort *gladius* nicht als Ausdruck für das Richtschwert verwandt werden könne, entschieden irrig⁴³; aber das Wort *confodere*, durchbohren, paßt doch besser für das Töten in einer Schlacht als bei einer Hinrichtung, auch wenn man die Frage, auf welche Art die Hinrichtung etwa vollzogen wurde⁴⁴, zunächst ganz offen läßt. Wenn freilich Bauer weiter meint, der Annalist sei in seinem Satz außerordentlich plastisch und anschaulich und lasse das Bild einer wogenden Schlacht vor uns erstehen, so kann ich dem durchaus nicht zustimmen. Der Satz: „Karl durchbohrte mit grausamem

⁴² Vgl. dazu oben S. 17 Anm. 37. Ebenso gut ist möglich, daß Karl, was nun wieder die Ann. Mosell. als einzige Quelle sagen, Sachsen verwüstet hat.

⁴³ Daß *ensis* und *gladius* dasselbe bedeuten, und daß *gladius* stets ohne weiteres auch als Richtschwert gebraucht wird, hat bereits R u n d n a g e l S. 462 mit Recht betont; ebenso W. Schmitt in dem oben Anm. 9 zitierten Aufsatz.

⁴⁴ Vgl. weiter unten S. 24 f.

Schwert eine ungeheuer große Schar Sachsen“ scheint mir weder ein plastisches noch ein anschauliches Bild zu ergeben, und wenn man das sonst stümperhafte Latein des Annalisten berücksichtigt, so wird man vermuten dürfen, daß in seiner phrasenhaft aufgeputzten aber ganz ungeschickten und schiefen Wendung nicht so viel zu suchen ist, wie Bauer findet. Man wird vielmehr D. Schäfers Bemerkung, daß sich hinter diesem Satz schließlich doch die Sachsenhinrichtung verbergen könne⁴⁵, garnicht für so abwegig halten, wie Bauer tut, zumal das Wort *atrox* doch immerhin als Hinweis auf so etwas gedeutet werden könnte. Aber selbst wenn man mit Bauer daran festhält, daß der Mosellannalist hier an eine Schlacht gedacht hat, so ist damit doch nicht viel gewonnen. Wie wir bereits gesehen haben, beweisen die *Annales Mosellani* überall, daß ihr Verfasser im allgemeinen nur ein recht dürftiges Wissen besaß; er hat nur eine ganz ungefähre und schattenhafte Vorstellung von den Ereignissen; genauere Einzelheiten bleiben ihm meistens unbekannt. Auf welche Weise ihm seine Nachrichten zugekommen sind, wissen wir nicht; sie mögen jedenfalls oft genug über viele Mittelsmänner und vielfach entstellt zu ihm gelangt sein. Wenn aber etwa ein Gerücht derart: die aufständischen Sachsen sind niedergemetzelt, oder: der Sachsenaufstand ist in Blut erstickt, zu ihm drang, dann war damit ohne weiteres die Grundlage zu seinem Bericht gegeben. Jedenfalls tut man diesem Annalisten, der zum Jahre 782 weder von dem Slavenaufstand noch von der Schlacht am Süntel etwas weiß, schwerlich unrecht, wenn man annimmt, daß er auch über die Verdenener Vorgänge kein zuverlässiges Wissen besaß⁴⁶.

⁴⁵ *A. a. O.* S. 34 f.

⁴⁶ Übrigens könnte man, wie schon L. v. Borch, *Zur Hinrichtung der Sachsen*, *Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst* 12 (1893) Sp. 127 bemerkt, wie offenbar auch Schäfer vermutet hat, und wie auch Rundnagel S. 471 ff. meint, die Worte der *Ann. Petav. und Mosell.* wenigstens teilweise damit erklären, daß man annimmt, die gefangenen Sachsen seien in Verden vom fränkischen Heer niedergemacht worden. Freilich scheint dieser Ansicht der Einhardannalist zu widersprechen, vgl. dazu unten S. 24 f. — Wir haben außer den bisher behandelten noch ein paar weitere, allerdings recht sekundäre und wenig wertvolle Quellen zu 782. So schreiben die *Ann. Guelpherbytani*, die mit den *Ann. Nazariani* und *Alamannici* identisch sind, SS. 1 S. 40: *iterum rex cum exercitu Francorum super Saxones*. Die *Kleine Borscher Frankenchronik*, *NA* 36 (1911) S. 32 meint in einem, wie in dieser Chronik üblich, freilich nicht genau datierten und datierbaren Bericht, der sich auch ebenfogut oder besser, als auf 782, auf 779 (oder auch 783) beziehen könnte: *Carolus Saxones obprimit et adversantes sibi Dei auxilio superat*. Die *Ann. Sangallenses Baluzii* SS. 1 S. 63 sagen: *rex Karolus plures de Saxonis*

Es kommt in der Geschichte des frühen Mittelalters sehr oft vor, daß wir über ein Ereignis verschiedene, genaue und weniger genaue, Nachrichten haben, die sich unter Umständen auch einmal widersprechen; es liegt nun einmal in der Natur der Sache, daß verschiedene Quellen verschieden informiert sind. Wenn man das Verfahren, das Bauer zu 782 angewandt hat, nämlich, den ungenauen und wenig wissenden Quellen zuungunsten der gut unterrichteten den Vorzug zu geben, zum System erheben wollte, so müßte ungefähr die gesamte Geschichte des frühen Mittelalters umgeschrieben werden. So wenig das nötig und möglich ist, ist es nötig oder auch nur möglich, die Tatsache der Sachsenhinzrichtung in Verden zu leugnen⁴⁷.

3.

Gegen die Geschichtlichkeit der Hinrichtungen in Verden hat Bauer nicht bloß quellenkritische Bedenken geäußert, sondern auch Einwände sachlicher Art erhoben, denen er freilich selbst nur ein geringeres Gewicht beilegt. Seine aus den *Annales Petaviani* geschöpfte Ansicht, daß Karl den Sachsenaufstand von 782 nicht mit Todesurteilen, sondern mit Deportationen bestraft habe, versucht er mit dem zu stützen, was man über sonstige Vergeltungsmaßregeln Karls in Sachsen weiß. Er meint, nach der Gesetzgebung von

interfecit. Bauer hat, durchaus mit Recht, ebenso wie vor ihm schon v. Bippen und Schäfer, diese Angaben gar nicht erwähnt. Aber sie scheinen mir doch ein gutes Beispiel dafür zu bieten, wie dürftige und wenig wissende kleine Annalen die Ereignisse ganz verschwommen und verwässert darstellen, sodaß man aus ihnen alles oder nichts entnehmen kann. Wenn man diese Annalen genau interpretieren wollte, so müßte man aus der Kleinen Vorschier Frankenchronik wohl eine Feldschlacht (von der aber nicht feststünde, ob sie wirklich 782 geschlagen sein soll), aus den Sangallenses Baluzii dagegen eher eine Hinrichtung herauslesen, während die zuerst genannten Annalen ganz unergiebig bleiben. Aber es verbietet sich eben ganz von selbst, aus diesen kümmerlichen Nachrichten Folgerungen zu ziehen.

⁴⁷ Wie schon Schäfer S. 34 f. und auch Rundnagel S. 463 und 476 f. andeuten, wird die Tatsache der Hinrichtung auch durch die *Ann. Petav.* und *Mosell.* mindestens indirekt bewiesen. Die *Reichsannalen* und die *Einhardannalen* beweisen durch ihr Schweigen einwandfrei, daß nach der Schlacht am Süntel in Sachsen keine Schlacht stattgefunden hat, in der die Franken etwa die Sachsen besiegt haben, denn eine solche Schlacht hätten die beiden Quellen sicher nicht verschwiegen; sie sind ganz frankenfreundlich, dazu recht genau und pflegen sonst den kleinsten fränkischen Sieg zu registrieren. Wenn aber keine Schlacht stattgefunden hat, so bleibt weiter garnichts übrig, als die Angaben der *Ann. Petav.* und *Mosell.* über die Tötung der Sachsen auf Verden zu beziehen.

776 und 777 habe in Sachsen auf Abfall von den Franken nicht der Tod, sondern der Verlust der Freiheit und des Vermögens gestanden, und tatsächlich habe Karl sächsische Aufstände wohl sehr häufig mit Deportationen, aber nie mit Hinrichtungen beantwortet. Von alledem abgesehen aber sei es schwer zu verstehen, wie Karl sich überhaupt der Sachsen, die hingerichtet werden sollten, habe bemächtigen können.

Es ist zwar richtig, daß 776 und 777 in Sachsen nicht die Todesstrafe, sondern der Verlust gewisser Vermögens- und Freiheitsrechte für den Abfall von den Franken angedroht war. Aber nicht richtig ist die Meinung, daß die 776 und 777 erlassenen Gesetze im Herbst 782 noch gültig waren. Höchstwahrscheinlich ist auf dem Reichstag von Lippspringe im Sommer 782 die Capitulatio de partibus Saxoniae beschlossen worden⁴⁸, die auf Abfall von den Franken und vom Christentum die Todesstrafe setzte. Aber selbst, wenn die Capitulatio damals noch nicht erlassen sein sollte, so ist doch vollkommen sicher, daß 782 in Lippspringe die fränkische Grafschaftsverfassung in Sachsen eingeführt und damit die Eingliederung Sachsens in das fränkische Reich vollzogen wurde⁴⁹. Von diesem Augenblick an stand dem fränkischen Reichsrecht entsprechend auf Hochverrat die Todesstrafe. Nun ist zwar richtig, daß Karl nach allem, was wir wissen, auch in der späteren, auf 782 folgenden Zeit in Sachsen Todesurteile im allgemeinen nicht hat vollstrecken lassen, sondern statt dessen zu Landesverweisungen und Deportationen gegriffen hat. Aber wenn Karl später dieses weniger blutige Verfahren für angemessen hielt, so beweist das doch nicht, daß er es auch im Jahre 782 selbst angewandt hat. Damals war wenige Wochen vor dem sächsischen Aufstand und seiner Niederwerfung der Anschluß Sachsens an das Frankenreich vollzogen und das fränkische Reichsrecht mit seiner Androhung der Todesstrafe eingeführt. Die Sachsen waren dann vom König aufgeboten worden, zusammen mit fränkischen Truppen gegen die in ihr eigenes Land eingefallenen Slaven zu kämpfen. Sie hatten sich statt dessen empört und das Heer, mit dem sie zu-

⁴⁸ Vgl. dazu meinen Aufsatz Die Capitulatio de partibus Saxoniae, Sachsen und Anhalt 13 (1937) S. 65 ff.

⁴⁹ Vgl. dazu meinen Aufsatz Die Unterwerfung Sachsens durch Karl den Großen und der sächsische Adel, Sachsen und Anhalt 10 (1934) S. 30 ff., bes. S. 42.

sammen fechten sollten, am Süntel fast vernichtet, wobei angesehene Hofbeamte des Königs und eine Anzahl fränkischer Adliger gefallen waren. Wie man auch das Vorgehen Karls in Verden beurteilen mag, das wird man zugeben müssen, daß für ihn, wenn überhaupt jemals, gerade jetzt genug Gründe vorlagen, in Sachsen mit der vollen Strenge des Gesetzes einzuschreiten.

Gegen Bauers Einwand, es sei rätselhaft, wie Karl die Sachsen zur Hinrichtung in seine Hand bekommen konnte, ist zunächst zu bemerken, daß Bauer selbst ja annimmt, Karl habe die Aufständischen ins Frankenreich abführen lassen; also auch Bauer setzt voraus, daß er sie irgendwie in seine Hand bekommen hat; wenn sie aber einmal Karls Gefangene waren, dann dürfte es nicht schwerer gewesen sein, sie hinzurichten, als sie zu deportieren. Wie es aber im übrigen Karl gelungen ist, die Aufständischen in seine Gewalt zu bringen, das ist nicht so unerklärlich und unbekannt, wie Bauer meint. Die Reichsannalen sagen ausdrücklich, daß sie ihm von den Sachsen übergeben wurden, und die Einhardannalen fügen hinzu, daß es die sächsischen primores waren, die sie auslieferten. Das entspricht völlig der politischen Situation in Sachsen, wie wir sie während des ganzen Verlaufs der Sachsenkriege Karls von 772 an feststellen können⁵⁰. Das Land war in zwei Parteien zerfallen. Der sächsische Adel stand auf der Seite der Franken; der Widerstand gegen sie ging von den beiden unteren Ständen der Frilinge und Laten aus, die unter ihrem Führer Widukind nicht bloß gegen die Franken sondern auch gegen die Edlinge zu kämpfen hatten. Dem Adel gelang es meistens, in kurzer Zeit die Widerstandskraft gegen die fränkischen Heere zu lähmen. Ihm muß es auch im Jahre 782 gelungen sein, nach der Schlacht am Süntel den sächsischen Aufstand niederzuerwerfen⁵¹, sodaß, als Karl im Lande erschien, ihm die Schuldigen oder doch ein Teil von ihnen ausgeliefert werden konnten.

Wie sich alle diese Vorgänge und das, was dann in Verden folgte, im einzelnen abgespielt haben, darüber läßt sich bei der Sprödigkeit der Quellen irgend etwas Sicheres nicht sagen. Das gilt auch gegenüber dem Versuch Rundnagels, nachzuweisen, daß

⁵⁰ Vgl. dazu meine Schrift *Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken* (1933) und den in der vorigen Anmerkung zitierten Aufsatz.

⁵¹ Es ist zu vermuten, daß auch die in der Schlacht am Süntel ja unversehrt gebliebenen Truppen des Theoderich dabei mitgewirkt haben.

die gefangenen Sachsen nicht durch den Henker hingerichtet, sondern durch die Soldaten Karls niedergemacht wurden, und daß die Exekution am sogenannten Lugenstein in Verden erfolgt sei⁶².

Die Reichsannalen sind in ihrer Ausdrucksweise und die *Annales Mosellani* und *Petaviani* darin und in ihrem Wissen zu ungenau, als daß man ihren Worten über die Art der Hinrichtungen in Verden etwas Bestimmtes entnehmen könnte. Genauer äußern sich darüber nur die *Einhardannalen* und die *Annales S. Amandi*, die beide den Ausdruck *decollare* gebrauchen. Wenn auch zuzugeben ist, daß dieses Wort nicht unbedingt „enthaupten“ bedeuten muß, sondern daß es auch hin und wieder ganz allgemein für „hinrichten“ gebraucht wird, so ist es doch keine Frage, daß dabei in erster Linie an eine Enthauptung zu denken ist⁶³. Eine Enthauptung der Sachsen wäre aber natürlich durch den Henker vollzogen worden, den es zur Zeit Karls des Großen genau wie früher oder später gegeben hat⁶⁴. Anscheinend hat sich denn auch der *Einhardannalist* den Vorgang als eine Hinrichtung durch den Henker vorgestellt. Er sagt: *omnes una die decollati sunt*. Wenn es sich um eine Niedermetzlung von Gefangenen durch das fränkische Heer handelte, so wäre die Feststellung, daß sie an einem Tag erfolgte, ganz sinnlos, denn, mag die Zahl der Gefangenen noch so groß gewesen sein, eine durch das Heer vollzogene Niedermetzlung konnte doch höchstens das Werk weniger Stunden sein — es war also über-

⁶² Vgl. a. a. O. S. 472 ff. und 481 ff.

⁶³ Das ist zweifellos die nächstliegende und im allgemeinen auch gebräuchliche Übersetzung des Wortes. Das betont auch W. Schmitt in seinem oben Anm. 9 zitierten Aufsatz, und es wird ausführlich hervorgehoben in einem Artikel von Prof. Dr. Pabberg-Drenkpol, Karl der Große und das Blutgericht von Verden, *Deutsche Monatszeitung* (Rio de Janeiro) vom 18. 3. 1938, den mir der Herr Verfasser freundlichst zugesandt hat. Er erinnert mit Recht daran, daß bei Seneca, Sueton, Alipian und in der *Vulgata decollare* stets soviel wie enthaupten bedeutet, daß das Fest der Enthauptung *Johannis des Täufers* im ganzen Mittelalter *decollatio* hieß und ähnliches mehr. Ich weise hier nur auf die *Ann. Mosell.* vom Jahre 791 hin, wo es über die Bestrafung der Verschwörung Pippins heißt: *alii suspensi, alii decollati, alii flagellati atque exciliati sunt*, also *decollare* auch deutlich im Sinne von „enthaupten“ gebraucht wird.

⁶⁴ An dem, was *Rundnagel* auf S. 474 sagt, ist richtig, daß in der älteren Zeit der Henker im allgemeinen mit dem Gerichtsboten identisch war, und daß er nicht, wie später, als ehrlos galt; aber wenn man aus dem, was dort gesagt wird, herauslesen wollte, daß es einen Henker in der Karolingerzeit nicht gegeben hat, so wäre das irrig, worüber man sich in jeder größeren Rechtsgeschichte vergewissern kann.

flüssig zu sagen, daß man nicht mehr als einen Tag dafür brauchte. Diese Bemerkung hatte nur Sinn, wenn der Einhardannalist an eine Exekution durch einen oder natürlich auch mehrere Henker dachte, die bei einer großen Zahl von Gefangenen schließlich auch mehr als einen Tag beanspruchen konnte. Freilich ist damit, daß der Einhardannalist diese Ansicht hatte, noch nicht unbedingt gesagt, daß sie richtig ist; man könnte sich vorstellen, daß er trotz seiner guten Informationen und seiner Zuverlässigkeit in wichtigeren Fragen in dieser verhältnismäßig geringfügigen Einzelheit nicht Bescheid gewußt hat. Für die Entscheidung der Frage, wie es sich tatsächlich verhielt, wird die später zu besprechende Frage, wie groß die Zahl der Hingerichteten war, wesentlich sein. Hat man dabei, wie die Quellen sagen und meist geglaubt wird, mit 4500 zu rechnen, so wird man trotz der Einhardannalen eher an eine Tötung durch die fränkischen Krieger denken müssen — handelt es sich um geringere Zahlen, so wird man dem Einhardannalisten Glauben schenken können⁵⁵.

Noch weniger Sicheres ist über den Ort des Bluthades auszusagen. Es gibt zwar eine ganze Anzahl Versuche und schon ein paar Jahrhunderte alte Traditionen, die ihn festlegen wollen. Aber die gleichzeitigen Quellen sagen zu wenig, und eine wirklich echte alte Überlieferung, die sich mit dem Ereignis von 782 verknüpfen ließe, ist offenbar nicht vorhanden. Nun sagt Rundnagel, Karl müsse, dem Rechtsbrauch der Zeit entsprechend, an der sächsischen Thingstätte in Verden das Urteil gesprochen haben. Diese Thing-

⁵⁵ Im allgemeinen ist in der Forschung die Frage, ob es sich um Hinrichtungen durch den Henker oder durch das fränkische Heer gehandelt hat, wohl offen gelassen worden; Schäfer a. a. O. S. 36 ff. hat allerdings offenbar an eine Niedermetzlung durch das fränkische Heer gedacht; ebenso etwa v. Borck a. a. O.; daß es so gewesen sein könnte, habe ich „Forschungen und Fortschritte“ 14 S. 63 gleichfalls betont. Daß indessen auch eine recht große Anzahl von Gefangenen durch Enthauptung und also durch den Henker hingerichtet werden konnte, beweist ein Vorgang, den Widukind von Korvey schildert; danach hat Otto der Große nach der Schlacht an der Rednitz 955 vor dem auf einen Pfahl gesteckten Haupte des Slavenfürsten Stoinef angeblich 700 gefangene Slaven enthaupten lassen; vgl. Widukinds Sächsegeschichte III cap. 56 h²g. von P. Hirsch und H. E. Lohmann (1935) S. 135. Im übrigen scheint mir die Frage, wie die Sachsen in Verden getötet sind, abgesehen von ihrer Unlösbarkeit, für die Beurteilung des Ereignisses im ganzen nicht die Wichtigkeit zu haben, die ihr Rundnagel beigelegt hat. Es dürfte für diese Beurteilung im Grunde auf dasselbe hinauslaufen, ob nun die wehrlosen Gefangenen durch die fränkischen Krieger niedergemetzelt, oder ob sie durch den Henker mit Schwert oder Beil hingerichtet wurden.

stätte aber habe da gelegen, wo im Mittelalter der Sitz des Verdenener Landgerichts war, am Lugenstein. Da aber weiter nach mittelalterlichem Brauch die Hinrichtungen an der Stätte der Urteilsfindung vollzogen seien, so habe die Hinrichtung der Sachsen am Lugenstein, d. h. an der Stelle etwa, wo jetzt der Verdenener Dom steht, stattgefunden. Doch einmal wissen wir nicht, ob der Platz des Verdenener Landgerichts im Mittelalter mit der altsächsischen Thingstätte identisch gewesen ist; weiter ist nicht zu entscheiden, ob Karl an dieser Thingstätte wirklich Gericht gehalten hat, und schließlich ist ganz unsicher, ob, selbst wenn das der Fall war, die Gefangenen dort auch hingerichtet sind; tatsächlich lag nach mittelalterlichem und frühmittelalterlichem Brauch das Hochgericht im allgemeinen an einer andern Stelle als dort, wo das Gericht tagte⁶⁶; und 782 könnten für die Wahl des Ortes des Gerichts wie der Exekution alle möglichen, z. B. militärische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sein, die wir in keiner Weise zu kontrollieren vermögen.

4.

Die Reichsannalen und die Einhardannalen sagen, daß es 4500 Sachsen waren, die in Verden hingerichtet wurden. Mit dieser oft bezweifelten und oft verteidigten Zahl haben wir uns jetzt zu beschäftigen.

Man wird zugeben, daß eine Zahl von 4500 Hingerichteten schon an sich, absolut genommen, ungeheuer groß erscheint. Aber die Zahl stellt sich als noch ungeheurerlicher dar, wenn man sie

⁶⁶ Man denke nur an die Hinrichtungsstätten der Galgenberge oder Rabensteine, die mit dem Platz, an dem Gericht gehalten wurde, nichts zu tun hatten, oder, um ein mit den Sachsenkriegen etwa gleichzeitiges Beispiel zu erwähnen, an die Bestimmung der Lex Frisionum, daß das Todesurteil an einem Schänder der Göttertempel an der Flutgrenze des Meeres zu vollstrecken sei. — Wenn man die Reichsannalen und die Einhardannalen wörtlich nehmen wollte, so müßte man annehmen, daß die Hinrichtung der Sachsen zwar in Verden vollzogen, das Urteil vorher aber an einem anderen Ort gefällt wurde. Die Reichsannalen behaupten nämlich, daß die Auslieferung ad occidentum am Zusammenfluß der Aller und der Wejer, also mehrere Kilometer von Verden entfernt, erfolgt sei; wo die Hinrichtung erfolgte, sagen sie nicht. Dagegen betonen die Einhardannalen, daß die Hinrichtung in Verden stattfand, während sie von dem Ort der Gerichtsverhandlung und der Auslieferung nichts sagen; sie scheinen aber der Ansicht zu sein, daß es nicht Verden war, denn nachdem sie erst von der Auslieferung geredet haben, nehmen sie Verden ausdrücklich nur als Ort der Hinrichtung in Anspruch. — Zu bestimmte Schlüsse darf man aus alledem natürlich nicht ziehen; aber man sieht jedenfalls, wie wenig wir wissen.

an den Zahlen- und Bevölkerungsverhältnissen des achten Jahrhunderts mißt. Wie stark Sachsen damals bevölkert war, läßt sich mit Sicherheit zwar nicht sagen; aber die heute im allgemeinen herrschende Ansicht, daß es ungefähr eine halbe Million Einwohner hatte, dürfte doch einigermaßen das Richtige treffen⁵⁷. Danach wäre also in Verden, wenn die überlieferte Zahl richtig ist, fast der hundertste Teil der Bevölkerung des sächsischen Landes mit einem Schläge hingerichtet worden. Nun hatten aber von den Einwohnern Sachsens nur ein Teil, nämlich die Frilinge und Laten gegen die Franken Partei ergriffen; und von diesem Teil wieder war es nur ein kleiner Teil, nämlich die Frilinge und Laten in den Gebieten an der unteren Weser und Elbe, die in den Aufstand des Herbstes 782 verwickelt waren. Es dürfte also, wenn die Zahl 4500 den Tatsachen entspricht, in den Aufstandsgebieten unter den Freien und Laten keine Familie und kein Haus gegeben haben, aus denen nicht mindestens ein Angehöriger von den Franken hingerichtet worden wäre. So grauenhaft diese Vorstellung ist, für unmöglich wird man sie darum allein noch nicht erklären dürfen.

Nun ist jedoch folgendes zu bedenken. Während die Sachsenkriege Karls im geschichtlichen Denken und in der Sagenbildung des sächsischen Stammes eine sehr große Rolle spielen, kommt das Blutbad von Verden darin überhaupt nicht vor. Keine Überlieferung, keine Sage hat sich an dieses Ereignis geknüpft. Wenn in Verden aber wirklich 4500 Männer hingerichtet worden wären, so wäre zu vermuten, daß diese entsetzliche und alles Maß überschreitende Katastrophe — zweifellos die größte der ganzen Sachsenkriege — die Phantasie des sächsischen Volkes nicht wieder losgelassen hätte.

Aber weiter. Die Reichsannalen sagen, es seien die ausgeliefert und hingerichtet worden, qui ipsud rebellium maxime terminaverunt. Man hat viel darüber nachgedacht, was hier das Wort terminare, das sowohl beschließen wie vollenden heißen kann,

⁵⁷ Vgl. zu der Frage der Bevölkerungszahlen E. Kehr, *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands* (1938) S. 71 f. und S. 130 f. und die dort angeführte Literatur. Man schätzt im allgemeinen die Bevölkerung Deutschlands im Altertum auf 2 Millionen; im 9. Jahrhundert schätzt sie R. Börschke, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert* (Meisters Grundriß II, 1, 1922) S. 51, auf $2\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen; auf Sachsen würde also etwa eine halbe Million kommen, was sogar hochgerechnet sein dürfte, da die süddeutschen und westdeutschen Gebiete dichter besiedelt waren.

bedeutet⁵⁸. Ist das Wort mit „beschließen“ zu übersetzen, so hätte es sich in Verden nur um die Anstifter zu dem Abfall von den Franken gehandelt. Aber auch, wenn es mit „vollenden“ zu übersetzen ist, so beweist doch das von dem Annalisten hinzugefügte Wort maxime auf jeden Fall, daß nach seiner Ansicht keineswegs alle Aufständischen, sondern nur die Häufelführer, die Hauptschuldigen ausgeliefert und hingerichtet wurden, und auf etwas Ähnliches wenigstens dürften die Worte des Einhardannalisten hinauslaufen⁵⁹. 4500 Häufelführer aber, das ist, auch ganz abgesehen von den sächsischen Bevölkerungszahlen, etwas unglaubwürdig.

Aber so ansechtbar und fragwürdig hiernach die Zahl 4500 von vornherein erscheint, so wird man doch einwenden, und hat man immer eingewandt: da diese Zahl nicht bloß von den Reichsannalen überliefert, sondern auch von den Einhardannalen in der bestimmtesten Weise bestätigt wird, so müssen wir an ihr festhalten: der Einhardannalist, der sich gerade in seinen sonstigen Nachrichten über das Jahr 782 als kenntnisreich und glaubwürdig erweist, erscheint hier als der zweite Zeuge, durch dessen Mund die Wahrheit endgültig kund wird⁶⁰.

Von der Zuverlässigkeit auch sonst gut unterrichteter Quellen auf dem Gebiete von Zahlenangaben wird nachher noch ausführ-

⁵⁸ Vgl. etwa v. Bippen S. 84, Umann S. 156, Schäfer S. 20 f. Bauer S. 63 f. In den Reichsannalen kommt das Wort noch einmal zum Jahre 787 vor, wo es offenbar im Sinne von „festsetzen“ gebraucht wird; es heißt da, man habe den Papst gebeten, ut pacem terminaret inter domnum Carolum regem et Tassilonem ducem.

⁵⁹ Er sagt, Karl habe die primores nach den auctores des Aufstandes gefragt; darauf hätten sie einstimmig Widukind genannt, und da sie ihn nicht ausliefern konnten, von den übrigen, die ihm gefolgt seien, 4500 ausgeliefert. Also mindestens die Vorstellung, daß nur ein Teil der Schuldigen ausgeliefert wurde, ist auch hier ganz deutlich. Im übrigen ist zu sagen, daß das, was der Annalist erzählt, nicht gerade sehr logisch ist. Karl fragt nach den Häufelführern — statt ihrer werden ihm schließlich 4500 Anhänger Widukinds ausgeliefert, während es doch, auch wenn Widukind nicht zu erreichen war, noch genug Anstifter und Häufelführer gegeben haben dürfte, deren Zahl freilich 4500 keinesfalls erreicht haben kann.

⁶⁰ Daß die Zahl dann aus den Reichsannalen und den Einhardannalen in die Ableitungen dieser Quellen, wie z. B. die Annales Fuldenses übernommen worden ist, tut natürlich nichts zur Sache. — Wegen ihrer Beglaubigung durch die Reichsannalen und die Einhardannalen habe ich früher selbst an der Zahl 4500 festgehalten; vgl. Der sächsische Stammesstaat S. 59; anders dann in Karl d. Gr. oder Charlemagne (1935) S. 63 und Karl d. Gr. und Widukind (1935) S. 28 und 42 f., wofür ich nun hier die Begründung gebe.

licher die Rede sein. Hier möchte ich, indem ich die Feststellung vorwegnehme, daß es mit dieser Zuverlässigkeit im allgemeinen sehr schlecht bestellt ist, betonen, daß der Einhardannalist (mag er sonst noch so viele Vorzüge haben) in seinen Größen- und Mengenangaben — vor allem, soweit es sich um Sachsen handelt — besonders wenig glaubwürdig ist. In den wenigen Fällen, in denen seine Vorlage, die Reichsannalen, genaue Zahlen nennt, schreibt er sie anstandslos ab, auch wenn sie ganz sicher falsch sind. Davon abgesehen aber zeigt er, auch wenn keine genauen Zahlen genannt werden, überall das Bestreben, die Verluste der Sachsen so groß wie möglich hinzustellen; auch da, wo die Reichsannalen überhaupt nichts Entsprechendes sagen, und wo sich nachweisen läßt, daß er Unrecht hat, behauptet er immer wieder, die sächsischen Verluste seien ungeheuer gewesen⁶¹. Wenn der Einhardannalist in seiner Vorlage die Zahl 4500 fand, so dürfte er sie also ohne Bedenken und ohne Nachprüfung übernommen haben, und daß er sie übernommen hat, beweist jedenfalls für ihre Richtigkeit wenig oder nichts. Tatsächlich steht und fällt die Zahl 4500 mit ihrer Überlieferung in den Reichsannalen.

Nun hat es aber zunächst mit der Überlieferung der Zahl in diesen Annalen eine eigentümliche Bewandnis⁶². Sie steht da etwas sonderbar im Text: Saxones . . . reddiderunt omnes malefactores illos, qui ipsud rebellium maxime terminaverunt ad

⁶¹ So zu 778, wo er die Reichsannalen, nach denen eine multitudo von Sachsen gefallen sein soll, dahin korrigiert, daß ex ingenti multitudine ipsorum vix pauci nach Hause entkommen sei. 783 macht er bei Detmold aus der maxima multitudo von Sachsen, die der Reichsannalist nennt, eine innumerabilis multitudo, an der Hase aus dem non minor numerus eine infinita multitudo; vgl. dazu auch v. Hippen a. a. D. S. 92. Zu der Frage der Glaubwürdigkeit dieser Angaben vgl. im übrigen Sachsen und Anhalt 10 S. 47 Anm. 69. Man kann auch sonst ständig beobachten, daß der Einhardannalist gegenüber dem Reichsannalisten gern übertreibt, vor allem aber, daß er die Sachsen geradezu haßt und ihnen ständig Schlichtigkeiten und Treulosigkeiten und dann auch entsprechende Niederlagen andichtet. Unter diesen Gesichtspunkten ist wohl auch das usque ad zu werten, das der Annalist der Zahl 4500 hinzufügt und das, wie Schäfer S. 30 gezeigt hat, „genau“ heißt. Vielleicht kam dem Annalisten die Zahl selbst zu ungeheuer vor, um so mehr betonte er, seiner Methode entsprechend, ihre Genauigkeit.

⁶² Die handschriftliche Überlieferung der Zahl hat man schon öfter angezweifelt, so allerdings mit sehr unzulänglichen Mitteln Ullmann a. a. D. S. 157. Auch W. Schmitt setzt sich in seinem oben angeführten Aufsatz ausführlich damit auseinander, und ich habe im Laufe der letzten Jahre brieflich und mündlich ziemlich viele Vorschläge darüber bekommen, wie die Reichsannalen verbessert werden müßten oder könnten. Was mir daran möglich und vertretbar zu sein scheint, sage ich im Text.

occidendum |||| D. Man sieht, die Zahl steht alles andere als glücklich; ihre Stellung macht selbst bei dem dürftigen Latein des Reichsannalisten stutzig; man gewinnt den Eindruck, als wenn sie nicht in den Satz gehöre und irgendwie eingeflickt sei. Da fällt nun auf, daß gerade in der ältesten Handschrift der Reichsannalen die uns durch einen Druck des Canisius, freilich wohl recht verstümmelt, überliefert ist, die Zahl anscheinend nicht gestanden hat⁶³. Es erscheint danach nicht ausgeschlossen, daß der ursprüngliche Text der Reichsannalen sie garnicht enthielt und daß sie ihre Existenz nur irgend einem Versehen, etwa einem späteren, nicht vom Verfasser herrührenden irrtümlichen Zusatz im Original, oder dem Schreibfehler eines Abschreibers verdankt⁶⁴. Nun überliefern freilich alle uns bekannten Handschriften (außer der, die durch den Druck des Canisius überliefert ist) und dazu die Ableitungen der Reichsannalen die Zahl 4500. Man müßte also, wenn man mit jenem Versehen rechnen wollte, annehmen, daß sie alle von einem Text der Reichsannalen abhängig sind, der dem Versehen schon zum Opfer gefallen war. Das erscheint nicht ausgeschlossen, aber auch nicht übermäßig wahrscheinlich, und jedenfalls wird man damit rechnen müssen, daß trotz Canisius bereits der Verfasser der Reichsannalen selbst die Zahl 4500 geschrieben hat.

Aber wäre damit, daß der Reichsannalist selbst der Ansicht ist, die Zahl der in Werden Hingerichteten habe 4500 betragen, nun wirklich bewiesen, daß es tatsächlich so war?

Seitdem H. Delbrück seine Abhandlung über die Perserkriege und Burgunderkriege veröffentlicht hat⁶⁵ (und das ist schon ziemlich lange her) ist man berechtigt, Zahlenangaben von erzählenden Quellen, die nicht aus der allerneuesten Zeit mit ihren urkundlichen Unterlagen und ähnlichen Sicherheiten für eine einwand-

⁶³ Vgl. dazu den textkritischen Apparat der Ausgabe von Kurze S. 62 und über den Druck des Canisius ebenda S. IX, sowie H. Wibel, Beiträge zur Kritik der Ann. regni Francorum und der Ann. qui dic. Einh. (1902) S. 19 ff. und F. Kurze, Ueber die Karolingischen Reichsannalen NA 19 (1894) S. 297 ff. Sicherheit ist bei der Verderbtheit der dem Canisiuschen Drucke zu Grunde liegenden Handschrift freilich kaum zu gewinnen; aber so schlecht ist die Handschrift keineswegs, daß man mit ihr etwa überhaupt nicht operieren dürfte.

⁶⁴ W. Schmitt denkt an ein Verlesen aus einem ursprünglich vorhandenen occid(erunt oder — endum); paläographisch ist das nicht unmöglich, aber natürlich auch nicht beweisbar, und daß sie nicht beweisbar sind, dürfte der Fehler aller Verbesserungsversuche der Art sein.

⁶⁵ Vgl. H. Delbrück, Die Perserkriege u. die Burgunderkriege (1887) S. 121 ff.

freie Zählung stammen, mit einiger Steppis zu betrachten. Die Millionenheere, mit denen nach der Ansicht Herodots Xerxes den Hellespont überschritten hat, haben in Wirklichkeit, wie Delbrück gezeigt hat, nicht den hundertsten Teil ihrer angeblichen Größe gehabt. Besonders instruktiv aber ist das, was Delbrück über die Burgunderkriege anführt⁶⁶. Über die Schlacht von Granson sagt die Chronik des Berners Diebold Schilling, der sonst gut unterrichtet ist, selbst an der Schlacht teilgenommen hat und kurze Zeit danach sein Werk schrieb, das er dann dem Rat von Bern überreichte, das burgundische Heer sei 100 000 Mann stark gewesen; ähnliche, mitunter noch größere Zahlen geben andere zeitgenössische Quellen, und dieselbe Zahl haben Luzerner Hauptleute in einem Bericht aus dem Felde nach Hause gemeldet. Dementsprechend werden die Verluste Karls des Kühnen bei Granson beziffert; wenn die Luzerner Hauptleute schreiben, er habe 1000 Mann verloren, so ist das noch äußerst zurückhaltend; die zeitgenössische Neuenburger Chronik behauptet, es seien 70 000 Mann gewesen. In Wirklichkeit hat Karl ein Heer von etwa 13 bis 14 000 Mann gehabt, und seine Verluste waren nur ganz gering. Über die Belagerung und die Schlacht von Murten schreibt der Stadtschreiber von Murten, also eine offiziöse Quelle ersten Ranges, der die Belagerung selbst miterlebt hat, das burgundische Heer sei 140 000 Mann stark gewesen; seine Verluste bei Murten beziffert er auf 20 000 Mann; ein anderer Augenzeuge gibt 30 000 Tote an und später erzählte man, nach der Schlacht seien 22 065 Burgunder begraben worden. In Wirklichkeit verfügte Karl bei Murten über ein Heer von ungefähr 20 000 Mann; die Zahl seiner Truppen war also nicht einmal so groß wie die Verluste, die man ihm andichtete, und diese sind nach allem, was man weiß, auch bei Murten recht gering gewesen.

Ähnliche Beispiele, wie sie Delbrück für die Burgunderkriege anführt, lassen sich auch sonst in beliebiger Menge finden⁶⁷. Jeden-

⁶⁶ U. a. D. S. 148 ff.

⁶⁷ So enthalten aus Wallensteins Lager stammende, ganz offizielle Berichte über die Schlacht bei Lützen die Angabe, es seien auf beiden Seiten 15000 oder auch 12000 gefallen, während es in Wirklichkeit auf jeder Seite etwa 600 gewesen sein dürften. Vgl. dazu: Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Lützen 1632 (1880), auf die mich Herr Geheimrat R. Borejsch aufmerksam gemacht hat, und R. Deuticke, Die Schlacht bei Lützen 1632, Diss. Gießen 1917, S. 55. Oder um ein Beispiel zu erwähnen, auf das sowohl Schäfer, S. 37, wie Rundnagel, S. 485, als Parallelereignis zu Werden

falls sieht man immer wieder, daß die erzählenden Quellen, auch wenn sie in ihren sonstigen Nachrichten noch so glaubwürdig sind, in ihren Zahlenangaben stark zu übertreiben pflegen. Daß sie übertreiben, ist gegenüber den Berichten über Granson und Murten oder anderen Erzählungen aus neuerer Zeit deshalb möglich festzustellen, weil wir über urkundliches Material verfügen, das eine Kontrolle zuläßt. Gegenüber den Zahlenangaben der Quellen des frühen Mittelalters ist eine derartig einwandfreie Kontrolle im allgemeinen nicht möglich. Daß darum diese Zahlenangaben richtiger sind, ist nicht zu vermuten. Der Chronist des frühen Mittelalters war ebenso wenig wie der des 15. Jahrhunderts in der Lage, Zahlen, die ihm irgendwelche Gewährsmänner oder ein Gerücht, unter Umständen wohl auch ein volkstümlich oder dichterisch gestaltetes Gerücht zutrug, zu überprüfen⁶⁸. Und die psychologischen Gründe für eine Übertreibung von Zahlen, besonders von Zahlen feindlicher Heere und feindlicher Verluste sind im frühen Mittelalter genau so wie früher oder später wirksam gewesen: die Tiefe des moralischen Eindrucks, den ein Ereignis in Furcht, Hoffnung oder Siegesfreude gemacht hat, drückt sich in der Erfindung einer Zahl aus, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat.

Wenn sich die frühmittelalterlichen Zahlenangaben meistens auch nicht einwandfrei nachprüfen lassen, so ist doch in vielen Fällen ohne weiteres vollkommen deutlich, daß sie mindestens ebenso stark übertreiben, wie die Zahlen der Perser- und Burgunderkriege. Es ist hier

hinweisen: es sollen bei Zabern 16000 gefangene Bauern getötet worden sein. Nach G. Franz, Der deutsche Bauernkrieg (1933) S. 240 Anm. 1, besitzen wir über die Zahl der bei Zabern umgebrachten Bauern vier Angaben; sie nennen folgende Zahlen: 17 742, 21 109, 20 000, 16 000. Die Möglichkeit einer genauen Nachprüfung dieser Zahlen besteht anscheinend nicht. Daß drei von den vier Zahlen nicht richtig sind, versteht sich von selbst, ganz abgesehen von der geradezu grotesken Genauigkeit der ersten beiden Zahlen; woher dann aber die vierte Zahl ihren Anspruch auf Glaubwürdigkeit nimmt, vermag ich nicht einzusehen. Sie dürfte genau so übertrieben sein wie die andern. Im übrigen hat es sich bei Zabern nicht um eine Hinrichtung von Gefangenen gehandelt, sondern um ein Niedermachen von Fliehenden. — In diesem Zusammenhange möchte ich auf die bekannten phantastischen und ohne weiteres unglaubwürdigen Zahlen der Überlieferung über die Kreuzzüge und die Eroberung Amerikas hinweisen; wobei nur zu bemerken ist, daß auch bei weniger berühmten und bekannten Ereignissen nicht weniger übertrieben wurde.

⁶⁸ Man wird in den meisten Fällen garnicht an eine Erfindung der Zahl durch den betreffenden Annalisten zu denken haben. Er übernahm sie irgendwoher, wobei man sehr zu berücksichtigen haben wird, daß die Form, in der geschichtliche Ereignisse im Mittelalter von Mund zu Mund gingen, häufig das Lied des fahrenden Sängers war.

selbstverständlich nicht möglich, das gesamte Material, das sich dafür beibringen ließe, zu erörtern⁶⁹. Ich kann nur einige wenige Beispiele anführen, die sich in jeder Richtung vermehren ließen.

So erzählt etwa der gut unterrichtete und durchaus nüchterne und sachliche Widukind von Korvey, daß in der Schlacht bei Lenzen 200 000 Slaven, wie er allerdings selbst betont, gefallen sein sollen, und das, nachdem er eben erst berichtet hat, daß die Entscheidung in der Schlacht durch einen Flankenangriff von 50 sächsischen Rittern herbeigeführt wurde⁷⁰. Die ausgezeichnet informierten Annales Bertiniani, die Fortsetzung der Reichsannalen für das westfränkische Reich, geben in ihren Erzählungen über die Normanneneinfälle die erstaunlichsten Zahlen. So sollen 845 sechshundert Normannenschiffe nach Sachsen gekommen sein, und 852 zweihundertzweiundfünfzig nach Friesland⁷¹. Die nicht weniger brauchbaren und glaubwürdigen Fuldaer Annalen, die Fortsetzung der Reichsannalen für das ostfränkische Reich, behaupten, daß 880 in der Schlacht bei Thiméon 5000 Normannen gefallen seien⁷², obgleich es sich nach allem, was wir wissen, nur um ein recht belangloses Gefecht gehandelt haben kann⁷³; oder dieselben Fuldaer Annalen meinen, bei einem Sieg der Bulgaren über die Ungarn 896 seien 20000 bulgarische Reiter gefallen⁷⁴.

Auch Zahlenangaben, die durch eine scheinbare Genauigkeit verblüffen, sind darum nicht glaubwürdiger. Dahin gehören etwa die 252 Normannenschiffe der Annales Bertiniani, oder auch die Mitteilung derselben Quelle, daß bei einer Sturmflut in Friesland 839 nach „genauer Zählung“ 2473 Menschen umgekommen seien⁷⁵. Gerade derartig genaue Zahlen dürften Erfindungen von irgendwelchen Gerüchtemachern, vielleicht von fahrenden Sängern sein, die mit ihrem angeblichen Wissen prunkten wollten.

⁶⁹ Ich beabsichtige, in einem anderen Zusammenhang auf diese Frage ausführlich zurückzukommen. — Natürlich handelt es sich im folgenden nur um Angaben über größere Zahlen. Wenn sich in den Quellen kleine Zahlen finden, so mögen die im allgemeinen (wenn auch sicher durchaus nicht immer) richtig sein.

⁷⁰ Vgl. Widukind I c. 36. S. 53 f.

⁷¹ Vgl. Ann. Bertiniani, hsg. von G. Waitz (1883), S. 41 und 32.

⁷² Vgl. Ann. Fuldenses, S. 94.

⁷³ Vgl. über dieses Gefecht E. Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reiches 3, 2. Aufl. (1888) S. 134 f.

⁷⁴ A. a. D. S. 130.

⁷⁵ A. a. D. S. 18. Vgl. zu dieser Art von Zahlenangaben auch die oben Anm. 67 erwähnten Zahlen.

Mit genau so großer Wahrscheinlichkeit kann man die Unrichtigkeit von Zahlenangaben nachweisen, die zeitlich und räumlich den Ereignissen von Werden sehr nahe stehen. Es handelt sich um die Deportationen, die Karl der Große in der Zeit von 794 bis 804 in Sachsen hat vornehmen lassen. Einhard scheint in der *Vita Karoli* die Gesamtsumme der Deportierten auf 10 000, dazu Frauen und Kinder, anzugeben⁷⁶. Eine Nachprüfung dieser Zahl ist unmöglich; aber man wird schwerlich irren, wenn man annimmt, daß sie eher erheblich zu hoch als zu niedrig gegriffen ist. Nun behaupten die *Annales Alamannici* und die *Ann. Sangallenses maiores* zu einem einzigen Jahre, zu 795, es seien 7070 Sachsen als *obsides* fortgeführt worden⁷⁷; dieselben Annalen sagen zu 798, man habe unzählige *obsides* deportiert⁷⁸; nach den *Annales S. Amandi*⁷⁹ waren es in demselben Jahr sechzehnhundert *capitanei*, d. h. sächsische Fürsten und Edle; und nach der *Kleinen Lorscher Frankenchronik* ist sogar ein paarmal jeder dritte Mann aus Sachsen fortgeführt worden⁸⁰. Man wird kein Wort darüber zu verlieren brauchen, daß es sich bei allen diesen Angaben um Phantasieprodukte handelt. Das ist um so bemerkenswerter, als man es dabei mit Zahlen zu tun hat, die sich im Frankenreiche viel leichter nachprüfen ließen als etwa Angaben über die Stärke feindlicher Heere oder feindlicher Verluste; denn die Deportierten hatte man ja selber in der Hand.

Von der allgemeinen Regel der Unzuverlässigkeit in Zahlenangaben machen nun aber die *Reichsannalen* offenbar in keiner Weise eine Ausnahme. Außer über die *Werden* Katastrophe überliefern sie noch an zwei Stellen größere Zahlen. Sie berichten zum Jahre 812, man habe damals behauptet, daß bei Umwälzungen in Dänemark 10 940 Dänen umgekommen seien, und zum Jahre 798 sagen sie, daß in einer Schlacht zwischen den nordalbingischen Sachsen und den *Abodriten* 4 000 Sachsen gefallen seien⁸¹. Die erste Zahl ist unkontrollierbar; daß sie gerade in ihrer Genauig-

⁷⁶ Vgl. cap. 7; in der Ausgabe von Waiz S. 10.

⁷⁷ Vgl. SS. 1. S. 47 und 75.

⁷⁸ A. a. O.

⁷⁹ Vgl. SS. 1, S. 14.

⁸⁰ Vgl. NA 36, S. 34; dort wird zweimal, anscheinend zu 794 und zu 797 gesagt, daß jeder dritte Mann aus Sachsen fortgeführt sei; zu 804 (S. 35) wird dann überhaupt von den Sachsen schlechthin erzählt, daß sie aus ihrem Land fortgeführt seien.

⁸¹ A. a. O. S. 136 und 104 f.

feit mehr als verdächtig erscheint, ist wohl klar. Mehr läßt sich über die Nachricht zu 798 sagen. Hier besitzen wir nämlich ausnahmsweise einmal zu dem gleichen Ereignis noch weitere Zahlenangaben. Die *Annales Laureshamenses* sagen, daß in der Schlacht zwischen den Nordalbingiern und den Abodriten 2901 Sachsen gefallen seien⁸²; das mit ihnen eng verwandte *Chronicon Moissiacense* behauptet, es seien 2800 gewesen⁸³. Selbstverständlich sind auch die Angaben der *Lorscher Annalen* und der *Chronik von Moissac* außerordentlich fragwürdig; daß die Zahl des *Lorscher Annalisten* nicht stimmt, ergibt sich schon aus ihrer erstaunlichen Genauigkeit; und es ist wohl undenkbar, daß in einem Gefecht zwischen dem kleinen Teilvölkchen der Nordalbingier und den Abodriten auf sächsischer Seite 2901 oder 2800 gefallen sind — also ungefähr ebensoviel wie in der Schlacht bei Leuthen die Oesterreicher und mehr als doppelt so viel als dort die Preußen an Toten verloren haben. Doch davon ganz abgesehen ist deutlich, daß von den drei Nachrichten auf jeden Fall mindestens zwei irren müssen; daß dann aber die *Reichsannalen*, die die höchste Zahl nennen, am meisten irren, bedarf keiner Erörterung⁸⁴.

Aber noch etwas anderes. Zum Jahre 804 erzählen die *Reichsannalen*, daß damals von Karl d. Gr. alle Sachsen, die in Nordalbingien und Wigmodien wohnten, mit Frauen und Kindern ins Frankenreich abgeführt worden und daß die Gauen der Nordalbingier den Abodriten gegeben seien⁸⁵. Es ist keine Frage, daß diese Nachricht eine grobe Übertreibung darstellt. Tatsächlich ist auch 804 nur ein Teil der nordsächsischen Bevölkerung deportiert worden, und nur ein Teil Nordalbingiens wurde den Abodriten überlassen; im großen und ganzen blieb trotz dieser Deportation Nordalbingien und Wigmodien weiter von Sachsen besiedelt. In

⁸² Vgl. SS. 1 S. 37.

⁸³ Vgl. SS. 1 S. 303.

⁸⁴ Wie die *Reichsannalen* und die hier wie stets in ihren Zahlenangaben mit ihnen völlig übereinstimmenden *Einhardannalen* (vgl. oben S. 29) zu ihrer Zahl gekommen sind, verrät der *Einhardannalist*, (der übrigens in seiner wie üblich übertreibenden Art behauptet, die 4000 seien gleich in *prima congressione* gefallen, wodurch die Zahl nicht gerade glaubwürdiger wird); er sagt, die Zahl habe der königliche *Missus Eburis* angegeben, der in der Schlacht den rechten Flügel der Abodriten führte. Man sieht, *Eburis* wurde durch seine Stellung nicht vor einem gründlichen Irrtum geschützt — im Gegenteil, sie mag es ihm nahegelegt haben, die Verluste der Sachsen möglichst hoch zu schätzen.

⁸⁵ U. a. D. S. 118.

dieser Angelegenheit eine genaue Information zu erlangen mußte verhältnismäßig leicht sein; es gilt auch hier das, was oben über die Möglichkeiten für einen fränkischen Annalisten gesagt wurde, die Zahlen der deportierten Sachsen richtig zu erfahren. Wenn der Reichsannalist sich auch in diesem Falle, genau so wie zum Jahre 798 irrt, dann ist damit seine Zuverlässigkeit in Zahlenangaben überhaupt völlig erschüttert⁸⁶.

Es hat sich danach mit alledem folgendes ergeben. Die letzten Endes allein durch die Reichsannalen überlieferte Nachricht, daß es 4500 Sachsen waren, die in Verden hingerichtet wurden, stellt, an den sächsischen Bevölkerungszahlen des achten Jahrhunderts gemessen, eine Ungeheuerlichkeit dar, die noch unwahrscheinlicher wird, wenn man bedenkt, daß das Verdener Blutbad in der sächsischen Überlieferung überhaupt keine Spur hinterlassen hat. Die Zahl 4500 steht weiter in einem auffallenden Widerspruch zu der Angabe der Reichsannalen, daß in Verden nur die Häufelführer ausgeliefert und hingerichtet seien. Sodann ist die Zahl weder nach ihrer Stellung im Text noch nach ihrer handschriftlichen Überlieferung ganz einwandfrei überliefert; man muß wenigstens mit der Möglichkeit rechnen, daß sie im Original der Reichsannalen nicht gestanden hat. Und endlich und vor allem hat sich gezeigt, daß der Reichsannalist in seinen Zahlenangaben ebenso wenig zuverlässig ist wie andere mittelalterliche Quellen auch.

Es steht fest, daß in Verden auf Befehl Karls an ihn ausgelieferte Sachsen hingerichtet worden sind. Daß ihre Zahl aber

⁸⁶ Freilich hat für die Jahre 782, 798, 804 und 812 sicher nicht der gleiche Verfasser an den Reichsannalen gearbeitet; aber in ihrer Haltung und Glaubwürdigkeit wie gegenüber anderen Dingen so auch gegenüber Zahlen kann man die verschiedenen „Reichsannalisten“ getrost als gleichwertig betrachten. Selbst wenn übrigens der Reichsannalist am Hofe geschrieben haben sollte, was, wie bemerkt, keineswegs sicher ist, so würde dadurch an seiner Hilflosigkeit gegenüber Zahlen nichts geändert; daß auch sehr offizielle Geschichtsschreiber auf diesem Gebiet irren können, beweist der oben S. 31 erwähnte Stadtschreiber von Murten zur Genüge. Daß der Reichsannalist Karl bisweilen, worauf Kundnagel S. 479 hinweist, als *mitissimus rex* bezeichnet, hat mit der Frage, ob die Zahl 4500 übertrieben ist, nichts zu tun. Einmal ist für jeden mittelalterlichen Chronisten die Milde seines Königs völlig unabhängig von seiner Strenge oder auch Grausamkeit gegen Feinde und Heiden. Sodann aber braucht, wie bereits angedeutet, die Zahl ja keineswegs vom Reichsannalisten erfunden zu sein — er wird sie vielmehr irgendwoher überliefert bekommen haben. Dafür, daß die Überlieferung gerade auf die Zahl 4500 kam, ist übrigens daran zu erinnern, daß die Zahl 45 sowohl im sächsischen wie im fränkischen Recht eine Rolle spielte.

4500 betragen hat, ist zum mindesten unwahrscheinlich. Wie groß sie in Wirklichkeit gewesen ist, läßt sich schlechterdings nicht sagen. Freilich wird man annehmen müssen, daß es sich um verhältnismäßig zahlreiche Exekutionen gehandelt hat. Auch wenn man von den Reichsannalen (und den Einhardannalen) ganz abieht, dürfte das durch die Worte der *Annales Petaviani* und *Mosellani* bewiesen werden, die von vielen und sehr vielen Getöteten reden⁸⁷.

Dieses Ergebnis ist recht unbestimmt, und manchem, der eine genaue Auskunft über das haben möchte, was in Verden eigentlich geschehen ist, wird das nicht recht sein. Aber es läßt sich nun einmal nicht ändern, daß es sehr viele Tatsachen der Geschichte gibt, die wir nicht mehr deutlich und nicht vollständig zu erkennen vermögen. Es bleibt dann nichts anderes übrig, als die Grenzen unseres Wissens einzugestehen.

Die Ereignisse in Verden spielen in der Erörterung über die geschichtliche Stellung und die Bedeutung Karls des Großen und seiner Sachsenkriege eine erhebliche Rolle. Die Tatsache, daß wir über diese Vorgänge sehr wenig wissen, mahnt indessen zur Vorsicht. Im übrigen scheint mir über die Beurteilung und Bewertung der Verdener Vorgänge vor einigen Jahren, als die Auseinandersetzung über Karl d. Gr. und Widukind auf dem Höhepunkt war, genug gesagt zu sein.

Erkurs.

Die Schlacht am Süntel.

Über die Schlacht am Süntel besitzen wir bekanntlich nur einen brauchbaren Bericht, den des sogenannten Einhardannalisten. Er schreibt: *Regi adlatum est, quod Sorabi Sclavi, qui campos inter Albim et Salam interiacentes incolunt, in fines Thurin-*

⁸⁷ Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch eine Zahl von Hinrichtungen, die, an 4500 gemessen, klein wäre, den Annalisten doch sehr groß erscheinen konnte: wenn bei der Exekution auch nur ebensoviel oder halb soviel Menschen getötet wurden, wie in einer Schlacht, so konnten sie doch mit Fug und Recht, eben weil es sich um eine Hinrichtung handelte, von einer ungeheuer großen Zahl sprechen, und für die *Ann. Petav.* mindestens ist an ihre Angabe zu 775 zu erinnern, wo sie von vielen Tausenden gefallenen Sachsen reden, was, wie oben S. 12 angedeutet, sicher eine starke Übertreibung darstellt. Andererseits ist für die moderne Beurteilung zu bedenken, daß uns bei unserer Gewöhnung an Riesenahlen eine für die mittelalterlichen Verhältnisse große Zahl im allgemeinen recht klein erscheinen wird — was aber natürlich ein historisches Fehlurteil bedeutet.

gorum ac Saxonum, qui eis erant contermini, praedandi causa fuissent ingressi et direptionibus atque incendiis quaedam loca vastassent. Qui statim accitis ad se tribus ministris suis, Adalgiso camerario et Geilone comite stabuli et Worado comite palatii, praecepit, ut sumptis secum orientalibus Francis atque Saxonibus contumacium Sclavorum audaciam quanta potuissent celeritate conprimerent. Qui cum iussa facturi Saxoniae fines ingressi fuissent, compererunt Saxones ex consilio Widokindi ad bellum Francis inferendum esse praeparatos; omissoque itinere, quo ad Sclavos ituri erant, cum orientalium Francorum copiis ad locum, in quo Saxones audierant congregatos, ire contendunt. Quibus in ipsa Saxonia obviavit Theodericus comes, propinquus regis, cum his copiis, quas audita Saxonum defectione raptim in Ribuarum congregare potuit. Is festinantibus legatis consilium dedit, ut primo per exploratores, ubi Saxones essent vel quid apud eos ageretur, sub quanta fieri posset celeritate cognoscerent, tum, si loci qualitas pateretur, simul eos adorirentur. Cuius consilio conlaudato una cum illo usque ad montem, qui Suintal appellatur, in cuius septentrionali latere Saxonum castra erant posita, pervenerunt. In quo loco cum Theodericus castra posuisset, ipsi, sicut cum eo convenerat, quo facilius montem circumire possent, transgressi Wisuram in ipsa fluminis ripa castra posuerunt. Habitoque inter se conloquio veriti sunt, ne ad nomen Theoderici victoriae fama transiret, si eum in eodem proelio secum haberent. Ideo sine illo cum Saxonibus congregari decernunt, sumptisque armis non quasi ad hostem in acie stantem, sed quasi ad fugientium terga insequenda spoliaque diripienda, prout quemque velocitas equi sui tulerat, qua Saxones pro castris in acie stabant, unusquisque eorum summa festinatione contendit. Quo cum esset male perventum, male etiam pugnatum est; nam commisso proelio circumventi a Saxonibus, paene omnes interfecti sunt. Qui tamen evadere potuerunt, non in sua, unde profecti sunt, sed in Theoderici castra, quae trans montem erant, fugiendo pervenerunt. Sed maior Francis quam pro numero iactura fuit, quia legatorum duo, Adalgisus et Geilo, comitum quattuor aliorumque clarorum atque nobilium usque ad viginti interfecti, praeter ceteros, qui hos secuti potius cum eis perire quam post eos vivere maluerunt.

Aus dieser Erzählung hat man im allgemeinen wohl geschlossen, daß sich die drei ostfränkischen Befehlshaber mit Theoderich und seinen Truppen in Sachsen vereinigt haben, und daß man also gemeinsam am Süntel erschien. Da der Annalist nun nur von einem Weserübergang der Ostfranken erzählt und berichtet, daß sie nach ihrer Niederlage über das Gebirge in Theoderichs Lager flohen, so nimmt man an, daß er sich hier irgendwie geirrt hat; es ist tatsächlich garnicht anders denkbar, als daß die Ostfranken, wenn sie zunächst mit Theoderich zusammen marschierten, nach der Schlacht aber nur durch das Gebirge von seinem Lager getrennt waren, entweder den Fluß überhaupt nicht oder nicht einmal, sondern zweimal überschritten haben. Die Frage, auf welcher Seite der Weser das Gefecht stattfand, wird mit alle dem weder berührt noch beantwortet und scheint danach unlösbar zu bleiben (vgl. etwa Schäfer a. a. O. S. 26; W. Kenzler, Karls d. Gr. Sachsenzüge, Forschungen zur deutschen Gesch. 12 (1872) S. 367 ff. Böhmer-Mühlbacher, Regesten 260 a; S. Abel-B. Simson, Jahrbücher Karls d. Gr. I, 2. Aufl. (1888) S. 431 f.).

Aber abgesehen davon, daß man bei dieser Interpretation des Einhardannalisten die Schlacht am Süntel nicht rekonstruieren kann, bietet sein Bericht so noch einige weitere Schwierigkeiten. Wenn Theoderich sich mit den drei Legaten vereinigte, welchen Sinn hatte es dann, hervorzuheben, er habe geraten, die Sachsen, *si loci qualitas pateretur*, gemeinsam anzugreifen? Wenn man sich glücklich vereinigt hatte, so war es doch eigentlich selbstverständlich, daß man gemeinsam angriff, und die *loci qualitas* konnte dann für einen Angriff des einmal vereinigten Heeres schwerlich ungünstiger sein als für einen Teilangriff. Und sodann, warum schlägt Theoderich, wenn man vereint am Süntel ankam, allein ein Lager auf, und warum heißt es von dem Weserübergang der Legaten *sicut cum eo convenerat*, während sie sich doch damit offensichtlich von ihm entfernten, also dem Plan des gemeinsamen Angriffs zuwider handelten?

Demgegenüber möchte ich auf eine Lösung hinweisen, die ähnlich schon Mühlbacher (Deutsche Gesch. unter den Karolingern, 1896, S. 130, vgl. auch Kenzler a. a. O.) vorgeschwebt zu haben scheint, und die aller Schwierigkeiten des Berichtes Herr werden und vor allem ein völlig klares und einwandfreies Bild der Schlacht am Süntel ermöglichen dürfte. Ich schlage vor, das Wort *obviare*

nicht mit „begegnen“, sondern mit „entgegenziehen“ zu übersehen und demgemäß die Wendung *una cum illo* des übernächsten Satzes nicht als ein „zugleich“ im räumlichen, sondern nur als ein „zugleich“ im zeitlichen Sinne zu verstehen. Dann ergibt sich folgender Ablauf der Ereignisse. Die drei Legaten sind mit ihren ostfränkischen Truppen nach den durch den Slavenaufstand gefährdeten Gebieten aufgebrochen und haben den sächsischen Boden betreten. Da es sich um Ostfranken handelt, die nach den Saalegegenden marschieren wollten, so muß man annehmen, daß sie durch Thüringen kamen und also, sowie sie in Sachsen angelangt waren, irgendwo in der Nähe der Saale und Elbe standen. Dort erhielten sie die Nachricht von dem Sachsenaufstand und marschierten nun nach dem Aufstandsgebiet, den Gegenden an der mittleren und unteren Weser. Sie befanden sich also östlich der Weser, wobei man die Frage, ob ihre Marschrouten nun südlich oder nördlich am Harz vorbei ging, offen lassen muß und kann. Ihnen zog aus Ripuarien, also etwa von Köln her, der Graf Theoderich entgegen. Man verständigte sich wahrscheinlich, wie das zu allen Zeiten zwischen getrennt marschierenden Heeren der Fall gewesen ist, durch Boten; vielleicht rückte man sich auch soweit entgegen, daß die Befehlshaber sich gegenseitig in ihrem Lager besuchen konnten; auf jeden Fall aber blieben die Heere durch die Weser getrennt. Theoderich gab den Rat, wenn es die Stellung des Feindes erlaube, ihn gemeinsam anzugreifen, also getrennt zu marschieren und vereint zu schlagen, d. h. ein strategisches Manöver durchzuführen, das in der Karolingerzeit sehr oft durchgeführt worden ist. Man kam nun auch gleichzeitig in der Nähe der Sachsen, am Süntel an, Theoderich auf dem Westufer, die Legaten auf dem Ostufer der Weser. Da die Sachsen nördlich des Süntel, des heutigen Wiehengebirges, auf der linken Seite der Weser standen, so setzten die Legaten, der Verabredung mit Theoderich entsprechend, über die Weser und schlugen unmittelbar am Ufer des Flusses ihr Lager auf, während sich das Lager Theoderichs einige Kilometer weiter westlich befunden haben dürfte, an einer Stelle, an der die hier nach Osten fließende Weser sich noch ziemlich weit von dem Südfuß des Wiehengebirges entfernt hält und also für ein Lager genügend Platz läßt. Wenn der Annalist sagt, die Legaten hätten nach ihrem Flußübergang ihr Lager deshalb unmittelbar am Ufer aufgeschlagen, weil sie so das Gebirge bequemer überschreiten

konnten, so hat er vollkommen recht: der Flußübergang muß an der Weserscharte (Porta Westfalica) stattgefunden haben, wo die Weser nach Norden umbiegt; das Wiehengebirge fällt hier nicht direkt zur Weser ab, sondern läßt genug Raum für ein kleines Lager, und jedenfalls war der Marsch am Ufer, zwischen dem Fluß und dem Ostabhang des Gebirges, bequemer als der Marsch durch das Gebirge selbst. Nach dem ursprünglich vereinbarten Schlachtplan hätte nun Theoderich in nördlicher oder nordöstlicher Richtung gegen das sächsische Lager durch das Gebirge vorstoßen, die Ostfranken dagegen von der Porta her nach Westen oder Nordwesten zu angreifen müssen: Die Sachsen wären auf die Weise in die Zange genommen. Statt dessen griffen die Legaten allein und übereilt an. Das Weitere ergibt sich eindeutig aus dem Bericht des Annalisten.

Niedersachsen und England bis zur Hansezeit.

Von

Richard Drögereit.

Vor bemer kung : Der vorliegende Aufsatz ist der fast unveränderte Abdruck eines Vortrages, der in knapper und in sich geschlossener Form einen möglichst weiten Überblick geben wollte. Aus manchen Andeutungen, die vielleicht zu eigener Arbeit anregen, ist dem Leser wohl ersichtlich, daß noch manches an Hand der schon vorhandenen Literatur sich landschaftsweise ergänzen läßt; dennoch schien mir der Druck dieses Vortrages zu genügen, um eine Lücke zunächst schließen zu können. Eine wesentlich verbesserte Darstellung ist nämlich nach dem Stande der Vorarbeiten in absehbarer Zeit nicht zu erwarten.

Aus der Natur des Vortrages ergab sich von selbst der Verzicht auf Belege. Um jedoch dem Leser, der sich mit dem Thema beschäftigen will, eine Handhabe zu bieten, bringt der Anhang eine kurze Zusammenstellung wesentlicher Literatur.

Nachdem ein Parlamentsbeschuß vom 22. März 1701 die Kurfürstin Sophie und ihre Nachkommen zur Thronfolge in England berufen hatte, ließ Sophie eine Porträtmedaille schlagen, die auf der Vorderseite ihr Brustbild, auf der Rückseite das der englischen Gemahlin Heinrichs des Löwen und Stammutter der späteren Welfen, Mathilde Anjou-Plantagenet, zeigt. Als dann Sophiens Sohn Georg Ludwig 1714 als erster Welfe die Regierung in England antrat, wurde diesmal eine Reihe von Denkmünzen angefertigt. Unter ihnen gibt es eine, auf der vorn das Brustbild des Königs und rückseitig das von Hannover nach England (Anglia) springende Niedersachsenross — wohl eine Anspielung auf die einstige Überfahrt der sagenhaften Hengist und Horsa — geprägt ist.

Wir dürfen vermuten, daß diese beiden Medaillen die nicht nur in ihrer Zeit, sondern auch heute noch lebendigsten,

vielleicht auch einzigen Erinnerungen an die mittelalterlichen Beziehungen der Alt- und Angelsachsen wiedergeben. Wieviel mehr sich aber darüber sagen läßt, soll der knappe Überblick dieses Vortrages zeigen, der schon deswegen keine Vollständigkeit anstreben kann, weil noch zuviel Vorarbeiten fehlen.

Um nun, auch hinsichtlich des Titels, feste Anhaltspunkte für das Erfassen der wechselseitigen Beziehungen zu haben, möge eine Unterteilung des Zeitraumes eingeführt werden, die zwar in vielem unzureichend ist, aber hilft, eine klare Blickrichtung zu behalten. Es erschien demnach zweckmäßig, eine Dreiteilung vorzunehmen, durch die gleichzeitig feste räumliche Grenzen und bestimmte staatsrechtliche Zustände als Angelpunkte gegeben sind, die für die beiderseitige Geschichte ungefähr auf gleicher Höhe liegen. — Wir wenden uns damit zunächst der noch nicht an eine feste Führung gebundenen Stammeszeit zu.

I. A l t s a c h s e n u n d A n g e l s a c h s e n .

Auf die rätselhaften Anfänge des Sachsenstammes kann hier nicht näher eingegangen werden; erst von dem Augenblick an, als die Sachsen an Britanniens Küste erscheinen, gewinnen sie für uns Bedeutung. Dies geschieht im Zusammenhang mit den großen Völkerwanderungszügen der Germanen gegen Ende des dritten Jahrhunderts. Es handelt sich dabei zunächst um plötzliche Überfälle auf die Küstengebiete vom Wash, der großen Meeresbucht nördlich Norfolk's, bis nach Spithead in Höhe der Insel Wight, die eine römische Staatschrift des frühen 5. Jhdts., die „Notitia Dignitatum“, das „S a c h s e n g e s t a d e“ nennt. Allerdings dürfen wir aus dieser Bezeichnung nicht schließen, daß es allein Sachsen gewesen seien, die sich dorthin gewandt hatten; denn die spätantiken Schriftsteller bezeichnen alle seefahrenden Germanen der Nordseeküste als Sachsen. Wahrscheinlich hatten sich an diesen Beutezügen z. B. auch die den Sachsen nahe verwandten Angeln beteiligt, die später mit den Sachsen zusammen die Eroberung Britanniens durchführten.

Der Augenblick der germanischen Landnahme war gekommen, als die Römer im Jahre 407 ihre Militärverwaltung in Britannien aufhoben. Wann und wie die Eroberung vor sich gegangen ist, läßt sich nur in groben Umrissen zeigen; denn aus zeitgenössischen Quellen erfahren wir fast nichts darüber. Wir können ihnen höchstens entnehmen, daß im Jahre 429 eine große Schlacht zwischen den Briten und den Eindringlingen stattfand, daß 446 die Briten den römischen Feldherrn Aetius anscheinend um Hilfe baten. Aus späterer Zeit wird uns das Jahr 449 als das überliefert, in dem Hengist und Horsa auf Veranlassung von Vortigern nach England übersehten. Die Erzählung ist zwar als Sage zu werten, enthält aber, wie so oft, einen echten historischen Kern, der sich, auch hinsichtlich des Jahres, mit anderen Beobachtungen gut in Einklang bringen läßt.

Wir müssen uns also auf die Annahme beschränken, daß die Sachsen, wie die Eroberer zunächst noch genannt werden, etwa gegen Mitte des 5. Jhdts. mit der Landnahme begannen. Sie erforderte naturgemäß eine langdauernde Kraftanstrengung, so daß die Einwanderer in steter Verbindung mit der Heimat bleiben mußten. Dies verdeutlichen uns sehr gut die archäologischen Funde.

Zur archäologischen Festlegung eines bestimmten Volkstums hat man von jeher am liebsten Fibeln herangezogen. Sie waren jeder Modeschwankung unterworfen und doch zugleich „viel stärker als heute an ein bestimmtes Volkstum gebunden. Außerdem erlaubt ihre sich abwandelnde Form eine gute zeitliche Gliederung“ (Othhaber).

Für unser Gebiet kommen drei Formen von Gewandspangen in Betracht: 1. die kreuzförmigen, 2. die gleicharmigen und 3. die Schalenfibeln. Die frühesten Beispiele der kreuzförmigen Fibel entstammen der Zeit um 400. Wir finden sie sehr häufig in Schleswig-Holstein bis hinunter zur Elbe. Aus England ist dagegen nur ein einziger Fund bekannt. Die mittlere Form dieser Gewandhaste, die man etwa um 450 ansetzt, kommt auf dem Festland sehr oft, jetzt auch zwischen Elbe und Weser vor. Ebenso zahlreich sind die Funde in England und zwar im ganzen östlichen

Flachland, dem Gegengestade der Elbmündung. Die Folgezeit bringt eine noch größere Häufung dieser Funde, vor allem in einem Bereich, der nördlich einer in Ostwestrichtung durch Cambridge verlaufenden Linie liegt. Die Fibel erfährt in diesem Gebiet zu Beginn des 6. Jhdts. eine prunkhafte Weiterbildung, während die Entwicklung in Niedersachsen abbricht.

Diese Ergebnisse werden gestützt durch das in England geringe Vorkommen der gleicharmigen Fibel, die auf dem Kontinent um 500 sächsisches Volksgut wurde. Aber gerade sie zeigt uns an Hand zweier Stücke die enge Verbindung zwischen den Auswanderern und der Heimat. Aus gleicher Gußform stammen eine in Rehdingen und eine in Bedfordshire überlieferte Gewandspange dieser Gattung.

Die letzte Fibelart, die Schalenfibel, ist ein typisch sächsisches Schmuckstück, dessen frühe Formen auf sächsischem Boden zwischen Elbe und Weser in wenigen Beispielen gefunden wurden. Sie entwickelt sich erst in England und kommt dort zahlreich vor. Allerdings drang sie in das Verbreitungsgebiet der kreuzförmigen Spange nur stellenweise ein.

Die Überbleibsel an Tonware sind leider noch weitgehend unbearbeitet geblieben. Doch wurde schon vor langem an der eigenartigen, hohen und engmündigen Buckelurne des sächsischen Festlandes und Englands eine solche Übereinstimmung festgestellt, daß man dafür die engste völkische Verbindung der Verfertiger voraussetzen muß.

Von weiteren Häufungen archäologischer Funde wollen wir hier absehen, sondern nur noch darauf hinweisen, daß die an der niedersächsischen Küste entdeckten Wohngruben, die bis 1 Meter tief in den Boden reichen und nur einen Raum haben, ebenfalls in England wiederkehren. Schließlich zeigt sich auch noch der Zusammenhang in den Formen der Friedhöfe. Schon auf dem Kontinent ging man von der Verbrennung zur Bestattung über. In England treten demgemäß zunächst gemischt belegte Friedhöfe auf, bis schon bald die Bestattung obsiegt.

Zuletzt muß noch auf eine andere Erscheinung hingewiesen werden. Die Archäologie ergibt nämlich für die Grafschaft Kent, die Insel Wight und die gegenüberliegende Küste von Hampshire stark von den obigen abweichende Funde. Wir kommen damit zu einer schon vorher ange deuteten Frage, auf die wir kurz eingehen müssen.

Während die zeitgenössischen Quellen, später der Brite Gildas, der um etwa 540 über die Eroberung Britanniens klagte, und selbst noch die Vorlage von etwa 700, die der zweite britische Geschichtsschreiber Nennius für seine Geschichte der Briten benutzte, nur von Sachsen sprechen, berichtet wenig später der berühmte Angelsachse Beda in seiner Kirchengeschichte des Angelsvolkes, daß an der Eroberung drei Stämme: die Sachsen, die Angeln und die Jüten beteiligt gewesen seien. Die Jüten siedelten nach ihm in dem archäologisch eine Sonderstellung einnehmenden Gebiet. Über ihre Herkunft läßt sich mit Sicherheit nur erkennen, daß sie nicht aus Jütland stammen. Ob sie nun die Guten vom Niederrhein sind, oder ob der jütische Stamm Kents erst auf englischem Boden entstand, wie man neuerdings annimmt, muß offen bleiben. — In die folgende Darstellung können sie jedoch ruhig einbezogen werden. Ein besonderes staatliches Dasein ist ihnen auf die Dauer nicht beschieden gewesen.

Bei der Erwähnung der Fibelfunde konnte noch eine Trennungslinie festgestellt werden, die allerdings keine scharfe Scheide bedeutet. Sie entspricht der von Beda angegebenen Stammesgrenze zwischen Angeln und Sachsen und ist gleichzeitig eine Mundartenscheide zwischen den beiden Stämmen. Doch entstanden diese Mundartenunterschiede zumeist erst auf insularem Boden, unter dem Einfluß landschaftlicher Gegebenheiten, während ursprünglich die lautlichen Unterschiede ebenso wie die der Sitte und des Brauchtums ganz gering waren. So betrachtete selbst Beda die Stämme letztlich schon als ein Ganzes, wenn er vom „Volk der Angeln oder Sachsen“ spricht. Und später stellen die insularen Quellen die „Angelsachsen“ als Gesamtheit den „Mtsachsen“ gegenüber. Darin folgt ihnen dieser Vortrag, und er kann es um so mehr, weil ja auch

die festländischen Angeln mit den Sachsen verschmolzen und so aufs Große gesehen die Beziehungen aller Auswanderer zu ihren heimgelassenen Stammesbrüdern erfasst werden.

Diese über die einzelnen Stämme hinweggreifende Bindung tritt uns in Ortsnamen entgegen, die wir sowohl in Niedersachsen wie auf sächsischem und anglischem Boden in England finden. So lehrt z. B. Herford als Hereford, Hameln als Hamble (Hampshire) wieder. Hannover erscheint als Heanor (Derby) und Göttingen als Gidding (Suffolk), Gedding (Huntingdon) und Geddinge (Kent). Neben dem Alter dieser Ortsnamen dürften durch die vier letzten Namen auf Grund ihres damit sichergestellten Inhalts auch die Stellen germanischer Heiligtümer ermittelt sein. Aber nicht nur die Namen für die Wohnplätze und die Bezeichnung des heiligen Ortes, wo der Priester und Richter ansässig war, brachten die Angelsachsen vom Festlande mit sich, auch die heiligen Gebräuche und Zeichen der Heimat trugen sie hinüber. So finden wir denn z. B. das uralte und gerade in Niedersachsen heimische Steinkreuz, das Kreuz im Ring, sehr häufig als Marktkreuz in England wieder.

Wie weit die Angelsachsen am heimischen Recht, das sich erheblich von dem der anderen germanischen Stämme abhob, festhielten, bedürfte wohl noch einer vergleichenden Untersuchung. Manche Ähnlichkeit ist natürlich, genau wie in der Verfassung z. B. die Gefolgschaft, von vornherein als gemeingermanisch gegeben. Doch soll hier wenigstens darauf hingewiesen werden, daß sowohl diesseits wie jenseits des Kanals eine starke Zentralgewalt fehlte. Haben wir hier die recht selbständigen Gaue und Provinzen, die nur durch die Stammesversammlung in Marklo, dem ersten Parlament in der Geschichte, lose gebunden wurden, so entstanden auf dem Eroberungsboden die nur zuweilen durch einen „Bretwalda“ (Oberkönig) schwächlich geeinigten zahlreichen Königreiche, in denen die an der Spitze kleinerer Unterbezirke stehenden Unterkönige und Galdormänner recht selbständige Stellungen einnahmen. Ja, zwischen Altsachsen und Insularsachsen geht die äußerliche Gleichheit noch weiter. Hier gibt es die Provinzen Ostfalen,

Engern, Westfalen, dort die Königreiche der Ostfachsen, Südfachsen und Westfachsen, während die Angeln nur das Königreich der Ostangeln und Mittelangeln, aus dem später Mercia hervortwuchs, nach dieser Aufteilung kannten, und die beiden nordanglischen Reiche Deira und Bernicia hießen, bevor sie sich zum nordhumbriſchen Königreich einten.

Natürlich bezeichnet diese Aufteilung einen Zustand, der sich erst im Laufe der weit über 100 Jahre dauernden Eroberung herausbildete. Was während dieser Zeit geschah, liegt im Dunkel einer für beide Gebiete fast gleich überlieferungslosen Zeit. Dennoch konnten wir mit Sicherheit behaupten, daß eine Verbindung mit der Heimat zum Zwecke des Nachschubs bestand; aber darüber hinaus gibt es Anhaltspunkte dafür, daß auch manche Englandsfahrer wieder in die Heimat zurückkehrten. Darauf deuten nicht nur zwei, allerdings späte, Quellenstellen hin, sondern auch die isolierte Erscheinung des Glaubens an Frau Herka in den sächsischen Hesse-, Schwaben-, Nordthüring-, Harz- und Balfamgauen. Dieser Glaube an die die Felder fruchtbar machende Göttin Herka, die angelsächsische Erce, scheint nämlich eine englische Eigentümlichkeit zu sein. Falls dies zutrifft, müßte die Rückkehr etwa gegen die Mitte des 6. Jhdts., vielleicht auch wenig später geschehen sein. Um dieselbe Zeit nun wanderten, wie heute mit Sicherheit feststeht, Angelsachsen auf den Kontinent zurück und besiedelten das französische „Sachsengestade“, das die „Notitia Dignitatum“ gleichzeitig mit dem englischen erwähnt. Warum sollten da nicht Teile weitergezogen sein und ihren Stammverwandten den Erceglauben gebracht haben? — Ähnlich zogen doch auch nach einigen Menschenaltern wieder Angelsachsen zu ihren sächsischen Vettern, um ihnen einen andern Glauben zu predigen.

Im Laufe des 7. Jhdts. waren die Angelsachsen Christen geworden, während die Ostfachsen noch die germanischen Gottheiten verehrten, obwohl schon vor der Überwanderung nach England Christianisierungsversuche unter ihnen unternommen worden waren, die nicht ganz ohne Spuren blieben. Wir finden nämlich sowohl im Ostfächsi-

ſchen wie im Angeliſächſiſchen Wörter, die als fremde, arianiſch=oberdeutſche Begriffe, z. B. Kirche, Heide, Teufel, Chriſt, in die Sprache übernommen wurden.

Von zwei Seiten war das Chriſtentum an die Angeliſachen herangetragen worden. Vom Süden kamen die Miſſionare Romſ, die der Papſt Gregor I. 597 nach Kent ſandte, während im Norden die Iroſchotten predigten. Da die beiden Richtungen in ihrer Verfaſſung ſtarke Gegenſätze verkörpert, führte dieſes zu längeren Auseinanderſetzungen zwiſchen ihnen. Dieſe wurden zwar durch die Synode von Streoneſhealch (Whitby) 664 zugunſten Romſ beendet, doch hinterließ das Iroſchottentum tiefgehende Spuren in der angeliſächſiſchen Kirche, deren Hauptzüge kurz geſchildert ſeien. Von ſich aus führten die Angeliſachen die enge Bindung an Rom und den Papſt als die Verkörperung des Apoſtels Petrus in die katholiſche Kirche ein. Von ihnen ſtammt u. a. auch die ſtark von germaniſchem Empfinden her beſtimmte Auffaſſung vom Gefolgsherrn Chriſtus. Von den Iroſchotten übernahmen ſie die Strenge der Aſkeſe, die Neigung zur wiſſenſchaftlichen Arbeit und nicht zuletzt den Drang, um Chriſti willen zu wandern. Dieſer Willen zur Miſſion trieb ſie zu den Wäldern jenseits des Kanals, den Sachſen; und zwar aus dem Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit heraus, läßt doch z. B. Winfrid=Bonifatius bei ſeinen Landsleuten für die Sachſen beten, weil auch dieſe zu ſagen pflegen: „Wir ſind von einem Blut und einem Wein.“

Auf dem Wege zu den Sachſen machten die erſten angeliſächſiſchen Miſſionare bei den ebenfalls nahe verwandten Frieſen halt, nachdem bei dieſen bereits im Jahre 677/78 der durch Zufall dahin verſchlagene Northumbrier Wilfrid anſcheinend mit Erfolg gepredigt hatte. Für zwei Jahre hielt ſich bei ihnen ein Wigbert auf, der gleichfalls aus dem ſtark unter iroſchottiſchem Einfluß ſtehenden Norden Englands ſtammte. Der eigentliche Frieſenmiſſionar Willibrord, wiederum ein Northumberländer und Schüler Wilfrids, erſchien mit elf Begleitern im Jahre 690 in Frieſland. Im fränkiſchen Weſten des Landes gründete er das Biſtum Utrecht, das ſpäter noch eine große Rolle für

die Sachsenmission spielen sollte. Typisch für die angelsächsische Denkweise ist, daß er sofort die Verbindung mit Rom anstrebte und sich vom Papst weihen ließ.

Ein anderer Schüler Wilfrids, Suidbert, wandte sich bald darauf von den Friesenmissionaren ab und ging zu den Brukterern in die Gegend von Soest. Nach kurzer Tätigkeit vertrieb ihn der Einfall der Sachsen, die sich damals das Brukterergebiet aneigneten. Ebenso bedeutungslos blieb ein Vorstoß der beiden Ewalde im gleichen Jahre 693 an der unteren Lippe. Sie wandten sich zu einem Gaufürsten, der ihnen Hoffnung auf Annahme des Christentums bot. Doch noch ehe sie predigen konnten, wurden sie erschlagen. Bezeichnend ist nun, daß der Gaufürst ihre Mörder töten ließ.

Ihr Schicksal schreckte die Angelsachsen nicht ab. Neue Diener des Wortes, wie Alkuin sagt, kamen aus Northumberland zu den Sachsen. Unter ihnen befand sich Eiafwin (Lebwin), dem es sogar gestattet wurde, auf der Versammlung in Marlo zu sprechen. Wenn die Rede auch ohne Zweifel später geformt wurde, der zentrale Gedanke ist sicherlich ursprünglich und echt: Eiafwin verheißt den Sachsen volle Selbstbehauptung gegen die Franken, wenn sie Christen werden wollen. Die Mehrzahl der Sachsen wollte jedoch nichts von ihm wissen; dennoch wurde von einer Gegenpartei der Beschluß durchgesetzt, daß niemand den Boten Gottes verletzen solle, sondern daß er in Frieden gehen könne, wohin er wolle. — Auch die Missionsversuche des in England zum Bischof der Sachsen geweihten Alubert und des aus dem Martinskloster zu Utrecht kommenden Angelsachsen Willehad zeigten dieses teilweise Entgegenkommen des Adels; doch tiefergehende Spuren hinterließen sie nicht. Immerhin wurden sie und ihre Vorgänger die Quelle für manche von ags. Schriftstellern überlieferte wichtige Nachricht über die Sachsen, die wir sonst missen müßten. — Und dennoch, weltgeschichtliche Folgen hatte trotzdem das Eingreifen des ersten Insel Sachsen unter ihnen, des Winfrid-Bonifatius.

Der Westsachse Winfrid, später Bonifatius genannt, war 714 zu dem Friesenmissionar Willibrord gestoßen. Als

seine Hauptaufgabe aber betrachtete er die Bekehrung der Sachsen. Dazu schien ihm gute Gelegenheit gekommen, als im Jahre 738 Karl Martell die Sachsen besiegte. Er ging nach Rom, um sich vom Bischofsamt für Hessen und Thüringen, das ihm mittlerweile übertragen worden war, befreien zu lassen und Sachsen als Missionsgebiet zu erhalten. Der Papst übergab ihm einen Empfehlungsbrief an die Sachsen mit der Aufforderung zur Bekehrung, hieß ihn selbst jedoch im alten Wirkungskreis bleiben.

Konnte Bonifatius selbst also nicht viel für die Sachsenmission tun, so ließ er in England für die Sachsen beten und warb um Missionare. Damit war nun die Sachsenmission — und das ist das Bedeutsame des hier Gesagten — zur „Angelegenheit der Christenheit“, zum „Programm des Papsttums“ (Linzel) geworden. Wenn also Bonifatius, der wahrscheinlich selbst im südlichen Westfalen missionierte, und seine angelsächsischen Mitarbeiter wenig Erfolge zu verzeichnen hatten, so war es immerhin offenbar geworden, daß besonders Kreise des Adels ihren Worten Gehör schenkten. Das war nun eine Tatsache von nicht zu unterschätzender Tragweite; denn bei allen Germanen war das Christentum von oben her eingeführt worden.

Hier konnten die Franken, die schon — wie oben bereits erwähnt wurde — seit Karl Martells Tagen im Angriff gegen die Sachsen waren, nicht ruhig zusehen, denn einmal galten sie seit den Tagen Pippins als Vorkämpfer der Kirche und mußten die angelsächsischen Missionsbestrebungen unterstützen; zum anderen standen diese wiederum „in einem schwer überbrückbaren Gegensatz zu den Forderungen des fränkischen Staates. Wenn es den Angelsachsen wirklich gelang, die freien Sachsen zum Christentum zu bekehren, so bedeutete das für das Karolingerreich eine erhebliche Verwicklung seiner politischen Lage. Kämpften die Franken gegen die heidnischen Sachsen, war ihr Handeln immer gerechtfertigt, waren die Sachsen aber Christen, wurde es zu einem Bruderkwitz und die moralische Unterstützung der Christenheit war den Franken durchaus nicht mehr gewiß. Die Sachsen wären für andere christliche Mächte bündnisfähig geworden“ (Linzel). Diese Erwä-

gungen haben sicherlich bei Karl dem Großen stark mitgewirkt. Seit seinem ersten Sachsenzug 772 ist die Sachsenmission eine Aufgabe der Franken geworden. Die Angelsachsen mußten, wenn sie weiterwirken wollten, in seinen Diensten arbeiten. Dabei gerieten sie in einen ziemlichem Gegensatz zum Frankenkönig. Auch ohne die Mahnung des northumbrischen Abtes Canwulf, der Karl aufforderte, das Heidentum zu unterdrücken und die heidnischen Heiligtümer zu zerstören, kam es im Verlaufe des Krieges, allerdings nicht von vornherein, zu Gewaltmaßnahmen, die die auf dem Festland missionierenden Angelsachsen, vor allem aber Karls Hoftheologe Alcuin, der selbst auch kurze Zeit zusammen mit Willehad missionierte, immer wieder ablehnten.

Die Grenzen dieser Zwangsmaßnahmen muß Karl wohl eingesehen haben; denn er sorgte dafür, daß wirkliche Missionare im Lande predigten. So zog er auch die Angelsachsen in seinen Dienst. Und es war der schon genannte Willehad, der 787 zum ersten Bischof für den Bremer Bezirk geweiht wurde. Der mit ihm in Utrecht erzogene Friesen Ludger, der später zur Vervollkommnung seiner Bildung nach York geschickt wurde, wo Alcuin damals lehrte, wurde von Karl mit der Mission in Westfalen beauftragt. Er errichtete in Minigardesford (Münster) ein Kloster, nach dem die Stadt ihren Namen erhielt. Hier wurde er auch 804 als erster Bischof eingesetzt. Wir wissen von ihm, daß er ganz unter dem Eindruck der blühenden angelsächsischen Wissenschaft stand, daß er mit Büchern beladen von York zurückkehrte. Sollte er da nicht den Einfluß des Angelsachsenthums nach Münster gezogen haben?

Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich das für seine Lieblingsgründung Werden behaupten, das, obwohl auf fränkischem Boden, doch ein rein sächsisches Kloster war. Wenn von Ludger, wie anzunehmen ist, der berühmte „silberne Roder“, die Alfilsbibel, nach Werden gebracht wurde, so hat er auch sicher seine englischen Bücher dort gelassen, unter denen sich wahrscheinlich jene Ostertafel aus Lindisfarne, dem alten Kloster Northumberlands, befand, die zunächst in Werden mit Zusätzen versehen wurde und dann

nach Corvey kam. Die eigenartige irisch-angelsächsische Spitzschrift dieser Ostertafel verwandten auch die Werdener Mönche für ihre Werke. Leider ist bisher keine Zusammenstellung der Klosterinsassen aus jener Zeit bekannt, sonst könnte man sicherlich an Hand der Namen die Angelsachsen nachweisen. In den Urkunden, die einen nur geringen Ersatz bieten, erscheint allein ein „presbiter Uulfric“, der höchstwahrscheinlich ein Angelsachse ist. Bei den andern vielleicht angelsächsischen Namen muß wegen der großen Ähnlichkeit der sächsischen Namen eine endgültige Klärung der Sprachforschung überlassen bleiben, die hier ergänzend eingreifen kann.

Es muß zwar betont werden: e r g ä n z e n d ; denn allein scheint sie, wenn nicht mit allergrößter Vorsicht angewandt, kaum zur Klärung historischer Zusammenhänge nützlich zu sein, da sie zu vielen Fehlerquellen unterworfen ist, wie das Beispiel der örtlichen Festlegung des berühmten *Helians* unter vorwiegender Rücksicht auf die sprachlichen Befunde zeigt. Wo sollte nicht überall dieses erste in deutscher, in altniederländischer Sprache verfaßte Epos entstanden sein! Nachdem man ursprünglich an Werden oder Münster gedacht hatte, verfiel man auf Corvey, Utrecht, Hamburg, Merseburg, Magdeburg, selbst die Loiremündung wurde als Entstehungsort genannt. Demgegenüber hat *W. Krogmann* neuerdings dargetan, daß allein zwei Worte: *leia* = Fels und *pascha* = Ostern für die Bestimmung herangeholt werden können. Sie deuten auf die Rheingegend bzw. die Diözese Köln. Er nimmt also die Dichtung wieder für Werden in Anspruch. Hierhin verweisen auch die historischen Zusammenhänge, die aber z. T. mit den Krogmannschen sprachgeschichtlichen Ausführungen im Widerspruch stehen.

Die lateinische Sprache herrschte durchaus im Bereich des christlichen Abendlandes. Auch in Südbritannien, wo Bonifatius aufwuchs, wurde eine christlich-lateinische Dichtung bevorzugt, während in Northumberland, wo Lindbergt auszubilden wurde, schon lange unter dem Einfluß der freieren und volkstümlicheren Schotten eine christliche Dichtung in der Volkssprache mit dem Alliterationsvers und

unter Übertragung des Gefolgschaftswesens auf die biblischen Gestalten gepflegt wurde. In gleicher Art verfaßte der Helianddichter, bei dem sich noch andere Spuren der altenglischen Bibeldichtung finden, so z. B. der starke Ewigkeitsglaube, der in der angelsächsischen Kirche im Unterschied von der fränkischen lebte, sein Epos. Nun ist es aber wahrscheinlich, daß Liudger, der Verständnis für die deutsche Sprache hatte, das Werk Caedmons, des Begründers jener englischen biblischen Dichtung, die dem Helianddichter zum Vorbild wurde, in Sachsen einführte. Vielleicht ist Liudger auch an der Abfassung der ersten sächsischen Beichte beteiligt. Am größten aber war natürlich sein Einfluß in seiner Familienstiftung Werden, wo nach ihm sein ebenfalls in Utrecht ausgebildeter Bruder und seine Neffen bis 886 die Vorsteherwürde verwalteten. Werden hatte aber auch durch den Friesenmissionar Liudger die Verbindung mit Friesland, die die dorther stammenden Einflüsse im Heliand erklärt.

Wenig Beachtung fand bisher ein Punkt, der unbedingt zur Lösung der Frage nach dem Entstehungsort hätte herangezogen werden müssen. Alles, was über die Herkunft der Handschriften gesagt wurde, befriedigt nicht. Eine genaue paläographische Untersuchung fehlt für die Heliandhandschriften noch genau so wie für die Schreibschulen der sächsischen Klöster des 9. Jhdts., obwohl wir doch ihre Erzeugnisse z. T. noch haben und auch genau wissen, in welchem Kloster sie entstanden. Man stellte zwar fest, daß eine Münchener Handschrift die älteste ist und dem 9. Jhd. angehört. M. G. kann man sogar noch sagen, daß die Handschrift wahrscheinlich in die erste Hälfte des 9. Jhdts. und zur Kölner Schriftprovinz gehört. Sie steht also dem Urtext somit sehr nahe, entschieden näher, als Krogmann anzunehmen scheint¹. Eine in England befindliche Handschrift wurde auch dort geschrieben. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

¹ Wir standen leider allein die beiden nur wenige Zeilen wiedergebenden Abbildungen in Könnekes Deutschem Literaturatlas zum Vergleich zur Verfügung.

Dem Helianddichter wird nun noch ein Werk zugeschrieben, die Genesis. Auch diese Arbeit kam später nach England und wurde dort in der zweiten Hälfte des 10. Jhdts. sogar ins Angelsächsische übertragen. Wie ähnlich die beiden Sprachen noch waren, möge ein Vergleich einer Stelle des geringen Bruchstücks der altfächsischen Genesis mit der angelsächsischen Genesis zeigen:

Alt f ä c h s i s c h e Genesis:

*Hū sculun uuit nū libbian, efto hū sculun uuit an thesum
liahta uuesan,
nū hier huuilum uuind kumit uuestan efto ostan,
sūdan efto nordan, — gisuuerek upp dritbit,
kumit haglas skion himile bitengi,
ferid forð an gimang — that is firinum kald —;*

Ang e l f ä c h s i s c h e Genesis:

*Hū sculon wit nū libban odde on l-ys lande wesan,
gif hēr wind cym[e]ð westan odde eāstan,
sūdan odde nordan, — gesweorc up færed,
cymed hægles scūr hefone getenge,
færed forst on gemang, sē byð fyrnum ceald.²*

Wenn wir dem Kloster Werden also eine so starke Verbundenheit mit dem Angelsachsentum zusprechen, dürfen wir wohl vermuten, daß auch in seinen Besitzungen dieses zum Ausdruck kam. Falls Helmstedt tatsächlich noch zur

² Die Übertragung lautet:

Altfächsische Genesis (nach F. Vetter, Die neuentdeckte deutsche Bibeldichtung des neunten Jahrhunderts, Basel 1895)

„Wie sollen wir nun leben und wie sollen wir in diesem Lichte wandeln,
„wenn häufig nun Wind kommt von Westen oder Osten,
„von Süden oder Norden, das Gewölk versammelnd,
„menn ein Hagelwetter am Himmel aufsteigt,
„in Schauern einherfährt gar schrecklich kalt, —“

Angelsächsische Genesis (nach E. W. M. Grein, Dichtungen der Angelsachsen², 1863)

„Wie sollen wir nun leben und in dem Lande bleiben,
„wenn Wind hier kommt von Westen oder Osten,
„von Süden oder Norden, und schwarz Gewölk fährt auf
„und Hagelschauer kommen von dem Himmel nieder
„und es fährt Frost mit her, der fürchtbar kalt ist.“

Zeit Lindgers von Werden aus gegründet sein sollte, so wäre hier gewiß mit der Tätigkeit von Angelsachsen zu rechnen. — Wo zeigen sich sonst noch in Sachsen Spuren der angelsächsischen Missionare? Die Beantwortung dieser Frage würde, wollte man sie erschöpfend geben, zu langen Ausführungen zwingen und führte dann doch nur zur Einsicht, daß noch sehr viel Vorarbeit geleistet werden muß. Wir wollen uns daher mit einigen Andeutungen begnügen.

Nähe bei Werden liegt das allerdings erst im zweiten Viertel des 9. Jhdts. für den Adel Sachsens gegründete Damenstift Essen. Hier befindet sich ein durch seine alt-sächsischen Glossen bekanntes Evangeliar, das in den Miniaturen und der Schrift deutliche insulare Einflüsse zeigt. In einem gleichfalls aus Essen stammenden Retrolog begegnet für September die Bezeichnung hälegmanoth, für November blötmanoth, die nach angelsächsischem hälegmanoth und blötmanoth gebildet sind. Sicherlich gehörte auch Münster in das angelsächsische Einflußgebiet. Damit wird wohl zusammenhängen, daß einer der wenigen überlieferten Kunstgegenstände aus dem karolingischen Sachsen, das aus Enger stammende sogenannte Wittelindsreliquiar mit der grotesken Tierornamentik, eine z. T. englische Arbeit von etwa 800 ist.

Mit Herford kommen wir in die Nähe Corbeys, dem lange Zeit bedeutendsten Kloster Sachsens. Es ist behauptet worden, daß sich auch hier die Spuren der Tätigkeit angelsächsischer Klosterbrüder fänden. Unbestreitbar ist zwar, daß angelsächsische Werke in Corbey vorhanden waren, z. B. die oben erwähnte, aus Werden überbrachte Oster-tafel, auch benutzte Widukind die Kirchengeschichte Bedas. Darüber hinaus ließ sich aber nichts ermitteln, was die obige Behauptung stützen könnte. Allerdings müßte der Liber vitae noch auf die Namen hin untersucht werden. Doch scheint Corbey von Westfranken (Corbie) bestimmt gewesen zu sein, worauf auch die Buchmalerei des 9. Jhdts. hinweist, wie mir einer der besten Kenner nieder-sächsischer Kunst, Herr Prof. S a b i c h t, mitteilte.

Im nahen Osnabrück lassen sich dagegen indirekt angelsächsische Einflüsse feststellen. Sein erster Bischof Wihō war

ein Friesen. Dies deutet auf Utrechter Mission, die sich stellenweise auch an Hand der Patrone der Urfarreien nachweisen läßt. So haben z. B. Meppen und Haselünne die hl. Margarethe als ursprüngliche Patronin. Ihre Verehrung läßt sich auf die angelsächsischen Missionare zurückführen. Weiter hatte Liudger in Emsbüren einen Stützpunkt auf seinem Wege nach Ostfriesland. Auch Werden besaß in der Ostnabrücker Diözese Güter und hat vielleicht auch dort missioniert.

Mit Minden stoßen wir auf Fuldaer Einflußgebiet, das sich weithin durch Sachsen, vor allem Ostfalen erstreckte. Das von Bonifatius für die Sachsenmission gegründete Fulda hatte seit seines Gründers Zeiten starken Zuzug aus England erhalten. Der somit gegebene enge Zusammenhang mit den Angelsachsen ist in jeder Beziehung unverkennbar. Er wirkte sicherlich zurück auf Fuldas Missionsstationen in Niedersachsen, von denen eine, die Urkirche in Hameln, nachweislich mit fuldaschen Priestern besetzt wurde und als Betsungsmittelpunkt der gesamten Umgebung galt. Von besonderer Bedeutung ist der Fuldaer Besitz in Ganderheim; denn von dorthier stammt ein anderer Schrein von etwa 800, der zweifellos eine englische Arbeit im Stile der grotesken Tierornamentik ist. Ferner hatte Fulda auch Güter in Magdeburg, dessen Name neuerdings durch angelsächsische Umfegung aus einem slavischen Medeburu erklärt wird. Hier stützen Besitz und Deutung eine Annahme, die noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn wir berücksichtigen, daß Hildegim, der erste Bischof Halberstadts, der ebenfalls in Utrecht erzogene Bruder Liudgers war.

Der Überblick, der sich noch vielfach ergänzen läßt, möge damit abgeschlossen sein. Es sollte nur gezeigt werden, daß sehr viele Gründe für eine starke Beteiligung der Angelsachsen an der Christianisierung der Sachsen sprechen. Wie lange sie anhielt, läßt sich kaum mit Sicherheit sagen. Während einerseits Anzeichen dafür vorhanden sind, daß noch in den ersten Jahrzehnten des 9. Jhdts. sich angelsächsische Einflüsse auswirkten, befand sich andererseits Northumberland seit geraumer Zeit im Zustand der Anarchie

und wurde bald nach 850 eine Beute der Dänen. Auch die andern Teile Englands litten damals schon schwer unter den Zügen der Wikinger, die auch bald die Sachsen stark heimsuchten. Darüber verödeten natürlich die Klöster, so daß sicherlich nach den ersten Jahrzehnten des 9. Jhdts. kaum noch angelsächsische Geistliche nach Sachsen gekommen sein werden.

Aus diesen Stürmen gingen ungefähr gleichzeitig das unter westfähsischer Führung stehende angelsächsische Königreich und das liudolfingische Herzogtum Sachsen hervor.

II. Das angelsächsische und anglo-normannische Reich und das Herzogtum Sachsen.

Die Beziehungen wurden schon bald von angelsächsischer Seite wieder aufgegriffen. Als Alfred der Große daran ging, sein verfallenes Reich aufzubauen, mußte er viele seiner Helfer vom Kontinent holen. Zu ihnen gehörten die Friesen, mit denen er seine Schiffe bemannte und der durch seine militärischen Fähigkeiten ausgezeichnete Altsachse Johann, über den wir leider recht wenig wissen. Er soll Mönch in Corvey gewesen sein. Nach Ausweis des Mönchsverzeichnisses dürfte dies wohl kaum stimmen. Ein Name Johann kommt erst in sehr viel späterer Zeit vor. — Zweifellos hatte Alfred eine wertvolle Kraft in ihm. Nicht umsonst wird er ihn später seinem militärischen Stützpunkt und Zufluchtsort Metheln als Abt vorgefetzt haben. Auch an Alfreds Übersetzungen ins Angelsächsische hat Johann mitgearbeitet.

Nicht lange darauf fanden auch die beiden machtvollen sächsischen Herrscherhäuser zusammen. Um seinem Sohn Otto eine „würdige Braut zu verloben“ (Hrotsvitha), schickte König Heinrich eine reich mit Geschenken versehene Gesandtschaft zur Brautwerbung übers Meer zum König Methelstan. Dieser sandte gleich zwei seiner Schwestern an Heinrichs Hof. Cadghyth ward die auserwählte Braut, mit der Otto 929 seine Hochzeit in Quedlinburg feierte. Die einmal angeknüpfte Verbindung gab zu regen Beziehungen

Anlaß, wie die allerdings nur spärlich vorhandenen Quellen noch gut erkennen lassen. — Als Gegengabe für die von dem Leiter der englischen Gesandtschaft, Bischof Cynewold von Worcester, mitgebrachten Geschenke überreichten Otto und seine Mutter Mathilde dem König Aethelstan ein prächtig ausgeführtes Evangelienbuch, das heute noch im Britischen Museum liegt, während gleichzeitig ein unbekannter deutscher Dichter dem englischen König seine Verse widmete.

Doch es blieb nicht bei diesen mehr äußerlichen Folgen der Verbindung. Zwei Ereignisse von höchster Bedeutung sind mit ihr verknüpft. Unter Aethelstan wird in England eine bis dahin unbekannte zentrale Beurkundungsstelle, die man Kanzlei zu nennen pflegt³, eingeführt. Ohne Zweifel hatten die angelsächsischen Gesandten sie am Hofe Heinrichs I. kennengelernt. Dieser dagegen erbaute höchstwahrscheinlich sein Burgensystem nach dem Vorbild der Burgenlinie, die Cadward, der Vater Cadgythens oder Edithens, wie sie in Deutschland genannt wurde, gegen die Dänen errichtete. Cadward wiederum übernahm nur eine Einrichtung seines Vaters, Alfreds des Großen, der schon, genau wie später Heinrich I., eine Reihe Burgen er-

³ Der Ausdruck „Kanzlei“, vielleicht auch der Begriff, kommt in angelsächsischer Zeit noch nicht vor. Ich habe hierauf schon in meiner Arbeit über die angelsächsische Königskanzlei hingewiesen (vergl. Archiv für Urkundenforschung XIII, S. 337), und zwar im Anschluß an W. S. Stevenson. Diese Stelle auf der dritten Seite meiner Arbeit scheint S. W. K le w i k [Cancellaria. Ein Beitrag zur Geschichte des geistlichen Hofdienstes in: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters Jg. 1 Heft 1 (1937)] entgangen zu sein, als er mit großem Scharfsinn feststellte, daß mich ein Aufsatz R i r n s dazu veranlaßt habe, auch „scriptorium“ als gleichwertig zu gebrauchen, und daß ich dadurch vielleicht anzudeuten schiene, das Wort Kanzlei sei nur eine wissenschaftliche Hilfskonstruktion, hinter der nach seiner Ansicht die „capella“ zu suchen sei. Von der zuständigsten Seite würde bereits entschieden Einspruch im Hinblick auf die deutschen Verhältnisse erhoben (P. Fr. R e h r, Die Urkunden Karls III. in Mon. Germ. Hist. Diplomata Regum Germaniae ex stirpe Karolinorum II, S. XVII). Leider steht die K le w i k'sche These auch für die angelsächsische Zeit auf recht schwachen Füßen; denn es wird ihm wohl niemand glauben, daß die Verhältnisse, die zur Zeit der Anjou-Plantagenets geherrscht haben, ohne weiteres für eine etwa zwei Jahrhunderte früher liegende Zeit vorausgesetzt werden können. Da „capella“ statt Kanzlei somit unbewiesen bleibt, halte ich an dem zwar auch nicht ganz zutreffenden, aber doch üblicheren und in diesem Falle begriffsbestimmenderen Worte fest.

richtete, die für einen gewissen Bezirk als Zufluchtsstatt gedacht waren und von allen dort Wohnenden, von denen einer in ihr als Burgmann sich aufhielt, verproviantiert werden mußten.

Otto der Große blieb mit seinen angelsächsischen Schwägern auch über den Tod Edithens hinaus in Verbindung. Wir wissen von mehreren Gesandtschaften, die er empfing und die er nach England schickte. Von einer wird uns auch überliefert, daß der Gesandte in „sächsischer Sprache“ geantwortet habe. — Diese Gesandtschaften waren nicht nur durch politische Angelegenheiten hervorgerufen. Sie dienten auch, wie uns zu 965 berichtet wird, zur Überbringung kostbarer Geschenke. Der angelsächsische König Cadgar, dessen allmächtiger Vertrauter Dunstan sich anscheinend besonders der deutschen Freundschaft annahm, sandte Otto damals auserlesene Gaben, die dieser mit ähnlichen Geschenken erwiderte. — Zum Wertvollsten, was man darbieten konnte, gehörten nun Bücher. Vielleicht ist damals eine Handschrift des Heliands nach England gebracht worden, die dann bald darauf von einem Angelsachsen — möglicherweise in Canterbury, dem Sitz Dunstans, — abgeschrieben wurde. Nach Südengland weist auch die gleichzeitige angelsächsische Übertragung der Genesis, jenes Werkes, das ebenfalls vom Helianddichter stammt.

Der Nachkommen Edithens erinnerte man sich noch länger bei den Angelsachsen. Im Jahre 975 widmete der dem westsächsischen Königshaus angehörende Historiker Aethelweard sein Werk unter Erinnerung an die gemeinsame Abstammung ihrer Enkelin Mathilde. Und zum Jahre 982 melden die berühmten angelsächsischen Annalen den Tod ihres Enkels Otto.

Um jene Zeit begann aber schon der schnelle Verfall des noch vor kurzem so mächtigen westsächsischen Königshauses, während andererseits Sachsen seine enge Verbindung mit dem Kaiserhaus verlor und unter einem neuen Herzog eine immer schärfere Ausrichtung nach Osten und Norden erhielt. Trotzdem haben unmittelbare Beziehungen auch weiterhin bestanden, nur liegen sie nicht so auf der Oberfläche.

Die von Otto gepflegten Beziehungen dienten sehr wesentlich dem Handel, der sich seit seiner Zeit immer sichtbarer entwickelte. Die Kaufleute, denen der Kaiser Privilegien erteilte, stammten vielfach aus sächsischen Städten: Magdeburg, Quedlinburg, Goslar, Halberstadt. Sie gehören also auch zu den „Leuten des Kaisers“, denen der angelsächsische König Aethelred dasselbe Zollrecht in London verlieh wie den Engländern. Sie führten denn wohl die schottischen Gefäße übers Meer hin ein, von denen der große Künstler, Bischof Bernward von Hildesheim, die seltensten und ausgesuchtesten Muster zum Vorbild nahm.

Diese England-Kaufleute berichteten dem sächsischen Bischof Thietmar von Merseburg, welche Leiden dem Volk der Angeln durch den Dänenkönig Ewen zugefügt wurden, dem es einen jährlichen Tribut bezahlen und schließlich den größten Teil seines Landes abtreten mußte. Sie erzählten auch, daß der geflüchtete englische König Aethelred nach Ewens Tod in die Heimat zurückkehrte und den Leichnam seines Feindes vernichten wollte. Aber da habe eine Engländerin Ewen ausgegraben und in seine nördliche Heimat überführt. Einer dieser Kaufleute, Sewald mit Namen, überbrachte Thietmar die Kunde von der Belagerung Londons durch die Söhne Ewens, Harald und Knut, die mit 350 Schiffen zu je 80 Mann und ihrem Feldherrn Thurgut (Thurkil) im Juli des Todesjahres Aethelreds die Themse hinaufgefahren waren und sich vor London gelegt hatten. Von ihm erfuhr der Geschichtsschreiber weiter, daß die Königin um Frieden nachgesucht habe. Unter den harten Bedingungen befand sich auch die der Auslieferung ihrer Söhne (Stiefföhne) Aethelstan und Godmund, die getötet werden sollten. Aber während der Nacht entkamen die beiden Prinzen und sammelten ein Heer, mit dem sie zufällig auf Thurkil trafen. In der Schlacht sollen Thurkil und Godmund gefallen sein. Hierauf zogen sich die Dänen zurück, weil Aethelstan und die Britannier London zu Hilfe kamen. Von Sewald stammt auch Thietmars Angabe über den Tod des „trefflichen Erzbischofs Dunsten“ (richtig Aelfheah) durch die Dänen. — Gewiß sind diese Angaben nicht ganz einwandfrei; aber

wenn man berücksichtigt, daß Sewald selbst vieles nur aus den Erzählungen anderer erfahren konnte, dann ist es nicht zu gewagt, wenn man behauptet, der Gewährsmann stand den Geschehnissen nicht allzu fern. Für Thietmar aber lagen sie ziemlich abseits. Er springt bald wieder von ihnen ab. Auch ist das Gefühl der Stammesverwandtschaft bei ihm nicht mehr vorhanden. Er spricht allein von Angeln, ja, sogar von Britanniern.

Nicht lange nach Thietmars Tod stießen die Sachsen im Verfolg der Tätigkeit, die einst die Angelsachsen zu ihnen hinübergetrieben hatte, mit diesen ernsthaft zusammen. — Seit Ludwig d. Fr. war die nordische Mission die Hauptaufgabe der von Karl d. Gr. allein zur Christianisierung der nordalbingischen Sachsen errichteten Hamburger Kirche, die 834 zum Erzbistum erhoben und 864 endgültig mit dem Bistum Bremen vereinigt wurde. Ende des 10. Jhdts. baute dann Erzbischof Adalbag die kirchliche Organisation im Norden auf, indem er die Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhus errichtete und ihre Bischöfe weihte. Ohne sich um Hamburgs Zuständigkeit zu kümmern, holte nun König Olaf Trygvason seit 994 englische Bischöfe und Priester nach Norwegen. Wenig später folgte König Sven von Dänemark diesem Beispiel, über das er noch hinausging, da er seinen Bischof Gotebald in England weihen ließ. Auch nach Schweden kamen die englischen Wanderbischöfe und Priester.

Als dann Svens Sohn Knut, der seit 1016 unbestrittener Herrscher von England war, das Christentum endgültig in Dänemark einführte, berief er seine Priester aus dem Inselreich oder ließ sie dort weihen. Damit waren Hamburgs kirchliche Stellung und Aufgabe ernsthaft bedroht. Doch an der Spitze des Erzbistums stand in Unwan, dem Nachkommen Widukinds, ein Mann, der dieser gefährlichen Lage dank seiner politischen Schulung in der Hofkapelle Kaiser Heinrich II. gewachsen war.

Im Sommer 1022 ließ er den dänischen Bischof Gerbrand von Roeskild, der auf Knuts Veranlassung vom Erzbischof Aethelnoth von Canterbury ohne Rücksicht auf Hamburgs Metropolitanrechte geweiht worden war, bei

seiner Rückkehr aus England gefangennehmen. Gerbrand unterwarf sich und schwor den Suffraganeid. Dann schickte Unwan unter seiner Vermittlung eine Gesandtschaft an Knut, um sich über die Verletzung seiner Rechte zu beschweren. Der König erkannte Unwans Zuständigkeit an und die dänischen Bischöfe leisteten ihm den geforderten Eid. Die hiermit gegebene Zusammenarbeit fand ihren schönsten Ausdruck darin, daß Knut gleichzeitig in die Bruderschaft von Bremen und Canterbury eintrat. — Wenn Unwan auch seine Vorrangstellung gewahrt hatte, die Engländer nahmen hinfort teil an der Christianisierung der noch heidnischen Gebiete des Hamburger Missionsbereichs. Ja, Gottschalk, der zuerst im Kloster in Lüneburg erzogene Abotritenprinz, ging nach einer Erhebung seines Volkes gegen die Sachsen, die niedergeschlagen wurde, nach England an den Hof Knuts. Bei seiner Rückkehr brachte er die Abotriten zum Christentum. Und Abalbert von Bremen und Hamburg, der um die Mitte des Jahrhunderts eine großzügige Missionspolitik betrieb, konnte ohne Hilfe der Angelsachsen nicht auskommen.

Vielleicht haben diese Beziehungen mitgespielt, als jene vornehme Engländerin — wie wahrscheinlich manche ihrer Landsmänner — auf der Flucht vor den Normannen, die 1066 England eroberten, sich nach Sachsen wandte. Sie erlitt mitsamt ihren 3 Töchtern Schiffbruch im Stadischen und wurde als Strandgut betrachtet, d. h. sie wurde unfrei. Ihre Töchter hatten zahlreiche Nachkommenschaft, von der sich ein Friedrich als Dienstmann der Grafen von Stade auszeichnete. Sein Wunsch, sich freizukaufen, führte den Streit zwischen Heinrich V. und Herzog Lothar von Sachsen herbei. Vielleicht ist deswegen dieser Fall aufgezeichnet worden, während die andern vergessen wurden. — Hinwiederum gehörten zu der Besatzung der dänischen Flotte, die gegen die normannischen Eroberer aufgeboden wurde, auch zahlreiche Sachsen.

So wie hier die Sachsen vergeblich für England eingesetzt wurden, so vergeblich hatte Abalbert die Angelsachsen für Bremen arbeiten lassen. Die skandinavischen Staaten wollten in kirchlichen Dingen ihre eigenen Herren

sein. Schließlich trieb sie auch Papst Gregor VII. noch geradezu zum Abfall an; denn er haßte den treuen Anhänger des Kaisers, Erzbischof Biemar, der ähnlich wie der Unbekannte von York des Papstes Machtanspruch über den Staat und seine Alleinherrschaft über die Kirche ablehnte. Gregors Nachfolger Urban II. führte diesen Plan denn durch sein Versprechen von Bari 1098 aus. An dieser Loslösung der dänischen Kirche „von der Herrschaft der Sachsen“ war in hervorragendem Maße der Italiener auf dem Erzstuhl von Canterbury, Anselm von Aosta, beteiligt. Er war wirklich der „Taufpate“ der nordischen Kirche.

Der Kampf des Kaisers gegen das Papsttum gab nach mehreren Jahrzehnten den Anlaß zu einer recht regen Erneuerung der Beziehungen zwischen England und Sachsen. Genau wie Friedrich Barbarossa hatte auch Heinrich II. von England mit den unerhörten Machtansprüchen der Kirche zu kämpfen. Da traten gleichzeitig zwei Ereignisse ein, die die beiden Herrscher zusammenführten. Im Jahre 1164 starb der von Friedrich Barbarossa aufgestellte Viktor IV., womit eine Neuwahl nötig wurde. Wenig vorher hatte Heinrich II. seine Konstitutionen von Clarendon erlassen, die die Macht und Freiheit der Geistlichen beschränkten. Diese Lage nutzte Friedrichs rechenhafter Kanzler, der Niedersachse Rainald von Dassel. Er begab sich Anfang April 1165 an den Hof Heinrichs II. nach Rouen, wo er den englischen König zum Zusammengehen mit dem Rotbart und zur Befestigung dessen ein doppeltes Verlöbniß zustande brachte. Des Kaisers Sohn Heinrich wurde mit des Königs zweiter Tochter Eleonore, des Kaisers Vetter, Heinrich der Löwe, mit des Königs ältester Tochter Mathilde verlobt. Das Ergebnis von Rouen war schließlich für Friedrich enttäuschend, es blieben nur die Verlöbnisse, von denen das seines Sohnes vergessen wurde, während der Löwe Weihnachten 1167 den Propst Balduin von Raseburg nach Argenton schickte, damit er die Braut hole. Am 1. Februar 1168 wurde die Ehe in Minden geschlossen.

Auch diese Vermählung war die Einleitung zu politischen Aktionen. Um England und Frankreich für seinen Kampf zu gewinnen, sandte Friedrich den Löwen zu-

sammen mit Philipp von Köln und Christian von Mainz im Oktober 1168 nach Rouen, wo er mit Heinrich II. und Ludwig VII. von Frankreich verhandeln sollte. Damals sah Heinrich der Löwe seinen Schwiegervater zum ersten Mal. Das Ergebnis war wiederum gleich null. Vielleicht war es sogar negativ. Der Löwe geriet immer mehr in den Interessentkreis seines Schwiegervaters, der sich eher als Feind denn als Freund des Staufers fühlte. Heinrich II. soll sogar 1172/73 Neigung für die ihm angeblich angebotene Kaiserkrone gezeigt haben. Der Unterstützung seines Schwiegervaters sicher, versagte sich Heinrich der Löwe dem Kaiser für die Italienfahrt, als der Kaiser ihm die Reichsstadt Goslar nicht übergeben wollte. Nach einer gut unterrichteten englischen Quelle, die dem Hofe Heinrichs II. sehr nahe stand, ging es aber damals noch um andere Dinge. Der Löwe weigerte sich, dem anerkannten römischen König Heinrich VI. den Treueid zu leisten. Er wollte frei sein, er wollte anscheinend letztlich die Unabhängigkeit seines Fürstentums von der Krone.

Es ist bekannt, wo der Weg hinführte. In Erfurt wurde Heinrich der Löwe vor allem auf Grund des erwiesenen Hochverrats seiner Herzogtümer entsetzt und mußte in die Verbannung gehen. Umsonst hatte Heinrich II. sich bemüht, im letzten Augenblick ein Heer mit Hilfe der Franzosen und Flamen zu seiner Hilfe aufzubringen, auch sein Gold und Silber konnte den Fall nicht mehr aufhalten. Jetzt nahm er den auf Verlangen der Fürsten Verbannten aufs freundlichste auf und gewährte ihm einen fürstlichen Lebensunterhalt, zunächst in der Normandie, dann in Winchester, wo des Löwen jüngster Sohn Wilhelm, der Stammvater der späteren Welfen 1184 geboren wurde, und schließlich in London.

Durch Vermittlung Heinrichs II. konnte er 1185 zurückkehren, ging aber 1189 nochmals mit seinem ältesten Sohn in die freiwillig gewählte Verbannung nach England. Wieder bemühte sich Heinrich II. mit allen Kräften um ihn. Auch für des Löwen Kinder war er sehr besorgt. So wollte er seine Enkelin Mathilde mit dem König Wilhelm von Schottland vermählen. Da der Papst widersprach, heiratete

sie später auf Veranlassung Richards den Grafen Gottfried von Berche.

Schon bald lehrte Heinrich der Löwe mit einem Versprechen des seit 1189 regierenden englischen Königs Richard Löwenherz nach Braunschweig zurück, um den Kampf gegen Heinrich VI. zu eröffnen. Doch der ebenso hochfahrende wie haltlose Anjou-Plantagenet dachte nicht daran, sein Wort einzulösen. Und als Richard Löwenherz dann in des Kaisers Hand fiel, war für Heinrich den Löwen der Kampf um seine alte Machtstellung verloren. Nicht lange darauf starb er, der Letzte seiner Generation.

Aber noch einmal bot sich die Gelegenheit für die Welfen, mit Hilfe englischer Unterstützung, vor allem englischen Geldes, das Herzogtum Sachsen wiederzuerwerben. — Heinrichs Söhne hielten die Beziehungen zu Richard Löwenherz aufrecht. Und Otto, der zweite Sohn des Löwen, war Richards Liebling. Während der Vater und ältere Bruder nach Braunschweig zurückkehrten, blieb er in England. Richard machte ihn zum Grafen von Poitou und Herzog von Guienne und nur wegen des englischen Widerstandes unterblieb die Belehnung mit York. Als dann der schwarze Tag über Deutschlands Geschichte hereinbrach, da Heinrich VI. starb, warf Richard sein ganzes Gewicht in die Waagschale, damit Otto gewählt wurde. Doch gewann Richard damit nicht die erhoffte Hilfe in seinem Kampf gegen Frankreich. Als er bald darauf starb, trat sein Bruder Johann an seine Stelle als Geldgeber, während er andrerseits Otto das ihm von Richard hinterlassene Vermächtnis vorenthielt.

Schon im Jahre 1200 wurde Johann vom französischen König Philipp II. Augustus gezwungen, den Welfen nicht mehr zu unterstützen. Allein, bereits 1202 schloßen Johann und Otto wieder ein Bündnis gegen Frankreich, das Otto das nötige Gold bringen sollte. Johann zahlte wohl, doch war der feige und gewissenlose Plantagenet ein wenig brauchbarer Bundesgenosse. Es blieb bei großen Plänen, die er mit Otto schmiedete. So ging die Normandie 1204 an Frankreich verloren.

Auf Veranlassung des Papstes kam dann seit 1206 wieder eine enge Zusammenarbeit Ottos mit Johann zustande. Große Summen flossen dem Welfen zu, der auf Johanns Einladung und Kosten nach England segelte und gegen gutes Geld dem König viel versprach. Auch versuchte Johann für seinen Neffen Bundesgenossen zu werben. Sogar für den Stalienzug gab er dem Pfalzgrafen Heinrich, der deswegen nach London kam, eine große Summe mit. Erst nachdem dieser verunglückt war, dachte Otto an einen Angriff auf Frankreich; denn nun war die Lage so, daß damit auch der neue Thronstreit entschieden wurde. Im Jahre 1213 wurde der Doppelangriff vorbereitet, aber infolge der Unentschlossenheit Johanns und Ottos immer wieder hinauszögerert, bis schließlich der Tag von Bouvines im Jahre 1214, an dem der kaiserliche Adler in die Hände der Franzosen fiel, den Thronstreit beendete, Sachsen endgültig den Welfen entriß und das Angevinische Reich vernichtete. Otto starb vergessen und machtlos auf der Harzburg, Johann als Unterlegener im Kampf gegen seine Barone.

Wenn wir diese enge Verbindung der beiden Familien an uns vorüberziehen lassen, erhebt sich sogleich die Frage: „Kann man nicht auch auf anderen Gebieten als der Politik ihre Nachwirkungen spüren?“

Für ein im Mittelalter hervorragendes und besonders gepflegtes Kunstgebiet, die Buchmalerei, wird heute ziemlich allgemein eine bejahende Antwort gegeben. Man darf sie wohl annehmen, wenn auch ein so bedeutender Kenner des Kunstkreises Heinrichs des Löwen wie der Leiter der kunstgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums, Herr Dr. **S t u t t m a n n**, starke Zweifel hierzu äußert.

Man hat diese Beeinflussung durch englische Miniaturen besonders an einem Werk festgestellt, das auf persönliches Verlangen des kunstfreudigen Herzogs in dem durch seine Goldschmiedearbeiten und Miniaturen berühmten Kloster Helmarshausen hergestellt wurde. Es handelt sich um das Gmundener Evangeliar, dessen Miniaturen von dem Maler Heriman stammen. Hier im Evangeliar, das um 1175 entstand, treten uns die entscheidenden Form-

werte, die nicht nur etwas Neues in der Helmarshausener, sondern auch deutschen Buchmalerei bedeuten, ganz deutlich entgegen. „Die sehr schlanken und bewegten Figuren mit den besonders eng anliegenden und in fließenden Falten herabfallenden Gewändern sind eine typische Eigentümlichkeit englischer Buch- und Wandmalerei des 12. Jhdts.“ (Janßen), die vornehmlich in Werken von Bury (St. Edmund's) und Winchester, zwei alten englischen Kulturstätten, auftreten. Daneben finden sich noch eine Reihe anderer Merkmale, u. a. das Motiv des Seelenkampfes (Psychomachia), die auf englische Einflüsse hinweisen. — Ein gleichfalls im Auftrage Heinrichs des Löwen hergestellter Psalter, dessen Bruchstücke in London liegen, zeigt engste Verwandtschaft mit dem Evangeliar. Wir finden „die gleiche charakteristische Bildaufteilung, die gleiche Anordnung der breiten Rahmen mit Eckquadraten, die die Brustbilder der Propheten mit Schriftbändern aufnehmen, dieselben mit goldenem Rankenwerk überzogenen Hintergründe“ (Janßen). Auch in den Ornamenten und architektonischen Aufbauten ist der Psalter dem Evangeliar so weitgehend gleich, daß er gleichfalls als ein Werk Herimans gilt. Da muß es um so mehr auffallen, daß die oben erwähnten fortschrittlichen Elemente fehlen. Die Lösung darf man wohl dahin geben, daß der Psalter eher, vielleicht schon um die Zeit der Vermählung 1168 entstand, während das mit Sicherheit später anzusetzende Evangeliar unter dem Eindruck von Vorbildern der damals in hoher Blüte stehenden englischen Buchmalerei, die sich wahrscheinlich unter den zahlreichen kostbaren Geschenken Heinrichs II. befanden, entstand.

Noch bedeutsamer ist eine andere Feststellung, die Fr. Janßen bei der Untersuchung der Helmarshausener Malerschule machen konnte. Gegen Ausgang des 12. Jhdts. entstanden in Helmarshausen Buchmalereien, die deutlich erkennbare Einflüsse der älteren Winchestererschule vom Ausgang des 10. bis zur Mitte des 11. Jhdts. zeigen⁴. Sie

⁴) Leider hat Janßen, wie allgemein üblich bei Werken dieser Art, die Miniaturen losgelöst von der Schrift besprochen und sich so eines äußerst wichtigen Kriteriums beraubt. An Hand der — allerdings sehr

äußern sich „namentlich in dem eckig und scharf gegebenen Faltenwurf der Gewänder, den sich über runden Buckeln kräuselnden Falten und den zur Seite fließenden Gewandzipfeln“.

Wenn wir uns nun erinnern, daß sich Heinrich der Löwe in Winchester, wo sein Sohn Wilhelm geboren wurde, längere Zeit aufhielt, daß aus seinem Besitz ein Koder der frühen Winchesterschule stammt, der heute noch im Landesmuseum zu Hannover liegt, und wenn wir endlich noch erfahren, daß wenige Zeit vor Heinrichs Aufenthalt in Winchester selbst eine Rückwendung zum Angelsächsentum sich kundtat, so sind uns die Zusammenhänge klar. — Schließlich wissen wir auch von einem Engländer namens Richard, der im Kloster Bedinghausen im Herzogtum Sachsen sich aufhielt und als Schreiber berühmt war.

Mit diesen Handschriften ist ein angeblich aus Kloster Heiningen bei Halberstadt stammendes Evangeliar verwandt, das sich jetzt in London befindet. Es zeigt in der Schrift Ähnlichkeit mit englischen Handschriften des frühen 12. Jhdts., während es seinen Miniaturen nach aus dem Ende des Jahrhunderts stammen muß.

Auch die Brachthandschriften des beginnenden 13. Jhdts.: der Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen und der der heiligen Elisabeth sollen noch einmal stark unter englischem Einfluß stehen. Man nimmt an, daß sie in Hildesheim gefertigt wurden, mit Sicherheit steht dies fest von einer heute in England liegenden Handschrift der Godehardikirche Hildesheim.

Einst hatte Bischof Bernward von Hildesheim englische Arbeiten zum Vorbild genommen. Anscheinend gingen später Hildesheimer Kunstgegenstände den umgekehrten Weg. Ein mit großer Wahrscheinlichkeit Bernwards Werkstätten zugeschriebener Leuchter wurde schon im 12. Jhd. der Peterkirche in Gloucester geschenkt. — Der Hildesheimer Dom besitzt noch heute ein sogenanntes Ostwaldreliquiar, das in jener Zeit entstand. Die Wieder-

wenig Text bietenden — Abbildungen ließ sich mit einiger Sicherheit erkennen, daß z. B. zwei der von ihm für Helmarshausen beanspruchten Handschriften von gleicher Hand stammen.

gabe der Figuren und die Ornamentik zeigen enge Beziehungen zu englischen Arbeiten. Weiter handelt es sich bei allen dargestellten Figuren um Engländer. Unter ihnen befindet sich nun bezeichnenderweise der heilig gesprochene Reformbischof Aethelwold von Winchester. Wir dürfen wohl vermuten, daß Heinrich der Löwe den Auftrag zu dem Werk gegeben hat, das vielleicht die seit dem 13. Jhd. nachweisbare Döswaldverehrung in Hildebheim hervorrief.

Im Welfenkreis wurde auch die Literatur gepflegt. Es ist bekannt, daß an ihren Höfen mehrere der mittelalterlichen Epen wie das Rolandslied, König Rother und Herzog Ernst entstanden. Doch wird neuerdings von einem besonderen Kenner der höfischen Literatur bestritten, daß auch Gihart von Oberge, der als erster Deutscher die berühmte Liebesmär von Tristan und Isolde besang, in ihrer Umgebung sich aufhielt. Er bezeichnet die welfische Literatur als seltsam unmodern: fromm, heroisch, vornehm in eigentümlicher Mischung. Allerdings scheint das aus sprachlichen Gründen gewonnene Urteil hinsichtlich Giharts Wirkungsstätte nicht zuzutreffen. Die berühmte Teilungsurkunde der Welfen von 1203, um nur die wichtigste, allein das Welfenhaus angehende Urkunde jener Zeit zu nennen, führt auch Gihart als Zeugen auf. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Heinrich der Löwe sich lange am Hofe Heinrichs II. aufhielt, daß ihm zu Ehren viele Feste gegeben wurden, auf denen Mathilde im Mittelpunkt stand. Sollte er da achtlos vorbeigegangen sein, als Marie de France ihren „Chievresoil“, das Urbild des Tristan, vortrug? — Oder sollte Otto IV. es gewesen sein, der Gihart den Stoff vermittelte? Er war ja doch im Angevinischen Reiche groß geworden und stand der Literatur des Plantagenet-Hofes natürlich noch näher. Bezeichnend ist, daß er einen der führenden englischen Literaten, Gervasius von Tilbury, in seinen Dienst zog. Als Marschall des Arelats widmete ihm dieser ein Geschichtenbuch: „Kaiserliche Muzé“, wie er es ähnlich schon vorher für den jungen König Heinrich, Heinrichs II. Sohn, verfaßt hatte, und wofür es in England noch andere Beispiele gab. Von Gervasius stammt aber noch ein Werk, „das den Ertrag der ganzen Epoche

bedeutet“ (Uhdn): die Ebstorfer Weltkarte. — Einst, bevor er in die Dienste Ottos IV. trat, hatte er sich in Sizilien aufgehalten, wo er die Weltkarte des berühmten arabischen Geographen Edrisi kennenlernte. Jetzt nach Ottos Fall, da er als Propst von Ebstorf für seine eigene Ruhe zu sorgen hatte, verfertigte er die älteste erhaltene Weltkarte des Mittelalters.

Mit Gervasius gleiten wir in den dritten und letzten Abschnitt unseres Vortrages.

III. England und das Herzogtum Braunschweig (= Lüneburg).

Mit der Niederlage von Bouvines brach die Verbindung zwischen den Anjou-Plantagenets und den Welfen keineswegs ab. König Johann blieb weiterhin des Kaisers Geldgeber, dem er noch im gleichen Jahre ein Geschenk von 80 Fässern Wein übersandte. Auch Ottos Bruder, Pfalzgraf Heinrich, empfing von den Plantagenets manch größeres Geldgeschenk. Als der Pfalzgraf dann zum Danke dem seit 1216 regierenden Könige Heinrich III. geheime Nachrichten, die er dank seiner Beziehungen zum deutschen Könige erhielt, mitteilte, beteiligte er auch seinen Neffen Otto das Kind an der Gesandtschaft. Des jungen „Herrn von Lüneburg“ Interessen kreisten jedoch um die aufsteigende Macht Dänemark. Er nutzte seine Verwandtschaft mit dem englischen Könige allein dazu, einem Braunschweiger Kaufmann Handelsmöglichkeiten in England zu verschaffen. Erst als Dänemark 1227 bei Bornhoeved zusammenbrach und aus Norddeutschland herausgedrängt wurde, kam es im Zusammenhang mit der im gleichen Jahre vollzogenen Bannung des Kaisers Friedrich II. zu einer engeren Fühlungnahme zwischen Otto dem Kinde und Heinrich III.

Der Papst bemühte sich damals nach bewährtem Brauche, in Deutschland Zwietracht zu säen. Darum suchte er nach einem Gegenkönig und erkor den jungen Welfen dazu. Diese Wahl war anscheinend von Heinrich III. veranlaßt, zumindest hatte er seine Hände sehr im Spiele. Als nämlich Otto im Februar 1229 dem Plantagenet seine Be-

freierung aus der Gefangenschaft mittheilte und ihn bat, dem Herzog von Sachsen und Anhalt die umworbene englische Prinzessin nicht zu verloben, weil der Herzog und seine Verwandten sich als die bittersten Feinde erwiesen hatten, da beglückwünschte ihn Heinrich nicht nur zur Befreiung und sagte ihm die Gewährung seiner Bitte zu, sondern er versprach auch, für Ottos Vorteil und Ehre stets einzutreten und ersuchte um Übersendung eines Boten zu Pfingsten. Schon lange vor dem Feste, bereits am 4. April, fand sich Ottos Gesandter, Magister Galfried, beim englischen König ein. Er hatte offenbar nur den Auftrag, bei Heinrich ein Dankschreiben an den Papst zu erwirken. Dieser ging jedoch darüber hinaus und verwandte sich um besondere Gnade für den Welfen. Der Papst möge seinen Rang zu gegebener Zeit erhöhen und ihn den Reichsfürsten empfehlen; denn er werde unter ihnen keinen ergebeneren und willfährigeren finden. Mit dieser Botschaft sandte er Galfried nach Rom und überwies ihm außer dem Reisegeld noch eine jährliche Rente von fünf Mark. Galfried fand bei der Kurie größtes Entgegenkommen, doch Otto versagte sich dem Werben: er wolle nicht wie sein Oheim, der Kaiser, sterben!

Trotz dieses Mißerfolges lud Heinrich III. im nächsten Jahre den Welfen nach England ein, während er in Frankreich Krieg führte. Als Otto Mitte Juli 1230 in England landete, sorgte der König sogleich für Jagdmöglichkeiten im Forste von Windsor und im Parke zu Havering. Sicherlich wird dies nicht der einzige Zweck der Reise gewesen sein, doch läßt sich den Quellen nur entnehmen, daß Otto die Gelegenheit ergriff, seinen Kaufleuten Handelsfreiheit im Reiche der Plantagenets zu verschaffen. Die Reise erschien den damaligen englischen Geschichtsschreibern eben als ein einmaliges, unbedeutendes Ereigniß. Viel mehr bedeutete sie auch kaum; denn die Verbindung bricht hierauf unmittelbar ab. Einmal künimerte sich Otto nicht um die Reichspolitik, zum andern lag sein Herrschaftsbereich zu weit von der englischen Einflußsphäre, dem Niederrhein, ab und verlor damit jedes Interesse für den englischen König. Als jedoch 1252 der deutsche König, Wilhelm von

Holland, Ottos Tochter Elisabeth heiratet, erscheint Magister Galfried sofort wieder in England. Allein, Herzog Otto blieb keine Zeit zu irgendwelchen Verhandlungen oder Taten mehr. Fünf Wochen später war er tot.

An Ottos Stelle trat sein Sohn Albrecht, eine bedeutende Persönlichkeit, die auch im Reiche eine Rolle zu spielen vermochte. Bezeichnend ist schon, daß er Ende 1253 beabsichtigte, nach England zu gehen, um sich von Heinrich III. zum Ritter schlagen zu lassen. Die Ungunst der Winde zwang ihn zum Aufgeben der Fahrt und dieses Planes; doch die mit der Vermählung seiner Schwester wiederangeknüpften Beziehungen ließ er nicht wieder einschlafen. So war er denn auch einer der ersten, der bei der neuen Königsmache vom Jahre 1256 auf die Seite des Engländers Richard von Cornwall trat. Dadurch gelang es Herzog Albrecht kurz darauf, vom König Heinrich ein Handelsprivileg für die Lübecker zu erlangen.

Nach dem Tode seiner Gemahlin kam sogar eine Familienverbindung mit dem englischen Königshause zustande. Auf Anregung Heinrichs warb Albrecht um die Nichte der Königin, Mesine — später Adelheid genannt — von Montferrat. Am 6. Oktober 1262 schloß König Heinrich als Brautwerber am französischen Hofe zu St. Germain-lez-Paris den Ehevertrag ab und lud den Herzog ein, um Ostern nach London zu kommen und die Braut heimzuholen. Als es dann im Herbst schien, daß Albrecht die Fahrt antreten würde, ließ Heinrich III. Mesinen eine goldene Krone kaufen und setzte ihr tausend Pfund Sterling als Brautschlag aus. Doch Kampf und Gefangenschaft verzögerten des Welfen Brautfahrt noch manches Jahr. Erst am 1. November 1266 fand die Hochzeit auf dem Schlosse Kenilworth statt.

König Heinrich, der selbst soeben aus der Gefangenschaft befreit worden war, ersetzte Albrecht wohl die Kosten der Reise und des Aufenthaltes in England, die Mitgift und die Ehrengeschenke für ihn konnte er jedoch nicht auszahlen, da die Finanzlage des Inselreichs durch den Bürgerkrieg aufs äußerste erschüttert war. Er mußte Albrecht darum auf Abschlagszahlungen vertrauen, die Jahr für

Jahr bis zur Befriedigung des Herzogs erfolgen sollten. Albrecht ist jedoch nie befriedigt worden und nach seinem Tode bat Mesine noch den englischen König Eduard I. vergeblich um Ausbezahlung der Restsumme ihrer Mitgift.

Hatte also der Herzog für sich kaum Vorteile erlangt, so konnte er doch für die aufblühenden Hansestädte manches Privileg beim englischen König erreichen. Noch am Tage seiner Abfahrt, am 10. November, gestattete Heinrich III. den Hamburgern, für immer ihre eigene Hanse in England zu haben. Wenig später gestand er auf Albrechts Bitten den Lübeckern zu, daß sie und ihre Güter wegen irgendwelcher Schulden, deren Bürgen oder Hauptschuldner sie nicht seien, nicht angehalten werden sollten. Auch verzichtete der König auf alle neuen Brisen von ihren Waren. Schließlich verließ er ihnen im folgenden Jahre ebenfalls das Recht, ihre eigene Hanse in England zu haben. Kurz vor seinem Tode bemühte sich Albrecht bei Eduard I. auch noch um die Handelsfreiheit der Bremer Kaufleute.

Von Albrechts Witwe und seinem Sohn Heinrich stammen die letzten Schreiben, die an die einst so enge Verbindung der Welfen und Plantagenets erinnern. — Mesine teilt 1280 ihrem Better Eduard I. den Tod ihres Gemahls mit und bittet ihn um ihre Mitgift und um Rat und Beistand für ihre Söhne, da sie sonst dem Hause England völlig entfremdet würden. Ihr Ältester, Herzog Heinrich (der Wunderliche) bot auf ihre Veranlassung gleichzeitig dem König seine und seiner Brüder Dienste an. Den Erfolg dieser Schreiben können wir daran erkennen, daß Ende des Jahres Mesine ihren Kaplan Alexander nochmals wegen Auszahlung des Brautschatzes und mit einer Klage über den Vormund ihrer Söhne, Bischof Konrad von Verden, nach England schickt. Es war wiederum vergebens und so ist es denn nur verwunderlich, daß Heinrich der Wunderliche im Jahre 1285 sich zum letzten Mal mit dem viel anspruchsvolleren Verlangen an Eduard wendet, er möge seinen Nortwegentaufleuten helfen. — Welches Interesse sollte Eduard denn an der Freundschaft der Welfen haben? Sie spielten doch durch die Teilung von 1267 nur noch im engsten Raume eine Rolle und konnten ihm in allen seinen

Bestrebungen, vor allem im Kampfe mit Frankreich, auch nicht die geringste Hilfe leisten. Die Zeit, da sie die Brücke nach England bildeten, war vergangen, sie sollte erst nach Jahrhunderten wiederkommen. Jetzt traten die Städte, denen sie noch die ersten Privilegien in England erwarben, an ihre Stelle. Die Hanse eröffnet ein neues Zeitalter deutsch-englischer Beziehungen.

Literaturverzeichnis⁵.

- H. Arbm ann, Schweden und das karolingische Reich. Studien zu den Handelsverbindungen des 9. Jahrhunderts in Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar 43, (I).
- W. B ä h r, Albrecht I., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (1252 bis 1279) im Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig XIII (1914), (III).
- R. G. Collingwood = J. R. L. Myres, Roman Britain and the English Settlements, Oxford 1936, (I).
- H. W. C. Davis, England under the Normans and Angevins 1066 bis 1272², (II, III).
- H. Ehmer, Die sächsischen Siedlungen auf dem französischen „Litus Saxonicum“ in Studien zur englischen Philologie 92, (I).
- H. Fenger, Friesland und England in ihren kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen in Bonner Studien zur englischen Philologie 25, (I, II).
- R. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit², (II).
- W. Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit, Bd. 1: Hrotsvitha's Otto-Lied, (II).
- B. C. Sabicht, Niedersächsische Kunst in England, ^{x)}(II).
- B. C. Sabicht, Englische Kunst und ihre Einflüsse in Niedersachsen in Ztschr. „Niedersachsen“ Jg. 42, Heft 12 (1937), (II).
- J. Haskagen, Der Einfluß der angelsächsischen Kultur auf das deutsche Mittelalter in Germanisch-Romanische Monatschrift Jg. 26 (1938), (I, II).
- Ch. H. Skins, The Renaissance of the Twelfth Century, (II).
- U. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands³, (I, II).
- R. S. Hodgkin, History of the Anglo-Saxons (1935), (I, II).
- R. Holzmann, Kaiser Otto der Große, (II).
- P. Jacobs, Geschichte der Pfarreien im Gebiete des ehemaligen Stiftes Werden, 1. Teil in Beiträge zur Geschichte des Stiftes Werden Heft 2 (1892), (I).
- Fr. Janßen, Die Helmarshausener Buchmalerei zur Zeit Heinrichs des Löwen, (II).

⁵ Die eingeklammerten römischen Ziffern geben an, für welchen Abschnitt das Buch herangezogen werden kann. Der Aufsatz von U. L. Poole, Die Welfen in der Verbannung in Deutsches Archiv Jg. II konnte leider nicht mehr benutzt werden.

x) Veröff. der Wirtsch. wiss. Ges. 3. Stud.
Nds. Reihe D [4.] Hannover 1930

- J. Jung-Diefenbach, Die Friesenbekehrung im Frühmittelalter, Münster (Diff.) 1931, (I).
- W. Rienaft, Die deutschen Fürsten im Dienste der Westmächte bis zum Tode Philipps des Schönen von Frankreich in Bijdragen van het Instituut vor Middeleeuwsche Geschiedenis, Utrecht, (II, III).
- Fr. Kläber, The Later Genesis and other Old English and Old Saxon Texts relating to the Fall of Man in Englische Textbibliothek Nr. 15 (1913), (I).
- W. Krogmann, Die Heimatfrage des Seliand im Lichte des Wortschages, (I).
- M. Linzel, Zur Entstehungsgeschichte des sächsischen Stammes in Sachsen und Anhalt III (1927), (I).
- M. Linzel, Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken, (I).
- W. Lüders, Die Fuldaer Mission in den Landschaften nördlich des Harzes in Ztschr. d. Harzvereins Jg. 68 (1935), (I).
- O. S. May, Regesten der Erzbischöfe von Bremen in Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover u. s. w. XI, (I, II).
- A. Michels, Leben Ottos des Kindes, ersten Herzogs von Braunschweig und Lüneburg, Göttingen (Diff.) 1891, (III).
- S. Naumann, Kurzer Versuch über welfische und staufische Dichtung in Elsass-Lothring. Jahrbuch VIII (1929), (II).
- S. Ohlhafer, Die angelsächsische Landnahme der Völkerwanderungszeit — eine völkisch-kulturelle Bindung zwischen Deutschland und England in „Die Kunde“ Jg. 4 Heft 11 (1936), (I).
- F. Philippi, Der liber vitae des Klosters Corvey in Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung Reihe 2, (I).
- Ch. Plummer, The Life and Times of Alfred the Great, 1902, (II).
- J. Prinz, Das Territorium des Bistums Osnabrück in Studien und Vorarbeiten zum historischen Atlas Niedersachsens Heft 15, (I).
- F. Roeder, Die sächsische Schalenfibel in der Völkerwanderungszeit in Göttinger Beiträge z. deutschen Kulturgeschichte, Göttingen 1927, (I)^o.
- E. Schröder, Aus Ortsnamen spricht die Geschichte in Ztschr. „Niedersachsen“ Jg. 42 (1937) Heft 12 (I).
- S. Sudentorf, Die Welfen-Urkunden des Tower zu London und des Exchequer zu Westminster, Hannover 1844, (II, III).
- W. Treu, Die politischen und persönlichen Beziehungen Heinrichs des Löwen zu den englischen Königen Heinrich II. und Richard I., Halle (Maschinenschriftl. Diff.) 1919/23, (II).
- K. Uhden, Gervastus von Tilbury und die Ebstorfer Weltkarte in Jahrb. d. Geogr. Ges. Hannover 1930, (II).
- S. Wiedemann, Die Sachsenbekehrung in Missionswissenschaftliche Studien, Münster 1932, (I).
- F. Wissowa, Politische Beziehungen zwischen England und Deutschland bis zum Untergang der Staufer, Breslau (Diff.) 1889, (I, II, III).

^o Die weiteren bedeutsamen Aufsätze Roeders zur alt-sächsisch-angelsächsischen Archäologie sind in Eymers ausführlicher Bibliographie zu finden.

Die Gründung des Delmenhorster Kollegiatstiftes.

Eine chronologische Studie.

Von

Karl S i c h a r t.

Das Delmenhorster Kollegiatstift und die Delmenhorster St. Marienkirche, beide eine Stiftung des Grafen Otto II. von Oldenburg, zu der seine Gemahlin Oda, sein Bruder Moritz — Domherr in Bremen — und seine Neffen Johann und Christian ihre Einwilligung gegeben hatten, bildeten in der ältesten Zeit eine kirchliche Einheit¹. Über das Gründungsjahr beider gingen bis in die neueste Zeit die Meinungen der Heimatschriftsteller auseinander. Es verlohnt sich daher, diesen Teil der niedersächsischen Geschichte noch einmal in das Blickfeld der Kritik zu stellen, um ein abschließendes Urteil zu gewinnen.

Veranlaßt wurde diese Untersuchung durch die erst kürzlich wieder auftauchenden Behauptungen, die Delmenhorster St. Marienkirche sei im Jahre 1265 resp. 1286 gegründet worden. Dieser Irrtum wäre nicht möglich gewesen, wenn man sich nicht auf die um 1650 entstandene, für die ältere Zeit unzuverlässige *B o l l e r s s c h e C h r o n i k*, die schon 1794 der vorsichtige von Halem ablehnte², gestützt und die Gründungsurkunde sorgfältiger geprüft hätte. Es steht ferner fest, daß die *Bollerssche Chronik* auch gar keine primäre Quelle ist, denn der Organist *Bollers* stützte sich für die Mitteilung von der Gründung des Delmenhorster Kollegiatstiftes auf die ebenso unzuverlässige *H a m e l m a n n s c h e O l d e n b u r g i s c h e C h r o n i k* vom Jahr 1599³, wo die bereits 1582 von ihm gebrachte Notiz: „Graf

¹ S i c h a r t, K., Das Delmenhorster Kollegiatstift (Old. Jb. 38. Bd. S. 117).

² v o n H a l e m, Geschichte des Herzogtums Oldenburg, 1794, I 26.

³ H a m e l m a n n, H., Oldenburgische Chronik, S. 125.

Otto errichtete im Jahr 1265 zu Delmenhorst ein neues Kollegium“ wiederholt⁴, aber auch zu der bestrickenden Mitteilung erweitert wird, daß „Erzbischof Hildebold von Bremen [1258—1273] an die Bestätigungsurkunde beigefügtes Siegel gehängt habe.“

Diese in Hamelmanns Manuskript am Rande nachgefügte und im Druck von 1599 in den Text eingeschobene Erweiterung sollte offenbar die Mitteilung von der Gründung des Kollegiatstiftes glaubwürdiger machen. Aber bei einer Prüfung der Siegel-Legenden Hildebolds⁵ müssen wir die Hamelmannsche Legende als ungenau ablehnen. Die Hamelmannsche Siegellegende: „Dei Gratia Ecclesie Brem. Eps.“ weicht von der unter Hildebold als üblich festgestellten: „Dei Gra. Sce . . . Eccle Archiep.“ ab. Der Hamelmannsche Irrtum der Hildebold-Urkunde fällt auf ihn selbst. Er nennt an der betreffenden Stelle H. Henninges⁶ und E. Reußner⁷ als seine Quellen. Aber keiner von beiden berichtet etwas über die Urkunde, beide haben vielmehr die ältere Arbeit Hamelmanns aus dem Jahr 1582 benutzt. In dem Manuskript der Hamelmannschen Oldenburgischen Chronik ist das Hildebold-Siegel nur flüchtig in den äußeren Umrißformen mit Blei hingeworfen worden. Ebenso geht auch das falsche Gründungsjahr 1265 auf Hamelmann selbst zurück. Er gibt es zuerst in seiner „Genealogia“ vom Jahr 1582 an und war auch mit dieser Schrift 1587 für Henninges und 1592 für Reußner Quelle, auf die sich dann 1599 wieder Hamelmann in seiner Chronik berief.

Wer trotzdem noch auf die Glaubwürdigkeit der Hamelmannschen Chronik von 1599 schwört, möge sich an einem anderen Beispiel ihre Unzuverlässigkeit zeigen lassen. Unter Berufung auf das Oldenburger Archiv wird eine Urkunde abgedruckt⁸), die in Bardowiek am 22. November 1338

⁴ Hamelmann, S., Opera, hrsg. von Wasserbach, S. 357.

⁵ May, D. S., Untersuchungen (im Archiv für Urkundenforschung, IV 103).

⁶ Henninges, S., Theatrum genealogicum IV 266, hrsg. 1587.

⁷ Reußner, E., Basilicon operis genealogici catholici auctuarium, hrsg. 1592, S. 356.

⁸ Hamelmann, S., Oldenbg. Chronik, S. 38.

ausgestellt wurde⁹. Unter den in der Urkunde genannten Personen befindet sich der damalige Rasteder Abt Johannes. In der Hamelmannschen Chronik, die von Anton Herings nach Hamelmanns Tode († 1595) mit vielen fehlerhaften Änderungen 1599 druckfertig gemacht wurde¹⁰, steht die Urkunde aber unter dem Datum des 22. Nov. 1238. Daß diese Umbdatierung eine absichtliche Täuschung ist, geht daraus hervor, daß der Abt Johannes durch den Abt Lambertus ersetzt wird, der um 1238 lebte. Außerdem wird das Jahr 1238 auch noch in die Legende (!) des Siegels gesetzt, das beigegeben wird. Ob dieses vorgelegen hat oder beiseite geschafft worden ist, läßt sich nicht mehr nachweisen, es fehlt aber heute an der genannten Urkunde.

Nach Ablehnung der beiden Chroniken unterliegt es gar keinem Zweifel, daß für die Bestimmung der Gründung des Delmenhorster Kollegiatstiftes nur ihre Stiftungsurkunde in Frage kommen kann. Es ist jedoch zweifelhaft, ob ihre Datierung heute ohne Schwierigkeit hätte festgelegt werden können, wenn sie im Original und nicht in einer Abschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts erhalten wäre. Es muß deshalb versucht werden, die in der Datierung der Urkunde liegenden Widersprüche zu klären.

Der schwierigen Frage nach der Gründung des Delmenhorster Kollegiatstiftes ist zuerst G. Sello kritisch nähergetreten¹¹. Wenn auch in der vorhandenen Stiftungsurkunde¹² fehlerhaft messe(m) statt missam und canoniarum statt canonicarum steht, können wir uns doch nicht dem Urteil Sello anschließen, der die Abschrift schlecht nennt. Vor allem stimmen die drei Bestandteile — Jahr, Tag und Indiktion — der Datierung der Gründungsurkunde, anno d(o)m(ini) (M)CCLXXXV sexto kalend Decem-

⁹ Oldenburgisches UB. IV 72. Rappenberg ist dieser Fälschung in seinem Rasteder Abtsverzeichnis (Fries. Archiv II 236) zum Opfer gefallen.

¹⁰ Das Verdienst, auf die Heringschen Änderungen an dem Original-Manuskript (A.) Hamelmanns hingewiesen zu haben, gebührt H. D n k e n (Zur Kritik der Old. Geschichtsquellen im Mittelalter, Diff. Berlin 1891, S. 138) und G. S e l l o (Old. Jahrb. 1893, II 116).

¹¹ Sello, G., Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg, 1917, S. 109.

¹² Oldenburger UB. IV 877.

bris indictione quartadecima untereinander völlig überein. Bei der Deutung dieses Datums aber sind Sello verschiedene Irrtümer unterlaufen. Zunächst behauptet er, daß die Stiftung erst im Jahr 1286 errichtet sein konnte, weil Graf Christian III., dessen Tod die Delmenhorster Stiftungsurkunde erwähne¹³), nach der „Historia monasterii Rastedensis“¹⁴ (zit. von G. Sello: HMR oder cod. Rasted.) kurz vor dem 25. Dezember 1285, mit dem in der Erzdiözese Bremen das Jahr 1286 begann, gestorben sei. Die fragliche Notiz der Historia, die auch der Bremer Archidirektor von Bippen mißdeutet hat¹⁵, bezieht sich aber gar nicht auf Christian III., sondern auf den Abt Otto von Rastede¹⁶. Daß geht deutlicher aus der von Wolters überarbeiteten Historia, dem Chronicon Rastedense, hervor¹⁷. Wenn die „Historia“ den Tod des Abtes Otto, der vor dem 25. Juli 1281 erfolgt sein muß, da sein Nachfolger Albert an diesem Tage urkundet¹⁸, mit dem Brande Bremens in Verbindung bringt, so liegt darin ein Irrtum, falls es richtig ist,

¹³ Cum consensu filiorum fratris nostri Christiani felicitis memorie.

¹⁴ Hrsg. v. Waiz, G., in MG. SS. XXV 495 ff. Korrekturen dazu v. G. Sello, Forschungen zur brandenburgisch-preussischen Geschichte III 2, S. 281. Vorher (1854) von Lappenberg, J. M. im Fries. Archiv I 238 ff. unter dem „ungenauen“ Titel: „Historia de fundatione monasterii Rastedensis und Chronicon Rastedense“ herausgegeben. Es ist deshalb auch richtiger, diese älteste Fassung „Klostergeschichte von Rastede“ (Niemann, B.) und nicht wie jüngst „Gründungsgeschichte des Klosters Rastede“ zu nennen zum Unterschiede von der „Rasteder Chronik“, die eine Umarbeitung und Ergänzung der älteren Fassung und von S. Wolters besorgt ist.

¹⁵ Bremer Jb. IX 140.

¹⁶ MG. SS. XXV 510. Fries. Archiv II 284.

¹⁷ Meibom, SS. rerum Germ. II 104: Ultimo autem anno vitae abbatis huius (sc. Ottonis) Bremensis civitas combusta fuerunt: et post hoc subito circa festum natalis domini obiit abbas (abbas von Wolters hinzugefügt) ac in medio tumbae comitum de Oldenburg in medio ecclesie Rastedensis est sepultus.

¹⁸ Codex Rastedensis, S. 101. Das Regest des OId. UB. IV 40 hat den Namen des Abtes unbegreiflicherweise fortgelassen. Vgl. meine Stellungnahme in der OId. Volkszeitung, Wechta, v. 29. Nov. 1928, 25. Juni 1929 und die Entgegnung v. 2. Dez. 1928, ferner die Kritik in der Hiftor. Vierteljahrschrift, Bd. 26 (1931) S. 202 von S. Lübbing und die von J. Gökén in seiner Diss. „Die wirtschaftliche Entwicklung des Alexanderstifts Wildeshausen im Mittelalter“, 1933, S. VI, ferner D. S. Maq, Niederf. Jb. XI 211, XII 327. Die Rezension in den Mitt. des Hiftor. V. f. Osnabrück ist irreführend.

daß der Brand Bremens ins Jahr 1285 fällt¹⁹. Man erwartet 1281, da Abt Otto nach der Historia fast 14 Jahr regierte, also 1267 Abt geworden sein müßte. Die letzte Urkunde seines Vorgängers Wilhelm von Mercele ist vom 1. April 1267²⁰. Mit dem mutmaßlichen Todesjahr des Abtes Otto (1281) würde auch die Angabe über seinen Nachfolger Albert stimmen, der elf Jahre regiert hat und 1292 resignierte.

Der Tod Christians III. muß zwischen dem 27. November 1285, wo er noch lebend²¹, und dem 3. Februar 1287²², wo sein Sohn Johann als Graf erwähnt wird, liegen²³. Der Chronist Wolters²⁴ bringt die Gründung des Kollegiatstiftes („tunc“) mit dem in Bremen gestorbenen und in Hude begrabenen Grafen Christian III. von Oldenburg in Verbindung. Dessen Todestag selbst läßt sich wohl kaum noch festlegen, da es an Totenbüchern Oldenburgischer Klöster oder Kirchen, die uns Aufschluß geben könnten, gänzlich fehlt und der Kriegszug des Grafen Christian III. ins friesische Lengener Land, der von der „Historia“ kurz vor dessen Tod berichtet wird, zeitlich nicht genau zu bestimmen ist. Ebensovienig bringen uns die in der Stiftungsurkunde genannten zahlreichen Zeugen weiter, noch der Umstand, daß des Grafen Christian Gemahlin Jutta in der Stiftungsurkunde nicht erwähnt wird, wie man meinte, denn nur die Erwähnung entweder als Lebende oder Tote hätte einen Termin post quem für die Ausstellung der Urkunde liefern können.

Unrichtig ist aber das Jahr 1286²⁵. Sello entscheidet sich für 1286, weil in dieses Jahr (sc. für die Ausstellung

¹⁹ Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes Bremen, S. 74.

²⁰ Oldenburger UB. IV 1368. Fries. Archiv II 280.

²¹ Oldenburger UB. II 181. Die Urkunde ist im Oldenburger UB. IV 877 für die Datierung der Delmenhorster Stiftungsurkunde nicht ausgewertet worden. So erklärt sich dort die falsche Datierung dieser Stiftungsurkunde. Vgl. auch meine Feststellung in: „Heimatblätter“ der Old. Volkszeitung, 1931, Nr. 10, S. 151 und Rüttnig, Old. Gesch. 1937, S. 154.

²² MG. SS. XXV 510.

²³ Oldenburger UB. IV 316.

²⁴ Chronicon Rastedense (Meibom II 105).

²⁵ Rüttnig, Old. Gesch., 1937, S. 154. Sello, G., Die territoriale Entw. des Herzogtums Old., S. 109.

der Urkunde) auch die Indiktion weise. Es ist die Zahl, die angibt, die wievielte Stelle ein gegebenes Jahr in einem bestimmten Cyclus von fünfzehn Jahren einnimmt²⁶. Zu ihrer Berechnung ist ihr Verhältnis gegenüber der christlichen Zeitrechnung ins Auge zu fassen. Und weil beim Zurückrechnen das erste Jahr eines solchen Indictionscyclus auf das Jahr 3 vor Christus fällt, ist zur Berechnung dieses Cyclus die Zahl 3 zu der gegebenen Jahreszahl hinzuzuzählen und die Summe durch 15 zu teilen. Der Rest ist die Indiktion. Da aber die damals in Deutschland noch in Geltung stehende Bedaische Indiktion am 24. September umsetzte, mußte eine nach diesem Tage und noch im Jahr 1285 ausgestellte Urkunde die Indiktion des Inkarnationsjahres 1286 d. h. XIV haben²⁷.

Ganz willkürlich ist auch die Datierungsbeutung Sello's, wenn er neben dem 26. November den 1. Dezember als möglichen Gründungstag nennt und dafür eine in das Belieben der Leser gestellte Gruppierung der beiden ersten Teile des Datums, des Jahres- und Monatstages, vornimmt, ohne zu sagen, daß er die V in der Jahreszahl unterschlägt und dafür die in Buchstaben geschriebene sechs mit der in Ziffern geschriebenen Jahreszahl verbindet. Wenn das eine Hypothese wäre, müßte es statt „Kalendas“ auch „Kalendis“ heißen. Die Stiftungsurkunde läßt diese Frage offen, da sie abgekürzt „kalend“ schreibt²⁸.

Nach all diesen Erwägungen gibt es nur noch eine Möglichkeit. Man wird annehmen müssen, „daß schon in der Originalurkunde die Datumsangabe falsch war“. Ein Irrtum des Schreibers liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Denn nach dem römischen Kalender wird bei Ereignissen, die sich nach den Iden (d. i. der 13. resp. 15.) eines Monats zugetragen haben, angegeben, wieviel Tage sie sich vor den Kalenden (d. h. dem 1.) des folgenden Mo-

²⁶ Leist, F., Urkundenlehre, Leipzig 1893, S. 281.

²⁷ Diese Richtigstellung des Sello'schen Irrtums verdanke ich Herrn Archivdirektor Dr. Brenneke vom Geheimen Staatsarchiv in Berlin, dem ich auch sonst für wertvolle Unterstützung bei dieser Arbeit zu Dank verpflichtet bin.

²⁸ Sello (territor. Entw. S. 109) hat kal., Rüt hning (Olb. UB. IV 877) Kalendas.

nats zugetragen haben. Der Schreiber der Originalurkunde machte also wahrscheinlich bei der Anwendung der römischen Tageszählung den oft vorkommenden Fehler, „den Namen des laufenden statt des folgenden Monats einzusetzen“, so daß also „sexto Kalendas Decembris“ für „sexto Kalendas Januarias“ gesetzt ist. So kommen wir zu dem Ergebnis, daß das in der Stiftungsurkunde und auch von dem recht zuverlässigen Chronisten Kenner angegebene Datum aus inneren Gründen das Jahr 1285, der Montag aber der 27. Dezember gewesen ist.

Die Stiftungsurkunde braucht für die Gründung die Worte: „decrevimus de novo fundare“, d. h. wir haben beschlossen, neu zu gründen. Wenn wir zur Deutung dieser Worte auch die aus dem Jahr 1328 stammende Papsturkunde, in der auf die Gründung Bezug genommen wird²⁹, zu Hilfe nehmen, kommen wir zu der Überzeugung, daß 1285 nicht von dem Wiederaufbau einer schon vorher in Delmenhorst vorhanden gewesenen Marienkirche die Rede ist, sondern von der ersten Gründung; daß „de novo“ bedeutet nichts anderes, als was der moderne Sprachgebrauch mit dem Begriff „Neubau“ verbindet, wobei gar nicht an einen Ersatzbau gedacht wird³⁰. Wäre das der Fall gewesen, so hätte es geheißen: iterum (resp. rursus) aedificavit resp. reaedificavit. Hierfür ist uns die Geschichte des castrum Schlutter³¹, das nach der ersten Zerstörung 1229/30 durch die Stedinger vom Bremer Erzbischof 1232 „wieder“ (iterum, rursus, nicht de novo oder denuo) erbaut worden ist³², der beste Beweis.

Möglicherweise ist bei dem „de novo“ auch an die noch in der Reformationszeit nachweisbare, dann aber ver-

²⁹ Oldenbg. Jb. 16, S. 48: „Otto comes in fundo suo Delmenhorst . . . quandam basilicam seu ecclesiam de licentia Giselberti archiepiscopi Bremensis construxit“.

³⁰ Auch die beiden Berliner Professoren Strecker und Meinert, sowie Herren vom Geheimen Staatsarchiv in Berlin haben diese Deutung anerkannt.

³¹ Wolters, Chronicon Bremense (Meibom, SS. rer. Germ. II 58). — Annales Stadenses (MG. SS. XVI 361).

³² S i c h a r t, R., Die Burg Schlutter, ihre Lage (?) und Bedeutung in den Stedingerkriegen (in der Schönemannschen Ztschr. Niedersachsen, 1922, Nr. 10, S. 222).

schwappende „Kapelle unser lewen frutwen“ als Vorgängerin gedacht, die vor dem Wildezhäuser (Oldenburger) Tor „tegen dem kowege“ (d. i. die heutige Mühlenstraße) lag³³. Denn dort ist die älteste Siedlung jener Gegend zu suchen, die sich allmählich aus der Gegend des Tiergartens her auf den schmalen Ausläufer der diluvialen Geest nach Osten vorschob, auf dem die heutige Langestraße vom Oldenburger Tor bis zum Marktplatz liegt³⁴.

Die erstmalige Erbauung scheint auch aus einer Zeugenaußsage hervorzugehen, die 1560 der Delmenhorster Dechant Hermann Holde machte, wenn er sagte³⁵, daß ihr Kollegium von den Grafen von Oldenburg „über drittehalbhundert (d. h. über 250) Jahre fundiert gewesen“. Wäre eine Gründung schon im Jahr 1265 erfolgt, so hätte er sicher gesagt, daß es vor 300 Jahren gewesen sei; für das Jahr 1285 aber hatte das Kollegiatstift im Jahr 1560 ein Alter von 275 (also „über 250“) Jahren. Weil ferner in der Gründungsurkunde des Stifters Otto Bruder Christian als verstorben genannt wird, dieser Christian aber am 27. November 1285 noch urkundet, ist der 26. November falsch. Aus demselben Grunde ist das Jahr 1265 falsch. Und wenn in der Papsturkunde vom Jahr 1328, die auf die Gründung Bezug nimmt, gesagt wird, daß sie „de licentia Giselberti archiepiscopi“ geschehen sei, so kann kein Zweifel mehr bestehen, denn Giselbert war Erzbischof von 1273—1306.

³³ Landesarchiv Oldenburg, Na. Grffsch. Old. Tit. 46, Nr. 22/24, Bd. 108.

³⁴ Vgl. Bechtaer Heimatblätter, 1930, Nr. 9, S. 122 und Nr. 12, S. 175. S i c h a r t, R., Alt-Delmenhorst, wie es entstanden ist und verwaltet wurde (im Delm. Heimatjahrbuch, 1936, S. 53—72).

³⁵ Oldenburger Landesarchiv, Tit. 46, Nr. 22/24, Bd. 108.

Die Schlacht vor der Drafenburg am 23. Mai 1547.

Eine historisch-militärische Studie

von

Freiherr Karl v. B o t h m e r.

Mit 4 Skizzen und 2 Tafeln.

Jede Zeit hat ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit. (Clauswitz „Vom Kriege“ VIII, 3.)

Die militärische Fachwissenschaft geht mit ihren kritischen Studien über Operationen und Schlachten im allgemeinen nur bis in die Zeit Friedrichs d. Gr. zurück, weil über ältere Vorgänge vielfach die Quellen nicht ausreichen, vor allem aber weil sie für die Ausbildung des heutigen Führers kaum noch eine Rolle spielen können. Die Kriegführung vor Napoleon einschl. der des großen Preußenkönigs, bei der andere Gründe die kritische Bearbeitung durch den Generalstab veranlaßten, kann operativ — ganz abgesehen von der Taktik — dem Soldaten des ausgehenden 19., noch weniger dem des 20. Jahrhunderts, wenig oder nichts mehr sagen. Man hat daher die Erforschung und Darstellung der Kriege und Schlachten vor 1740 eigentlich ganz dem Historiker überlassen, der meistens die Folgen und geschichtlichen Zusammenhänge einer Schlacht bzw. eines Krieges sehr viel wichtiger fand und finden mußte als die militärischen.

Durch familiengeschichtliche Arbeiten wurde ich frühzeitig zur Beschäftigung mit dem Verlauf des Schmalkaldischen Krieges in Norddeutschland hingeführt. Die dabei gewonnene Erkenntnis, daß die historische Darstellung nicht zu einem Ergebnis in bezug auf den tatsächlichen Verlauf der für Norddeutschland entscheidenden Schlacht

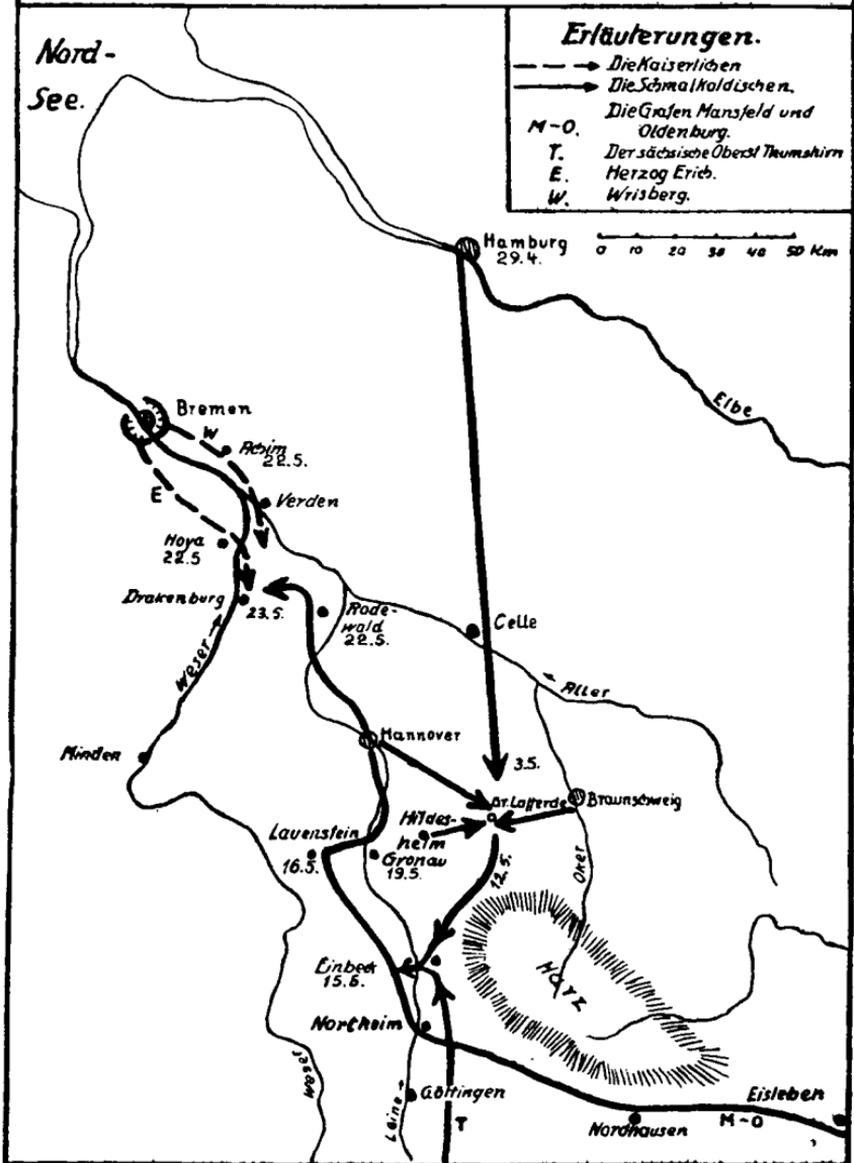
bei Drafenburg gekommen ist, das Interesse, das durch diese Arbeit und durch mehrfachen Besuch des Schlachtfeldes entstand, führte jetzt zu einer kritischen Betrachtung und dann Bearbeitung der Quellen vom Standpunkt des Soldaten aus. Dabei war die Erkenntnis von besonderem Reiz, daß bei dieser an sich nicht großen, aber in der Auswirkung wichtigen Kampfhandlung eine Beweglichkeit der Führung und Taktik auf protestantischer Seite festzustellen ist, wie sie in jener Zeit und lange nachher im allgemeinen nicht vorkommt: Fesselung der Front und dann Entscheidung durch Umfassung des einen Feindflügels, vielleicht sogar unter gleichzeitiger Bedrohung des anderen. — Ein „Cannä“ im Kleinen, bei dem der Gegner fast vernichtet wurde, das Hannibal alle Ehre, dem Feldmarschall Grafen v. Schlieffen, wenn er diese Schlacht gekannt hätte, Freude gemacht haben würde.

Eine eingehende Schilderung der Schlacht und ihrer Vorgeschichte ist nicht beabsichtigt, da genug Historiker sich zum Wort meldeten. Hier kommt es nur darauf an, den militärischen Verlauf sachmännisch darzustellen. Auch eine Auseinandersetzung mit allen Meinungen, eine Entscheidung zwischen Ansichten, die auseinandergehen, für die Sache aber ohne Bedeutung sind, kann nicht in Frage kommen. Die wichtigsten Quellen werden am Schluß für den Leser genannt, der näheres wissen oder meine Ansicht nachprüfen will.

Die operativen Bewegungen vor der Schlacht (Skizze 1).

Die geschichtlichen Zusammenhänge und die Entwicklung der Lage vor der zweiten Einschließung Bremens durch Herzog Erich d. Jüngeren von Calenberg und Brißberg, die am 19. April 1547 begann, gehören hier nicht zur Sache. Nach endlosen Verhandlungen und immer neuen Schwierigkeiten begann Ende April (am 24. hatte Kaiser Karl V. die schmalkaldische Hauptmacht bei Mühlberg vernichtend geschlagen) die Versammlung des Entsatzheeres — der Gegengarde, wie man damals sagte — bei Gr. Lafferde südlich Peine. Die Schwäche der einzelnen Bundes-

Skizze. Die operativen Bewegungen April-Mai 1547.



kontingente — von den norddeutschen protestantischen Ständen beteiligten sich nur die Städte Hamburg, Hannover, Braunschweig und Hildesheim —, die Langsamkeit der Übermittlung von Nachrichten, die bei halbwegs großen Entfernungen stets durch die Ereignisse überholt sein konnten, die begründete Sorge, einzeln geschlagen zu werden, lassen es als völlig berechtigt erscheinen, daß man sich „weit vom Schuß“ erst einmal vereinigte. Damit näherte man sich auch den von Süden herankommenden Hilfstruppen des schmalländischen Bundes unter den Grafen von Mansfeld und von Oldenburg und den kursächsischen Kräften des Obersten Thumshirn. Der weite Umweg des Hamburger Hilfskorps konnte keine Rolle spielen in einer Zeit, in der die militärischen Operationen sich eigentlich stets sehr langsam abwickelten, in denen die Schlacht ein sehr seltenes, stets vorsichtig abgewogenes Hilfsmittel war. Die Moltkesche Lehre „Die Vereinigung von mehreren, bis dahin getrennten Armeen auf dem Schlachtfelde halte ich für das Höchste, was strategische Führung zu leisten vermag“, konnte damals wirklich noch keine Geltung haben. Selbst Napoleon faßte eigentlich stets seine Kräfte frühzeitig operativ zusammen, um sie dann taktisch zu verwenden. Welche Sorgen machte den Verbündeten vor der Schlacht von Leipzig noch das getrennte Operieren vor dem gemeinsamen Schlagen! Wie mußten Blücher und Gneisenau durch den berühmten Abmarsch über die Elbe fast gewaltsam Bewegung in die Operation bringen!

Als ein Entschluß, der völlig modern anmutet, ist der der Räte des bei Mühlberg gefangenen sächsischen Kurfürsten Friedrich d. Großmütigen zu werten, die Truppen des Obersten Thumshirn von der böhmischen Grenze nach Norden zu beordern. Klare Erkenntnis war vorhanden, daß es hier nicht darauf ankam, irgendeinen Teil des eigenen Landes zu bedecken, nachdem bei Mühlberg die große Entscheidung zu Gunsten des Feindes gefallen war, sondern darauf, wenigstens noch an einer anderen Stelle, wenn auch nur auf einem Nebenkriegsschauplatz, einen Erfolg möglich zu machen. Derartige Großzügigkeit entsprach durchaus nicht der damaligen Auffassung vom

Kriege, war auch späterhin, als man sich mehr dem Gedanken des „totalen Krieges“ näherte, vielfach nicht ausreichend zu finden. Auch im Weltkriege herrschten oft Sonderinteressen zum Schaden des Ganzen bei beiden Parteien vor; eine Erscheinung, die bei Bündniszkriegen wohl nie ganz verschwinden wird.

Es gibt kaum einen Feldzug in jenen Jahrhunderten, bei dem man so genau das Zusammenziehen und die operativen Bewegungen eines Heeres noch heute verfolgen kann wie bei dem hier behandelten. Die Skizze 1 gibt ein beredtes Bild der Ereignisse, ein lehrreiches Beispiel der Kriegführung des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts.

Als Illustration des oben über die Unsicherheit aller Nachrichten, die Unzulänglichkeit der Aufklärung jener Zeit Gesagten sei noch erwähnt, daß am 2. Mai abends die drei schon versammelten städtischen Kontingente mit Nachtmarsch nach Norden zogen, weil ein Gerücht besagte, Herzog Erich habe die Hamburger Truppen bei Celle abgeschnitten. Man marschierte eine Nacht hindurch, veranlaßte durch den Lärm der „Trummen“, daß Kurt Bennind, der Hamburger Führer, auf Braunschweig abbog in der Annahme, der Feind sei nun wirklich in der Nähe, bis schließlich sich alles zur Zufriedenheit aufklärte und man gemeinsam dem Lager bei Gr. Lafferde zuzog¹.

Als besonders kühn und von gutem Erfolg begleitet sei noch der Marsch des Söldnerhaufens des Obersten Thumshirn erwähnt. Da alles Land zwischen der böhmischen Grenze und Niedersachsen vom Feinde überschwemmt war, ließ er nach der Überlieferung seine Leute einzeln und in kleinen Trupps einen bestimmten Sammelplatz erreichen. Wären diese sächsischen Truppen nicht eingetroffen, hätte man den Zug zum Entsatz Bremens nicht wagen können.

Von Interesse ist es auch, daß hier einmal die Marschleistungen fast tageweise nachgeprüft werden können, mit der Erkenntnis, daß den Söldnern mit ihrer umfangreichen Bagage (Frauen und selbst Kindern), der recht schwerfälligen Artillerie doch sehr erhebliche Märsche zugemutet

¹ R. Söpke „Die Regierung Karls V. und der europäische Norden“, S. 373—374.

und von ihnen geleistet wurden. Die Hamburger legten z. B. auf dem Anmarsch nach Gr. Lafferde den in der Luftlinie 140, in Wirklichkeit sicher 160 Kilometer betragenden Weg in 4 Tagen zurück. Am 16. Mai marschierte die vereinigte Armee über 40 Kilometer. Das sind Leistungen, die bei damaligen Wegeverhältnissen als sehr hoch anzuschlagen sind, zumal man stets auf die Stimmung der Söldner Rücksicht zu nehmen hatte.

Am 18. Mai war die Gegengarde bei Gronau an der Leine versammelt, am 19. begann der Marsch nach Norden, zuerst noch durch Plünderungen im Lande Herzog Erichs aufgehalten, bald aber planmäßig dem Ziele Bremen zustrebend. Am 22. Mai abends lagerte das Heer bei Robenwald am Ostrand des Lichten Moores, westlich der Leine.

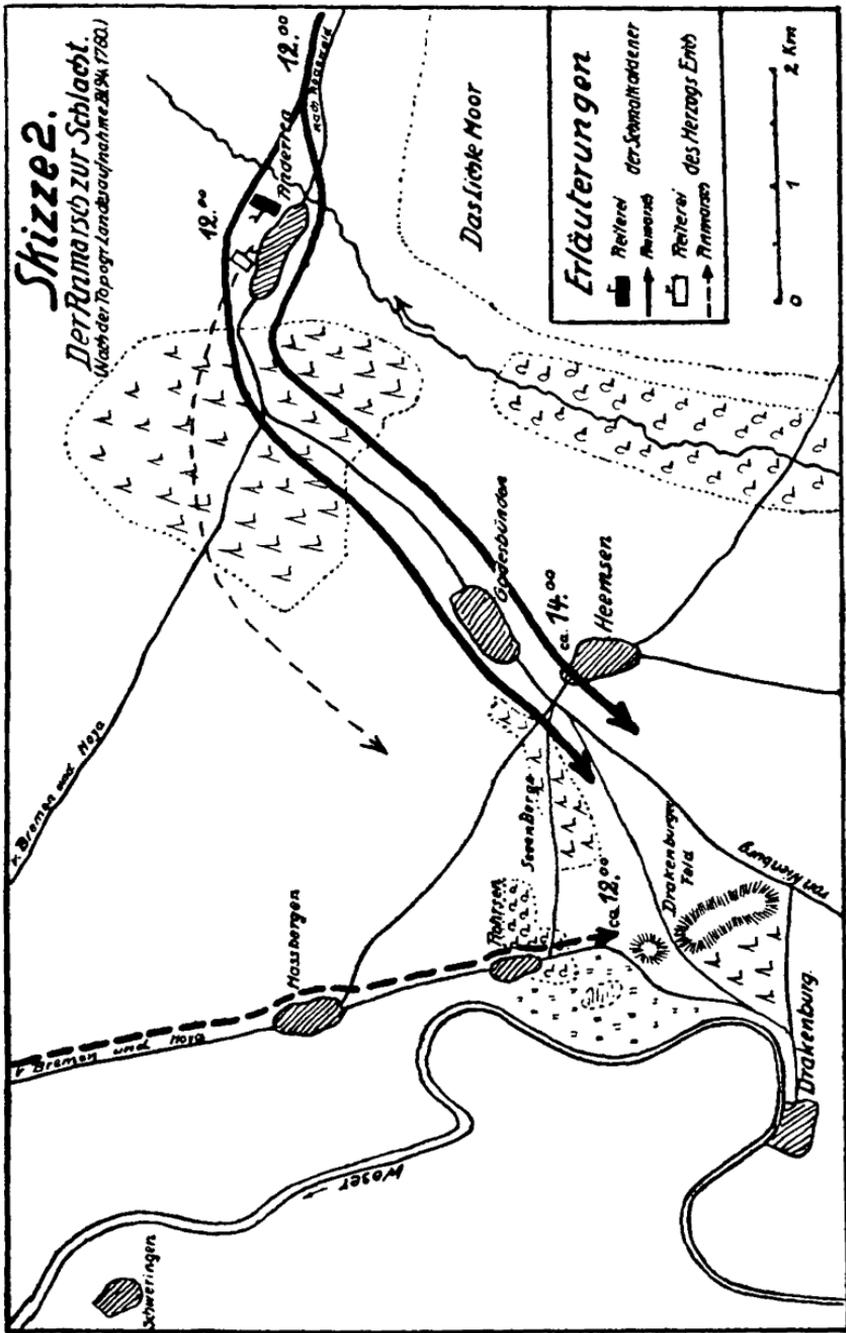
Der Anmarsch zur Schlacht 22.—23. Mai (Skizze 2).

„Die Vereinigung ist im Marsch vorwärts zu suchen, und sie erfolgt früh genug, wenn sie auf dem Schlachtfeld hergestellt wird.“

(Graf Schlieffen, 1892.)

Herzog Erich d. Jüng. und Wisberg faßten den einzig möglichen Entschluß, als sie die Belagerung Bremens, die bis dahin nur Mißerfolge gebracht hatte, aufgaben. Aus strategischen und taktischen Gründen konnte man nicht das Entsatzheer vor Bremen erwarten, um dann mit einem Feinde in Eingreifsnähe im Rücken die Schlacht mit dem anderen anzunehmen. Den Herzog beeinflussten auch die Nachrichten über die Brandschatzungen in seinem Lande.

Die Lage führte zwangsläufig am 22. Mai zu dem Marsche in zwei durch die Weser getrennten Kolonnen. Das bedeutete keine Gefahr, da der Gegner an diesem Tage noch nicht herankommen konnte. Für den nächstfolgenden waren entsprechend den Vorschlägen des erfahrenen Wisberg Vereinigung bei Haffel ostwärts Hoya und gemeinsamer Weitermarsch festgelegt. Nur grundlegende Fehler des neunzehnjährigen Herzogs konnten dann die Vereini-



gung vor der Schlacht oder spätestens auf dem Schlachtfelde künstlich verhindern. Wrisbergs Heerhaufen war weit zurückgeblieben, da er am 22. Mai unendliche Schwierigkeiten in tiefen Sandwegen zu überwinden hatte. Trotzdem wartete der junge und ehrgeizige Herzog, dem jede Erfahrung fehlte, dem nie eine Armee anvertraut werden durfte, nach dem Weserübergang bei Hoya nicht die Ostkolonne ab, sondern strebte auch am 23. vorwärts nach Süden. Ursprünglich soll der Weitermarsch am 23. hinüber ins Leinetal mit dem Ziel Bothmer beabsichtigt gewesen sein. Es ist nicht festzustellen, weshalb der Herzog diesen Plan umwarf. Jedenfalls teilte er nachts an Wrisberg mit, daß er am folgenden Morgen auf Drakenburg marschieren werde. Bei Holtorf solle Wrisberg, wie dieser in seinem Rechenschaftsbericht angibt, schon am Morgen, was anderen Nachrichten zufolge unrichtig, zeitlich unmöglich ist, dann sich mit ihm vereinigen. Klarheit über den Anmarsch der Schmalkaldener — ob nördlich oder südlich des Dichten Moores — konnte man auf keinen Fall haben, als Herzog Erich sich zum Marsch an der Weser entlang nach Süden entschloß. Als dann „der Nebel der Ungewißheit“, der so vielfach im Kriege herrscht, verschwunden war, als Anmarsch und Nähe der Gegengarde bekannt wurden, blieb der Herzog taub gegen alle Vorstellungen seines Mitfeldherrn, der unter schwacher Reiterbedeckung, seinen Truppen weit vorausziehend, in der Gegend nördlich Drakenburg bei ihm eintraf. Man muß annehmen, daß Erich und seine Ratgeber, unter denen sicher erfahrene Kriegsmänner waren, sich zutrauten, das Feld behaupten zu können, bis das Wrisbergsche Korps, im Rücken des Feindes erscheinend, diesem die Vernichtung brachte. Ein kühner Plan, der aber bei der geringen abstoßenden Kraft damaliger Feuerwaffen, bei der schnellen Entwicklung der Schlachten jener Zeit, als Grundlage eine volle Vertrennung von Raum und Zeit hatte.

Seit 4 Uhr morgens marschierte am 23. Mai das Heer des Schmalkaldischen Bundes von Rodewald her nördlich des Dichten Moores auf der Straße nach Anderten in Richtung Hoya, wo man nach den Agentennachrichten, die am

Sonntag 22. Mai eingingen, Herzog Erich und wahrscheinlich auch Brixberg finden mußte. Die Aufhebung der Belagerung und der Beginn des Marsches die Weser aufwärts war also sehr schnell bekannt geworden. Die Möglichkeit, einen der Gegner allein schlagen zu können, konnte im Lager zu Rodewald noch nicht erwogen werden, wie einzelne Darstellungen annehmen. Man hatte bald nach dem Aufbruch einen langen Aufenthalt durch eine von den Bauern Rodewalds, Untertanen Herzog Erichs, in einem Hohlweg geschaffene nicht zu umgehende Baumsperre. Am Vormittag erreichte die Marschkolonne die durch einen Rundscharfer überbrachte Meldung, daß Erich allein zwischen 7 und 8 Uhr von Hoya aufgebrochen sei und auf dem Ostufer der Weser nach Süden marschiere. Zu diesem Zeitpunkt erst konnte die Führung Klarheit gewinnen, daß auch jetzt noch die am Tage vorher natürliche Trennung der beiden feindlichen Heerhaufen aufrechterhalten geblieben war. Der Ansicht Häpkes am angezogenen Ort S. 270, die Führung des Entsatzheeres hätte schon auf die Nachricht hin, daß am 22. Erich auf Hoya, Brixberg auf Verden marschiert sei, beschlossen, ersteren am 23. allein bei Hoya aufzusuchen, kann ich nicht beistimmen, so sehr ich sonst die klare Darstellung gerade dieses Historikers, auch in bezug auf militärische Dinge, sowohl in seinem Buch wie im persönlichen Briefwechsel schätzen lernte. Wenn auch am 22. beide Korps getrennt marschiert waren, also zunächst verschiedene Ziele hatten, konnte das keinen Anhalt für den 23. geben. Wir wissen ja auch, daß Vereinigung und gemeinsamer Marsch vereinbart waren, nur durch die Urteilslosigkeit und den Leichtsinn des jungen Herzogs verhindert wurden. — Erst die neue Meldung am 23. vormittags konnte den Entschluß bringen, nicht mehr auf Hoya zu marschieren, sondern den nächsten Gegner möglichst noch in der Vereinzelnung zu schlagen. Eine spätere Zeit führte für eine solche Operation den Ausdruck „Ausnutzung der inneren Linie“ ein, die selbstverständlich leichter durchzuführen war, als die noch recht unvollkommenen Feuerwaffen dem Angreifer eine schnelle Entscheidung ermöglichten. Denn der Erfolg hing in erster Linie von der

Zeit ab, die der zweite Gegner brauchte, heranzukommen, bzw. davon, ob diese Zeit reichte, um den näher stehenden Feind zu schlagen.

In Anderten stieß um Mittag das Reiterfähnlein der Vorhut des schmalkaldischen Heeres mit einem unterlegenen Aufklärungs-Fähnlein Erichs zusammen. Mit Recht hatte dieser auch seitwärts seiner Marschstraße Aufklärung durch Kavallerie vorgenommen, denn Klarheit über die Anmarschrichtung des Feindes, ob südlich oder nördlich des Lichten Moores, konnte noch nicht vorhanden sein. Sollte diese Frage schon klar gewesen sein, blieb die andere offen, ob der Gegner ohne Kenntnis vom Marsch des herzogl. Heeres auf Hoya—Bremen weiterzog, oder ob er nach Südwesten abdrehte. Die herzoglichen Reiter wurden geworfen, Gefangene gemacht. Ihre Aussage brachte dem Heere der Grafen, die der zurückgeworfenen Reiter dem Herzog Klarheit über Nähe und Marschrichtung des Feindes. Das Gros des schmalkaldischen Heeres hatte während des Reiterkampfes ostwärts Anderten gehalten und mit dem Aufmarsch zur Schlachtfront begonnen, weil man zunächst glaubte, der Herzog sei in voller Stärke in der Nähe. In erhöhter Gefechtsbereitschaft — wir würden heute sagen, entfaltet — wurde der Marsch auf Gadesbünden fortgesetzt. Bald hatte man Klarheit über die Stellung der herzoglichen Streitmacht nordwärts Drakenburg. Nach Durchschreiten des Dorfes wurde wahrscheinlich der Aufmarsch zur Schlachtordnung mit der damaligen Methodik und Langsamkeit durchgeführt.

Der Meinungsstreit über Schlachtfeld und Verlauf der Schlacht.

W. v. Bippen² kam auf Grund von Geländestudium und der beiden auf uns gekommenen bildlichen Darstellungen der Schlacht zu Ergebnissen, die ich nach meinen eingehenden Untersuchungen, nach dem Gelände, den maßgebenden Quellen und gerade nach den Bildern ablehnen muß. Daß

² W. v. Bippen „Die Darstellungen der Schlacht bei Drakenburg“. Jahrbuch der Bremischen Sammlungen, 1. Jahrgang Juli 1908.

er meint, der Zeichner hätte von einem Standpunkt ostwärts von Dr. das Schlachtfeld dargestellt, trifft ungefähr das richtige; von Nordosten, eher noch mehr nördlich, sind beide Bilder gesehen. Wie kann B. aber behaupten, die Gegengarde sei von Südosten, also südl. des Lichten Moores, angerückt? Einmal ist der Marsch über Rodewald—Arderten einwandfrei belegt³, zum andern konnte dann ja der Angriff nicht mit der rechten Flanke an der Weser erfolgen, wie ihn die Bilder und einige Quellen richtig überliefern. Herzog Erich hätte einen von Südosten kommenden Feind niemals auf den von allen Darstellern als Schlachtfeld angesprochenen Sandbergen südwestl. Heemsen annehmen können, sondern hätte in diesem Falle ostwärts Drafenburg mit der Front auf Holtorf—Wölpe fechten müssen. Der Irrtum, den Anmarsch des evang. Heeres von Südosten anzunehmen, führte dann B. dazu, ein Zurückweichen des bereits im Marsch nach Süden bei Drafenburg angekommenenen Herzogs auf die Höhen nordostwärts des Fleckens zu behaupten, als das Herankommen des überlegenen Feindes aus Richtung Erichshagen—Wölpe erkannt wurde. Wären so tatsächlich die Ereignisse verlaufen, wäre die Niederlage nie so vernichtend geworden, denn die Rückzugslinie lag dann in ungefährer Richtung auf das herankommende Wisbergische Korps. Zumal sich dann die Umfassung, die Buppen richtig als gegen den linken Flügel Erichs gerichtet schildert, nie so verderblich hätte auswirken können, da das Gelände sie wenig begünstigt, ihren Erfolg der Weserstrom nicht so ergänzt hätte. Ein Weg über das Schlachtfeld, ein Blick auf die Karte lehrt das. Der alte Spruch, daß im Kriege nur das Einfache Erfolg hat, sollte auch bei der Bearbeitung kriegerischer Handlungen beachtet werden.

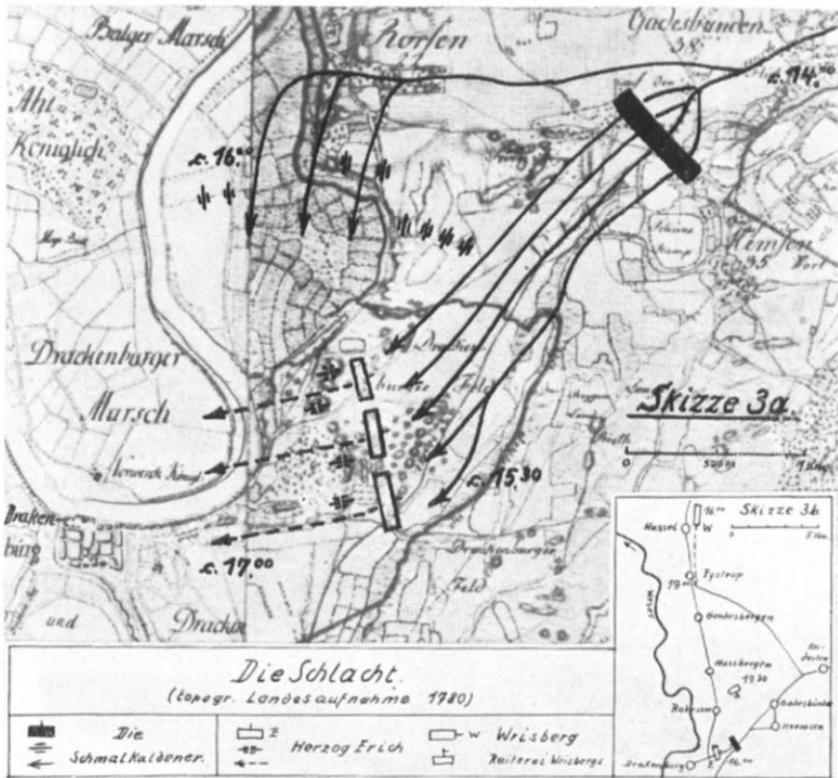
Am stärksten wurde B. v. Buppen bei seiner Ansichtsbildung durch die beiden Bilder beeinflusst, die in Bremen erhalten sind. Das ältere ist zwischen 1570 und 80 entstanden. Der Maler ist also noch durch Schilderungen von Zeitgenossen, vielleicht gar Mittkämpfern oder Bewohnern

³ 3. B. Stadtarchiv Braunschweig, Aktenband XVII u. XXI betr. Schmalk. Krieg.

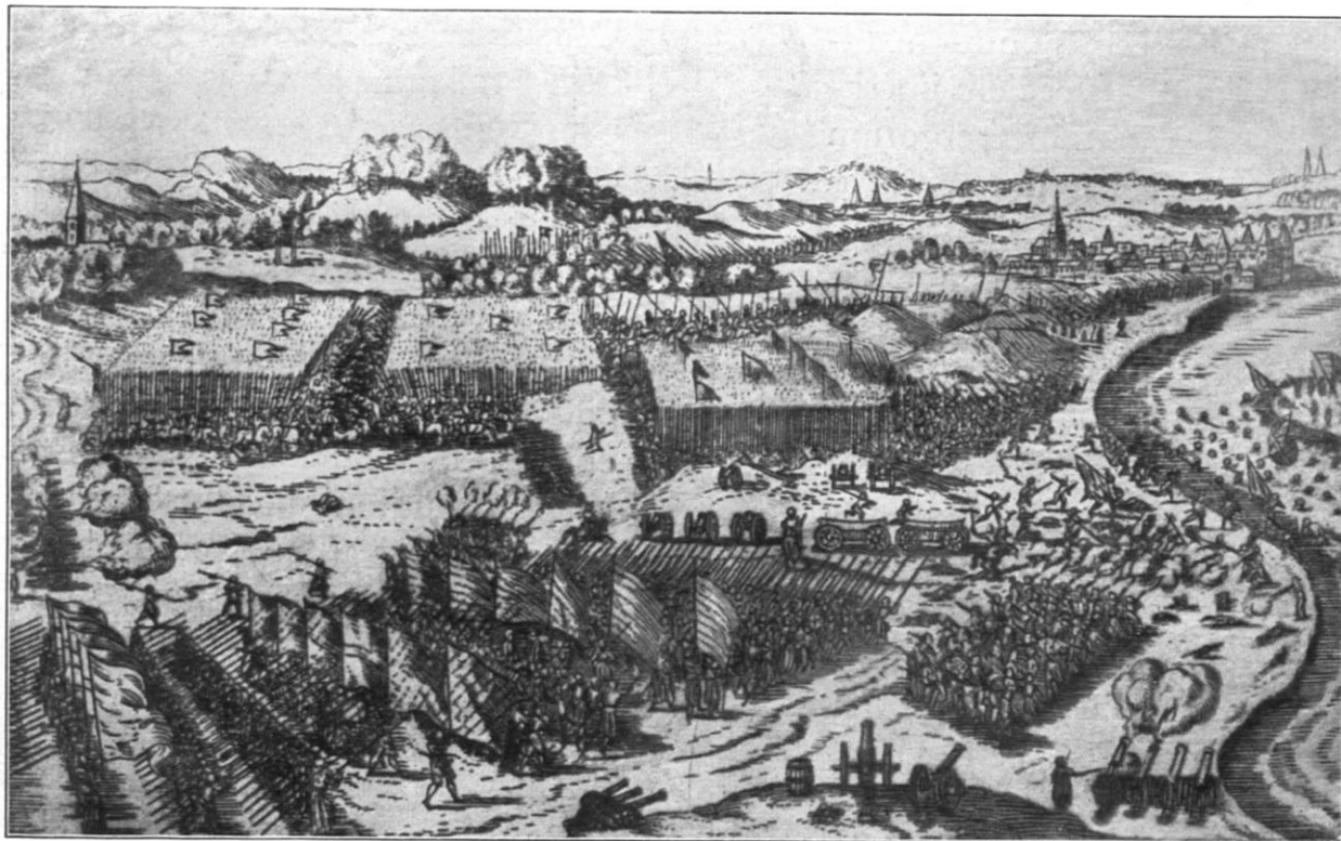
der Gegend, beraten worden, das spätere von 1603 ist dem älteren Bilde stark nachempfunden. Als reine Phantasie darf man solche Darstellungen keinesfalls ansprechen, wie ich das stellenweise bei Beurteilern fand. Vor allem hier nicht, wo Darstellung und geschichtliche Überlieferung sich sehr nahe berühren. Man muß natürlich sich mit gewissen perspektivischen Fehlern, mit einiger Phantasie in bezug auf Großartigkeit von Gebäuden (z. B. Schloß in Drafenburg), Sichtbarkeit von Ortschaften, Einzelheiten des Schlachtgetümmels abfinden. Auch Merian hat 100 Jahre später noch der Anschaulichkeit manches Opfer gebracht, wie leicht nachzuweisen ist. Übrigens hat sich der Zeichner, wie wir das bei Schlacht-, aber auch bei Geländedarstellungen jener Zeit oft finden können, sozusagen als im Fesselballon sitzend angesehen, um mehr auf seine Platte bringen zu können, als von der Erde aus gesehen möglich war.

Bippen hielt den auf beiden Bildern oberhalb von Drafenburg sichtbaren Doppelturm für den der Stiftskirche von Büden (11 km nordwestlich von D.). Dieser Turm war und ist an sich aus der Drafenburger Gegend überhaupt nicht zu sehen. Wenn aber — und ohne weiteres billige ich dem Zeichner diese dichterische Freiheit zu — dann nur von einem ungefähr südostwärtigen Standpunkt. Von dem aus aber mußte die Weser zur Linken erscheinen, konnte man die Schlacht nach Bippens Auffassung — Angriff von Südosten — nur vom Rücken der Schmalkaldener aus, nach dem wirklichen Verlauf aber nur die Südflügel beider Gegner sehen. Daß auch Nienburg, tatsächlich vom Standpunkt des Zeichners jenseits Drafenburg gelegen, mit 2 oder 3 Türmen aufwarten konnte, zeigt das Bild im Merian für Braunschw.-Lüneburg (Pfarrkirche, St. Martin und Rathaus). Die beiden Kirchen liegen so nahe zusammen, daß leicht ein Zeichner, der bei einer Wanderung flüchtig die Orte skizzierte hatte, dann in Bremen sein Bild vollendete, einen Doppelturm bringen konnte. — Links oberhalb von Drafenburg sieht man Erichshagen, Wölpe, vielleicht soll auch Holtorf dort angedeutet sein. Am linken Bildrande liegt Heemsen. Stark übertrieben, wie es da-

Tafel I.



Gedenktafel an die Schlacht vor der Drakenburg in der Kirche St. Ulrich in Braunschweig; Stiftung von Brun v. Bothmer. (H. V. G. T. D. = Hujus Victoriae Gratias Tibi Deo.)



Die Schlacht vor der Drakenburg
nach dem Bilde in Dilichs Bremischer Chronik von 1603.

malß oft zu finden ist, sind die Berge auf dem Bilde links von Drafenburg. Es sollen wohl der Kranen- und der Galgen-Berg ostwärts Rienburg sein, denn andere Erhöhungen kommen in der Gegend nicht in Frage. Der auf beiden Bildern mehr im Vordergrund gezeichnete Galgen kann nicht den Galgenberg bei Wölpe andeuten sollen, da tief und zu weit vorn gelegen.

Die in manchen Quellen und bei einigen der mit mir persönlich im Meinungsaustausch gewesenen Heimatforscher vorhandene Unklarheit, ob die entscheidende Umfassung gegen den feindl. rechten oder linken Flügel gerichtet war, ob der Hamburger Kurt Pennind oder der Hauptmann der Stadt Braunschweig Brun v. Bothmer, Burgmann und Erbherr zu Drafenburg, sie führte, soll bei der eigentlichen Schlachtdarstellung behandelt werden. — In allen wirklich wichtigen Fragen sprechen Quellen, Bilder, Gelände und militärisches Wissen ein einwandfreies Urteil.

Die Schlacht vor der Drafenburg (Skizze 3 a und b).

„Strategie ist die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zwecke des Krieges; Taktik ist die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht.“

Die Streitmacht des Schmalkaldischen Bundes unter dem Oberkommando des Grafen Albrecht von Mansfeld war etwa 6—7000 Mann zu Fuß und 12—1400 Reiter stark. Im einzelnen setzte sie sich wie folgt zusammen:

- Korps der Grafen von Mansfeld und Oldenburg 3 bis 4 Fähnlein, 100 Reiter,
 - Hamburger Kontingent 5 Fähnlein Knechte, 1 Fähnlein Reiter,
 - Braunschw. Kontingent 2 Fähnlein Knechte, 1 Fähnlein Reiter,
 - Hildesheim, Hannover zus. 1—2 Fähnlein Knechte, 1 Fähnlein Reiter,
 - Sächf. Oberst v. Thumshirn 13 Fähnlein Knechte, 6—700 Reiter.
- Dazu sollen noch einige Bauernfähnlein gekommen sein (Landsassen).

Mit etwa 26 Fähnlein zu Fuß und 24 Geschützen war man dem Herzog unbedingt überlegen. Dieser war an Reiterei etwas stärker als seine Gegner, hatte aber wohl nur etwa 6000 Knechte und 17 Geschütze. Wäre Brisberg zur Stelle gewesen oder rechtzeitig im Rücken der Angreifer erschienen, war eine erhebliche Überlegenheit auf kaiserlicher Seite.

Unter dem Grafen von Mansfeld führte in der Schlacht der Graf Christoph von Oldenburg das Fußvolk. Hans von Heideck war der oberste Feldleutnant beim Mansfelder. Die weiteren Befehlsverhältnisse innerhalb der taktischen Einteilung sind nicht ganz geklärt. Sie konnten sich nicht etwa an die Verbände und Führerbefehlung der verschiedenen Bundeskontingente halten.

Für die Rekonstruktion der Schlacht darf man nicht ohne Einschränkung die heutigen Bodenbedeckungen und die heutigen Karten als maßgebend ansehen. Seit Beginn des Chausseebaus und der Eisenbahnen sind, verbunden mit intensiverer Feld- und Waldwirtschaft, so bedeutende Veränderungen eingetreten, daß ein Zurückgreifen auf älteres Material, hier auf die kurhann. topogr. Landesaufnahme — für diese Gegend 1780 — Vorbedingung richtigen Urteils ist. Da zeigt sich, daß damals — bekanntlich sind die Veränderungen vom 16. bis 18. Jahrhundert sehr gering — die kleinen Waldparzellen im Nordosten und Osten des Schlachtfeldes weniger zahlreich waren als heute. Sicherlich war auch das Wiesen- und Bruch-Gelände zu beiden Seiten des Schüpse-Grabens (1780: Die Schip) erheblich ungangbarer als heute. Drafenburg hatte noch nicht den heute weit nach Osten vorspringenden Ortsteil außerhalb des Befestigungsgrabens und die Ansiedlungen in dem sandigen Hügelgelände des Schlachtfeldes.

Dieses Gelände war an sich für die damalige Kampfweise sehr geeignet. Aber auch für einen nicht unterlegenen Feldherrn wäre es leichtsinnig gewesen, mit dem Rücken gegen die Weser den Kampf anzunehmen, da ein Ausweichen nach der Flanke an sich schon fast unmöglich ist, wenn der Gegner die Front anpackt. Eine geschlagene Truppe aber ist wie eine Billardkugel gezwungen, dem

Stoß zu folgen. Man kann nur annehmen, daß Herzog Erich trotz aller Warnungen zuversichtlich mit dem Herankommen Wrisbergs rechnete. Der einzig mögliche Entschluß für Erich konnte sein, auf die erste Nachricht vom Zusammenstoß bei Anderten nach Norden abzumarschieren, um sich Wrisberg zu nähern, wobei dann jeder Schritt doppelt rechnete. Ausweichen unter hinhalten-dem Widerstand würden wir diese Lösung heute nennen. — Am 23. wäre es dann nicht mehr zur Schlacht gekommen, am 24. hätte Mansfeld vor einer recht schwierigen Entscheidung gestanden. Daß er am 23. trotz Gefahr für Flanke und Rücken angriff, beweist Wagemut und Entschlußfreudigkeit. —

Herzog Erich hatte, was damals eine erhebliche Rolle spielte, den Vorteil der im Westen stehenden Sonne und den des Windes. Die Verbündeten wollten diese Lage für sich verbessern, strebten deshalb eine Seitenverschiebung an. Ein Überschießen der eigenen Truppe durch die Artillerie erlaubten Schußweite und Schießtechnik nur bei starker Überhöhung. Ein wirklich klares Bild über die Leistungsfähigkeit der Geschütze des 16. Jahrhunderts konnte ich trotz mancher Erkundigungen nicht erhalten. Es scheint, daß Feldschlangen etwa 700 bis 1000 Meter weit trugen, Falkonette und andere kleine Rohre etwa 500. Eine andere Quelle billigt den Feldschlangen sogar 1500 bis 2000 Meter Tragweite zu. Jedenfalls war die Treffsicherheit auf weite Entfernungen so gering, daß wir hier annehmen können, man habe auch mit den schwereren Stücken Stellungen unter 1000 Meter vom Feinde bezogen. Während das Fußvolk nach vollendetem Aufmarsch sich mit der Masse gegen die Front des Feindes vorschob, hatte man die Artillerie nordostwärts des feindl. linken Flügels, also auf dem rechten der eigenen Hauptfront, wie auch die Bilder es zeigen, auffahren lassen. „An ein Gehulz“, wie es in dem durch Mansfeld an den Rat von Braunschweig geschickten, wahrscheinlich von Heideck verfaßten Bericht heißt. Die Reiterei, die schon während des Anmarsches des Fußvolkes die feindl. Front beobachtet hatte, soll den Kampf begonnen haben.

Der Heidecksche Bericht ist für den, der ihn mit militärisch geschultem Denken liest, recht aufschlußreich. Das „Gehulz“ kann nur das auf der Karte von 1780 als „Seven Berge“ bezeichnete Wäldchen sein, das sich, nördlich Heemsen beginnend, in westl. Richtung, also auf die Weser zu zieht. Es ist noch heute vorhanden, nur nach Süden ausgedehnter. Ein anderes Wäldchen kam nicht in Frage.

Dieses Waldstück spielte auch noch bei der Umfassung eine wichtige Rolle, durch die ein Teil des verbündeten Heeres den feindl. Nordflügel von der Seite und vom Rücken her faßte. „Umb das Holz auf eine Wiesen“, sagt die Verdener Chronik in dem sicher einer alten Aufzeichnung entnommenen Bericht, führte Brun von Bothmer die Umfassungskolonne. — Die Frage, ob Nord Pennind, der Hamburger Söldnerführer, oder der Braunschweiger Stadthauptmann Brun von Bothmer diese Umfassung führte, wird umstritten; ich sehe sie als möglich an. Die Tatsache der besonderen Ortskenntnis Bruns ist gegeben, mehrere Berichte nennen ihn als den Führer. Wahrscheinlich stellten die Hamburger die Mehrzahl der ihm anvertrauten Truppen, deren Zahl sicher in der Verdener Chronik richtiger wiedergegeben wird als in der folg. Bremer Aufzeichnung. Man würde eine Truppe mit nicht einmal Stärke eines Fähnleins nicht mit Geschützen ausgerüstet, auch für die entscheidende Bewegung nicht so halbe Maßnahmen angewendet haben. Die im Bremer Staatsarchiv aufbewahrte undatierte handschriftliche „Kurze Erzählung der Händel von der Belagerung der Stadt Bremen Anno 1547 und wunderbarer Errethung“ sagt zu Beginn der Schlachtschilderung: „Dar jegen hatten die anderen etnen vom Adel Bothmer genandt bei sich, so allbar geboren, und alle Gelegenheit der Ortter wuste, derselbe begert vom Obristen anderthalb hundert Man und zwee stücklin feldtgeschütz, darmit macht ehr sich durch, gebrauchte und kumpt einen kleinen Berg hinan mitten jegen H. Erichs flachtordenung, zeugt sein Geschütz für sich, schenkt also in die flachtordenung. Als der Graf solches hört, war die Lofe, das sie alle zum Gebeth niederfallen.“ U. s. w.

Alles über die taktische Lage und das Gelände bisher Ausgeführte dürfte einwandfrei belegt haben, daß nur eine Umfassung des feindlichen Nordflügels in Frage kommen konnte. Das erzählt auch, allerdings in nicht leicht verständlichem Deutsch, der schon erwähnte Heidecksche Bericht:

„Als hat sich die sachen verzogen, ehr das geschuß und die knecht (der Schmalkalbner) beneben den schwader reutern ankomen. Und ob man wol gerne den veinden die sonne und windt abgezogen hette, so hat man doch darzu nit komen mugen, sondern das geschuß hat man an ein gehulz, dardurch es fast seit halb, legen den feinden, so nit hinter den bergen (die gedeckt aufgestellten Reserven) gehalten, hat mogen gebracht werden. Und hat herzog Erich sein geschuß nit ehr gebraucht, dan als uf dieser seiten geschossen, so hat er auch schießen lassen. Ob er nuhn die sachen darauf angefangen, nachdem dieser theil auf der linden seiten ein moßz (Moor) gehabt und auf der rechten seiten die Weser, und das der herzog den anschlag gemacht, das Brieszberg im rucken und der herzog forne uns angreifen wolten, kan man nit entlich wissen; es hat sich aber dermaßen ansehen lassen.“ (Sperrungen vom Verfasser.)

Daß die unterstrichenen Stellen zusammengehören, liegt auf der Hand. Nur im Norden bot zudem das Gelände die Möglichkeit gedeckter Truppenverschiebung, während auf dem linken Flügel der Schmalkalbener das Tal der Schüpfe bis an den Wald am Lichten Moor offen dalag. Auch zeitlich ist eine Flankenbewegung durch den im Osten des Schlachtfeldes liegenden Wald (s. Skizze 2) nicht denkbar, da ja in der Zeit von 16 bis 17 Uhr der Kampf beendet wurde.

Die Reiterei setzte sich nach den ersten Zusammenstößen auf die Flügel der allmählich herankommenden Mansfeldischen Infanterie. Dann begann der Kampf, der sich überraschend schnell entwickelte. Das Artillerief Feuer der Herzoglichen blieb fast ohne Wirkung. Die Schlachordnung des Fußvolkes der Evangelischen schob sich, die Anführer, dabei Graf Christoph von Oldenburg, nach damaliger Sitte zu Fuß mit der Hellebarde an der Spitze,

vorwärts, setzte zum Sturm an, als von Nordwesten her das Eingreifen der Bothmerschen Umfassung erkannt wurde. — Nach all den trockenen Auseinandersetzungen über Taktik und Strategie soll zum Schluß der Verdener Chronist mit seiner wirkungsvollen Schilderung zu Worte kommen:

„Und als sie (die evang. Führer) von demselben vernommen, daß Herzog Erich allein mit seinem Hauffen in der Drakenburg war, haben sie fortgeeilet, ehe Brisberg zu ihm käme, es auch der Herzog nicht eher erfahren, bis sie nahe herangekommen, da er sein Volk zur Schlachtordnung und die Reuter zum Treffen gebracht, worauf sie des Städtevolkes bald ansichtig geworden, wie sie einen Fußfall getan, den Psalm „Eine feste Burg ist unser Gott“ dreimal gesungen und also zum Treffen bereit fortgezogen. Herzog Erich hat seine Stücke auf selbige losgebrennet, aber es zu hoch über sie getragen, daß es ihnen wenig Schaden zugefügt. Inmittelft führte Brun von Bothmer 1000 Hafenschützen nebst 4 Fallonettlein von rückwärts umb das Holz auf eine Wiesen, schießt mit den Stücken, auch seinen Hafenschützen gewaltiglich zurücke und von hinten in des Herzogen Schlachtordnung, desgleichen der Städte Reuter auf des Herzogen Reuter mächtig treffen, also daß des Herzogen Knechte zurücke flohen nach der Weser, fielen zugleich mit Hauffen hinein, also daß sich der Strom gleichsam stauete, welchen des Herzogs Reuter auch bald nachfolgeten, und folgete darauf der Städte Hauffen mit solchem Eifer hernach, daß sowohl Feind und Freund darinnen verfauffen mußte. Und als die Schlacht umb 4 Uhren Nachmittags geschah, waren des Brisbergen Hauffen noch zurücke bei dem Dorfe Hassel . . .“

Mit genauer Not entging der Herzog, die Weser durchschwimmend, der Gefangennahme. Die Verluste seiner Armee sollen einschl. der im Strom Ertrunkenen 3500 Mann betragen haben, außerdem kamen 2500 Mann in Gefangenschaft. Eine Vernichtung des Gegners im wahrsten Sinne des Wortes! Kein „ordinärer Sieg“, wie Graf Schlieffen Siege nannte, die nur frontal unter Zurückdrücken des Feindes erkämpft wurden.

Auf dem Dilichschen Bilde sieht man auch am Südflügel der Schmalkalbener eine Kolonne Fußvolf in südwestl. Richtung marschieren, von der allerdings nicht ganz geklärt ist, ob sie dem Angreifer oder dem Herzog zugehören soll. Es könnte sich um eine Andeutung handeln, daß auch dem rechten Flügel des Herzogs, der sonst vielleicht freie Bahn in Richtung Drafenburg und südlich des Ortes gehabt hätte, der Rückzug verlegt wurde. Die volle Vernichtung spricht für diese Möglichkeit. Erwähnt wird diese Umfassung aber in keiner Quelle, auch auf dem älteren Bilde ist sie nicht erkennbar. — Der befestigte Flecken Drafenburg hatte sicher seine Tore geschlossen, um nicht in den Kampf hineingezogen zu werden.

Wrisbergs Truppen hatten infolge Befriedigung ihrer drängenden Goldforderungen auf dem Marsche, durch schlechte Wegeverhältnisse und Erschöpfung viel Zeit verloren. Der Führer, von der Unterredung mit dem jungen Herzog bei Drafenburg zurückkehrend, traf seinen Haufen rastend im Walde nördlich Hassel. Er führte ihn noch ein Stück nach Süden, eilte selbst mit 2 Reiterfähnlein voraus, doch war zeitlich ein Eingreifen nicht mehr gegeben. Die Keiterei traf noch den Troß des Siegers unter Schutz der dann leicht zerprestigten Bauernfähnlein irgendwo nordostwärts Gadesbünden, nahm ihn fort und mit ihm die gesamten Kriegsstassen der Verbündeten und die Beutegelder von den Brandschakungen in Herzog Erichs Landen. Vorübergehend soll er mit seinen Reitern sogar die Artillerie seines Gegners in der Hand gehabt haben. Einen Angriff auf den Sieger, der bis zum 24. Mai früh kampfbereit auf dem Schlachtfeld blieb, wagte Wrisberg nicht mehr. Er zog nach Nordwesten ab. Der Volksmund sagte von ihm, da man glaubte — sicher mit Unrecht —, er habe den Herzog absichtlich im Stich gelassen, habe dann nur an Beute gedacht:

Wir han das Feld,
Wrisberg das Geld;
Wir han das Land,
Er hat die Schand.

Der einzige Sieg des Schmalkaldischen Bundes in diesem Kriege war erfochten. Die Verluste standen in keinem Verhältnis zu dem erreichten Erfolge; sie sollen 217 Tote und 378 Verwundete betragen haben. Für die Errettung des lutherischen Glaubens in Norddeutschland, für die Zurückdrängung des Werkes der Gegenreformation, des Einflusses des un deutschen Habsburgers und seiner Spanier hatte der Tag von Drakenburg eine außerordentliche Bedeutung.

Daß auf jeden Fall für Brun von Bothmer dieser Tag eine besonders stolze Erinnerung darstellte, kann man auch aus der von ihm für die St. Ulrich-Kirche in Braunschweig gestifteten Gedächtnistafel schließen.

Verzeichniß einiger Quellen für die Schlacht
bei Drakenburg:

1. „Kriegesmuth und Siegesfreude der Protestantischen Stadt Bremen 1547“ von Joh. Melchior Kohlmann, Bremen 1847.
 2. „Der Schmalkaldische Krieg in Nordwestdeutschland“ von S. Berentz, Rostock 1908.
 3. „Hamburgs Politik um die Mitte des XVI. Jahrhunderts“ von Max Goos, Marburg 1896.
 4. „Die Schlacht vor der Drakenburg“, Aufsatz in der Halbmonatschrift Niedersachsen 1917, Nr. 16, vom Verfasser.
 5. „Die Regierung Karls V. und der europäische Norden“ von Rudolf Hüppe, Lübeck 1914.
 6. „Chronik sämtlicher Bischöfe des Stifts Verden“ von Spangenberg (? 1720).
 7. „Korrespondenz des Kaisers Karl V.“ herausgegeben von Karl Lang, Leipzig 1845.
 8. „Gedächtnis Christophs von Wrisberg“ von Johann Justus Lofius, Silbesheim 1742.
-

Ein Bremer Erzbischof als deutscher „Monsieur Alamode“.

Von

Heinz S c h e d e r.

Mit einer Tafel.

Wer das vorliegende Blatt zunächst einmal nur auf die Porträtwirkung der unverkennbaren Hauptperson hin ansieht, dem kann nicht der — nach den strengen Vorschriften der Mode vor genau zwei Jahrhunderten — um das Ohr geschlungene und jedenfalls bis auf die Höhe der Brust herabhängende Zopf entgehen, der „Alamodezotten“. Wer aber die Geschichte dieses Männerzöpfleins kennt, der sucht auch eine „Faveur“ darin, das heißt eine Perle oder einen Edelstein oder eine Schleife, ein „Nestlein“, das „eine Dame ihm eingebunden“, kurz also am Zopf des „champion“ das ö f f e n t l i c h noch und gerade im 17. Jahrhundert getragene Zeichen der Gunst der Herzensdame¹. Daß diese Faveur fehlt, zeigt, daß der Kavaliere hier ein hoher Aleriker ist. Dazu ist das hier einer, der schon vom Hause seiner Braut wegen Verlöbnißbruches verklagt und als Schelmuffsky gebrandmarkt war. Die Braut war Gräfin Anna Sophia von Oldenburg gewesen: „Da man aber in Bremen verheiratete Erzbischöfe nicht duldete, so war in Oldenburg die Enttäuschung nicht gering“².

¹ Clemens R ö p p e r, Französisches Reallexikon 1900, Band II, Seite 293 sub voce. — Dictionnaire de l'Académie Française 7, Seite 730. Faveur: une sorte de ruban très étroit nouer avec une faveur, nouer avec la faveur; dazu Dr. Wilhelm Lang „Im neuen Reich“ Jahrgang 1880, besonders Seite 461. — Zeitschrift für deutsche Wortforschung, herausg. v. Friedrich Klug, Beiheft im 15. Band, Straßburg 1914, pag. 86 sqq: Faveur.

² Dr. Gustav R ü t h n i n g: Oldenburgische Geschichte I. Bremen 1911, Seite 547/548, vgl. auch Seite 548, Anm. 1. Die belassenden Liebesbriefe: Staatsbibliothek Bremen, VII 8 a 27 Nr. 2.

Das Pferd des stattlichen Herren trägt als Brustschild das erztiftisch-bremische Wappen über der großen Quaeste; ein Jahrzehnt später sollte das Haupt des Kavaliere die Königskrone Dänemarks tragen. Wir haben eben nicht nur ein Kuriosum, sondern wirklich ein außerordentliches Porträt des nachmaligen Königs Friedrichs des Dritten von Dänemark vor uns, des Sohnes Christians IV., dem der Vater einmal ein Imperium vom Nordkap bis zur Weserscharte (Porta Westfalica) hatte bereiten wollen.

Erzbischof Friedrich, geboren 1609, seit 1615 (!) Domherr zu Bremen, wurde im Dome zu Bremen 1621 als Coadjutor proklamiert. Friedrich, der letzte in der Reihe der Bremer Erzbischöfe ist der erste von allen, von dem wir ein gesichertes Porträt besitzen³;

³ „Kurze ordentliche Beschreibung der Erzbischöffe im löbl. Erz Bistumb Bremen ex opere chronologico Ehn Danielis Angelocratoris [† 1635], ihgen Superintendentis zu Marpurkg.

Durch Wilhelm Wesseln, Fürstl. Hess. bestallten Buchdruckern und Formschneydern. Anno 1617. Mit beigefügten Contrafacturen und Bildtussen Hochgedachter Erzbischöffe gezieret.“ Cassel, enthält von ikonographischem Standpunkte eitel Phantasie. Bremer Staatsbibliothek Brem b 396 (ex bibliotheca L. D. Post U. J. D.). Auch die vielfachen Abschriften der Rennerischen Chronik bieten nichts echtes Porträthaftes, trachtenkundlich allerdings und religionsgeschichtlich auffällige Aufschlüsse. Im Bande des Staatsarchives P 1 s 2 a (Abschrift der Chronik Renners von 1561 mit Eigentums- und Schreibervermerk sowie doppel-sprachiger Drohung gegen Bücherdiebe) zeigt das Bild zu „Albertus de festeinde Erze-Bischuw tho Bremen“ den Kirchenfürst mit einer originellen, streng gerahmten Gewandstickerei. Es ist ein auriphrygium, ein Stück Borte aus Gold und Seidenstickerei, ein „Schild“ durchaus und keine voll den Saum umschließende Stickerei. Dieses rechteckige Zierstück des liturgischen Gewandes, das auriphrygium nach Material und Technik heißt, auch aurifrisium, lateinisch parura, findet sich in quadratischer und rechteckiger Form hart oberhalb des untern Saumes und wird erst im 16. Jahrhundert als Zierbesatz durch die Spitzen verdrängt.

Dies Stück chrysoclavus an der Aube wurde ornamental und figural ausgestickt in phantasie- und bedeutungsvoller Weise. Die mittelalterliche Kirche kennt ja kaum reines Ornament; stets schwingt Magie mit.

Die mir bekanntesten Stücke der häufiger auf Bildwerken als im Original erhaltenen auriphrygia sind Rechtecke, die eine deutliche Dreiteilung aufweisen. Das Wappen von Mainz, Magdeburg und Halberstadt in Perlenstickerei zeigt das auriphrygium in Matthias Grünwalds sogenannter Bekehrung des heiligen Mauritius. Hier ist es also

übrigens auch der einzige, der selber Maler und Porträtist war⁴.

Das vorliegende Blatt ist ein Kupferstich von Gerrit Muntinck, den der Künstler für den 22. März 1637, den feierlichen Eintritt des Erzbischofs in seine Domstadt schuf. Durch einen höchst eigenartig verschärften Gegensatz in der Wirklichkeitsstreue, mit der die Tracht des Gefeierten gegeben ist, und in der aufwendigen und ausführlichen Symbolik des Geleites übertrumpft diese „freiwillige“ Huldigung des Bremer Senates vor dem fragwürdigen „Landesherrn“ die meisten zeitgenössischen Bekundungen politischer Höflichkeit. Eine weitere Spannung füllt dies seltene Bild mit seiner Bekundung barocker Kunst und barocken Herrscherwillens⁵. So stark der Kupferstecher Muntinck (cae-

heraldisch verwandt, um das scheinbare Incognito Albrechts von Brandenburg zu lüften.

Auf dem Bremer Albertus-Bild ist es einmal nicht das Monogramm Jesus Hominum Salvator, sondern Golgatha selbst. In der tiefbraunen Tintenzeichnung heben sich stark durch ihr Rot die Schlüssel, die Kreuze an der Nithra und eben die drei Golgathakreuze ab. Die Tau-Form des Kreuzes oder auch Thorshammerform, die sonst für die Schächerkreuze beliebt sind, ist hier für alle drei, auch das überhöhte Kreuz des Herren, gewählt.

Der gleiche Band zeigt praktische Einzelheiten der Teufelsbeschwörungskünste des heiligen Aembertus.

Zum historischen Stil der holländischen Graphik: Dr. Sch e c k e r : Oberst Lohausen (Brem. Jahrbuch 1935) Einleitung mit Bildbeigabe. Bei der peinlichen Genauigkeit Muntincks hat es vielleicht auch etwas zu sagen, daß der Erzbischof den Zopf rechts trägt gegen sonstigem Gebrauch, cf. Dr. Lang. 1. c:

„Am linken Ohr hängt ihm herab
Ein Alamodezotten“.

Später als König trug Friedrich, wie sein Vater Christian IV., unmittelbar unter dem Ohr eine sehr große Perle vom Zopf gehalten. Die wunderbar schiefrunde Form dieser Prachtperlen (it. barocco) gab der Zeit den Namen. „Mitten ins Rattenschwänzlein“ steckt man der „Dama Ringlein“ laut Flugblatt um 1628. Rechts einen wirklichen Zotten, links das „Rattenschwänzlein“ trägt der „Fähnrich 1635“ des Pariser Kupferstechers A. Bosse.

⁴ ADB f. v. VII pag. 519.

⁵ Wilhelm von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen II (Bremen 1898) Seite 376, Anm. 2: die frühzeitigen Klagen über das dominium absolutum, das der Erzbischof aufrichten wollte, sind besonders merkwürdig, wenn man sich erinnert, daß Friedrich als König von Dänemark im Jahre 1660 das sogenannte Königsgefetz durchbringen konnte, das in Dänemark den königlichen Absolutismus zum Staatsgrundgesetz macht.

lator) das Bild auf den Ton der Festlichkeit und Freude einstimmt, so mußte doch seine Hand auch die jedem Stadtbremer höchst mißlautenden Erläuterungsworte schließlich einrißen: „Des gnädigsten Herren feierlicher Einzug in die Stadt Bremen zur Entgegennahme des Homagium.“ Homagium = Vasalleneid, Lehnsmannverpflichtung. Das sind die Schlußworte des aus den Händen der Englein herabschwingenden Glückwunschtuches.

Im Huldigungsgebidht, verfaßt im Auftrage des Rates, hat Matthias Chytraeus, beider Rechte Licentiat, geschickt die Härte der staatsrechtlichen Ansprüche verschleiert unter seinen Dichterworten. Matthias Chytraeus war schon zu manchem delikaten Auftrag verwandt worden, so 1628, als es galt, den von Bremen auf Schloß Delmenhorst mit zehntausend Thalern getauften Tilly an die Verabredungen zu mahnen. 1579 in Rostock geboren als Sohn des Nathan Häfese aus Menzingen, der bereits seinen Namen glücklich gräzisiert⁶ hatte, promovierte er 1607 in Orléans⁷ und ward 1613 Rathsherr zu Bremen. Der findige Mann entdeckte 1618 auf der Rämmereikammer das alte Stadtbuch, das seit Menschengedenken nicht geöffnet war, wie ihm der Marktvogt bezeugte. Ein lateinisches Gebidht auf Heinrich Kreffting beim Antritt der Bürgermeistertwürde bezeugt, daß der gewandte Senatsdichter auch andere politische Tonarten meisterte als die auf den Eintritt des eifersüchtigen Erzbischofs gefundene. Ich lasse seine 7 lateinischen Distichen auf dem uns hier vorliegenden Blatte in wort- und sinnetreuer Übersetzung folgen; die sich daran schließende sachliche Besprechung möge gleichzeitig als Rechtfertigung dieser Übersetzung gelten. Ich schicke nur noch voraus, daß sich die Gedanken dieses nach besten Regeln antiker Rhetorik⁸ gebauten Gebidhts besser in hellenistisches Griechisch (rück)übersetzen ließen.

⁶ *Xύρα* = Topf, Hafen.

⁷ Juristenfalkultät.

⁸ Vorzüglich unterrichtet über die beiden Hauptformen des Enkomion (Selbstenbiographie und Aretalogie): Rhetorische Studien, herausgegeben von Dr. E. Drerup, Prof. a. d. Univ. Rymwegen. 12. Heft. 1925. Dr. B. Kollon, Vita Sancti Hilarii *ἐκλειπῆς* zu sagen für Sonnenfinsternis war sehr stilvoll im Zeitalter Replers, Senis und Tychos de Brahe.

1. Welch neue güldne Sonne leuchtete unserm Strande auf?
Unserm Strande, der Finsternisse wieder und wieder
erlitt.
2. Ist dies nicht Friedrich, der Könige edler Sproß?
Für Ihn drangen des Volkes Gelübde zu Gott!
3. An Geist überragend, des Thrones würdigster Held,
Tapfer, hochherzig, ein ernster Richter,
4. Des Unrechts Rächer, ein Vorkämpfer aller Guten
Des Alerus Stolz, der Ritter Ruhm und der Städte
Wonne.
5. Er selbst ist da, Er brennt darauf, des Volkes Heil zu
neuen,
Dies Heil an seiner uralten Stätte zu sichern.
6. Hebe, Stift Bremen, hebe hoch aus dem Grabe
Dein trauriges Haupt: es weht eine lindere Luft Dir!
7. Unserm Gebiet entschritt endgültig der grause Mars!
Wohl uns!
Fülle, Friede, Liebe und Recht voll Güte kehrt heim.

Die Worte Sol Aureus (V. 1.) stellen sofort durch den Druck die Verbindung mit dem Bilde her: Dort leuchtet zwischen eben noch dreifach herangedrungenen Wolken eine Sonne, eine „gebildete Sonne“ hervor. Ihr voller Schein bezeichnet den berittenen Erzbischof im vollen Glanze als ihr segenspendendes Ebenbild: Serenissimus! Sein Gesicht ist als einziges schattenlos hell.

Mit den Städten (V. 4.) ist im Sinne des Bremer Senats Stade und Burchude, die Städte der Dioecesis Bremana, gemeint; der Erzbischof kann aber aus dem unbestimmten Plural Stade, Burchude und Bremen heraus hören, so sehr letzteres sich sträubt, als stiftische Landstadt angesehen zu werden — als einzige wirkliche urbs unter den dreien.

Mit den scheinbar überflüssigen rednerischen Fragen des Anfangs (V. 1. und V. 2.) hat sich der Dichter den Weg gebahnt zu einer wirkungsvollen Verkündung einer Parusie (V. 5.): Er selbst ist da: *Αὐτός παρῆστιν*

Wieder hat Chytraeus sich durch die Klippen gewunden: auf der einen Seite muß er jedes Wort vermeiden,

das einen juristischen Anknüpfungspunkt gegen die Freie Reichsstadt Bremen liefern könnte. Auf der andern Seite droht die Gefahr, den hohen Herrn — die Titelfolge prangt ja über seinem Haupte auf dem Glückwunschtuch — zu verletzen, wenn er nicht weniger denn als Heiland gepriesen wird. So rettet sich der Dichter in pseudoreligiösen Schwulst. Mit dem Vergleich der Lazaruserweckung (B. 6) ist die messianische Huldbigung nicht mehr zu überbieten. Drum geht es zum Schluß in das Gebiet der durch den Humanismus vertrautgewordenen Allegorie der Griechen (B. 7.).

Mit welcher Feinheit hebt der Kupferstecher die beiden Züge hervor, das aufgeloderte, zierliche Wesen des Modenkavaliers, die Feinheit der standesgemäßen Kleidung; und die Starre der Ansprüche auf die Regalien des Erzbischofs. Die Linie des starren Schwertes der Themis wird aufgenommen durch die starren Falten des Mantels, die dem Oberkörper Friedrichs die Kontur geben und sich doppelt streng von der „Blümmagie“ und den Spitzen abheben, die jede „Alemannis Almodissa“⁹ tragen konnte. Den Degen des Friedensfürsten sieht man selber nicht, nur das Bandelier, an dem er hängt.

„Doch führen wir nach der edlen Art
Eine tollfliegende Feder zart,
Das schaut dann recht heroisch drein . . .“

Das Barockwort „pompös“ mit seiner französischen Endung kommt letzten Endes nicht aus dem Frankreich des Sonnenkönigs, sondern aus der griechischen Sprache, in der es das „Erscheinen mit Gefolge“ bezeichnet. Wer erscheint nun in diesem Gefolge auf unserm pompösen Kupferstich? Das ist die nächste Frage, die auf uns wartet, nachdem wir den Leuchtspuren der Iyrischen Muse eines Bremer Ratsherrn nachgegangen.

Pax hat JHM, dem Erzbischof, grade den huldvoll angenommenen Ölzweig überreicht; sie selbst trägt den Frie-

⁹ Wortschöpfung des Jacobus Balde, dazu Brem. b. 1527. Nr. 4 „die kostbaren Spitzen und Ranten an Hemden, Hals- und Schnupftüchern“. Selbst am Knie trägt Friedrich der Erzbischof: „ouvrage de point Couppe“. cf. Marie Schütte, Alte Spitzen. 1914, Abb. 73.

denzweig über der kugeligen Stirn im Haar, das ihr den — sagen wir kallipygischen — Rücken hinabflattert. Ihren ehrfürchtig andringenden Blick erwidert der Grandseigneur nicht, sondern wendet sich dem Betrachter zu, fast voll en face; lässig halten zwei Finger der Linken den Zügel am Daumen.

Copia, eine jungfräuliche Magna Mater mit dem Ährenkranz der Ceres im Haar, hält mit göttlicher Leichtigkeit ihr schweres, überquellendes Füllhorn (cornu copiae). Diese bremische Abundantia hat auch zwischen den Trauben die berühmten „Ottersberger“, die gelben Möhren für „plucte Finken“ und die berühmte Stockfischsauce¹⁰.

Themis trägt das Haupt frei und einen hermelingeäumten Mantel. Die aus dem aufwendig breiten Armel tretende Rechte hält das bloße Schwert. Welch verhaßtes Sinnbild für den Stadtbremer, der es nur in der Rechten des — ohnehin schon durch die erzbischöflichen Huldigungsansprüche beleidigten — Rolandes sehen mag¹¹!

Pietas, im Festkleid mit Schulterbesatz, bringt das Opfer ihres flammend liebenden Herzens; ihr gehen die Augen schier über vor soviel Lodernder Ergebenheit; zumal das eine ist das Anschauungsbild des in Ehrfurcht Erstrebens. An langer schwingender Schnur trägt sie das byzantinische Weihrauchfäßchen¹².

Der schöne schwarzbraune Hengst stieg einher unter einer Satteldecke aus braunem Atlas, mit lauterm Golde hoch bordiert. Der Erzbischof legte Bremer Farben an, einen roten alamodischen Rock mit silbernen „Knüppeln“.

In rot-gelber Couleur begleiteten seine Trabanten den Zug der Kavaliere, die in Wassdahl bei der Osterholzer Windmühle zu ihm gestoßen waren. Trompeter und Heerpaufer ritten dem Zug voraus.

Geziert und herrisch, wie wir ihn hier vor uns sehen, wird er auf den Dechanatshof die Worte des Altmeisters

¹⁰ Zu Stockfischsauce: Aufzeichnungen des Bremer Stadtbibliothekars Kohl: (Altes und Neues). 1870.

¹¹ Roland als spatharius, cf. Glossarien Du Cange 1886, f. v. pag. 545.

¹² casser le nez avec l'encensoir!

der Fischer entgegengenommen haben, der ihm den Stör und die 3 Lachse und Stinte, zwei Zuber voll brachte, die Gaben des Stroms¹³. Geziert und herrisch unterschrieb er seine Briefe. So stand er im Dome, „auf der Höhe da der Adler steht“, als dort zum ersten Male nach 57 Jahren, ihm zu Ehren, wieder gepredigt wurde¹⁴.

Das Blatt, das der Gegenstand unserer Betrachtung war, ist bislang nie geschichtlich gewertet und meines Wissens seit seinem Entstehen nur einmal als Katalognummer einer Ausstellung des Künstlervereins genannt. Das war in den Entstehungsjahren der Bremer Historischen Gesellschaft¹⁵. Ein Wort sei noch dem Gerrit Muntinck gewidmet. G. Muntinck caelavit¹⁶: so kündigt er sich auf dem Blatte selbst an. Er war ein Kupferstecher aus der nachbarlichen Universitätsstadt Groningen. Er hat Porträtkupfer Groninger Professoren zu ihren Lebensläufen gestochen. Von Bremern auch Dr. Rozad und den Festungskommandanten v. Lohausen. Tätigkeit am Festungsplan und Stromarten geht aus der Rechnungslegung des Rates hervor; für das Huldigungsblatt erhielt er 10 Thaler.

Wie männlich wirkt unser Erzbischof in Tracht und Haltung etwa im Vergleich mit den weibischen Kostümfischen von Louis XIV. aus früherer Zeit. Gewiß hat Gerrit Muntinck den letzten Bremer Erzbischof so dargestellt, wie

¹³ Das Fischen im Strom für die eigene Küche war jederzeit jedem Bremer trotz der Amtsfischer freigegeben. Die Erzbischöfe des MA. hatten alles, was die Weser gab, als übertragenes Königsrecht durch ihr Magisterium, eben die Fischer beanspruchen lassen, sie hatten das Amt, die erzbischöfliche Tafel zu versorgen. 1376 werden die Lachse versilbert und vergolbet im Palatium serviert. — Mancher plattdeutsche Ausdruck der ursprünglich erzbischöflichen Fischer gehört doch wohl dem byzantisch-avennatiscnem Curial-Latein des frühen deutschen Episkopats an: *κῦβη, τόμος* Dr. Schecker, Seesentom „Niederweser“, November 1937. — Dr. Schecker, Niedersächsisches Jahrbuch, Bremen 1938, pag. 35.

¹⁴ aquila, frz. lutrinaigle, = liturgisches Lesepult mit dem Symbol des Evangelisten Johannes. Es stand wohl dort, wo der besonders steile Bremer Hochchor klippenartig in den Gemeinderaum vorstößt.

¹⁵ Bremer Staatsarchiv Psd 2 b 2 a: Catalog der Ausstellung von historischen und Kunst-Denkmalern im obern Saale des Künstlervereins vom 27. Mai bis 9. Juni 1861, Preis 12 Grote. Bremen, Druck von Heinrich Strack.

¹⁶ caelavit = delineavit et sculpsit.

Tafel III.



ANNO MDCCXXVII
 XXII. MARTII.
 IN FELIX AUSPICIUM
 Reverendiss. et Illustriss. Principis ac Domini: Domini
FRIDERICI
 Archiepiscopi Bremensis: Episcopi Verdensis: etc. Ha-
 redis Norwegiae: Ducis Silesiae: Hassae: Stormar:
 Dithmariae: Comitis in Oldemb. et Delmenh:
DOMINI CLEMENTISS.
 Saeculis in urbem Bremam ad suscipiendum ho-
 magesium.
ADVENTUS.

Quis novus illuxit nostrae SOL AUREUS orae,
 Eclipsa quae tot passis repassa fuit?
 Hic est FRIDRICUS, regum generosa propago.
 Pro quo fiebant publica vota DEO.
 Licentis praestans SOLIO dignissimus heros.
 Fortis, magnanimus, iudiciorum gravis.
 Vindex iustitiae propugnatorq. doctorum.
 CEST LOUIS FULGURUM gloria et IURIBUS amos

Ipsus adest, ardens POPULI renovare SALUTEM,
 Hancq. suo prius constabulare loco.
 Tolle, DIOECESIS BREMANA, aethere sepulcro
 Triste caput: sperat lenior aura tibi.
 Finibus excaecis nostris Max horridus. Euge!
 COPIA, PAX, PIETAS et THEMIS almae dedit.
 Matthaeus Chytraeus J. U. L.
 mudem urbis senator

es den Abscheu der Herren Teutschmeyer, Arminius und Wittelind in Moscheroschs Mamodelehraus erregte. Hier lohnt sich doch wohl die Frage, wie Muntind sonst noch den Geist der Zeit in seine Bilder bannte, was er für die Buchdruckerei Wessel tat, und welche Bilder, die mit GM gekennzeichnet, ihm zuzuweisen sind. Die von mir begonnene Lösung dieser Aufgaben kann hier wegen Raum mangels nicht Platz finden. Sie sei auf das Gutenbergjahr verspart.

Des Hauses Oesterreich Werben um Caroline von Ansbach, spätere Gemahlin Georgs II.

Von

Ruby L. Arkell.

Übersetzt von Richard D r ö g e r e i t.

Caroline von Brandenburg-Ansbach wurde im Herbst 1705 Kurprinzessin von Hannover. Auf romantischer Brautfahrt, die anderswo beschrieben wird, hatte der junge Kurprinz Georg August eine Gemahlin gewonnen, deren Schönheit und Fähigkeiten allgemein als außergewöhnlich anerkannt wurden. Und dazu konnte er die Genugtuung empfinden, daß sein Werben von Erfolg gekrönt war, während ein so erlauchter Fürst wie Erzherzog Karl von Oesterreich, zu jener Zeit König von Spanien und später erwählter römischer Kaiser, vergeblich um sie geworben hatte. Damals gewann Caroline hohe Anerkennung, weil sie, eine vermögenslose Prinzessin von 21 Jahren, die Aussicht auf eine glänzende Heirat mit dem Erzherzog zurückgewiesen hatte, um nicht katholisch zu werden. Später, als ihr Gemahl Prinz von Wales, dann König Georg II. von England wurde, vergaßen es ihr die Engländer nicht, daß sie „(had) scorned an empire for religion's sake“, wie John Gay verkündete. Für immer blieb dieses ihr Hauptanspruch auf Nachruhm. Doch alle späteren Berichte über diese Tat, die berühmteste Episode ihrer Jugend, sind unvollständig und verfehlen, das volle Maß von Carolinens Mut gegenüber allen mündlichen und schriftlichen Anfechtungen aufzuzeigen. Ihre beiden englischen Lebensbilder behandeln das Ereignis kurz und ungenau¹. Ein deutscher

¹ W. S. Wilkins, *Caroline the Illustrious Queen-Consort of George the Second and Sometime Queen-Regent* vol. I, S. 26—30; A. D. Greenwood, *The Hanoverian Queens of England* vol. I, S. 143—145.

Aufsatz über ihr Leben geht in zwei Abschnitten auf die Verhandlungen ein², während die bestunterrichtete Darstellung, die sich in einem Buch über Karls Verbindung mit Spanien findet³, gleichfalls zusammengedrängt ist.

Die Archive zu Wien und Hannover enthalten eine Fülle unveröffentlichten Materials über den Versuch, daß Caroline katholisch werden und den Erzherzog heiraten sollte. Dagegen förderte eine Nachforschung im Brandenburg-Preussischen Hausarchiv und in den wichtigsten englischen Archiven auch nicht einen einzigen hierhin gehörenden Brief Carolinens zutage. — Im Staatsarchiv Hannover wurden die in Betracht kommenden Schriftstücke in dem reizvollen Schatzkästlein, der Kurfürstin Sophie „Sammlung ihrer schönen Briefe“, entdeckt und von Herrn Staatsarchivrat Dr. Schnath zu meiner Kenntnis gebracht⁴. Die Kurfürstin war nicht nur selbst eine eifrige Brieffschreiberin, sie hatte auch das Steckenpferd, jene Sammlung von Abschriften interessanter Briefe zusammenzutragen, die Dr. Schnath als „eine noch wenig gewürdigte Quelle für die weltumspannende Korrespondenz dieser fürstlichen Frau“ bezeichnet hat, und aus der er schöpfte, als er die wertvolle Auswahl ihres Briefwechsels mit dem preussischen Königshause herausgab⁵. Die Caroline betreffenden Briefe stimmen im Inhalt und Datum mit Angaben über diese Angelegenheit überein, die in den offiziellen Berichten der englischen und französischen Diplomaten zu Berlin und in dem gedruckten Briefwechsel der Königin Sophie Charlotte und der Kurfürstin zu finden sind. Die Sammlung der Kurfürstin füllt zwölf Bände; einer von ihnen enthält die 29 Briefe, die den Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen⁶. Mit Ausnahme eines französischen Schreibens der Königin von

² S. Hänle in Achtundvierzigster Jahresbericht d. Hist. Vereins f. Mittelfranken 1901, S. 10 f.

³ M. Landau, Geschichte Kaiser Karls VI. als König von Spanien, Stuttgart 1889, S. 385—389.

⁴ Ich freue mich, an dieser Stelle Herrn Dr. Schnath und Herrn Dr. Drögereit, der die Briefe für mich abschrieb, für ihre freundliche Hilfe meinen Dank aussprechen zu können.

⁵ G. Schnath, Briefwechsel der Kurfürstin Sophie von Hannover mit dem Preussischen Königshause, Berlin 1927, S. XXVIII.

⁶ Manuskript Y 46 c vol. XI.

Preußen sind sie alle deutsch abgefaßt, stammen von acht Personen und umspannen eine Zeit von 21 Monaten, die mit September 1703 beginnt und Juni 1705 endet.

Caroline hatte zur Zeit des ersten Briefes der hannoverschen Sammlung ihr 21. Lebensjahr erreicht⁷. Seit 1696 war sie Waise und stand unter der Vormundschaft König Friedrichs I. von Preußen, an dessen Hof sie einen Teil ihrer Jugend verbrachte und unter den Einfluß seiner klugen und freigeistigen Gemahlin Sophie Charlotte geriet. Als Prinzessin von Brandenburg-Ansbach gehörte Caroline wie der König zum berühmten Hause Hohenzollern; doch der Zweig, dem sie angehörte, besaß weder einen ausgedehnten Herrschaftsbereich noch einen hohen Rang und wurde von Preußen gelenkt. Der immerhin gegebene zweite Bereich von Verbindungen, die sie in Berlin herstellen konnte, erklärt zusammen mit dem außergewöhnlich gewinnenden Eindruck, den sie überall hinterließ, daß man sie als Braut für den Erzherzog Karl auserkor.

Zwei Jahre jünger als sie war Karl der Kandidat, um dessentwillen es die Große Allianz im Jahre 1703 auf sich nahm, den spanischen Thron zu gewinnen. — Nachdem zwei Versuche, ihn zu verheiraten, fruchtlos verlaufen waren⁸, lenkte sein Oheim, Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz⁹, die Aufmerksamkeit auf Caroline. Der Kurfürst spielte dann eine Hauptrolle in den Verhandlungen, die seiner Anregung entsprangen. Die Briefe, die er an Mitglieder der kaiserlichen Familie schrieb¹⁰, um seine Bemühungen in der Angelegenheit darzulegen, ergänzen in höchst interessanter Weise jene, die er an Caroline selbst richtete. — Da eine römisch-katholische Prinzessin, die im passenden Alter stand und einem freundlich gesinnten Herrscherhause angehörte, nicht zu finden war, dachte man, daß die Aussicht auf eine so erhabene Verbindung jede

⁷ Sie wurde am 1. März 1683 geboren.

⁸ Landau, a. a. O. S. 385.

⁹ Er wurde 1658 geboren und starb 1716. Er war ein Bruder der Kaiserin Eleonore; vergl. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 13/14, S. 314 f.

¹⁰ Sie befinden sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien. Herrn Professor Groß bin ich gleichfalls für seine Güte zu Dank verpflichtet.

protestantische Prinzessin ohne weiteres dazu veranlassen werde, zum Katholizismus überzutreten. Die Herzogin von Orleans hatte doch ein bekanntes Beispiel für einen solchen Glaubenswechsel gegeben. Weil nun die kaiserliche Familie eine glaubensverschiedene Ehe nicht in Betracht ziehen wollte, wurde es als unerlässlich betrachtet, daß Carolinens Übertritt einem förmlichen Heiratsantrag vorausgehen müsse; ein Punkt, den man in früheren Darstellungen nicht klar herausgestellt hat. Diese Aufeinanderfolge der Ereignisse ließ eine Durchleuchtung der Anfangsstadien wünschenswert erscheinen.

Der König von Spanien verließ Wien am 19. September 1703 und reiste über Deutschland, Holland und England nach Portugal, um am Kampfe für seine Krone teilzunehmen¹¹. Man hatte es eingerichtet, daß er seine Reise durch Deutschland benutzen konnte, Caroline zu sehen. Er wich denn auch in Leipzig von seinem Reisewege ab und traf sie in dem etwa 40 Kilometer abliegenden Weißenfels, wo Herzog Johann Georg lebte, der ein Verwandter Carolinens von mütterlicher Seite her war. Der Bischof von Raab, Herzog von Sachsen-Weitz, schrieb am 20. September von Wien aus an Caroline¹². Dadurch, daß er sich als ein Verwandter und alter Freund von Carolinens Mutter einführt, erklärt sich sein Anteil an der Angelegenheit. Im Tone eines heimlichen Verschwörers drängte er sodann Caroline:

„gleich nach Empfang dieses, ohne den allergeringsten Aufenthalt wegen sehr wichtiger Ursachen die zu E(uer) D(urchlaucht) größtem Glück abzielen, sich nach Weißenfels zu der Herzogin seit zu begeben, alwo E. D. von gedachter Herzogin ein und daß andere erfahren werden.“¹³

Der Brief wurde vom Reichshofrat Freiherrn von Mettsch überbracht, dessen Begleitbrief zeigt, daß Caroline sich damals in Freiburg in Sachsen aufhielt¹⁴. Sie folgte des

¹¹ Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 15/16, S. 207.

¹² Vergl. zur Laufbahn des Bischofs E. Wehse, Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen, Teil VII, S. 87.

¹³ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 77 f. Die Schreibweise der Handschrift wurde hier beibehalten.

¹⁴ Ebenda S. 76.

Bischofs geheimnißvoller Anweisung und hatte nach dieser romanhaften Vorbereitung am 5. Oktober ein zufriedensstellendes Zusammentreffen mit dem König von Spanien¹⁵. Beide verbrachten fünf Stunden miteinander. Ihr Gastgeber, Herzog Johann Georg, soll mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben zur Rechtfertigung seiner überspannten Neigungen und seiner Ausgaben von „mehreren Tonnen Goldes“¹⁶. Am nächsten Tage schrieb des Königs Adjutant, Fürst Anton von Liechtenstein, aus Halle und dankte Caroline herzlich für ihre „so generöse und magnifique Reception und Bedienung zu Weißenfels“. Das „sehr angenehme Rencontre“ hatte den König mit lebhaftester Bewunderung für Caroline erfüllt¹⁷. Es sind noch drei weitere Briefe des Fürsten vorhanden, die den triumphalen Fortgang ihrer Reise beschreiben und in naiver Weise und mit allem Nachdruck auf des Königs ungewöhnliche Fähigkeiten hinweisen, die ihm überall solch erhebenden Empfang sicherten¹⁸.

Nach diesem Zusammentreffen mit dem König von Spanien verbrachte Caroline ungefähr einen Monat während des Oktobers und Novembers 1703 mit Königin Sophie Charlotte in Lützenburg¹⁹, wobei sie die Gelegenheit benutzte, die Sache vertraulich mit König Friedrich zu besprechen, der sie „nicht anders als eine Schickung Gottes“ betrachtete²⁰. Inzwischen schrieb der König von Spanien anscheinend an seinen Oheim, den Kurfürsten von der Pfalz, lobte seine Wahl aufs wärmste und spornte ihn an, er möge die notwendigen Förmlichkeiten erledigen; denn der Kurfürst antwortete höchst erfreut:

¹⁵ Ebenda S. 78; Landau, a. a. D. S. 387; Hänle, a. a. D. S. 10 gibt fälschlich als Datum des Zusammentreffens den 15. Oktober an, vielleicht ist es aber nur ein Druckfehler.

¹⁶ E. Behse, a. a. D. S. 92.

¹⁷ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 78.

¹⁸ Ebenda S. 79—83.

¹⁹ Briefe der Königin Sophie Charlotte von Preußen und der Kurfürstin Sophie von Hannover an hannoversche Diplomaten, herausg. von R. Doeberner in den Publicationen aus den R. preußischen Staatsarchiven Bd. 79, S. 37—39.

²⁰ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 62.

„Was mir sonstn Ewer königl. Maht. wegen der vohr die Prinzessin von Anspach führende loblige intentionen in so höchsten gnaden und mit so gnädigsten, von mir nicht meritierten Expressionen haben gnädigst ahnvertrawen undt befehlen wollen, das werde ich nicht er mangelen, bey meiner, giebtz Gott, baldigen ahntunfft zue Wien dieß negotium auß allen Churpfälzischen cräftten zue puffiren, auch den Erfolg auffz fleißigste gehorsambst von post zue posten zue berichten; mues gestehen daß ich diese Princeffin einmal in mein iungsterer Zurucktraiß von Wien ... gesehen. Dieselbe also schön tugentlich gefunden, daß Sie warhafftig alles meritiert.“²¹

Obgleich der Kurfürst versprochen hatte, sich eifrigst zu bemühen, übersah er die Weisheit des Sprichwortes „Schmiede das Eisen, solange es warm ist!“. Er regte sich nicht vor dem Frühjahr 1704, als er den König von Preußen durch dessen Gesandten in Wien von der vorliegenden Angelegenheit unterrichtete und vorschlug, Caroline möchte abermals nach Weiszenfels reisen, um ihn dort zu treffen. Als eifriger Katholik hatte er es auf sich genommen, ihren Glaubenswechsel, über den man sich kein Kopferbrechen machte, herbeizuführen. Der preußische König, der diesen Eheplan begeistert aufnahm, teilte Caroline des Kurfürsten Anregung in den charakteristischen Worten mit:

„nun kan ich solches Werk nicht anders als eine Schickung Gottes ansehen, und (Sie) werden vielleicht Ihrer Seits zur moderation der Religionen viel contribuiren können, geschweige waß unsern königl. u. Fürstl. Häusern vor avantagen hirauß zuwachsen können.“²²

Freudig schloß der König das Postscript eines andern an sie gerichteten Briefes mit „Adieu ma chere Reyne“, als ob die Heirat so gut wie abgemacht wäre²³. Caroline

²¹ S.-S. u. St. A., Wien Palatina 22 d: Kurfürst von der Pfalz an König Karl III. von Spanien, Düsseldorf, den letzten Tag des Jahres 1703.

²² Ms. Y 46 c vol. XI, S. 62.

²³ Ebenda S. 64.

verspürte aber offensichtlich keine Neigung für die lange Reise, die man ihr zumutete, nachdem man sich in Wien zunächst fünf Monate ausgeschwiegen hatte. Ihr Vormund wiederholte darum seinen Vorschlag zwischen März und Juni²⁴, doch kam sie frühestens gegen Ende des Sommermonats in Weiskensels an. Der Pfälzer Kurfürst wollte immer noch in Wien. Erst am 2. August kam die Nachricht von seiner bevorstehenden Abreise²⁵. Dann versicherte König Friedrich am 7. August Carolinen, die inzwischen mit Recht ungeduldig geworden war und Weiskensels verlassen wollte, um sich nach Lützenburg zu begeben, daß der Kurfürst sie sehr bald aufsuchen würde „und (es) also gar übel gethan sein würde, wann Sie nicht da wären“²⁶. Doch geht aus einem Brief des Kurfürsten vom 26. August hervor, daß die Zusammentunft niemals stattfand²⁷. Er schrieb damals von Erfurt, das immerhin noch einige 80 Kilometer von Weiskensels entfernt ist, gerade drei Tage früher, als Caroline nach verbürgter Nachricht in Lützenburg eintraf²⁸. Durch die einschmeichlerische Beredsamkeit seines Brieses hoffte er augenscheinlich wiedergutzumachen, was als sein taktischer Fehler bezeichnet werden muß, daß er nämlich ein Zusammentreffen anregte, zu dem er nicht rechtzeitig erscheinen konnte, und daß er vor allem die Gelegenheit vorbeigehen ließ, Caroline zu sprechen. Er teilte ihr nun mit, daß er ihr seinen eigenen Beichtvater, den Jesuitenpater Urban senden würde:

„übrigens mich aber auf den Patrem Urban zu beziehen, denselben E. L. bestermassen zu recommendiren, und dieselbe inständigst zu bitten gänzlich persuadiret zu sein, daß was derselbe dero hohen und unvergleichlichen Per-

²⁴ Ebenda S. 63 f.

²⁵ G. de Lambert, Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII^e siècle vol. 13, S. 451.

²⁶ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 65.

²⁷ Ebenda S. 66 f.

²⁸ Correspondenz von Leibniz mit der Prinzessin Sophie, Enkelin des Königs Jakob I. von England, geb. Pfalzgräfin bei Rhein, verm. Herzogin später Kurfürstin von Braunschweig-Lüneburg, seit 1701 pr. Thronerin von Großbritannien und Irland, herausg. von Onno Klopp, Bd. III, S. 93.

sohn unterthänigst vorbringen wird, absonderlich in der bewussten Materie einmahl die pur, lautere, wahre, heilige Wahrheit sei, om welche ich sicherlich weiß, daß G. L. gar nicht zweifeln werden, sondern derselben erstlich ein geduldiges Gehör und demnechst den völligen Beifall geben und erfolgreich mir bald eine agreable und gewierige Resolution schicken, welche ich dann mit ganz zitterndem Herzen erwarte . . .“²⁹

Pater Urban folgte Caroline nach Lützenburg und überbrachte ihr den Brief des Kurfürsten. Einen Monat nach ihrer Ankunft stattete auch die Kurfürstin Sophie der Königin einen Herbstbesuch ab, und da Leibniz wieder einmal seinen periodischen Aufenthalt in Lützenburg einlegte, so sind entsprechende Beschreibungen von dem Fortschritt der Glaubensfrage auf uns gekommen, zumal damals die Angelegenheit allgemein bekannt geworden war. Vorausgehende Fälle hatten eine feste Norm für solche Bekehrungen geschaffen. Zuerst kamen schickliche theologische Streitgespräche zwischen Vorkämpfern der beiden in Betracht kommenden Religionen, denen Gespräche des vorgeblich Bekehrten mit dem Läufer folgten. Nachdem eine angemessene Pause für die Überlegung verstrichen war, schloß der Ritus mit dem freudigen Thema der Bekehrung — und die Heiratsvorbereitungen gingen im gleichen Schritte mit.

Aus den Briefen der Kurfürstin und der Königin von Preußen³⁰ erfahren wir, daß der Jesuitenpater ein außergewöhnlich kluger Mann war, der seine Streitgespräche gegen die lutherische Geistlichkeit mühelos gewann. Dieselbe Quelle überliefert uns aber auch, daß Caroline niemals geneigt war, den früheren Beispielen zu folgen und diesen Punkt als ein unbedeutendes Vorspiel des wichtigeren Geschäftes der Heirat zu betrachten. Sie hatte ernsthafte Zwiesgespräche mit Pater Urban, dessen Gelehrsamkeit ihre Einwände oder Schlußfolgerungen gegen seine Religion natürlich widerlegen konnte, so daß ein Augenblick kam, wo sie

²⁹ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 67.

³⁰ Publicationen aus d. R. Pr. Staatsarchiven Bd. 79, S. 58—61, Correspondenz von Leibniz mit der Prinzessin Sophie Bd. III, S. 107; R. G e e r d s, Die Mutter der Königin S. 395.

sich hinlänglich überzeugt fühlte, sie könne den Bekenntniswechsel annehmen und sich darüber mündlich und schriftlich auslassen. Dieser bedeutsame Zustand wurde in allen früheren Darstellungen übersehen. Zeugnis dafür legen die Befremden ausdrückenden Briefe ab, die geschrieben wurden, nachdem Caroline ihren Sinn wieder geändert hatte. Diese Briefe beziehen sich auf ihre frühere Meinung und lassen erkennen, daß sie dem Kurfürsten von der Pfalz ein Schreiben sandte, daß dieser der Kaiserin weiterleitete und dabei bemerkte, daß jeder Tag Carolinen eine klarere Einsicht ihrer Fehler und der katholischen Wahrheit bringe³¹. Caroline schrieb der Fürstin Liechtenstein in Wien einen Brief „worinnen sie bekennet convinciret zu sein, daß unsere Religion die wahre, seligmachende sei“³². Dann versicherte sie dem Vater Urban persönlich, sie wolle den Kurfürsten treffen³³. Des Kaisers Resident schrieb seinem Herrn bereits, daß sie „had already changed and was resolved to marry the King of Spain“³⁴. Der einzige Anhaltspunkt für die zeitliche Festlegung dieser Entwicklungsstufe ist ein Brief, den die Königin von Preußen dem hannoverschen Gesandten H. C. von Bothmer am 11. Oktober schrieb. Hierin gedenkt sie der Angelegenheit in Worten, die zeigen, daß Caroline damals einem Glaubenswechsel wohlgeneigt war³⁵.

Innerhalb von zehn Tagen nach dem Schreiben der Königin war Carolinens neue Überzeugung verschwunden und der Kampf der Bekenntnisse wurde erneut ausgetragen³⁶. Wilkins hat Sätze aus den Briefen der Kurfürstin angeführt, die anschauliche Beschreibungen bieten von Carolinens seelischer Not und ihrem ernstlichen Entschluß, die endgültige Entscheidung allein von ihrem Gewissen und nicht ihrem Ehrgeiz abhängig zu machen³⁷. „Elle me parait

³¹ Ms. 46 c vol. XI, S. 69 f.

³² Ebenda S. 97 f.

³³ Ebenda.

³⁴ P(ublic) R(ecord) O(ffice) S(tate) P(apers) 90/3 f. 153.

³⁵ Publicationen aus d. R. Pr. Staatsarchiven Bd. 79, S. 58.

³⁶ Correspondenz von Leibniz mit der Prinzessin Sophie Bd. III, S. 107; Die Kurfürstin an die Raugräfin Louise, Oktober 21, ebenda S. 108.

³⁷ Wilkins, a. a. D. I, S. 29 f.; R. Geerds, a. a. D. S. 395.

fort combattue et me fait pitié“ bemerkt die Königin von Preußen³⁸. Warum dachte Caroline eigentlich so ernsthaft über ihren Glaubenswechsel nach? Man erwartete nicht, daß eine junge Prinzessin religiösen Bedenken zuliebe ihre weltlichen Aussichten zurückstellen würde. Die Herzogin von Orleans muß einen Gedanken geäußert haben, den viele mit ihr teilten, die Carolinens Verwirrung beobachteten, als sie schrieb, daß die heftigen Einwände der Lutheraner gegen die Katholiken ihr rätselhaft blieben, da doch die Unterschiede in Glaube und Weihegestaltung zwischen den beiden Bekenntnissen so gering seien, „daß es der mühe nicht wehrt ist, drüber zu disputieren, noch weniger, eine crone davor zu verscherzen“³⁹. Sicherlich wirkte sich Carolinens Aufwachsen in Lützenburg dahin aus, daß sie anders dachte. Ehe sie theologische und philosophische Probleme noch verstehen konnte, war sie schon daran gewöhnt, die Geistesriesen, die die Königin mit Freuden dort versammelte, darüber streiten zu hören. Nirgendwo sonst im damaligen Deutschland ward die Suche nach der absoluten Wahrheit des Lebens so eifrig betrieben, nirgendwo war die geistige Atmosphäre der wissenschaftlichen Auseinandersetzung und dem Versuch förderlicher. Caroline fühlte eine starke Bewunderung für die Königin, ihre Hüterin, in sich. In vielen Beziehungen gestaltete sie denn auch ihre eigene Persönlichkeit nach dem Vorbild der älteren Frau. Infolgedessen würde es höchst merkwürdig gewesen sein, wenn eine Persönlichkeit von Carolinens unbestrittener Klugheit, die gewöhnt war, Behauptungen nur dann anzuerkennen, falls sie durch Beweisführung von deren Richtigkeit überzeugt ward, sich mit dem Glaubenswechsel abgefunden haben sollte, ohne die damit verbundenen grundsätzlichen Fragen einer erschöpfenden Klärung zu unterwerfen. Wenn Vater Urban auch jeden theologischen Zweifel, den Caroline geltend machte, zerstreuen konnte, so fühlte sie dennoch einen Mangel. Er konnte ihr nicht die Ruhe schenken, die aus inner-

³⁸ Publicationen aus d. R. Pr. Staatsarchiven Bd. 79, S. 59.

³⁹ Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover, herausg. von E. B o d e m a n n Bd. 2, S. 93.

lichem Glauben und unumstößlicher Überzeugung von der Richtigkeit geboren wird, und so widerstrebte ihre geistige Ungebrochenheit der Bekehrung.

Ihre Unentschlossenheit gebot ihr dringend, das mit dem Kurfürsten verabredete Zusammentreffen in Düsseldorf so lange aufzuschieben, bis sie einige Zeit ruhiger Überlegung in Ansbach verbracht hatte⁴⁰. Sie konnte dem Kurfürsten nur entgegentreten, wenn sie sich mit der Absicht trug, katholisch zu werden, andernfalls würde er gerechten Grund zum Unwillen gehabt haben, da all sein Bemühen und seine Zeit zwecklos vertan gewesen wären. Caroline benachrichtigte König Friedrich von ihrer Unschlüssigkeit und ihrer Unlust, geradenwegs nach Düsseldorf zu gehen. Am 3. November antwortete er, er halte sie um ihres Rufes willen für verpflichtet, das Zusammentreffen nicht zu verlegen⁴¹. Als sie sich so der Versicherung gegenübergestellt sah, daß sie mit Schidlichkeit nicht länger mehr zögern könne, während eine Begegnung mit dem Kurfürsten zwecklos war, solange sie sich nicht zum Glaubenswechsel entschlossen hatte, da wich ihre Unentschlossenheit. Ihre von größtem Mut beseelte Entscheidung wird von einem Gewährsmann überliefert, den man früher in diesem Zusammenhang nie beachtet hat. Lord Raby, der englische Gesandte in Berlin, meldete in seinem amtlichen Bericht an den Staatssekretär Robert Harley noch am Tage nach des Königs Briefe vom 3. November:

„The Princess of Anspach was with the King to tell him in form that she would not purchase a crown at so dear a rate, for she would not change her religion, and his Majesty told me that he answered her that since she had taken that resolution he thought her much in the right and that she would have been the first Princess of his family that was a Roman Catholic.“⁴²

Caroline suchte um Leibnizens Hilfe nach, als sie einen Brief an den Kurfürsten von der Pfalz verfaßte, in dem sie

⁴⁰ Dies kann aus dem unten erwähnten Brief König Friedrichs entnommen werden.

⁴¹ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 66.

⁴² P. R. O. SP. 90/3 f. 153.

kundtat, daß sie seinen Glauben nicht annehmen könne. Das Ergebnis liegt gedruckt vor unter Leibnizens Briefwechsel mit der Kurfürstin Sophie⁴³. Mit dem Briefe verließ Vater Urban Berlin, tief gebeugt durch das Zunichtwerden seiner Aufgabe, die anfänglich Erfolg zu versprechen schien⁴⁴. Carolinens Entscheidung hatte auch:

„extremely nettled the partisans of the House of Austria here (in Berlin), who thought themselves so sure of her and cant bear the thoughts of having the King of Spain refused after it was publickly known the Emperor and he desired the match.“⁴⁵

Sie begab sich von Berlin nach Ansbach, nachdem genau eine Woche seit ihrem wichtigen Gespräch mit König Friedrich verfloßen war⁴⁶.

„She is an extremely agreeable Princess and has been mightily complemented on her Refusal to change her Religion for so great a match.“⁴⁷

Auch Königin Sophie Charlotte zollte Carolinens Größe ihre Anerkennung und Kurfürstin Sophie teilte nach ihrer Ankunft in Hannover der Tochter mit, daß der Entschluß auch dort allgemeinen Beifall gefunden habe. — Die Zeit der seelischen Verwirrung blieb nicht ohne Nachwirkung auf Caroline, bei ihrer Ankunft in Ansbach wurde sie krank.

Man hat behauptet, daß der Ärger König Friedrichs darüber, daß Caroline sich weigerte, den Glauben zu wechseln, sie veranlaßt habe, Berlin schnell zu verlassen. Lord Raby's Bericht, der des Königs eigene Aussage über seine Gefühle mitteilt, widerlegt diese Annahme, die wahrscheinlich auf des Königs bekanntgewordene Billigung des Eheplanes, der seinem Staat Vorteil, seinem Mündel Fortkommen versprach, beruht. Es ist allerdings auch möglich,

⁴³ Correspondenz von Leibniz mit der Prinzessin Sophie Bd. III, S. 108 f.

⁴⁴ G. de Lambert, a. a. O. vol. 13 S. 541; Ms. Y 46 c vol. XI, S. 69.

⁴⁵ P. R. O. SP. 90/3 f. 157: Raby an Harley; Lambert, a. a. O. vol. 13, S. 541.

⁴⁶ Ebenda.

⁴⁷ Ebenda.

daß Wilkins des Königs Gefühl zu diesem Zeitpunkt mit seinem unverhohlenen Ärger anlässlich der sieben Monate später stattfindenden Verlobung mit dem Kurprinzen von Hannover verwechselte. Der Grund für diesen Stimmungsumschlag wird bald aufgezeigt werden. — Da Carolinens Aufenthalt in Lützenburg sich über zehn Wochen ausdehnte und sie den Wunsch geäußert hatte, nach Ansbach zurückzukehren, ist keine andere Erklärung für ihr Handeln notwendig, nachdem sie einmal die Angelegenheit, die ihrer Entscheidung entsprang, ins Reine gebracht hatte. Im Gegensatz zu Wilkins' Feststellung stand schon des Kurfürsten von der Pfalz Meinung, daß man in Berlin der geplanten Heirat tatsächlich feindselig gegenübergestanden und Caroline wenig Freiheit bei ihrer Wahl gelassen habe. Angesichts der reichlichen Zeugnisse für das Gegenteil kann des Kurfürsten Ansicht wohl fallen gelassen werden als sein sehr verständlicher Wunsch, eine Entschuldigung zu finden für sein eigenes Versagen in der Herbeiführung von Carolinens Belehrung. Selbst der österreichische Resident in Berlin, von Heems, der sicherlich mit Freuden auch das geringste Anzeichen, das des Kurfürsten Meinung gestützt hätte, aufgegriffen haben würde, berichtete nach Wien, daß der König und die Königin von Preußen sowie die Kurfürstin von Hannover durch „mündliche und schriftliche“ Überredungskünfte versucht hätten, Carolinens Einwilligung dazu zu gewinnen, daß sie den Kurfürsten von der Pfalz in Düsseldorf treffen wolle⁴⁸. Resident von Heems schrieb jedoch nicht, daß der König ärgerlich gewesen sei, während einer seiner späteren Berichte keinen Zweifel ließ, daß Carolinens Verlöbniß den Monarchen sehr erzürnte. So stellt sein Zeugnis nicht nur die Anschauungen von Wilkins und dem Kurfürsten richtig, sondern dient auch als weiterer Beweis für den Mut Carolinens, als sie so handelte, wie sie es für richtig hielt, selbst auf die Gefahr hin, daß sie die beleidigte, deren Freundschaft sie am höchsten schätzte.

⁴⁸ S.-S. u. St. A. Reichskanzlei: Berichte aus Berlin 7: Resident von Heems, November 8, S. 147.

Wilkins behauptete auch, daß die Kurfürstin Sophie Carolinen heftig abriet, katholisch zu werden⁴⁹, und die Annahme schien glaubwürdig im Hinblick auf Sophiens starken Protestantismus und die Tatsache, daß ihre Briefe verschiedentlich das Verlangen zum Ausdruck brachten, Caroline hätte auch ihren Entel, den Kurprinzen von Hannover heiraten können. Als dann später der Gang der Ereignisse jene Heirat herbeiführte, klagte Sophiens Schwiegersohn, König Friedrich, sie an, diese Ehe während der Lützenburger Zeit eingefädelt zu haben. Sophiens Verteidigung wie ihr Charakter tragen jedoch den Stempel der Aufrichtigkeit. Sie erkannte ihre Zuneigung für Caroline an, erinnerte hingegen den König daran, daß damals und noch später geplant war, ihren Entel mit einer schwedischen Prinzessin zu verheiraten. Dies habe sie zurückgehalten, ihren eigenen Wunsch Carolinen jemals mitzuteilen⁵⁰. Sie habe keinen Beweggrund, Carolinen, die sie wahrhaftig liebe, Ratschläge gegen einen Plan, der eine große Zukunft verspreche, zu erteilen. Das Zeugnis eines Briefes in der hannoverschen Brieffammlung unterstützt dies nicht nur, sondern zeigt, daß die Kurfürstin, die weit davon entfernt war, Caroline zu überreden, sie vielmehr für dumm hielt, weil sie den Glaubenswechsel ablehnte. Die Königin von Preußen schrieb Carolinen diesen Brief im Januar 1705, als sie standhaft bei ihrem Entschluß blieb, nicht katholisch zu werden. Die Königin war gebeten worden, ihren Einfluß bei Caroline geltend zu machen, damit sie den Übertritt vornehme. Dies lehnte Sophie Charlotte ab. Nun sollte sie ihre Meinung für eine der beiden Möglichkeiten abgeben, da sie vorziehe, daß Caroline die Angelegenheit für sich selbst entscheide. Nachdem die Königin ihr dies mitgeteilt hat, berichtet sie weiter:

„Mad. l'Electrice decide plus ardemment sur cette matiere que moi et vous scavés bien qu'elle trouve extraordinaire que

⁴⁹ Wilkins, a. a. O. I, S. 28.

⁵⁰ Schmath, a. a. O. S. 71; P. R. O. SP. 90/1: Plantamour an Sedges, 1702 Dezember 16.

vous n'alliés pas ou Dieu ou le destin vous appelle, elle m'en écrit presque toutes les postes.“⁵¹

Da man Caroline keine andere Heirat nahegelegt hatte, muß man schließen, daß ihr Zögern, den Glauben zu wechseln und dadurch Königin von Spanien zu werden, die Kurfürstin überraschte. Diese Annahme wird durch den bereits erwähnten Bericht des österreichischen Residenten von Heems erhärtet, in dem es heißt, daß die Kurfürstin an den Bemühungen teilnahm, Caroline dahin zu bringen, daß sie den Kurfürsten von der Pfalz in Düsseldorf treffe.

Mit Carolinens Rückkehr nach Ansbach wurde der Eheplan keineswegs hinfällig, um erst später wieder aufzuleben, wie man bisher meinte. Die Raten dieses Projektes erkannten nämlich, daß es derart offenkundig geworden und dem König von Spanien so wahrhaft willkommen war⁵²), daß ihre größte Hoffnung auf einen erfolgreichen Abschluß in einer sofortigen, energischen Unternehmung lag. Obgleich der Pfälzer und seine Mitarbeiter in Wien die Nachricht von Carolinens Weigerung, den Glauben zu wechseln, mit bekümmertem Erstaunen vernahmen, hielten sie doch diese Entscheidung nicht für unwiderruflich, vor allem, da sie hinter sich gelassen habe, was man fälschlich für den Einfluß „gottloser, unwißender, böshafter Leute“ in Berlin hielt⁵³. Während der auf den Dezember 1704 folgenden Monate bedrängten sie Caroline aufs heftigste mit allen ihnen zu Gebote stehenden Beweisgründen, damit sie ihren Sinn ändere, wobei sie ihre ernsthaften Bemühungen durch die Absendung von Boten nach Ansbach verstärkten. Bei Betrachtung der Angelegenheit vom gesellschaftlichen Standpunkt mußte Caroline zweifellos erkennen, daß diese Anstrengungen, die einigen der erlauchtsten Männer des Reiches Zeit und Geld kosteten, ein schmeichelhaftes Kompliment für sie bedeuteten. Unverheiratete Prinzessinnen mit dürftigem Vermögen können nun im allgemeinen dem Hofmachen der Großen nicht widerstehen.

⁵¹ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 99 — der einzige französische geschriebene Brief der hier herangezogenen Sammlung.

⁵² P. R. O. SP. 90/3 ff. 201, 29.

⁵³ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 70.

Wenn Carolinens ungewöhnliche Bescheidenheit und gesunder Sinn sie gegen solche Artigkeiten feite, so machte ihre sittliche Reife sie besonders empfindsam für die religiösen Beschwörungen dieser frommen, erfahrenen Katholiken. Wie konnte sie sicher sein, daß sie im Recht war, wenn jene ihr sagten, sie sei in ewiger Gefahr, da sie die Wahrheit gekannt und doch zurückgewiesen habe? Nur die feste Überzeugung und mächtige Stärke des Gemüths konnten sie angesichts solcher Prophezeiungen bei ihrem eigenen Glauben bewahren. Daß sie zu Ansbach ihres Bruders Unterstützung besaß, mag sie erfreut und getröstet haben, befreite sie aber nicht von der Verantwortung für die Entscheidung, die auf ihre ganze Zukunft zurückwirkte. Der junge Markgraf war beleidigt, weil niemand wegen dieser Angelegenheit an ihn herantreten war, wo er doch aufs tiefste davon berührt wurde als Carolinens nächster männlicher Verwandter und Haupt der Familie⁵⁴.

Nach Empfang von Carolinens Mitteilung, daß sie nicht Katholikin werden könne, schrieben ihr der Kurfürst von der Pfalz und Fürstin Liechtenstein mehr aus Kummer denn aus Ärger langatmige Briefe, in denen sie den Irrtum ihrer Entscheidung vom Standpunkt der ewigen Erlösung betonten, gleichzeitig auch die Erwähnung des weltlichen Segens, dessen sie verlustig gehe, nicht vergaßen. Der erstere drang immer noch in sie, ihn in Düsseldorf zu treffen. Er schrieb:

„So sehr mich sonstn E. L. allerwerteste, und mir unschätzbare Handbrieflein erfreuen ... ebenso viel Herzeleid und Betrübniß hat mir E. L. geehrtes vom 6. dieses ... biß auf den innersten (Grund) meines E. L. ganz eigen und warhaftig, treu-aufrichtig und devot ergebensten Herzens betrübet; wann ich nicht die gar zu gewiße Hoffnung hätte, daß E. L. ... in Sich anderst begreifen undt eine recht generöse und zu ihrer ewigen und zeitlichen Wollfahrt einzig und allein avantageuse resolution ehestens ... noch ergreifen machen würde, wäre es capabel mich vor Herzeleid augenblicklich ins Grab vor

⁵⁴ Landau, a. a. O. S. 388.

meiner Zeit zu reißen, unserer liebsten Kaiserin einer der härtesten Stößen zu geben und den unvergleichlichen König in Spanien in die äußerste Desperation zu setzen, und daß nicht allein wegen Verraubung E. L. vollkommensten Person, sondern hauptsächlich des unfehlbaren, augenscheinlichen Verlust(es) und ewigen Verlierung dero von dem Allerhöchsten Gott mit so absonderlichen großen, ungemeynen Gnaden überschütteten so edlen schönen Seele, indem E. L. besser gewußt und wissen wollen, der Wahrheit nicht gefolget, auch nicht weiter nachgefraget ... Meine Englische, gnädige, Liebste Frau Schwester, Sie gedenken doch nur um Gottes Barmherzigkeit willen in was augenscheinliche Gefahr E. L. dervahlen dero so überschöne, edle Seele setzen ... gedenken zurück auf alle von meinem Pat(re) Urban E. L. gethanen Propositionen, überlegen dieselbe unterschiedlichenmahlen reiflich; vor und an den Fürsten (Fürzen?) unseres gekreuzigten so liebsten Erlösers sehen dieselbe in etwaß an, laßen Sie es dem ehrlichen Vater Urban wissen klar mit allen umständen, nehmen (Sie) darauf nechst vorherigem Eifrichsten Anrufung und Begehrung des kräftigsten Beistandes des Heiligen Geistes Ihre Resolution nach reifer der Sachen Erwegung, so bin ich gesichert Sie werden nicht fehlen können ...“⁵⁵

Fürstin Liechtenstein verfaßte ein noch längeres Schreiben in der gleichen Tonart. Die Abschrift in der Kurfürstin Sophie Brieffammlung füllt sieben Foliosseiten⁵⁶. Wie Caroline ihre Entscheidung nicht ohne großen Seelentkampf gefällt hatte, so stand in dem Brief, der die Fürstin darüber unterrichtete:

„Iein Wort ... welches nicht gleich einem Pfeil mir daß innerste der Seelen durchdringet ... Wie können E. L. sagen, daß Sie ihrer Seelen Ruhe in unser Religion nicht finden können, indem Sie ja selbige nicht angenommen, noch sich in derselbigen Glückseligkeit und Sicherheit be-

⁵⁵ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 69—72. Der Kurfürst redete Caroline immer an mit: „Durchlauchtige Princeßin, meine inniglichst herzliche und hochgeehrte Frau Muhme und Frau Schwester.“

⁵⁶ Ebenda S. 88—95.

funden, und leiden Sie ja alle diese Beängstigung in der Lutherischen Religion . . .“

Sollte Caroline im Innersten betrübt sein über den Krieg in Spanien, der dem König, ihrem Bewerber, bisher nicht den Erfolg brachte, den er verdiene, so könne sie ja bis zum Ende warten, falls sie nur wolle. Selbst wenn der König nicht Herrscher der gesamten spanischen Monarchie bleiben sollte:

„so wird Er doch kein Privat Cavalier sein, und allezeit eine Chrono ein so würdiges Haupt, gleich wie E. L. Ihriges ist damit cröhnen zu können, haben.“

Der Fürstin Bemühungen endeten nicht mit diesem Briefe. Da sie fühlte, daß einige Worte, die der König selbst geschrieben hatte, Carolinen eher berühren und auch da siegen möchten, wo theologische Beweisführungen fruchtlos blieben, sandte sie der Prinzessin zwei Briefe, die sie vom König empfangen hatte. Im ersten Schreiben vom 29. Januar 1705 drückte er seinen großen Schmerz über Carolinens Weigerung, katholisch zu werden, aus:

„. . . Wiederumb auf daß Negotium zu kommen. Waß daßelbige anbelanget, kan ich nicht außsprechen, wie und auf waß Weise mich höchstens betrübet hat daß Schreiben der allerliebsten Persohn welches Sie . . . dem Fürsten (von Liechtenstein) eingeschickt . . . alß noch darüber die jähe Berenderung weiß nicht auß waß Ursach zu vernehmen, welches wann es also in sich gewiß wäre, (wie ich) bekennen muß, mich untröstlich machte ein solches Glück zu verlieren, umb destomehr alß ich schon lengst wegen ihrer adorablen qualiteten und Vollenkommenheit eine solche estim, veneration und Liebe gefaßet, welche hart, wo nicht unmöglich mehr auß meinen Gedanken und Gemüht bringen kan, . . . wann ich dieses Glück und Vergnüen nicht mehr haben solte, ich mich lang nicht würde — und nur auß bloßem Gehorsam — bequemen können eine andere proposition zu hören, und doch niemahl auß meinem Gemüt mit der Betrübniß die große

affection vor so liebe Person verjagen, sondern allezeit in mich conserviren werde...“⁵⁷.

Als der König am 19. April 1705 den zweiten Brief schrieb, hoffte er immer noch, daß Caroline überzeugt werden könne, ihren Sinn zu ändern und katholisch zu werden. Er gab seiner Zuneigung zu ihr bezaubernd Ausdruck:

„Liebste Fürstin. Ich habe auß Ihrem Briefe an den Fürsten mit meinem sonderbahrem Trost und Freude gesehen, wie sich noch daß bewußte negotium anläßt, und hoffe, daß Gott noch allen Segen dazu geben wird, indem er eine so tugendliche und liebste Person nicht wird verlieren wollen und ihr alles, waß zu ihrem Besten und contento ist, verleihen, welches (ich) vor alles verlange, auß der Estime, Liebe und Veneration welche ich gegen Sie trage, seither ich daß Glück und Vergnügen gehabt diese vollentommenste Person zu sehen... und muß woll bekennen daß ich mich (als) der glücklichste schätze, wann ich dieses Glück genießen könnte diese allerliebste Person auß Willen meiner Eltern und meinem höchsten Verlangen näher bei mir zu veneriren und dadurch Gott eine so schöne, tugendliche und vollentomene Seele gewonnen sehen... Habe der Fürstin (gegenüber) alle obligation, daß sie sich so viel bemühet, und bitte noch ferner fortzufahren und mit Gelegenheit die Person von meiner wahren Veneration versichern zu laßen...“⁵⁸

Zu der Zeit, da Caroline diesen entzückenden Herzenserguß laß, hatte sie sich unwiderrüßlich gegen den Übertritt entschieden. Man kann aber nicht umhin anzunehmen, daß solch ein Brief, hätte sie ihn ein Jahr früher empfangen, sicherlich eine Entscheidung im Sinne Karls, die dieser so aufrichtig herbeisehnte, bewirkt haben würde. Die höfische Form hinderte vermutlich den König, unmittelbar an Caroline zu schreiben, ehe sein förmlicher Heiratsantrag ausgesprochen werden konnte. Doch, hätten er oder seine Ratgeber erkannt, welchen gewinnenden Eindruck solch Liebens-

⁵⁷ Ebenda S. 85 f.

⁵⁸ Ebenda S. 87 f. Brief mit dem Datum: Lisboa, den 19. April (1705).

würdige Worte bei einer jungen Prinzessin hervorrufen würden, er hätte wohl zweifellos früher unter Vermittlung der Fürstin Liechtenstein mit ihr in Briefwechsel treten können und wollen. Fürst Liechtenstein hat offenbar die Klugheit des Versuchs gefühlt, in Caroline Neigung für den König zu erwecken, als er ihr Briefe sandte, die ihrer beider Reise nach Portugal beschrieben. Im ersten erwähnte er zwar des Königs Liebe zu ihr, doch in den andern gab er sich nach Männer Art damit zufrieden, den begeisterten Empfang, den man dem König jeweils bereitet habe, und des jungen Mannes Mut im Augenblicke der Gefahr zu schildern.

Zweifellos waren diese Mitteilungen nicht ohne Reiz für Caroline, sie würden es aber in noch viel höherem Maße gewesen sein, hätten Botschaften vom König selbst sie begleitet. Man fühlt bei allen Unterhandlungen bis zum Augenblick, da Caroline den Glaubenswechsel von sich wies, immer wieder heraus, daß die Frage, ob der König sie auch aufrichtig als seine Braut heimzuführen wünsche, eine Hauptrolle spielte. Und man verkleinert nicht die Stärke ihres Gewissens, die wohl dem romantischen Zauber widerstanden haben möchte, wenn man sich erinnert, daß sie einen Augenblick so weit war, den Glaubenswechsel mit Leichtigkeit hinzunehmen. Wenn sie sich da der Liebe ihres zukünftigen Gemahls ebenso sicher bewußt gewesen wäre, ob dann diese Zweifel in ihr aufgestiegen wären, die ihren Sinn wieder änderten? Die Herzogin von Orleans wies in recht drastischer Weise auf diesen Punkt hin. Natürlich hielt ihre Tante, die Kurfürstin Sophie, sie auf dem Laufenden über die Angelegenheit in Lützenburg:

„wenn der Erzhzog selber sprechen könnte, würde er viel scrupel benehmen, die patter Urbanus nicht heben kann, undt es würde gehen, wie man in Atis singt „on ne peust refuser son coeur à de beaux yeux qui le demand“ ... aber den ganzen tag nur einen schwarzen pfaffen vor sich zu sehen, so von jener welt redt, die wir nicht kennen, das rührt das herze nicht.“⁵⁹

⁵⁹ Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans vol. II, S. 94.

Der psychologische Wert solcher Versicherungen, wie sie des Königs Briefe enthielten, wurde herabgemindert, da sie kamen, als Caroline unter äußerster seelischer Verwirrung und Herzenspein ihren Entschluß gefaßt hatte. Während aller folgenden Versuche, ihn wieder umzustößen, hat man den lebhaftesten Eindruck, daß sie niemals wieder ernstlich an einen Übertritt dachte. Die Zeit des Zweifels und der Gewissensangst lag für immer hinter ihr und nichts konnte sie veranlassen, die Stimmung jener Tage erneut zu durchleben.

Ehe Caroline des Königs von Spanien Briefe von der Fürstin Liechtenstein erhielt, sandte der Kurfürst von der Pfalz ihr Mitte Dezember 1704 einen seiner Kammerherrn, den Grafen von Efferen, der aus ihrer Seele die vielen „von bösen Leuten gegebenen ungleichen Impressionen“ zu verschrecken und ihr „die wahre, aufrichtige Ideam“ geben sollte⁶⁰. Der Graf, der offenbar Caroline unvermutet fest in ihrem Entschluß fand, sandte einen Sonderboten nach Berlin, damit die preußische Königin ihren Einfluß in seinem Sinne geltend mache. Die Königin richtete ihre Antwort unmittelbar an Caroline, wobei sie sich weigerte, sie in irgendeinem Sinne zu beeinflussen, sondern nur bat, daß gewissenhafteste Überlegung sie zu einer ruhigen Entscheidung führen möge⁶¹. Es war wahrscheinlich der letzte Brief, den Caroline von ihr empfing; denn Sophie Charlotte starb mit tragischer Plötzlichkeit am 1. Februar 1705 im Alter von nur 36 Jahren, als sie gerade zu einem Besuch in Hannover angekommen war.

Dem Grafen folgte nach kurzer Zeit ein zweiter Sondergesandter, der erlauchte Bischof von Raab, Herzog von Sachsen-Weitz, dessen erster Brief bereits erwähnt wurde. Obgleich er als Grund seines Besuches einfach angab, er wolle die Bekanntschaft Carolinens und ihres Bruders machen, so bemerkte er doch mit Enttäuschung, daß ihm keine persönliche Unterredung mit Caroline gewährt

⁶⁰ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 73 f.

⁶¹ Ebenda S. 99. Der Inhalt dieses französischen Briefes wurde schon oben gegeben bei der Darlegung über die Ansicht, die die Kurfürstin Sophie hinsichtlich dieser Angelegenheit äußerte.

worden sei. Als er nach Beendigung seines Besuches am 13. Januar von Nürnberg aus schrieb, glaubte er, daß Carolinens Zurückweisung des Katholizismus nicht irgendwelchen Gründen sondern allein dem Vorurteil und der Laune entspringe, so daß ihr wohl geraten sei, den Pfälzer Kurfürsten in Düsseldorf zu treffen⁶². Bereits am 28. Januar kündigte der Bischof die Absendung eines letzten Boten an, der in Erfahrung bringen sollte, ob Caroline endgültig die Aussicht auf gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit von sich weise. Des Bischofs Tonart beabsichtigte, in ihr ein Reuegefühl zu erwecken, da sie den König von Spanien fast zwei Jahre in Ungewißheit gelassen habe, wo doch die Ungewißheit gar nicht in Carolinens Absicht lag⁶³.

Der Mißerfolg des Grafen und des Bischofs ließ den Kurfürsten augenblicklich erkennen, daß er nichts Nützliches mehr unternehmen könne, um Caroline als seines Neffen Braut zu gewinnen. Am 10. März 1705 schrieb er dem jungen König einen Entschuldigungsbrief. Chronischer Rheumatismus habe ihn gehindert, des Königs eigenhändiges Schreiben eher zu beantworten. Er erwarte auch noch endgültige Nachricht vom Grafen von Efferen, der insgeheim in Privatangelegenheiten nach Berlin abgesandt worden sei, wo er ein Zusammentreffen mit einer Vertrauten Carolinens verabredet habe, um die hoffnungsvollsten Möglichkeiten des Weiterwirkens zu besprechen. Drei Wochen seien seitdem vergangen, ohne daß der Graf auch nur ein Wort habe verlauten lassen, und der Kurfürst stellte seinem Neffen als Entschuldigung vor:

„daß es fast scheint, manns Laße der liebsten Princeffin nicht die allergeringste freyheit, sondern fange alle brieff auff, undt verhindere daß derselben keinne zugebracht werden.“⁶⁴

Dies zeigt, daß er noch immer nicht die Stärke von Carolinens eigenem Willen erkannt hatte. Dieser allein war

⁶² Ebenda S. 100—102.

⁶³ Ebenda S. 103 f.

⁶⁴ S.-H. u. St. A. Palatina 22 a: Der Kurfürst von der Pfalz an den König von Spanien.

ja doch für ihre Entscheidung verantwortlich. Im strengsten Vertrauen teilt er seinem Neffen mit, er fürchte, der Bischof von Raab habe Carolinen sehr schlechte Dienste bei der Kaiserin erwiesen „durch seine wahrhaftig nicht aller advantage undt (Gottweiß) grundtlosen fundaments gegründte berichte“. Obgleich der Kurfürst ihn veranlaßt habe, Teile davon zu ändern, habe er ihn nicht dafür gewonnen, einen günstigeren Bericht zu verfassen. Der Kurfürst beschloß seinen Brief mit dem unendlichen Bedauern über den Mißerfolg seines Unterfangens:

„der Allerhöchste weiß, daß ich alles Eufferistes ahnwendte, umb Ewer könipl. Maht. so gerechtigstes verlangen Erfüllen zue mögen.“⁶⁴

Ein Brief der Kaiserin, seiner Schwester, vom 8. März läßt erkennen, daß der Kurfürst die Wirkung des offenbar unglücklichen Berichtes des Bischofs falsch beurteilte. Es kann allerdings sein, daß seine angeblichen Befürchtungen ebenso wie seine Bemerkungen über Carolinens Unfreiheit in der Angelegenheit einfach eine Entschuldigung für seinen eigenen Mißerfolg darstellen sollen. Die Kaiserin drückt ihr Bedauern aus, daß weder der Bischof noch der Graf Erfolg mit ihren Bemühungen, Carolinens Sinn zu ändern, gehabt haben:

„und (es) ist woll zu beklagen daß diese sonst so vollkommene Frau nicht zur Erkänntniß der wahren Religion kommen solte, und emfinde ich es desto mehr, weilen ich weiß, wie es meinen Sohn den König in Spanien betrüben wird.“⁶⁵

Nachdem die Kaiserin dann wiederholt, wie dies besonders ihren Sohn schmerzen wird, macht sie eine auffallende Bemerkung:

„Die Wahrheit aber zu bekennen komt mir vor G. L. selbst seind nicht so eifrig in der Sache, und fürchten etwan man würde Sie hernacher stecken lassen, und wann die Prinzeß Catholisch erst (dann) die Difficulteten der Heirath hervorkämen.“

⁶⁴ H.-H. u. St. A. Palatina 22 a: Der Kurfürst von der Pfalz an den König von Spanien.

⁶⁵ Ms. Y 46 c vol. XI, S. 97 f.

Sie versicherte dem Kurfürsten, daß Caroline unmittelbar nach Annahme des Katholizismus von der kaiserlichen Familie den Heiratsantrag erhalten würde; aber vor diesem wichtigen Schritt könnte nichts unternommen werden. Ihre Worte bekunden, daß während der ganzen Zeit Carolinen kein förmlicher Heiratsantrag gemacht, noch daß ein solcher jemals beabsichtigt worden wäre, bevor sie nicht öffentlich ihren Übertritt erklärte. Fürstin Liechtenstein sandte an Caroline im Vertrauen eine Abschrift des Briefes der Kaiserin⁶⁶ in der offenbaren Absicht, jegliche Zweifel zu zerstreuen, die Caroline darüber haben möchte, daß dem Glaubenswechsel die Heirat vielleicht doch nicht folgen könnte.

Nachdem Graf von Efferen ein zweites Mal nichts ausrichtete, gab der Kurfürst endgültig alle Hoffnung auf. Er schrieb seinem Neffen im Mai 1705, daß er weitere Bemühungen für vergeblich erachte:

„... zue mahlen es allerdings ahnscheinen will, daß die göttliche Vohrsorge für Ewer königlichen Maht. Ein ganz anderes unndt bekeres beschloßen habe; Es ist ganz gewiß, das ahn gemelster Princessin Ebd. sowohl ihrer ahnnehmlicheith halber, als überaus schönen gestalt, unndt großen Verstandt wegen nicht das allergeringste auszustellen. Es ist aber die allzue große Unbeständigkeith in Ihrem Vohrnehmen unndt das gahr großes attachement zur Ihrer Luttrischen Religion fast gahr unüberwindtlich, und ahnbenebenst die große gefahr befunden worden, daß zue besorgen gewesen währe, daß, wann sie auch schon Einmahl den Catholischen glauben ahngennohmmen haben würde, sie leicht Ein anderwertter Scrupel hätte überfallen mögen unndt Eine gewalttge Desordre erwecken können.“⁶⁷

Der Kurfürst ging sogleich dazu über, die Vorzüge zweier anderer Prinzessinnen in den Vordergrund zu rücken, von denen er der Prinzessin von Braunschweig-

⁶⁶ Ebenda S. 95.

⁶⁷ H.-H. u. St. A. Palatina 22 a: Der Kurfürst von der Pfalz an den König von Spanien, 1705 Mai 14.

Wolfenbüttel den Vorzug gab. Er schilderte sie dabei in den günstigsten Farben. Im Mai und Juni schrieb er der Kaiserin und ihrem Sohne, dem neuen Kaiser Joseph I., im gleichen Sinne: da Caroline ihr Bekenntniß nicht ändern wolle, könnten die Verhandlungen nicht weiterlaufen, augenscheinlich habe Gott die Ehe nicht gewollt⁶⁸. Er unterrichtete auch die Fürstin Liechtenstein, daß er die Wolfenbüttelsche Prinzessin an Stelle Carolinens vorgeschlagen habe⁶⁹.

Trotz des wohl gegründeten Pessimismus des Kurfürsten bekundeten seine kaiserlichen Verwandten Carolinen erneut ihre Hochachtung, indem sie den Pfälzer baten, er möge ihr noch einen Brief schreiben, um ihr den fest bestehenden Wunsch der kaiserlichen Familie nach ihrer Heirat mit dem König von Spanien darzulegen. — Während eines ganzen Jahres fast, seit August 1704, hatte der Kurfürst ihr eindringliche und beredte Briefe geschrieben und ihr Boten auf Boten nach Ansbach gesandt, die mit der erprobten Gewandtheit eines an Verhandlungen gewöhnten Mannes versuchten, sie in ihrem Entschluß umzustimmen. Die Fürstin Liechtenstein, die eine scharfsinnige Auffassung von psychologischen Wirkungen bekundete, hatte Carolinen Zeugnisse von des Königs Liebe gegeben, hatte sie über die Versicherung der Kaiserin, daß ihr Glaubenswechsel einen sofortigen, förmlichen Heiratsantrag zur Folge haben würde, unterrichtet. Ihr Vormund würde zweifellos die Ehe begrüßt haben. Die Bedeutung derjenigen, die sich um sie bemühten, ihre Wachsamkeit zusammen mit ihren vereinten Überzeugungsversuchen würden jeden, der weniger fest in seinen Anschauungen gewesen wäre, überwunden haben. Doch nach dem anfänglichen Schwanken, daß ihre spätere Haltung um so mutiger werden ließ, widerstand Caroline jeder Anfechtung mit der gleichen Weigerung, Verrat an den Geboten ihres Gewissens zu üben. Schnell ward ihr dafür Lohn.

⁶⁸ S.-S. u. St. A. Familienakten 38: Der Kurfürst von der Pfalz an die Kaiserin Eleonore, 1705 Mai 15, an Joseph I., 1705 (Abschriften).

⁶⁹ Ebenda: Der Kurfürst von der Pfalz an die Fürstin Liechtenstein, 1705 Mai 17 (Abschrift).

Der Kurfürst von der Pfalz verfaßte das letzte Schreiben der hannoverschen Reihe am 30. Juni 1705. Dieser Brief, den Graf von Metsch überbringen sollte, war in äußerst freundlichem Ton gehalten. Er versicherte Carolinen der kaiserlichen Familie „vor derselben beständig, unaufhörlich hegende, inbrünstige Liebe und Veneration als auch Ihrer Kaiserl. Maht. so sehnliches Wünschen, E. L. die Spanische Chron auf das Haupt zu setzen“. Der Kurfürst drängte Caroline, von Metsch sogleich mit einem günstigen Bescheid zurückzusenden, da es sonst unmöglich sein würde, andere Pläne für eine Verheiratung des Königs beiseitezustellen. Der Wink war umsonst. Durch ihre standhafte Weigerung, sich zum Katholizismus zu bekennen, bewahrte Caroline sich ihre Freiheit von jeglicher Verpflichtung in den Verhandlungen; und als des Kurfürsten Brief geschrieben wurde, hatte sie bereits von einem andern Prinzen einen unerwarteten Heiratsantrag empfangen und angenommen. Deshalb versuchte sie, von Metsch die Mühen der Reise nach Ansbach zu ersparen, doch im Hinblick auf die vorliegende Abschrift des kurfürstlichen Briefes vom 30. Juni ist es ungewiß, ob sie damit Erfolg hatte.

Es warb um sie der Kurfürstin Sophie Entel Georg August, Kurprinz von Hannover, der von dem Lob, das seine Großmutter auf Caroline häufte, derart beeindruckt worden war, daß er sich entschloß, sie persönlich aufzusuchen, nachdem jetzt der schwedische Plan aufgegeben worden war. Sein Vater, Kurfürst Georg Ludwig, ließ ihn „intirely to his own choice“⁷⁰ seiner Gemahlin. Diesen weisen Entschluß hatte er gefaßt, da das Unheil sich über seine eigene, aus Staatsgründen geschlossene Ehe gesenkt hatte.

Die Geschichte von des Kurprinzen formloser Werbung, die Wilkins erzählt, gehört nicht hierher. Es muß jedoch betont werden, daß sie vollkommen geheim gehalten wurde, bis die Förmlichkeiten erledigt waren. Selbst die Kurfürstin Sophie erfuhr von dem Verlöbniß erst unmittelbar bevor der Kurfürst es am 26. Juli öffentlich verkündete⁷¹. Dieses

⁷⁰ P. R. O. SP. 84/161 f. 594: Edmund Poley an Robert Harley, Juli 28.

⁷¹ G. Schnath, a. a. O. S. 69 u. 71.

Geheimhalten wurde durch die Befürchtung nahegelegt, daß vorzeitige Nachricht nach Berlin gelangen und dort eine unwillkommene Einmischung hervorrufen könne⁷². Verwandtschaftliche Bande zwischen Preußen und Hannover schlossen die unvermeidliche Eifersucht unter diesen Staaten, die nach der Vorherrschaft in Nordwestdeutschland strebten, nicht aus. Beide an der Heirat beteiligten Parteien sahen richtig voraus, daß König Friedrich es nicht gerne sehen würde, wenn Hannover eine Verbindung zu dem kleinen Staat innerhalb seines eigenen Einflußbereiches herstellte. Keine Andeutung der Heirat erreichte ihn daher vor der förmlichen Ankündigung am 24. Juli „that all things was now concluded for the marriage“⁷³. Obgleich der König „out of humour with Hanover“ war, so „he is more angry with the court of Anspach who are a branch of his family and he a guardian to the Princess“⁷³. Auf der Rückseite des Berichts, durch den der österreichische Resident von Heems Carolinens Verlöbniß mitteilte, findet sich eine Zusammenfassung des Inhalts⁷⁴. Eine Stelle lautet „Verdruß des Königs (in Preußen) über der zwischen dem Churprinzen zu Hannover und der Prinzessin von Anspach geschlossenen Heirath“. Resident von Heems beschreibt die Unterredung, die er mit dem preussischen König hatte, der sein äußerstes Mißfallen über die heimlichen Vorgänge in Ansbach bekundete. Der Herrscher erkannte, daß man ihn in Unwissenheit gehalten hatte, weil er seine Einwilligung zur Heirat, die am 2. September 1705 in Hannover gefeiert wurde, nicht gegeben haben würde. Drei Jahre später heiratete der König von Spanien die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, zu der Caroline durch ihre Heirat in ein Verwandtschaftsverhältnis getreten war.

Die spätere Laufbahn des Königs von Spanien und die Carolinens gehören der Geschichte an. Doch ist es an-

⁷² Vergl. den Bericht des hannoverschen Barons von Ilten, den Wilkins, a. a. O. zitiert.

⁷³ P. R. O. S. P. 90/3 f. 229: Lord Raby an Robert Harley, Juli 25.

⁷⁴ S. S. u. St. A. Reichskanzlei, Berichte aus Berlin 7 f. 227: Resident von Heems' Bericht, August 4.

ziehend, eine Betrachtung darüber anzustellen, wie der Gang der Geschichte gewesen sein würde, wenn die geplante Heirat zustande gekommen wäre. Caroline gebar zwei Söhne, der König hatte keinen Nachfolger. Als Kaiser Karl VI. bemühte er sich ausgangs seines Lebens, die Zustimmung der wichtigsten europäischen Mächte für seine Pragmatische Sanction zu gewinnen, die seine zerstreuten habsburgischen Besitzungen seiner ältesten Tochter Maria Theresia übertrug. Die Reichspolitik hatte unter der vorherrschenden Beschäftigung mit diesem Ziel zu leiden. Und kaum war er tot, als seine Mühen durch den Anspruch Friedrichs des Großen gefährdet wurden. Allmählich wurde dadurch halb Europa in Krieg verwickelt und die junge Königin von Ungarn einer ernsthaften Krisis gegenübergestellt. Durch launische Schicksalszusammenhänge war Friedrich Carolinens Nefte. Wie verschieden hätte der Verlauf der europäischen Geschichte sein können, wenn Caroline dem Kaiser die beiden Söhne geschenkt hätte, die Georg II. von England ihren Vater nannten!

Nordwestdeutschland als Kriegsschauplatz im Siebenjährigen Krieg.

Von

Detlef A l b e r s.

Mit einer Karte.

Inhalt:	Seite
1. Einleitung; die Voraussetzungen; die Franzosen am Rhein	142
2. Von Stade nach Ulzen, Herbst 1757; die französische Allerstellung und der Frühjahrsfeldzug 1758	146
3. Münster und die untere Lippe; der Hellweg und Paderborn	153
4. Hessen und das Gebiet zwischen Paderborn und Kassel; die Diemel; Kassel; der Teutoburger Wald; die Orte an der Weser; das Leinetal: Göttingen und Einbeck	158
5. Der Feldzug links des Rheins, Sommer 1758	173
6. Schluß: Eigenart der Kriegsführung; Bedeutung der Flußläufe und der kleinen festen Plätze; geopolitische „Kraftlinien“	177
Anmerkung.	

1.

Neben der Gestalt Friedrichs des Großen und seinen Feldzügen gegen Osterreich lenkt der Nebenkriegsschauplatz des Siebenjährigen Krieges mit den Feldzügen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in der Regel nur einige flüchtige Blicke auf sich, und höchstens einige kriegerische Ereignisse auf diesem Felde hinterlassen dem Auge einen bleibenden Eindruck: Hastenbeck, Krefeld, Bergen, Minden. Namen von Schlachtorten sind es, die derartig weit auseinanderliegen, daß sich daraus und aus den Daten dieser Schlachten für den flüchtigen Betrachter kein Bild ergeben will, und so bleiben es bloße Namen und Daten, bloße Hinweise auf Zusammenhänge. Soweit es sich dabei um historisch-geographische Zusammenhänge handelt, soll es die Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein, ihnen nachzu-

gehen. Nicht nur können wir aus ihnen die Ereignisse dieses Krieges besser verstehen lernen, sondern Feldzüge wiederum, wie gerade alle Kriegführung des 18. Jhdts., sind uns besonders aufschlussreich für das dauernd Geltende in diesen Zusammenhängen zwischen Landschaft und Geschichte. Von dem Feldherrn jener Zeit sagt Friedrich der Große einmal, daß er die Landschaft wie ein Schachbrett betrachte, und so wird sich auch im folgenden vor uns ein abwechslungsreiches Spiel abrollen, mit scheinbar verwirrenden Kreuz- und Querzügen, ein langes und wechselvolles Ringen um ein Ziel, das „Matt“, und doch ein Spiel mit Regeln, die festgelegt sind in der Landschaft, in der wir uns bewegen. Nicht in ihrer zeitlichen Abfolge wollen wir diesen Bewegungen nachgehen, sondern es ist uns darum zu tun, jede Landschaft in ihrer Bedeutung und Wirksamkeit kennenzulernen, und nur auf kurze Strecken können wir dabei dem zeitlichen Ablauf folgen¹.

Was hat Nordwestdeutschland im Siebenjährigen Krieg zum Kriegsschauplatz gemacht? Nicht die selbständige Beteiligung Hannovers am Kriege, denn dieses wäre am liebsten neutral geblieben, sondern das Zusammenwirken von England und Preußen, das durch die englisch-

¹ Die allgemeinen Werke und die zahlreichen Arbeiten zur geschichtlichen Landeskunde, die für die folgende Untersuchung benutzt wurden, seien hier nicht einzeln genannt; Vollständigkeit habe ich nicht erreicht. Die vier wichtigsten Darstellungen, die den Gegenstand unmittelbar betreffen, sind die folgenden:

F. O. W. S. v. Westphalen: Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Nachgelassenes Manuskript von Christ. Heinr. Phil. Edler von Westphalen, und urkundliche Nachträge zum nachgelassenen Manuskript; herausgeg. von 6 Bde., 1859—1872.

E. Renouard: Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—1763. 1863/64.

Emil Daniels: Ferdinand von Braunschweig. Preuß. Jahrbücher 78, 1894. (D. hat die Bedeutung der Schlachten überschätzt.)

Die Kriege Friedrichs des Großen, III. Teil: Der Siebenjährige Krieg 1756—1763. Hergsg. vom Großen Generalstab (bis 1760 reichend), 1901—/13.

Ferner: A. Perizonius: Die französischen Invasionswege in das Reich von Ludwig XIV. bis zur Gegenwart. 1933.

Als die vorliegende Arbeit in Druck gegeben war, erschien der Aufsatz von Arthur Kühn: Die Lüneburger Heide als Kriegsschauplatz im Siebenjährigen Krieg (Geogr. Anzeiger, 39, S. 6, 20. 3. 1938).

hannoversche Personalunion allerdings veranlaßt worden ist. Hannover lag zwischen beiden Bundesgenossen, in Englands linker, in Preußens rechter Flanke, es stellte die Verbindung zwischen ihnen her; Frankreich führte hier also Krieg gegen beide Gegner. Vergleichen wir zur Verdeutlichung diese Lage mit anderen Augenblicken der Geschichte! Das Bündnis Englands mit Oesterreich hat im Spanischen Erbfolgekrieg die österreichischen Niederlande, Flandern und Artois zum Kriegsschauplatz gemacht, und auch ohne dieses Bündnis läge hier die eigentliche Festlandsfront Englands gegen Frankreich. Ein Krieg Frankreichs gegen Preußen führte zum Zusammenstoß in Thüringen; so ist es zu Kospach und zu Jena gekommen. Andererseits hat es Kriege gegeben, in denen Nordwestdeutschland aus sich heraus zum Hauptschauplatz geworden ist, wenn nämlich eine Macht im Lande selbst einem vom Rhein her angreifenden Gegner entgegentrat. Das ist in den Römerkriegen, in den Sachsenkriegen Karls des Großen und zeitweise auch im Dreißigjährigen Krieg der Fall gewesen. Die Lage des Siebenjährigen Krieges aber lehrt als Möglichkeit in den Plänen wieder, die Stein und Gneisenau in der Zeit des Kampfes gegen Napoleon hatten, durch Zusammenwirken von Preußen und England eine Volkserhebung in Nordwestdeutschland durchzuführen.

Unter den Verhältnissen des 18. Jahrhunderts war es nahezu selbstverständlich und jedenfalls für die militärische Gesamtlage entscheidend, daß die Franzosen — wie die Römer und wie Karl der Große — von vornherein am R h e i n standen. Die Haltung des Reichs und der meisten Reichsfürsten, die das Gesamtbild der deutschen Geschichte so sehr trübt, ermöglichte ihnen das. Denn die pfälzischen Länder Füllich und Berg, die geistlichen Gebiete von Köln, Mainz und Trier standen ihnen sofort zur Verfügung und früher oder später auch die festen Plätze dieser Bundesgenossen. Hinzu kam, daß Preußen unter diesen Umständen seine Besitzungen am Rhein, Obergelbern und Kleve, nicht behaupten konnte, selbst Wesel nicht. Für die Belagerung dieser starken Festung rechneten die Franzosen bei Eröffnung des Krieges einen Zeitverlust von zwei Mo-

naten. Es heißt, daß zu ihrer vollständigen Besetzung 25 000 Mann erforderlich gewesen wären; gerade das aber überstieg in seiner damaligen Lage Preußens Kräfte, denn Friedrich der Große konnte eine solche Truppenzahl bei seinem Kriege um Schlesien nicht entbehren. Er wäre bereit gewesen, 15 000 Mann am Rhein zu lassen, wenn Hannover den Krieg unter Behauptung und Benutzung von Wesel hätte führen wollen. Dazu aber waren Hannover und zunächst auch England, die noch die Neutralität Hannovers zu erhalten hofften, nicht zu bewegen; sie fürchteten, durch eine Mitbesetzung von Wesel gerade einen Angriff auf Hannovers Neutralität herauszufordern und stellten fürs erste — Anfang 1757 — nur eine „Observationsarmee“ auf, die sich auf die Weser als Verteidigungslinie verließ. So wurde Wesel aufgegeben.

Wesel, Düsseldorf und Frankfurt dienten in ihrer rechtsrheinischen Lage als Brückenköpfe und wurden die Hauptversammlungspunkte der französischen Heere. Köln und Neuß spielten für die Bereitstellung des Nachschubs eine Rolle. Der Rhein ermöglichte bequemen Transport, vor allem von Lebensmitteln aus Holland. Die Straßen zu Lande nach Frankreich für die Truppenergänzungen sind im Laufe des Krieges kaum bedroht worden, und wenn infolge eines verlorenen Feldzuges an eine Überwinterung im rechtsrheinischen Gebiet nicht zu denken war, bot das ganze linke Rheinufer ein fast ungestörtes Quartier. Einmal verloren die Franzosen vorübergehend Düsseldorf; zweimal wurde ihr Besitz von Wesel bedroht, 1758 durch eine Blockade, 1760 durch eine Belagerung, aber beide Male erfolglos; in denselben beiden Jahren wurde auch ihre Sicherheit links des Rheins unterbrochen — immer aber ist es den Franzosen möglich gewesen, ihren Krieg, der noch dazu hauptsächlich ein Krieg gegen England wurde, in sechs Feldzugsjahren auf deutschem Boden zu führen, und dabei haben sich im kleinen Dinge wiederholt, die an den Raub Straßburgs und an die Verwüstung der Pfalz erinnern.

Dem hannoverschen Heere oder Heere der Verbündeten — Hannoveraner, Hessen, Engländer, Braunschwei-

ger, Preußen — stand eine gleiche Grundlinie für ihre Kriegsführung nicht zur Verfügung. Von vielen, vor allem von hannoverschen Generalen, wurde die Weser dafür gehalten, und sie schien es zeitweise auch zu sein. Herzog Ferdinand von Braunschweig hat Westfalen mit den Stützpunkten Münster und Lippstadt dazu machen wollen. Von beiden Gebieten wird noch zu sprechen sein.

2.

Der erste Feldzug des Krieges — im Sommer 1757 unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland —, der nach der Schlacht von Hastenbed mit seinem schleunigen Rückzuge und der Konvention von Zeven endete, beschränkte die Hannoveraner auf die letzten Punkte ihres Landes, zugleich die letzte Stelle, über die noch eine Verbindung zwischen England und Preußen möglich war, auf den Raum von Stade. Hier bestand auf der einen Seite über die Elbmündung noch die Verbindung zur See nach England, auf der andern rechts der Elbe auch noch die mit Brandenburg; wie unsicher diese schon war, erfuhr der Herzog von Braunschweig, als er, der neu ernannte Oberbefehlshaber, von Magdeburg heimlich zu seinen Truppen reisen mußte, um nicht von französischen Streifscharen selbst rechts der Elbe abgefangen zu werden. Sehen wir uns die beiden Fronten dieses Raumes von Stade an! Auf der Westseite führte ein Weg bei Heeslingen über die Oste nach der unteren Wümme hin, wo an den Übergängen die Schanzen von Rotenburg und Ottersberg lagen. Hierher kam der Herzog von Cumberland auf seinem Rückzug. Ein anderer Weg überschritt die Oste bei Bremervörde, wo die Geest von beiden Seiten an das Flätschen heranreicht, und führte hinter dem Teufelsmoor herum nach Bremen. Die Franzosen sicherten sich bei ihrem Vormarsch sofort diesen Punkt, um Stade unter Druck zu halten, und das erste, was die Hannoveraner bald darauf noch vor der wirklichen Kündigung des Waffenstillstands von Zeven taten, war, daß sie die französische Besatzung aus Bremervörde wieder herausnötigten. Schmal war die

andere Front des Raums von Stade im Südosten an der Lüne. Die Marsch, die sich hier am linken Elbufer von Stade bis hinauf zur Almenau hinzieht, wird durch die von der Heide zur Elbe herunterkommenden kleinen Flüsse in eine Anzahl von hintereinanderliegenden Abschnitten geteilt. Ein schmaler Streifen Moorland trennt in der Längsrichtung die Marsch von der Geest, und überall da, wo das Moor und die Flüsse sich kreuzen, am Rande der Geest also, liegen die Übergangspunkte, eine Reihe von Städten bildend: Horneburg an der Lüne, Burtshude an der Geest, Harburg an der Seebe und Winsen an der Lüne. Der wichtigste dieser Plätze ist Harburg. Hier tritt mit den Schwarzen Bergen die Lüneburger Heide am nächsten an die Elbe heran. Die Festung, von der Stadt getrennt am Flusse selbst liegend, im Besitze der Franzosen, war von dem neutralen Hamburg und von dem ebenfalls von den Franzosen besetzten Lüneburg zu Wasser erreichbar und sperrte andererseits den Hannoveranern weniger den Landweg von Stade als vor allem die Wasserstraße, auf der sie die Verbindung mit den brandenburgischen Ländern an der mittleren Elbe, Altmark und Magdeburg, hätten herstellen können. Horneburg bildete die französische Sperre gegen Stade auf der Südostseite, blieb aber unbesezt.

Dieser so im Westen und Südosten begrenzte Raum wurde damals mit einem Sacl verglichen, vor dessen Öffnung die Franzosen saßen. In dieser Enge ließ sich das Heer, selbst wenn die Festung Stade gut ausgestattet gewesen wäre, nicht unterbringen und verpflegen, vor allem nicht in dem bevorstehenden Winter. Es gab nur zwei Auswege. Entweder den schwachvollen, zu dem sich der Herzog von Cumberland in der Konvention von Zeven entschlossen hatte: daß ein Teil des Heeres im Lauenburgischen rechts der Elbe Quartier nahm, die hessischen und braunschweigischen Truppen aber in ihre Heimat abgeführt würden. Oder den einer gewaltsamen Befreiung unter Nichtanerkennung der Konvention. Die Ernennung des preußischen Generals Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres bedeutete die Entscheidung für den zweiten Weg.

Als der Herzog von Braunschweig den Kampf wieder aufnahm und elbaufwärts vorrückte, hätte das französische Heer in einer Stellung hinter der Luhe oder hinter der Ilmenau die Hannoveraner weiterhin von ihrer Verbindung mit der Altmark abschneiden können. Aber einmal hatten die Franzosen, die mit einem Wiederbeginn des Kampfes nicht gerechnet hatten, nicht genug Truppen von Braunschweig und Hannover her heranziehen können, und außerdem konnte eine solche Stellung in der linken Flanke umgangen werden, und da Herzog Ferdinand, an Harburg vorbeigehend, tatsächlich zu dieser Umgehung ansetzte, zogen sich die Franzosen, um nicht von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, die Ilmenau aufwärts zurück. Der Vormarsch der Hannoveraner, dauernd mit dem Ziel der Umgehung, ging von Harburg über Sahrendorf—Amelinghausen—Ebftorf auf Ülzen, also auf dem Innenbogen der eigentlichen Heide. Aber da die Brotwagen für das Heer langsam und mühselig von Stade aus nachgefahren werden mußten, solange Harburg noch in französischer Hand war, kamen sie zu langsam vorwärts, und die Franzosen konnten sich der Umfassung entziehen. Aber ihre Lazarette und Magazine in Lüneburg, Bienenbüttel, Medingen, Ülzen ließen sie der Reihe nach im Stich. So erreichte Herzog Ferdinand, kampflos bis auf ein Gefecht bei Gimle an der Gerbau, das weite Becken der oberen Ilmenau um Ülzen und damit, nach der Enge des Raums um Stade, ein fruchtbareres Gebiet und die Verbindung mit der Altmark. Mit dem Fall von Harburg fiel bald auch die letzte Behinderung der Zufuhr fort. Die Straße zur Altmark führte von Ülzen aus östlich nach Dannenberg. In südlicher Richtung lief die Straße nach Braunschweig, die bei Gifhorn die Aller überschritt, damals von weitaus größerer Bedeutung als heute. Nach Südwesten führte eine Straße über Celle nach Hannover. Die beiden letzten Straßen haben, ehe sie die Aller erreichen, die Heide zu durchqueren. In der Richtung auf Celle setzte Herzog Ferdinand den so glücklich begonnenen Angriff fort. Ülzen, mit einer neu errichteten Bäckerei, wurde der Stützpunkt dieser Unternehmung. Das Heer rückte vor Celle. Ein

schneller Vorstoß gegen die jetzt hinter der Aller versammelten Franzosen war nicht mehr möglich. Die Bewegungen stockten, und das hannoversche Heer, das die leere Heide im Rücken hatte, litt in der späten Jahreszeit immer mehr Not; die Verbindung mit Alzen erforderte viel Zeit und eine wachsende Zahl von Wagen für Verpflegung und Krankentransporte. Um eine neue Bewegung in westlicher Richtung unternehmen zu können, ließ der Herzog in Hermannsburg eine weitere Bäckerei errichten, auf dem vorgeschobenen rechten Flügel also. Von dort liefen unmitttelbare Straßen nach Harburg und Stade. Aber der Plan kam nicht mehr zur Ausführung. Denn als die Franzosen nun ihrerseits über die obere Aller, vor allem über Gifhorn, und von der unteren Aller und der Wümme her, hier gegen Hermannsburg, zum Angriff vorgingen und dem hannoverschen Heer in beide Flanken und in die Verbindung mit Alzen zu fallen drohten, da zog sich der Herzog, jetzt schon mitten im Dezember, von dem vergeblichen Angriff auf Celle zurück. Im Thal der Ilmenau und weiter ostwärts bis Hitzacker und Dannenberg legte er das Heer in die Winterquartiere. Damit hatte er die Heide zwischen sich und den Feind gebracht, und zu einem weiteren Angriff entschloß sich dieser nicht mehr, da er ihn durch die Heide hindurch hätte führen müssen. In Bodenteich, Suderburg und Bispingen standen die hannoverschen Vorposten.

Wir müssen uns nun den französischen Stellungen während des Winters zuwenden. Ihr Hauptquartier befand sich in Hannover, das der Herzog von Braunschweig vergeblich durch den Angriff auf Celle zu erreichen gehofft hatte. Von besonderer Bedeutung aber waren die beiden Flügel des französischen Heeres. Der rechte befand sich bei Braunschweig; vor dem soeben abgeschlossenen Vorgehen des Herzogs Ferdinand hatte hier die französische Hauptmacht gestanden, bereit, in der Richtung auf Magdeburg gegen Preußen vorzugehen, da man der Konvention entsprechend angenommen hatte, von den hannoverschen Truppen nichts mehr befürchten zu müssen. Die Vorgänge auf dem thüringischen Kriegsschauplatz, die mit der Schlacht von Roßbach endeten, aber auch Friedrichs des Großen

Sieg bei Leuthen erleichterten dieß Unternehmen ebenso wenig wie das neue Auftreten des hannoverschen Heeres. Gewissermaßen in der rechten Flanke dieser braunschweigischen Stellung der Franzosen lag Halberstadt, und ihm kam besondere Bedeutung zu. Es war preussisch, war von Magdeburg zu erreichen, aber auch von Sachsen her. Hier führte der nächste Weg vom sächsischen Kriegsschauplatz, auf dem Friedrich nördlich am Harz vorbei in die Ereignisse auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz eingreifen konnte, und Halberstadt lag auf diesem Weg noch durchaus in der Reichweite seiner eigenen Truppen. Die Franzosen besetzten die Stadt vorübergehend und plünderten sie gründlich, begnügten sich dann aber damit, ihre Braunschweiger Winterquartiere durch einen Posten an der engen Stelle von Hornburg zu decken. Diesen Posten überfielen die Preußen nun ihrerseits von Halberstadt her, und die Franzosen empfanden, daß sie nach dieser Seite auf ihrer Hut sein mußten. Da Braunschweig aber auch den Winterquartieren des Herzogs Ferdinand am nächsten lag und über Giffhorn angegriffen werden konnte, schien den Franzosen diese ihre rechte Flanke erst recht gefährdet. Hier befürchteten sie für das Frühjahr einen entscheidenden doppelseitigen Angriff der Verbündeten, und tatsächlich hat dann Prinz Heinrich von Halberstadt aus, aber nur mit schwachen Truppen, in den bald zu schilbernden Februarfeldzug eingegriffen, nahm den Regenstein wieder und stieß bis ins Hildesheimische vor.

Der linke Flügel der Franzosen stand bei Bremen, also in weiter Entfernung vom Hauptheer. Die Wümme mit den besetzten Übergängen von Rotenburg, Ottersberg und Burgschanz deckte ihn gegen die hannoverschen Truppen, die seit Beginn des letzten Feldzugs nördlich davon bei Bremervörde standen und seitdem noch einmal verstärkt worden waren. Die Achse dieser Stellung bildete die Linie Verben—Langwedel—Achim—Bremen, auf diesem letzten Stück ein schmaler Geestrüden, der über Bremen hinaus durch das Blockland bis nach Burg an der unteren Wümme reicht. Bremen selbst wurde erst im Laufe des Winters gegen seinen Willen von den Franzosen be-

setzt. Die Verbindung dieses linken Flügels mit Hannover lief über Verden—Hudemühlen—Effel—Schwarmstedt oder über Verden—Mienburg—Neustadt und war durch Posten bei Bisselhövede und Fallinghofstel nothdürftig nach Osten gedeckt. Dies war die verwundbarste Seite der Stellung. Aber der im Winter von den Hannoveranern unternommene Versuch, hier von der Heide her den Schanzen von Rotenburg und Ottersberg in den Rücken zu kommen, blieb halb stecken. Stattdessen kam es an der unteren Wümme, wo die Hannoveraner in Begesack ein Magazin hatten, im Januar zu Kämpfen, und es gelang den Hannoveranern, Burgschanz zu nehmen und in hartnäckigem Angriff durch das Blootland bis vor Bremen vorzudringen.

Überblicken wir die ausgedehnte Stellung der Franzosen im ganzen, so hatten sie mit der Wümme und der Aller vor der Front im allgemeinen gute Deckung gegen einen Angriff, hatten mit Bremen auf dem linken, Braunschweig auf dem rechten Flügel und Hannover in der Mitte drei gute Festungen, die nicht durch einen Handstreich, sondern nur durch Belagerung zu nehmen gewesen wären. Aber der ost-westliche Lauf der Aller ließ die Hauptstellung in ihrer rechten Flanke offen, und von hier besorgten die Franzosen große Gefahr; der fast gleiche Lauf der Wümme brachte für den linken Flügel noch einmal denselben Nachteil, und hier sollte der entscheidende Angriff erfolgen, der die ganze französische Stellung mit einem Schlage erledigte.

Die Gefahr auf ihrem rechten Flügel schätzten die Franzosen so hoch ein, daß sie sich frühzeitig nach mehr Sicherheit umsahen, und die hofften sie nur durch einen Rückzug hinter die Weser zu finden. Deren süd-nördlicher Verlauf ließ keine Öffnung nach Osten wie Aller und Wümme; im Süden war diese Linie gedeckt durch den bei Roßbach geschlagenen, jetzt in Hessen stehenden Prinzen Soubise; und an ihr selbst boten kleine feste Plätze wie Hoya und Minteln und stärkere Festungen wie Mienburg, Minden und vor allem Hameln einen festen Halt. Die Vorbereitungen zum Rückzug hierher waren schon im Gange,

als im Februar 1758 der Herzog von Braunschweig an derjenigen Stelle loszschlug, wo er nicht nur die Aller-, sondern gleich auch die Weserlinie durchbrach, nämlich bei Verden und Nienburg.

Schon der erste, mit Friedrich dem Großen vereinbarte Feldzugsplan im Herbst 1757 hatte einen Angriff an dieser Stelle vorgesehen. Allerdings sollte er damals von der Oste her über die Wümme geführt werden, in Verbindung mit einem Angriff über Burgschanz gegen Bremen. Stattdessen hatte Herzog Ferdinand aus verschiedenen Gründen seinen Feldzug an die Ilmenau und gegen Celle unternommen. Aber Friedrich der Große wies ihn immer wieder auf Nienburg hin, und während des Winters kam der Herzog auf diesen Plan zurück, nur daß der Stoß jetzt von der Ilmenau aus durch die Heide hindurch geführt werden mußte. Dazu erhielt der Herzog preussische Kavallerie aus Pommern zur Verstärkung, die über den Elbübergang von Lauenburg zu ihm stieß. Ganz ungewöhnlich früh, am 18. Februar, brach die Armee von Lüneburg, Bienenbüttel und Ülzen zu ihrer Expedition auf, für 12 Tage mit Brot versehen, durchquerte in einem schweren, viertägigen Marsch die Heide und stand, seit dem dritten Tag wieder in besseren Quartieren, vor Verden. Die französische Besatzung war schon in der Richtung nach Bremen abgezogen. Aber der eigentliche Plan, der ja erst mit der Einnahme von Nienburg vollendet war, ließ sich doch nicht glatt durchführen. Denn hinter Verden war das ganze Mündungsdreieck zwischen Weser und Aller überschwemmt, ein Übergang unmöglich. Nur auf Umwegen, indem ein Teil des Heeres zwar bei Verden, das Hauptheer aber weiter aufwärts bei Ahlden die überschwemmte Aller überschritt, konnte von dort aus Hoya, von hier aus Nienburg erreicht werden. Beide Plätze fielen, wenn auch mit Verspätung gegenüber dem ursprünglichen Plan. Es war gelungen, die gegen Nienburg vorgehende Armee durch die Moore und durch eine den Paß am Grinder Wald deckende Abteilung gegen Neustadt am Müßenberge und Hannover zu schützen. Nienburg wurde unter Errichtung der Bäckerei zum Stützpunkt für die neuen Bewegungen, die jetzt weser-

aufwärts Minden als nächstes Ziel hatten. Die Armee des linken französischen Flügels hatte inzwischen aus Furcht, abgeschnitten zu werden, Bremen aufgegeben, und so war auch von dort her die Zufuhr weseraufwärts für die Hannoveraner frei, sobald Wasserstand und Wetter es zuließen. Die französische Hauptarmee beschleunigte ihren bereits vorbereiteten Rückzug von Braunschweig und Hannover auf Hameln, und als dann überraschenderweise auch Minden an die Hannoveraner verloren ging, verließen die Franzosen die Weser ganz und zogen sich schnell durch Westfalen bis hinter den Rhein zurück. So hatte der Stoß auf Verden und Nienburg den entscheidenden Erfolg. Die Franzosen waren wieder in ihre Ausgangsstellung zurückgeworfen, und gegen diese hatte sich nunmehr Herzog Ferdinand zu wenden, verteidigend oder angreifend. Das Vorspiel rechts der Weser ist zu Ende; der neue Schauplatz liegt im wesentlichen zwischen Weser und Rhein.

3.

Im Osterreichischen Erbfolgekrieg hatte Münster, zum Teil in Folge der Personalunion mit Köln, den Franzosen als vorgeschobener Posten zur Beobachtung der Engländer und des Kurfürstentums Hannover gedient. Es sah so aus, als sollte es im Siebenjährigen Krieg wieder dieselbe Rolle spielen, ja darüber hinaus der Stützpunkt der Franzosen für die Unternehmungen gegen Hannover werden. So zog 1757 der Marschall d'Estrées von Wesel über Münster, und auf hannoverscher Seite erwartete man, daß sein weiteres Ziel die Unteweser sein würde. Aber während im Osterreichischen Erbfolgekrieg die Niederlande ein bedeutender Kriegsschauplatz waren, zu dem Münster in wichtiger flankierender Stellung lag, so war jetzt Hannover, wie sich bald herausstellte, viel besser über die Oberweser zu erreichen; auf dem Wege dorthin lag aber nicht Münster, sondern Lippstadt und Paderborn. Und wie schon d'Estrées selbst das Schwergewicht seines Vormarsches über Bielefeld und Paderborn an die Oberweser verschob, so haben von da an alle späteren französischen

Vorstöße auf Münster nur noch die Bedeutung von Unternehmungen auf der linken Flanke gehabt. So der von Armentières (1759), der zur Belagerung und vorübergehenden Einnahme der Festung durch die Franzosen führte, und der von Soubise, der durch noch weiter reichende Streifzüge bis Emden und Bremen ausgedehnt wurde. Alle diese Unternehmungen gegen Münster gingen von der unteren Lippe aus, deren Schiffbarkeit den Transporten zugute kam. Es gab aber noch einen zweiten Grund dafür, daß sich die strategische Bedeutung von Münster verminderte. Als Clermont 1758 einen Plan für einen neuen Angriffszug der Franzosen zu entwerfen hatte, entschied er sich gegen den Weg über Münster, da er „in den schlechten Wegen, den Sümpfen, der ungesunden Luft und in dem Mangel an Lagerplätzen sowie an Lebensmitteln bedeutende Schwierigkeiten darböte“ und zog den südlich der Lippe vor, und dieser ist von da an der wichtigere Einmarschweg der Franzosen in Westfalen geblieben.

Wenn wir nach der Bedeutung von Münster für das hannoversche Heer fragen, so ergibt sich naturgemäß das entsprechende Bild. Da man zunächst noch unter dem Eindruck des ersten französischen Angriffs von 1757 stand, wählte Ferdinand von Braunschweig 1758 Münster zum eigentlichen Stützpunkt seiner Verteidigung in Westfalen. Er griff damit wieder auf einen Plan Friedrichs des Großen von 1757 zurück, der allerdings, wie wir schon sahen, die Behauptung von Wesel vorausgesetzt hatte, und wich von der Ansicht der meisten Hannoveraner ab, die nur in der Weser eine geeignete Verteidigungslinie für Hannover erblickten. Welche Vorteile bot Münster für die Verteidigung? Es handelt sich dabei nicht um die Festung allein — ihre nähere Umgebung war für die Bewegungen eines Heeres ungünstig —, sondern vor allem auch um das Hügelland westlich von Münster, von den Baumbergen bis zur Hohen Mark und den Borkenbergen. Hier boten sich gute Stellungen, so je nach dem Zweck bei Coesfeld und bei Dülmen, in denen der Herzog zunächst einem Vormarsch der Franzosen entgegensehen wollte. Das nahe Holland lieferte Lebensmittel und vermittelte die Verbin-

dung mit England, und der im übrigen wenig wertvolle, kurze Mar-Clemens-Kanal (1724—31 gebaut), der von Münster ausging, kam dadurch wirklich einmal zur Geltung. Diese Verbindung war auch französischen Störungen nicht unmittelbar ausgesetzt, und weiter rückwärts bot die Ems einen zweiten Weg für Truppen-, Munitions- und Verpflegungsnachschub. Die wichtigen Punkte an der Lippe — Dorsten, Haltern, Lünen — hatte man unter Augen. An dieser Stelle, von Dorsten nach Lünen, stand Herzog Ferdinand im Sommer 1758 dem französischen Heere gegenüber. In der linken Flanke dieser ganzen Stellung und, wenn nötig, in Deckung der oberen Ems erreichbar lag die andere westfälische Festung, Lippstadt. In diesem Zusammenhang, also in seinen Beziehungen zu Holland, zur Emsmündung, zur unteren Lippe und zu Lippstadt sah der Herzog von Braunschweig die Bedeutung von Münster, als er im Frühjahr 1758 die Festungswerke gleichzeitig mit denen von Lippstadt instandsetzen und Magazine dort anlegen ließ, übrigens ohne jede Unterstützung, zeitweise unter Auflehnung von seiten der münsterschen Bürgerschaft, deren katholischer Landesherr auf der Gegenseite stand und die daher für ihre Lieferungen keine Bezahlung zu erwarten hatte. Aber schon im Laufe desselben Sommers 1758 stellte sich auch für die Hannoveraner heraus, daß die eigentliche Aufgabe von Münster für die Verbündeten ebenso wie für die Franzosen eine andere werden sollte. Der vorhin genannte zweite Einmarschweg der Franzosen ließ sich von hier aus flankieren, und darin bestand von nun an die Bedeutung der münsterschen Stellungen: es war nicht mehr die einer Barrikade auf dem Anmarschwege selbst, denn den hierher führenden Weg verließen die Franzosen, sondern die der Flankierung des neu gewählten Weges. Selbst eine dritte, noch weiter südlich laufende Anmarschstraße der Franzosen an der Ruhr konnte bei günstiger Gelegenheit erreicht werden; so ist durch eine schnelle Expedition von der Lippe aus mit von Münster herangeholten Verstärkungen 1762 das Schloß Arnberg zerstört worden. Daß Münster und sein westlicher Hügelwall auch einmal zum Ausgangspunkt einer großen über den Rhein

hinüber führenden Unternehmung geworden sind, hat seine besonderen Zusammenhänge.

Die Einfallstraße südlich der Lippe, die an der Nordseite des Haarstrangs nach Osten führt, der *Hellweg*, ist deutlich bezeichnet durch die lange Reihe der Städte Dortmund, Unna, Werl, Soest, Erwitte, Geseke, Paderborn. Wir haben einen seiner Vorzüge kennengelernt, den er wie alle bergigen Gegenden vor dem Tiefland voraus hatte: festen und trockenen Boden — ein Vorzug, der bei den damaligen Straßenverhältnissen viel mehr bedeutete als heute. Die Zerschneidung des Geländes durch Flußtäler bot aber noch einen weiteren Vorteil, nämlich den guter Stellungen. Ihn machte sich Prinz Soubise im Jahr 1761 bei Unna derart zunutze, daß Herzog Ferdinand ihn nicht in der Front anzugreifen wagte und sich entschloß, ihn durch eine gewagte Umgehung zur Schlacht zu zwingen, ohne den gewünschten Erfolg. Der dritte Vorzug aber, den diese Straße für die Franzosen besaß, lag in ihrem Ziel. Von ihrem Endpunkt *Paderborn* nämlich ließen sich leicht alle Übergänge über den Teutoburger Wald von Neuenheerse und Altenbeken bis Bielefeld erreichen und von dort aus die Weser von Hörter bis Minden. Das hieß, daß man auf diesem Wege dem politischen Ziel der Kriegführung, dem hannoverschen Gebiet, näher kam als über Münster. Paderborn diente schon 1757 dem Marschall d'Estrees als Stützpunkt für seinen Weserübergang bei Hörter, der ihn dann ins Leinetal oder, wie es tatsächlich geschah, gegen Hameln weiterführen konnte; von Paderborn aus gelang es 1759 Contades, über Bielefeld Minden zu erreichen, in der Absicht, sich unter dem Schutz von Minden und im Besitz der wichtigen Weserstelle von Rehme an die Belagerung von Hameln zu machen; von Paderborn aus überschritt 1761 Broglie das Eggegebirge und machte Hörter zum Stützpunkte einer neuen Unternehmung gegen Hameln, die dann freilich nur wenig weiter gedieh als die von Contades zwei Jahre früher. Wir sehen hier schon, diesmal von Westen her, wie unter den Punkten an der Oberweser wieder besonders Hameln hervortritt, denn von Paderborn über Hameln lief damals die wichtigste

west-östliche Straße, die heute hinter der Bielefeld-Mindener zurückgetreten ist, und das befestigte Hameln, in hannoverschem Besitz, sperrte diese Straße.

Aber die Heere, die 1759 und 1761 von Paderborn aus gegen dies Ziel vorgingen, waren gar nicht auf dem Hellweg dorthin gelangt. Denn im Gegensatz zu 1757 — als d'Estrées, ohne Widerstand zu finden, bis Lippstadt und Paderborn kam — gelang es dem Herzog Ferdinand in den folgenden Jahren, den Hellweg zu sperren. Das konnte einmal geschehen durch die Flankierung vom Münsterland aus, wie wir schon gesehen haben. Es war aber auch dadurch möglich, daß man dem feindlichen Heer unmittelbar auf oder an dem Hellweg entgegentrat. Das ist im Herbst 1758 zwischen Soest und Werl geschehen und besonders erfolgreich im Anfang des Feldzuges 1759, denn diesmal stand Herzog Ferdinand bei Dortmund, so daß es den Franzosen, deren Anmarschstraßen von Wesel und von Düsseldorf sich bei Dortmund vereinigten, überhaupt nicht möglich war, den Hellweg zu betreten. 1761 versuchte der Herzog zunächst, dem anrückenden Soubise bei Unna entgegenzutreten, aber, wie erwähnt, konnte er ihn dort nicht schlagen und rückte stattdessen in eine flankierende Stellung. Soubise benutzte den frei gewordenen Weg nach Osten und gab seine Verbindung mit dem Rhein vorübergehend preis. Der Herzog blieb flankierend südlich der Lippe. Er hatte dabei über Hamm die rückwärtige Verbindung mit Münster und auf dem rechten Lippenufer auch die mit Lippstadt, und vergeblich versuchten die vereinigten Heere von Soubise und Broglie in der Schlacht bei Bellinghausen, ihn von hier über die Lippe zurückzuwerfen. Auf der Lage zum Hellweg beruhte auch die Bedeutung von Lippstadt. Die Festung — gemeinsamer Besitz von Preußen und Lippe, ohne daß dieses dabei etwas zu sagen hatte — lag kurz vor dem Ziel des Hellwegs, Paderborn, und zwar seitlich von dem Hellweg an der Lippe, so daß sie diesen flankierte, und doch so nah daran, daß sie auch als unmittelbare Sperrung wirken konnte. Daß Lippstadt auch in Verbindung mit Münster seine Bedeutung hatte, sahen wir schon. Daß es auch in südlicher Richtung wirkte, davon wird noch

zu reden sein. Da wir gesehen haben, wie sehr den Franzosen ein Vorrücken auf dem Hellweg erschwert war, wird unsere Aufmerksamkeit auch so schon auf eine andere Gegend gelenkt.

4.

Außer Westfalen kam noch ein anderes Gebiet für die französischen Feldzüge gegen Hannover in Betracht, nämlich **Hessen**. Von Mainz und Frankfurt aus konnten die Franzosen das Land betreten und hatten dabei die meist von der Reichsarmee gedeckten Mainlande als Ausgangsgebiet und etwaiges Winterquartier zur Verfügung. Zwar zu Anfang des Krieges, 1757, wurde ihre Mainarmee zusammen mit der Reichsarmee und zur Unterstützung der Österreicher gegen Preußen eingesetzt, und so waren für sie vor allem die durch Hessen nach Thüringen führenden Wege von Bedeutung. Aber dieser unmittelbare Vorstoß auf den österreichisch-preussischen Kriegsschauplatz wiederholte sich nicht. Die erste Ursache davon war die Schlacht von Koblach, die zweite der Umstand, daß niemals wieder wie 1757 ein französisches Heer bei Hannover und Braunschweig stand und eine nach Thüringen vorrückende französische Armee daher immer von Norden, durch Hessen oder über das Eichsfeld, bedroht gewesen wäre. Die dritte Ursache waren die Niederlagen, die die Franzosen zur See und in den Kolonien gegen England erlitten, denn nun lenkten sie um so mehr ihr Augenmerk auf hannoversches Gebiet, das ihnen als Entschädigung für die anderweitigen Verluste und als Pfand für die Friedensverhandlungen dienen sollte. Von Mainz und Frankfurt aber ließ sich hannoversches Gebiet auf verschiedenen Wegen durch Hessen hindurch erreichen. Und damit betraten nun die Franzosen auch hier wie am Niederrhein die Wege römischer Kriegführung, die ebenfalls vom Nieder- und vom Oberrhein, von Unter- und von Obergermanien aus das rechtsrheinische Germanien zu unterwerfen und zu beherrschen gesucht hatte.

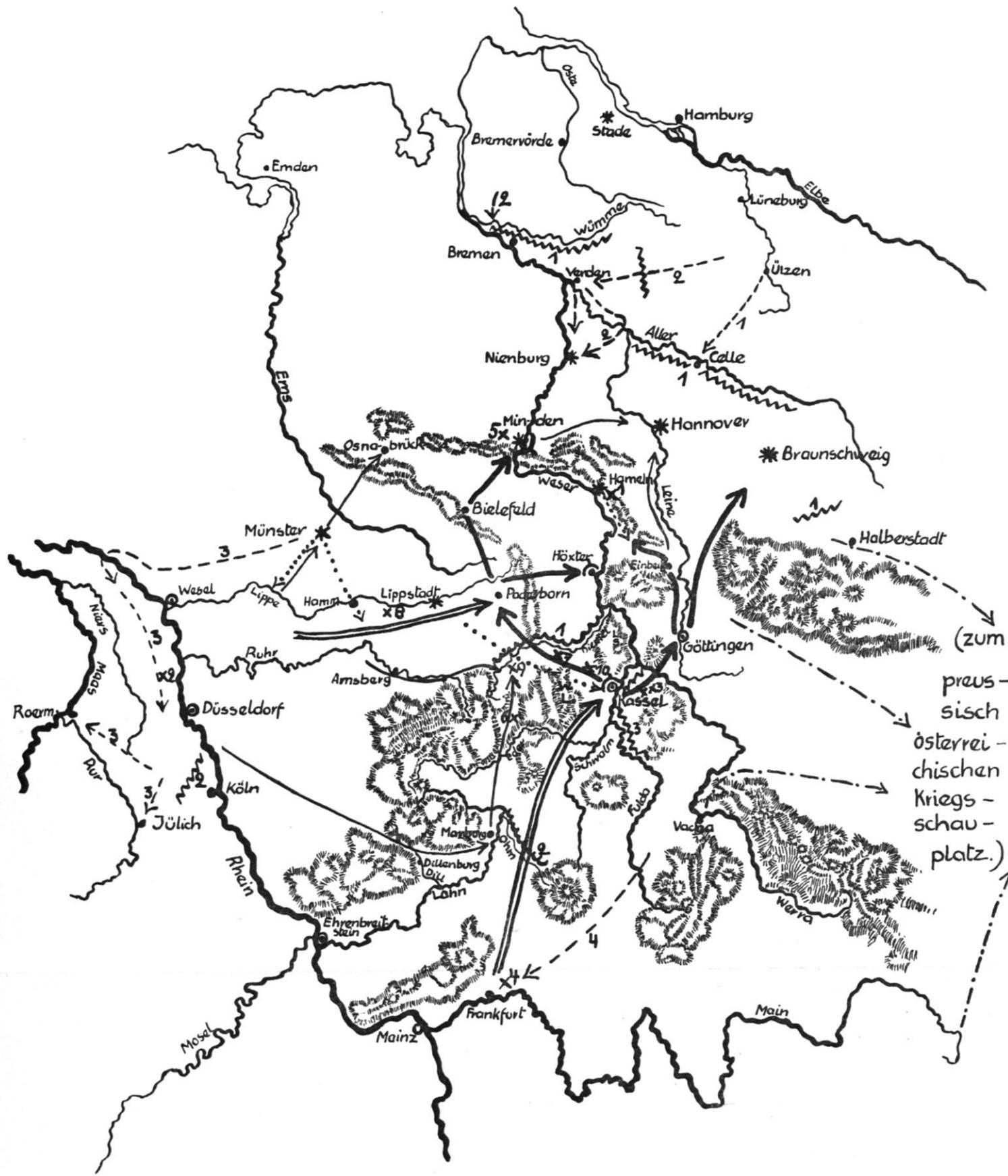
Auf den Wegen durch Hessen erreichte man das Ziel, die Besetzung hannoverschen Gebietes, bei Göttingen.

Zwei Hauptwege sind es, die dahin führen, der eine westlich, der andere östlich des Vogelberges, der eine von Frankfurt an die obere Fulda und diese abwärts nach Kassel, der andere über Gießen und Marburg oder über die Ohm an die Eder und dann ebenfalls nach Kassel; von Kassel ging der Weg nach Göttingen über Hann. Münden und Dransfeld. Der östliche Weg hatte seine Bedeutung durch die Abzweigungen, die nach Thüringen führten. Für den eigentlichen Vormarsch auf Hannover haben ihn die Franzosen nicht benutzt, wohl aber mehrmals auf Rückzügen, da sie hier infolge der größeren Entfernung vom westfälischen Kriegsschauplatz besser gedeckt waren als auf dem westlichen Weg. Den östlichen benutzt heute die wichtige Eisenbahnlinie Frankfurt — Göttingen — Hannover, aber ohne über Kassel zu führen. Damals war für die französischen Anmärsche der westliche bei weitem der wichtigere; 1758 sehen wir Soubise, 1759 Contades, 1760 und 1761 Broglie auf diesem Weg vorrücken; 1762 standen die Franzosen schon zu Beginn des Feldzuges bei Kassel. Die beiden beschriebenen Wege standen zwischen Vogelberg und Knüll mehrfach miteinander in Verbindung, und weiter nördlich lag Homberg an der Esze noch einmal an einem solchen Querweg.

Welche Möglichkeiten gab es für den Herzog von Braunschweig, die Franzosen am Vormarsch durch Hessen zu verhindern? 1759 ist er früh im Jahre östlich des Vogelberges nach Süden gezogen, um die Franzosen gleich an ihrem Ausgangs- und Versammlungspunkt zu treffen und festzuhalten. Er traf sie bei der Höhe von Bergen, durch die sie Frankfurt deckten, aber der Angriff endete mit einem Mißerfolg, da die Sammlung der französischen Truppen aus ihren Winterquartieren schon weiter fortgeschritten war, als man vermutet hatte, und Herzog Ferdinand trat auf dem westlichen Wege den Rückzug an. Es gab nun eine Stelle, an der sich ein Heer quer über diesen westlichen Weg legen konnte mit der Absicht, ihn zu sperren: der Lauf der Ohm, dessen Linie sich nach Westen noch im Oberlauf der Lahn fortsetzt. Amöneburg auf seiner Basaltkuppe, südlich vor der Ohm gelegen, das

Schloß von Marburg, vorgeschoben vor der rechten Flanke, und Kirchhain als Mittelpunkt der Stellung boten gute Stützpunkte für die Verteidigung. Aber die Stellung war zu ausgedehnt für die Truppen, die Ferdinand zur Verfügung standen, und konnte auf beiden Flügeln umgangen werden, und so hat keiner der Sperrungsversuche an dieser Stelle wirklichen Erfolg gehabt. Wenn also schon die Franzosen immer in der Lage waren, den geraden Vormarsch auf dem westlichen der hessischen Wege zu erzwingen, so begannen für sie die Schwierigkeiten in der zweiten Hälfte dieses Weges von Marburg an, vor allem aber bei Kassel. Denn hier konnte ihr weiteres Vorrücken flankiert werden, und es war ihnen nicht möglich, weiter auf Göttingen und darüber hinaus vorzurücken, ohne sich irgendwie mit einer solchen Bedrohung ihrer linken Flanke von Westfalen her auseinanderzusetzen. Zwischen dem Rothaargebirge im Südwesten und den nächsten Teilen des Weserberglandes im Nordosten liegt ein an Durchgängen reiches Übergangsgebiet zwischen Hessen und Westfalen. Der äußerste, für die Franzosen letzte dieser Durchgänge trifft von Paderborn her über Scherfede und Warburg auf Kassel. Bei Warburg zweigt ein weiterer südwärts ab nach Friesland an der Eder. Der vorderste, als erster hinter dem Rothaargebirge, ist ein Weg vom Sintfeld über Marsberg—Corbach—Frankenberg nach Marburg. An allen diesen verschiedenen und wichtigen Punkten also konnten die französischen Anmarsch- und Rückzugslinien von Norden her getroffen werden. Zwischen diesen drei Straßen, vom Habichtswald bis an die Berge des westlichen Waldeck, gab es in dem abwechslungsreichen Bergland noch mehrere Abzweigungen und Verbindungen. Für die Beherrschung und Beunruhigung aller dieser Straßen bot das hochgelegene Schloß Waldeck einen geeigneten und viel benutzten Stützpunkt.

Von Westfalen her sind in dieser Weise alle französischen Heere, die bis Göttingen und weiter vordrangen oder vordringen wollten, gehemmt worden: Soubise 1758, Broglie 1760 und 1761, und der „Stellungskrieg“ von 1762, von dem im Zusammenhang mit der Lage Kassels



Erläuterungen.

- Angriffswege der Franzosen.
- Festungen, die meist oder oft in französischer Hand waren oder ihnen zur Verfügung standen.
- Französische Stellungen: 1. Winter 1757/58; 2. hinter der Erft, Sommer 1758; 3. 1762 vor dem endgültigen Rückzug.
- Operationsbasen der Franzosen (Minden und Hörter in Vorbereitung, gegen Hameln gerichtet).
- Angriffe der Verbündeten: 1. Dezember 1757; 2. Februar 1758; 3. Juni/August 1758; 4. April 1759.
- Mögliche oder ausgeführte Flankenstöße der Verbündeten gegen die französischen Angriffswege.
- Festungen der Verbündeten.
- Sperrstellungen der Verbündeten: 1. Diemelinie; 2. Ohmlinie.
- Schlachten und Gefechte: 1. Hastenbeck 1757; 2. Krefeld 1758; 3. Sandershausen und Lutterberg 1758; 4. Bergen 1759; 5. Minden 1759; 6. Corbach 1760; 7. Warburg 1760; 8. Wellinghausen 1761; 9. Bredegar-Giershagen 1761; 10. Wilhelmstal 1762.
- W.: Waldeck, S.: Sababurg.

noch zu sprechen ist, beruhte ganz und gar auf einem solchen Vorgang. Das führte die Franzosen aber zu etwas weiterem. Sie konnten auch von einer bloßen Verteidigung dieser Flanke selbst zum Angriff übergehen, und ein solcher Angriff zeigte bedeutende Vorteile für die Franzosen. Denn er führte sie auf den genannten Wegen in der umgekehrten Richtung nordwärts nach P a d e r b o r n, das heißt also an das obere Ende des Hellweges.

Die Bedeutung dieses Punktes kennen wir schon, und wir haben auch schon erwähnt, daß er zweimal — 1759 und 1761 — auf dem Wege durch Hessen, also gewissermaßen hintenherum, erreicht worden ist. Ein weiterer Vorteil, der sich daraus für die Franzosen ergab, war der, daß die vom Main kommende Armee hier zusammenwirken konnte mit einer vom Niederrhein auf dem Hellweg heranrückenden, so, daß dann jeder von beiden auch die Nachschub- und Rückzugsstraßen der anderen zur Verfügung standen, und es ist auch mehrfach zu einer solchen Umschaltung gekommen. Aus dem Zusammenwirken der beiden Armeen ist auch die genannte Schlacht von Bellinghausen hervorgegangen. Aber dieses Bild wäre nun unvollständig ohne eine neue Bemerkung. Es gab in Westfalen außer den zwei früher behandelten Vormarschwegen der Franzosen noch einen dritten, bisher nur kurz erwähnten, den südlichsten: von Arnsherg ruhraufwärts über Brilon an die Diemel. Er erreichte zwar nicht Paderborn — darum kam er für einen rein westfälischen Angriff der Franzosen nicht in Betracht —, aber erreichte bei Bredegar und Marsberg an der Diemel den westlichsten der vorhin erwähnten Verbindungswege nach Hessen. Die Gegend zwischen Bredegar, Marsberg und Corbach hatte also ihre Bedeutung dadurch, daß hier die beiden französischen Heere am schnellsten ihre Vereinigung jenseits des Rothaargebirges im Angesicht des Feindes vollziehen konnten. Es ist bezeichnend für die damalige Kriegführung, daß die Franzosen niemals aus solchem getrennten Anmarsch unmittelbar zum vereinten Schlagen übergegangen sind. Noch ungefährlicher war die Vereinigung beider Heere im Schutze des Gebirges, indem man die Niederrheinarmee über die

Stieg, Dill und Lahn der Mainarmee zuführte, wofür das feste Dillenburg ein wichtiger Stützpunkt war. Dies verzögerte zwar den Aufmarsch, bot aber den Vorteil, daß er von den Hannoveranern schwer erkannt und kaum gestört werden konnte. Die Wege über das Gebirge selbst wurden zwar von den beiderseitigen Streifscharen, vor allem denen der Verbündeten, viel benutzt, waren aber für die eigentlichen Heere unbrauchbar.

Sehen wir uns nach allem diesem wieder die Lage Herzog Ferdinands an. Wir haben gesehen, welche Möglichkeiten für ihn bestanden, wenn er entweder nur in Westfalen oder nur in Hessen mit einem Vorrücken der Franzosen zu rechnen hatte: er konnte versuchen, den hessischen oder den Hellweg zu sperren. Daß das bei dem Hellweg mit mehr Erfolg möglich war als bei dem hessischen, haben wir gesehen. Es war aber auf jeden Fall nur solange möglich, bis die Franzosen auf dem anderen der beiden Wege vorrückten und ihm von dort in den Rücken zu kommen drohten. So haben sie ja zweimal tatsächlich vom Süden her Badernborn erreicht. Der Herzog hat das zunächst mit ziemlicher Ruhe ansehen können, denn vom Hellweg hatte er über die Lippe hin immer die Verbindung mit Münster.

Am Ende beider Armarschwege der Franzosen aber gab es eine Stellung, von der aus der Herzog Hessen und Westfalen zugleich überwachen konnte. Das war die Rhein-Weser-Wasserscheide zwischen Badernborn und Kassel, die Wasserscheide zwischen ihren beiden Nebenflüssen Lippe und Diemel, die Stelle also, deren umgekehrte Bedeutung für die Franzosen wir bereits kennengelernt haben. Das Gebiet ist eine von Nordwesten nach Südosten ansteigende Hochfläche, deren einer Teil das Sintfeld heißt, mit einem Steilabfall nach der Diemel hin. Hier hatte der Herzog alle Vorteile der inneren Linie, konnte aber auch, indem er das Tal der Diemel zur Verteidigung ausnutzte, den Franzosen den Durchgang und damit die Vereinigung ihrer beiden Armeen sperren. Der Kern dieser Stellung waren die Höhen von Effentho, Meerhof und Kleinenberg, aber wir müssen uns

auch noch ihren Randgebieten zuzuwenden. Ihr rechter Flügel lag Marsberg und Giershagen gegenüber. Da hier, wie wir schon sahen, zwei für die Franzosen wichtige Straßen zusammenliefen, war diese Seite gerade eine besonders umstrittene Stelle, die schwer zu beherrschen war. Die Diemelnie abwärts von Scherfede, bei Warburg und Trendelburg, spielte eine die obere Diemel ergänzende Rolle. Zunächst bestand sie darin, daß diese Linie mit ihren linken Uferhöhen das nördlich dahinter liegende lippische Land deckte, das für Verpflegung und Winterquartiere der hannoverschen Truppen wichtig war. Ferner lehnte sich ihr äußerster linker Flügel bei Beverungen und Carlshafen an die Weser an; der Fluß aber war die wichtigste Zufuhrstraße und die Verbindung mit ihm nicht zu entbehren. Schließlich lag von der unteren Diemel aus Kassel besonders nahe, und so eignete sich dieses Stück der Diemelstellung als Grund- und Ausgangslinie für Angriffe in südlicher Richtung. Für Verteidigung und Angriff wichtig war hier der zwischen unterer Diemel, Weser und Fulda liegende Reinhardswald. Seine Flankenlage und seine Unübersichtlichkeit machten ihn zu einem Kampfgebiet der leichten Truppen; das Schloß Sababurg diente dabei der jeweils überlegenen Partei zum Stützpunkt. Von der unteren Diemel aus ging Herzog Ferdinand 1762 zu einem großen Angriff vor, der nach der Schlacht von Wilhelmsthal die Franzosen auf Kassel und die Fulda zurückwarf. Rückwärts der Diemelstellung, nach der Lippe hin, boten die Flüsse Alme und Möhne noch einmal eine ähnliche Verteidigungslinie, aber in ihrer größeren Entfernung von Niederhessen weniger wichtig; sie ließ auch gerade das Loch von Marsberg—Bredelar offen. Ihr einziger Vorteil war die größere Nähe von Lippstadt, aber dieser Festung lag die Diemelstellung auch noch nahe genug. Haben wir früher die Bedeutung von Lippstadt für den westfälischen Kriegsschauplatz kennengelernt, so sehen wir jetzt, daß es als Rückhalt der Diemelstellung auch für den hessischen wichtig war.

Aus allem Vorangehenden aber sehen wir, warum wir diese hessisch-westfälische

Grenzgebiet als den Mittelpunkt der Kriegführung bezeichnen konnten. Es ist bekannt, daß Schwarzenberg, der Freund der methodischen Kriegführung, für den Feldzug in Frankreich 1814 dem Plateau von Langres eine besondere strategische Bedeutung zuschrieb — die Baderborner Hochebene und das Sintfeld haben die entsprechende Bedeutung tatsächlich be-
 sessen. Für die Nachbargebiete, vor allem für die Gegend südlich der Diemel, hatte das natürlich die übelsten Folgen. In den späteren Kriegsjahren klagt Herzog Ferdinand darüber, daß dies Gebiet vollständig ausgesogen sei; das erschwerte ihm die Durchführung eines Angriffes weit nach Hessen hinein, da er dann das ausgeplünderte, nahrungs-
 arme Land im Rücken haben mußte.

Wir wenden uns nun von der Diemel südlich nach Kassel. Zwei der von Frankfurt nordwärts führenden Wege haben hier ihren Endpunkt: von der Eder her der eine, an der Fulda entlang der andere, treffen sie sich in Kassel wieder. Andererseits ist es der Ausgangspunkt für die beiden Fortsetzungen der Bewegung, die hier möglich sind. Rechts der Fulda über die Höhen von Sandershausen, Landwehrhagen und Lutterberg nach Münden und von da hinüber ins Leinetal: der Weg des geraden Angriffes auf Hannover. Nordwestlich auf verschiedenen Straßen zur Diemel: der uns bekannte Weg nach Westfalen, vor allem nach Baderborn. Schließlich hatte Kassel Bedeutung durch die Schifffahrt, die von hier fuldaabwärts die Weser erreichte; Hannoveraner und Franzosen haben davon Gebrauch gemacht. Die links der Fulda liegende Festung wurde noch besonders verstärkt durch den vom Habichtswald gegen die Stadt vorspringenden Krazenberg, der sich west-östlich quer durch den Talleffel legt. Er bot den Franzosen eine durch Verschanzungen noch verbesserte, nach Norden gerichtete, unangreifbare Stellung und sperrte den nord-südlichen Durchgang durch das Tal westlich der Stadt. Daher erforderte eine Einschließung von Kassel einen sehr viel größeren Umkreis, und für Märsche von der Diemel zur Eder benutzte das hannoversche Heer meistens die Straße Warburg—Frislar westlich des Ha-

bichtswaldes. Für die Franzosen war also der Besitz von Kassel von außerordentlicher Bedeutung, und wenn sie den Platz auch nicht immer den Winter über behauptet haben, so führte sie der Feldzug doch regelmäßig wieder hierher und machte die Stadt zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen in den beiden genannten Richtungen. Umgekehrt mußte den Verbündeten viel daran liegen, den Franzosen diese Vorteile zu nehmen, und sobald in Westfalen ein kleines Heer zu genügen schien, drangen sie von der Diemelnie zum Angriff vor. 1758 wurde schon, als das Hauptheer selbst noch in Westfalen stand, eine kleinere Armee unter Oberg zu einem solchen Angriff gegen Kassel vorgeschickt. Da sein Vorstoß nicht unmittelbar zum Erfolge führte, indem er aus Scheu vor der Krazenbergstellung zu viel Zeit verlor und die Franzosen sich in Kassel sammeln konnten, warf er sich unterhalb von Kassel auf die rechte Seite der Fulda, versuchte hier im Gefecht von Lutterberg noch die hannoversche Grenze und die Straße nach Göttingen zu verteidigen und zog sich dann selbst geschlagen auf ihr zurück. Weit bedeutender war der Angriff auf Kassel im Frühjahr 1761. Das hannoversche Hauptheer war weit durch Hessen südwärts vorgeedrungen und bemühte sich, in der Stellung an der Ohm die Franzosen solange festzuhalten, bis Kassel eingenommen wäre. Das kleine Belagerungsheer unter dem Befehl des bekannten Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe reichte zur Einschließung der Stadt nicht aus. Der wirkliche Angriff auf die Festung erfolgte nur von Norden vom Möncheberg und Ahnatal. Die Unterneustadt wurde blockiert. Aber die nur schwach besetzte Südwestseite der Stadt blieb offen. Auf der Weser bekam das Belagerungsheer seinen Nachschub, besonders aus der Festung Hameln seine schweren Geschütze. Da die Stellung an der Ohm nicht gehalten werden konnte, mußte die Belagerung wieder aufgegeben werden. Auf den gegebenen Rückzugstraßen gelang es, ohne Verlust alles wieder fortzuschaffen.

Da die Angriffe auf Kassel regelmäßig vom linken Fuldaufer her geschahen, auf dem der größte Teil der Stadt liegt, zog sich eine die Stadt verteidigende Truppe

im Notfall jedesmal auf die rechte Seite zurück. So Prinz von Hessen im Juli 1758, Kielmannsegge im Juli 1760. Zu einer ganz eigenartigen Stellung der Heere führte das, als Anfang 1762 der Herzog von Braunschweig durch die Schlacht bei Wilhelmstal das französische Heer auf Kassel zurückgeworfen hatte. Vor Kassel selbst und fuldaabwärts bis Münden kam das Vorrücken der Hannoveraner bald zum Stehen. Südlich von Kassel aber, wo über Gudensberg und Friesland die Straße nach Frankfurt führte, wurden die Franzosen zuerst auf die Eder zurückgedrängt, dann auch vom rechten Ederufer weiter gegen die Fulda. Vergeblich versuchten sie, von Melsungen über Homberg a. d. Efze die Verbindung mit Marburg und Gießen aufrechtzuerhalten. Da die beiden Marschälle aus politischen Gründen, nämlich aus Rücksicht auf die bevorstehenden Friedensverhandlungen, Befehl hatten, auf jeden Fall Kassel zu behaupten, so standen sie nun auf dem rechten Fuldaufer in einer ausgedehnten Stellung. Auf dem linken Ufer hielten sie noch Kassel und Melsungen, das vor ihrem linken Flügel lag, und an ihrem äußersten rechten Flügel saßen sie noch in Göttingen. Als Verpflegungsgebiet stand ihnen nur noch Thüringen in ihrem Rücken zur Verfügung, und selbst das wie auch die Rückzugsstraße über Herzfeld und Fulda beherrschten sie nicht mehr ungestört. Schließlich gelang ihnen doch der Rückzug auf diesem Wege, nachdem sie erst Göttingen aufgegeben, dann Kassel sich selbst überlassen hatten. Dies war der letzte Feldzug des Krieges.

Man hätte erwarten können, daß nicht das Gebiet von Baderborn und Kassel der Hauptkriegsschauplatz geworden wäre, sondern etwa das Weserbergland. Es gibt vieles, was ihm eine solche Rolle zuzuweisen scheint. Seine Westseite, der Teutoburger Wald und das Eggegebirge, legt sich dem von Westen durch Westfalen kommenden Angreifer quer in den Weg. Einige Durchgänge durch diesen Wall liegen deutlich fest, von denen heute der von Bielefeld der wichtigste ist. Vor dem Wall senkt sich die „Senne“ wie ein Glacis nach Südwesten. In diese Stellung ist nun auch tatsächlich der Herzog von Cumberland 1757 von der Weser her eingerückt. Sein Hauptheer stand um Bielefeld mit

Lagern bei Bradwebe und Schilbesche. Ein vorgeschobener Posten lag in Nietberg, eine linke Flügelarmee in Paderborn. Vom Wesertnie bei Rehme erhielt das Heer seinen Nachschub. Aber die beiden vorgeschobenen Posten gab Cumberland bald den Franzosen preis, zog diese Truppen an das Hauptheer heran, und als er dann bei der Annäherung der Franzosen fürchtete, auf den Nachbarrässen, etwa bei Derlinghausen und Halle, umgangen zu werden, räumte er auch Bielefeld und zog sich in ungeordnetem Rückzug über Herford an die Weser und auf ihr rechtes Ufer zurück. In Bielefeld zog gleich nach ihm das französische Hauptheer ein, während einzelne Abteilungen über Halle und Derlinghausen auf Enger und Detmold voringen. Dies ist das einzige Mal gewesen, daß die Verteidiger im Lauf des Krieges eine Stellung am Teutoburger Wald bezogen haben. Sie ist nun nicht nur, wie wir gesehen haben, ohne ernste Ausnutzung wieder aufgegeben worden, sondern sie hat auch gar nicht die Geltung einer selbständigen Stellung erlangt. Für Cumberland war sie nur ein ohne rechtes Zutrauen bezogener Vorposten der Weserstellung; von dieser war er ausgegangen, mit ihr blieb er in naher Verbindung, auf sie wich er wieder zurück. Gerade die große Zahl der Übergänge hat den Teutoburger Wald als Stellung unbrauchbar gemacht; ein Heer, dem es nicht gelang, sie alle für den Feind zu sperren, mußte offenbar in eine besonders unangenehme Lage geraten, wenn es dann selbst noch an der Außenseite, der Feind aber schon hinter dem Gebirgswall war. Teilweise ist auch die Lage von 1761 so zu verstehen. Broglie hatte sein Heer von Paderborn aus langsam über die Egge gezogen und die Verbindung mit Höxter hergestellt. Als Herzog Ferdinand merkte, daß diese Unternehmung Broglies auf Hameln zielte, kam er ebenfalls von der Lippe über das Gebirge herüber und bezog Broglie gegenüber eine Stellung bei Neelkirchen. Auf dem westlichen Flügel beider Heere kam es zu einem Kampf um das Städtchen Horn, das den Ostausgang eines der Gebirgsübergänge, bei den Erternsteinen, beherrschte. Aber selbst diesmal war es in der Hauptsache erst die Be-

drohung von Hameln, was den Herzog gegen die in das Innere des Weserberglandes eingedrungenen Franzosen herbeirief. Reinmal also hat der Gebirgswall als Verteidigungsstellung Bedeutung gehabt.

Anderß ist es allerdings mit der Bedeutung der Straßen, die den Teutoburger Wald überschreiten. Sie wurden als die wichtigen Verbindungen zwischen der Weser und Westfalen immer wieder benutzt: die von Baderborn nach Hörter und nach Hameln, die über Bielefeld nach Minden. Auf dieser letzten zog Contades 1759, als er von Baderborn über Bielefeld an die Weser kam und Minden durch Überraschung gewann. Ihm diente diesmal die Straße für den Nachschub in umgekehrter Richtung wie 1757 dem Herzog von Cumberland; wieder spielte Rehme an dem vorgeschobenen Weserthale seine Rolle. Von den Pässen nordwestlich von Bielefeld ist nur noch zu erwähnen, daß der Herzog von Braunschweig zweimal bei Dissen den Teutoburger Wald überschritt, 1758 auf dem Vormarsch, 1759 auf dem Rückzug; in beiden Fällen war es ein Marsch in der Flanke des Feindes, der sich seinerseits auf der Bielefelder Straße befand.

Mehr als der Teutoburger Wald ist die Linie der Weser für die Verteidigung von Hannover in Betracht gezogen worden. Das hatte 1757 zunächst politische Gründe: eine Verteidigung an der Weser, deren Lauf wenigstens auf große Strecken mit der Westgrenze von Hannover zusammentraf, schien am ehesten der in Aussicht genommenen „Observation“ zu entsprechen. Ebenso spielten politische Gründe mit, als der Herzog von Braunschweig dann die späteren Feldzüge nach Westfalen und Hessen verlegte, denn damit ersparte er dem hannoverschen Lande das Schicksal, das nun vor allem dem Land südlich der Diemel zuteil geworden ist. Trotz dieser Verschiebung behielten die Weser und die an ihr gelegenen Übergänge und Festungen Bedeutung, so daß wir von ihnen auch im Zusammenhang noch etwas sagen wollen. Hörter stellte die Verbindung zwischen Baderborn und dem Leinetal her. 1757 und 1761 haben hier französische Heere die Weser überschritten; in dem zweiten Fall hat die Weser als wichtigste rückwärtige

Verbindung des Heeres dienen sollen. Für die Hannoveraner war Hörter dadurch wichtig, daß es die Diemelsestellung mit dem Solling verband, der Solling aber den leichten Truppen, die das Leinetal zu beobachten hatten, als Versteck diente. In dieser letzten Aufgabe konnte Hörter auch durch Beverungen vertreten werden. An dem wichtigsten Weserübergang lag Hameln. Die Straße Hameln—Hannover gewannen die Franzosen 1757 durch die Schlacht bei Hastenbeck. Auf derselben Straße und weiter nach Baderborn vollzog sich im nächsten Jahre ihr Rückzug. Gegen Hameln richteten sich die französischen Bemühungen 1759 und 1761. Herzog Ferdinand seinerseits hat die Festung mit Hilfe des sachkundigen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe verstärken und ausbauen lassen. Sie ist seit 1758 nicht mehr an die Franzosen verlorengegangen. Wechselvoller ist die Rolle von M i n d e n gewesen, zum Teil in Folge geringerer Stärke der Festung. Als der Herzog von Cumberland 1757 seine Stellung bei Bielefeld aufgegeben hatte, stand er mit dem Heere bei Stadthausberge und wollte durch die Verbindung dieser Stellung mit der Festung Minden die untere Weser decken, die ihm das Ziel des französischen Angriffs zu sein schien. Als er dann durch die Schlacht bei Hastenbeck die Hamelner Straße verloren hatte, zog er sich an der unteren Weser entlang zurück. Im folgenden Jahr kam Herzog Ferdinand umgekehrt von Hoya und Nienburg weseraufwärts gegen Minden heran; die schnelle Einnahme der Festung bedrohte den Franzosen die Bielefelder und die Hamelner Straße und entschied ihren vollständigen Rückzug. 1759 erreichte Contades Minden von Herford her; er wollte darüber hinaus auf Nienburg vorgehen und bereitete gleichzeitig eine Belagerung von Hameln vor. Es gelang dem Herzog noch, sich zwischen die Franzosen und Nienburg zu setzen; er zwang sie dann bei Minden zur Schlacht, und mit dieser Niederlage und einer gleichzeitigen bei Gohfeld an der Herford—Bielefelder Straße verlor Contades seine Möglichkeiten und konnte sich nur an Hameln vorbei zur Leine hin zurückziehen. Diese Vorgänge zeigen uns die doppelte Bedeutung von Minden. Es deckt die Linie der unteren Weser als ihr süd-

lichter Punkt gegen Angriffe, die durch die westfälische Pforte erfolgen können, und deckt umgekehrt die Vielefelder und die Hamelner Straße gegen Angriffe von Norden, Aufgaben, die es allerdings beide nur unvollkommen gelöst hat. Ohne Bedeutung war auf jeden Fall der Weg von Minden nach Hannover. Das scheint überraschend, stimmt aber damit überein, daß, wohl aus politischen Ursachen, auch keine Poststraße damals hierher führte. Diejenige von Hannover nach Osnabrück überschritt nämlich die Weser bei Stolzenau, die preussische von Minden nach Halberstadt ging über Hessisch Oldendorf—Koppenbrügge—Hilbesheim. Auf dieser letzten Straße gingen zwischen Minden und Hameln einige Male Heeresbewegungen vor sich. Für sie spielte das nur schwach befestigte *M i n t e l n* eine gewisse Rolle, das einen Weserübergang in ihrer Nähe deckte.

Es gab noch eine Gegend östlich der Weser, die durch den ganzen Krieg hindurch Bedeutung behalten hat, das *Leinetal*, durch das der unmittelbare Weg von Frankfurt nach Hannover lief. Die Franzosen betraten es von Kassel her, das, wie wir wissen, meistens in ihrer Hand war. Nördlich von Kassel versuchten zweimal kleinere hannoversche Heere den Weg nach Minden zu verteidigen. Bei *S a n d e r s h a u s e n* und bei *L u t t e r b e r g* wurden sie geschlagen (Juli u. Okt. 1758). Nach beiden Gefechten und dann durch alle Kriegsjahre hindurch finden wir französische Truppen im Leinetal.

Von Minden her betritt man es bei *G ö t t i n g e n*. In dieser Festung setzten sich die Franzosen fest, und zwar in den drei letzten Kriegsjahren auch ohne sie im Winter aufzugeben. Ohne eine Belagerung waren sie nicht daraus zu vertreiben, und so blieb den Hannoveranern nur Beobachtung und Blockierung der Festung übrig. Für das erste boten Bramwald und Solling mit Uslar als Mittelpunkt den leichten Truppen einen geeigneten Rückhalt; in ihrer Flankenlage zum Leinetal beruhte die Bedeutung dieser beiden Wälder. Viel schwieriger war Göttingen im Süden und Südosten abzusperrern, doch fanden auf seinen Verbindungswegen nach der Werra und vor allem zum Eichsfeld, das für die Verpflegung sehr wichtig war, viele

Streifzüge und Gefechte leichter Truppen statt. Wir haben schon gehört, daß die Franzosen Göttingen als Austauschpfand für die Friedensverhandlungen betrachteten; seine militärische Bedeutung hatte es aber als Ausgangspunkt weiterer Vorstöße das Leinetal abwärts.

Eine Straße führte rechts der Leine nach N o r t-
h e i m, und hier zweigten mehrere Wege nach Osten und Nordosten ab, die in das mit Hannover-England verbündete Braunschweig führten und nach dem Harz, dessen Südseite oft von französischen Scharen überfallen wurde. Am wichtigsten war es für die Franzosen, daß man hier auf der großen Handelsstraße Frankfurt—Hamburg über Seesen nach Braunschweig selbst kam. Auf diesem Wege gelang ihnen 1760 noch einmal eine Brandschatzung von Halberstadt, und 1761 nahmen sie Wolfenbüttel ein, und das ebenfalls angegriffene Braunschweig wurde nur im letzten Augenblick durch rechtzeitige Hilfe von Hannover aus gerettet. An keiner Stelle sind die Franzosen in den späteren Feldzügen so oft und tief in das Innere der verbündeten Staaten eingedrungen wie hier. Sehr viel schwerer war es für sie, von Göttingen aus links der Leine über E i n b e c k auf der Straße vorzugehen, die nach Hannover führte. Daß diese von Bramwald und Solling flankiert wurde, sahen wir schon. Einbeck steht in mehrfacher Beziehung zur Weser, und zwar zunächst zu dem Übergang von Hörter. Eine der Straßen führt über Dassel und quer über den nördlichen Solling, die andere biegt über Stadtoldendorf nach Norden aus, und beide erreichen die Weser bei Holzminden, das hier zur Ergänzung von Hörter dient. Diese Zusammengehörigkeit von Hörter und Einbeck zeigte sich am deutlichsten, als 1761 Marschall Broglie nach seinem Versuch, unter Stützung auf Hörter gegen Hameln vorzugehen, sein Heer von der linken Weserseite auf die rechte herübernahm und sich bei Einbeck festsetzte. Zwischen Hörter und Einbeck trafen sich also noch einmal der westfälische und der hessische Einmarschweg der Franzosen. Darin lag eine vorteilhafte Möglichkeit, die sich den Franzosen bei Einbeck bot. Ein Vorrücken über Einbeck hinaus war aber nicht möglich ohne Berücksichtigung von Hameln, und dies

ist die wichtigste Seite der Einbecker Stellung. Von Einbeck nach Hameln hinüber lief am Hils entlang eine Straße, die wiederum das Leinetal mit dem Wesertal verband. Sie war ein Stück der großen Handelsstraße von Leipzig nach Bremen, die an Bedeutung der von Northeim über Seesen nach Braunschweig und Hamburg führenden entsprach. Eine Reihe von Punkten an ihr waren von militärischer Wichtigkeit. Zunächst dicht nördlich von Einbeck die „Hube“. Ihr Besitz entschied über die Haltbarkeit der Stellung bei Einbeck; als es 1759 einige Zeit nach der Schlacht bei Minden dem Erbprinzen von Braunschweig in raschem Angriff gelungen war, sie von Norden her zu nehmen, mußten die Franzosen ihren Rückzug über Einbeck beschleunigen; 1761, als Broglie bei Einbeck stand, gelang den Hannoveranern die Einnahme der Hube nicht, und sie mußten die Stellung im Westen über Dassel umgehen. Der nächste wichtige Punkt an der Einbeck—Hamelner Straße ist die Stelle, wo die Straße von Holzminden in zwei Zweigen in sie einmündet, bei Bortwohle und Eschershausen, die am meisten umstrittene Stelle zwischen Hameln und Einbeck. Hier setzte sich 1757 der Marschall d'Estrées, von Hörter kommend, auf die Hamelner Straße und zog auf dieser nordwärts zur Schlacht von Hastenbeck. Wir nähern uns damit also Hameln und finden den nächsten wichtigen Punkt bei Halle; im Besitz dieser Stelle deckten die Franzosen den vorigen Straßennotenpunkt, die Hannoveraner aber den Weg nach Hameln und die Abzweigung nach Bodenwerder. Schließlich betritt die Straße durch den Paß von Ohfen, zwischen Weser und Bückeberg, das Talbecken von Hameln selbst, und hier kam es im Juli 1757 zunächst zu einem Vorgefecht um den Bückeberg und Wölkershausen, dann zur Schlacht von Hastenbeck. Durch sie gewannen die Franzosen diesen wichtigen Punkt und die Straße nach Hannover. Aber wir haben damit Hameln von einer neuen Seite kennengelernt. Wir sehen, daß es nicht nur die Straße von Westfalen nach Hannover sperrte, sondern von seiner gegen Einbeck gerichteten Front aus auch die Straße von Göttingen nach Hannover. Dieser Zusammenhang ist für die Schlacht von Hastenbeck wichtig. Denn mit dem Übergang

über die Weser bei Hörter hatte d'Estrées auch das Leinetal mit Einbeck gewonnen, und er hätte von hier aus gegen Hannover rücken können, nämlich auf der Straße, die von Einbeck über die Hube und dann wieder an die Leine führte. Da die Hannoveraner mit dieser Möglichkeit rechneten, behielten sie den wichtigen Punkt von Elze im Auge. Aber daß ein solches Vorgehen über die Hameln—Einbecker Straße hätte in der Flanke getroffen werden können, das zwang d'Estrées, das hannoversche Heer in seiner Stellung bei Hameln aufzusuchen. Oft befanden sich die Franzosen später bei Einbeck in ähnlicher Stellung, aber sie haben nur noch einmal ein bloßes Streifkorps von dort nach Hannover vorschicken können, da es ihnen nicht mehr gelang, den von Hameln aus geleisteten Widerstand zu beseitigen. An der Festung hatten die Hannoveraner einen zuverlässigen Rückhalt, der auch jedem Heere zugute kam, das sich von Göttingen und Einbeck vor den Franzosen zurückziehen mußte. Über die Straße Göttingen—Hannover ist noch hinzuzufügen, daß sie an Bedeutung damals noch hinter der Seesen—Braunschweiger zurückstand und innerhalb der braunschweigischen Grenzen schlecht gehalten wurde; sie hatte eben erst angefangen, mit der anderen in Wettbewerb zu treten.

Einbeck war also der nördlichste Punkt, den ein französisches Heer im Leinetal erreichen konnte, und seine Wirkung beschränkte sich dann meist darauf, Northeim mit seinen Straßenabzweigungen und damit die von hier ausgehenden Streifzüge zu decken, durch die sich die Franzosen für die Nichterreichung des Hauptzieles entschädigten.

5.

Ein einziger Feldzug der sechs Kriegsjahre steht in seinen strategischen Zusammenhängen ganz für sich und reicht mit seinen Zielen über die bis jetzt dargestellte Kriegsführung der übrigen Jahre weit hinaus. Es ist der Angriffsfeldzug, den Herzog Ferdinand vom 1. Juni bis 10. Aug. 1758 links des Rheines führte.

Nachdem er im Februar und März die Franzosen in so glänzendem Feldzuge aus Hannover bis hinter den

Rhein zurückgetrieben hatte, hatte er sein Heer in Westfalen in Quartieren untergebracht und ein Versammlungslager bei Dülmen vorbereitet, also in einer Gegend, die uns ihrer Bedeutung nach bekannt ist. Die Franzosen ihrerseits lagen in Quartieren links des Rheins, wo das Heer alle Verluste des eiligen Rückzuges wieder ersetzen mußte; sie hatten ihre Besatzungen in den Festungen Wesel und Düsseldorf und ihre Posten an allen übrigen Rheinübergängen. Der Herzog rechnete damit, daß sie den Sommerfeldzug mit einem neuen Angriff eröffnen würden, und wollte sich in Westfalen zur Verteidigung dagegen vorbereiten, indem er Magazine anlegen und das Heer und die Festungen neu instandsetzen ließ. Aber bei der weiten Entfernung von der Weser dauerten die Landtransporte viel zu lange, zumal das schon von den Franzosen ausgeplünderte Westfalen nicht genug Wagen stellen konnte, und die zur Verfügung stehenden Wasserwege, also vor allem die Ems, konnten diesen Mangel nicht völlig ausgleichen. Der Herzog fürchtete, mit seinen Vorbereitungen gegenüber den Franzosen in Rückstand zu geraten. Darum entschloß er sich nun zu einem Vorgehen, das man in England auch aus politischen Gründen von ihm wünschte, zum Angriff auf die Franzosen links des Rheins.

Unter Vorwänden ließ er in Holland Schiffe bestellen, die sich auf einen bestimmten Tag an der holländisch-kevischen Grenze einfinden sollten, mit Material für einen Brückenbau und mit Lebensmitteln beladen. Das Heer führte er von Roesfeld über Borken und Bocholt derselben Stelle am Rheine zu, verschleierte diesen Marsch vor den Franzosen durch eine Heeresabteilung, die ihn gegen Wesel deckte, und durch einen Scheinangriff gegen Duisburg und Düsseldorf. Der Plan gelang. Unmittelbar auf der holländischen Grenze konnten erst einige Truppen auf Rähnen übergehen, dann die Brücken geschlagen werden, und die überraschten Franzosen, die noch verstreut in ihren Quartieren gelegen hatten, wichen schon nach kurzem Widerstande von Kleve südwärts zurück, zuerst bis Xanten, dann, immer weiter sich sammelnd, nach Rheinberg, von Rheinberg nach Mörz, von Mörz nach Neuß. Erst von Neuß

gingen sie dem Feind zu einer Schlacht — bei K r e f e l d — entgegen. Herzog Ferdinand nahm die Herausforderung sofort an, und geschlagen gingen die Franzosen hinter die Erft und bis vor Köln zurück.

Wie war die Lage? Die erste Veränderung, die das hannoversche Heer erfahren hatte, war die, daß es Holland als Verpflegungslieferanten im Rücken hatte und für den Nachschub den Rhein aufwärts bis vor Wesel, nämlich bis Nees, benutzen konnte — ein erster großer Gewinn. Seine rechte Flanke lehnte sich an die Niers und dehnte sich dann durch Streifzüge bis an die Maas aus. Über die Brücken beider Flüsse liefen die Straßen, die die französische Rheinstellung mit Frankreich verbanden; indem der Herzog Goch und Wachtendonk, Venlo und Roermond besetzen ließ, schnitt er diese Wege ab und gewann in Venlo sogar noch die Maas als zweiten Transportweg neben dem Rhein. Noch weiter im Süden versuchte er in derselben Weise Sülich und Lüttich zu erreichen. Vor seiner linken Flanke hatte Herzog Ferdinand das französische Heer, das hartnäckig am Rheine blieb. Zwar hatte der französische Feldherr eine Zeitlang daran gedacht, westwärts nach der Maas zurückzugehen. Jetzt aber suchte er sich in der Nähe der Festungen Wesel und Düsseldorf zu halten; der Rhein konnte ihm flußaufwärts immer noch die verlorenegegangenen Verbindungen nach Frankreich ersetzen. Aber auch diese letzte bedrohte der Herzog. Dadurch, daß er zwischen Rhein und Niers nach Süden vorrückte, griff er jedesmal, wenn die Franzosen an einem Punkte des Rheins haltmachen wollten, um ihre linke Flanke herum in der Absicht, in ihrem Rücken an den Rhein zu kommen. Dies war besonders die Lage bei Rheinberg und in der Schlacht bei Krefeld gewesen. Erst hinter der Erft, mit Köln als Rückhalt, fanden die Franzosen davor Ruhe. Ein Versuch des Herzogs, ihnen auch hier auf den Leib zu rücken, mißlang.

Was wollte Herzog Ferdinand erreichen? Er wartete von Tag zu Tag darauf, daß die Franzosen es für nötig halten würden, zur Deckung der Maas nach Westen abziehen. Sie hätten dann den Rhein verlassen, und früher oder später würde sich Wesel haben ergeben müssen. Düs-

feldorf war bereits gefallen. Der Krieg hätte damit auf einer völlig neuen Grundlage weitergeführt werden können. Zulezt versuchte es der Herzog noch einmal, mit einem verzweifelten Zuge die Franzosen dahin zu bringen, wohin er sie haben wollte. Er bedrohte jetzt, wie vorhin erwähnt, Jülich und Lüttich und zog gleichzeitig mit dem Hauptheer selbst nach Roermond, während er den Nachschub für das Heer auf der Maas nach Venlo bestellte. Aber das Unternehmen schlug fehl. Die Franzosen gingen über die Erft nach Norden vor und drohten, dem Herzog seine Verbindung mit dem Rhein zu zerschneiden, und diese war so schon durch die weite Entfernung locker genug und unsicher durch die Belästigungen, die sie dauernnd von der französischen Besatzung des uneingenommen gebliebenen Geldern erfuhr. Als der Herzog diese Gefahr sah und zugleich erfuhr, daß Soubise mit der französischen Mainarmee im Begriff war, über Kassel gegen Hannover vorzugehen, mußte er sich zum Rückzug an und über den Rhein entschließen. Es war die höchste Zeit. Eine französische Heeresabteilung ging schon rechts des Rheins auf den entscheidenden Punkt los, auf die Schiffsbrücken bei Rees, und es kam die Nachricht, daß das Steigen des Rheins die Übergangsmöglichkeit überhaupt bedrohte. Jetzt war es für die Hannoveraner ihrerseits wichtig, die Übergänge über die verschiedenen Flüsse, diesmal die Schwalm und die Niers, zu gewinnen, und nur in Folge der Unentschlossenheit der Franzosen gelang es beide Male, bei Brüggem und bei Wachtendonk. Auf denselben Höhen, auf denen das Heer vor kurzem nach Süden vorgerückt war, bei Sonsbeck, Kalkar, Kleve, deckte jetzt die Nachhut den Rückzug und den Übergang des Heeres über den Rhein. Der französische Angriff auf die Schiffsbrücken war abgeschlagen, diese dann aber weiter flussabwärts verlegt worden. Unter dem Hochwasser hatte das französische Heer bald darauf bei seinem Flußübergang mehr zu leiden als die Hannoveraner.

Ein kühnes Unternehmen hatte aufgegeben werden müssen. Weite Pläne waren damit verbunden gewesen. Herzog Ferdinand hatte gehofft, durch glänzende Erfolge

das neutrale Holland zum Eintritt in den Krieg gegen Frankreich veranlassen zu können. Dann wäre die Maaslinie ohne weiteres für die Franzosen unhaltbar geworden, und der Herzog hätte dann den Krieg in die österreichischen Niederlande getragen, um dort in der unmittelbaren Nähe Englands auf dessen eigentlicher Front gegen Frankreich zu kämpfen. Als er die Kriegführung einige Monate vorher auf die Ernennung des englischen und den Befehl des preussischen Königs hin übernommen hatte, hatte das hannoversche Heer in derjenigen Gegend gestanden, die am weitesten rückwärts noch ohne Umwege eine Verbindung zwischen England und Preußen zuließ. In Belgien dagegen wäre der Kampf auf der vordersten Linie geführt worden, in der Preußen und England nebeneinander stehen konnten. Was damals nur als Plan entworfen worden ist, ist 1815 Wirklichkeit geworden.

6.

Wenn wir nun von der erzählenden Darstellung noch zu einer zusammenfassenden Betrachtung übergehen wollen, so müssen wir uns von dem zuletzt geschilderten Feldzug mit seinen weiten Ausblicken wieder dem Gebiet zuwenden, das sechs Jahre lang Kriegsschauplatz gewesen ist, den Ländern zwischen dem Rhein und der Leine.

Diese sechs Jahre methodischer Kriegführung auf diesem Boden haben fast alle in der Landschaft ruhenden Möglichkeiten ausgeschöpft, haben fast alle Punkte, Wege, Stellungen einmal zu ihrer Geltung gebracht, bis sich im letzten Feldzug die beiden Gegner in einer Art Stellungskrieg festgebissen haben, ohne zu einer klaren Kampfentscheidung kommen zu können. Wir haben, meine ich, indem wir ihren Wegen in der nordwestdeutschen Landschaft nachgingen, ein Bild dieser Kriegführung gewonnen, die einen Feldzug sorgfältig wie eine Expedition aufbaut und das Heer mit Hilfe eines langsam zusammengestellten Stappengerüstes vorwärtschiebt, nicht mit dem Ziel, den Feind aufzusuchen und schnell vernichtend zu schlagen, sondern lieber ihm die Stützen seines Gerüstes

wegzuziehen, wenn er es nicht rechtzeitig vorher selbst abhaut. Die Schlachten sind in dieser Kriegsführung Nebensache, entscheiden meistens nur über die eine oder andere Unternehmung, selten über einen ganzen Feldzug und niemals über den Kriegsausgang selbst. Die Schlacht ist das letzte Auskunftsmitglied des zahlenmäßig Schwächeren— so spricht Westphalen, der Sekretär des Herzogs von Braunschweig, der den größten Teil der Feldzüge dargestellt hat und durch Bildung, Verständnis und persönlichen Anteil wohl dazu berufen war, einen Leitgedanken dieser Kriegsführung selbst aus. Wie weit die Feldzüge Herzog Ferdinands mit der Kriegsführung seines Meisters, Friedrichs des Großen, übereinstimmen, kann hier nicht dargestellt werden. Aber hinweisen wollen wir in dieser Zusammenfassung noch auf einige ihrer Merkmale, die sich auf unser geschichtlich-landeskundliches Thema beziehen.

Das eine betrifft die Bedeutung der Flüsse. Sie gelten durchweg als die gegebenen Verteidigungslinien, bewähren sich aber tatsächlich auf größere Längserstreckung nicht als solche, der Rhein nicht viel mehr als die Weser. Nur kürzere Flußläufe und einzelne Abschnitte der großen spielen wirklich für die Stellungen eine wichtige und dann oft entscheidende Rolle. Die andere Aufgabe der Flüsse ist die des Transports; diese erfüllt ein Fluß gerade dann am besten, wenn er in senkrechter Richtung von hinten an die Front des Heeres führt, und so finden wir die Heere mehrmals in Stellungen rittlings oder quer zu einem Flußlauf.

Das andere, was unsere Aufmerksamkeit noch einmal verdient, sind die kleinen festen Plätze, die sich eigenartigerweise auch neben den großen Festungen zur Geltung bringen. Besonders zahlreich sind sie in Hessen: Sababurg, Gudensberg, Frittlar, Felsberg, Homberg, Amöneburg, Ulrichstein und andere, auch Waldeck; im Tiefland sind es naturgemäß nur wenige wie Rotenburg, Ottersberg, Hoya; aber dichter liegen sie wieder im Harz, wenn auch weiter ab von den Kriegseignissen: Herzberg, Scharzfeld, Regenstein. Alle diese kleinen Städte, Burgen und festen Schlösser werden vor allem von den leichten

Truppen zu dem ausgenutzt, was sie innerhalb der Kriegsführung des 18. Jahrhunderts noch zu leisten vermögen, und so umgibt sie noch einmal der Glanz ihrer sonst vergangenen Bedeutung.

Aber kehren wir davon wieder zu einem größeren Überblick zurück! Wir haben das Vertrauen gehabt, die Kriegsgeschichte würde uns im Laufe von sechs Jahren geschichtliche Wirkungen der Landschaft in zeitlicher Beschleunigung vorführen, die sich im ruhigeren Verlauf der Handels- und Verkehrs- und der politischen Geschichte nur langsam durchsetzen. Vielleicht ist es so, daß durch einen Krieg die immer in der Landschaft verborgenen *Kraftlinien* einmal deutlich mit dicken Strichen ausgezogen werden. Wo finden wir in unseren geschilderten Feldzügen solche Linien angedeutet?

Eine Gruppe ist ohne weiteres deutlich geworden, es sind die vom Rhein ausgehenden, zum Schaden Deutschlands in sein Inneres gerichteten Linien. Es erübrigt sich hier, ihre durch die ganze deutsche Geschichte dauernde Wirksamkeit zu zeigen. Im Siebenjährigen Krieg bewegen sich als kriegführende Macht die Franzosen auf ihnen vorwärts. Wer damals und in der ganzen vorhergegangenen Zeit seine Territorialpolitik von diesen Linien leiten ließ, das waren die geistlichen Kurfürsten, die Erzbischöfe von Köln und Mainz. In diesem Wechsel von Politik und Kriegführung spielten die beiden Fürsten die Rolle von Statthaltern Frankreichs am Rhein. So stellt sich uns die ganze Rheinfrage auch hier wieder in ihrer verhängnisvollen Bedeutung dar, einschließlich der Notwendigkeit, die deutschen Ausgangspunkte dieser westlichen Einfallstraßen in fester Hand zu halten, zum Schutze Deutschlands. Viel kleinlicher und schwächer erscheinen die entgegengerichteten Kraftlinien Hannovers. Sie halten sich durchaus innerhalb der Reichweite deutscher Territorialpolitik. Eine von ihnen richtet sich von Hannover auf Minden, von dem wir ja gesehen haben, daß es mit Hameln einerseits, mit den Pläzen an der unteren Weser andererseits in ein System gehört. Aber hier war Preußen der hannoverschen Politik zuvorgekommen. Die zweite der hannoverschen

Kraftlinien hätte von Hameln gegen Lippe gerichtet sein können, aber sie war stumpf. Die dritte zielte über Göttingen und Minden nach Süden; die Kriegszereignisse haben uns den Sinn gezeigt, der hier in dem Übergreifen Hannovers über die Werra liegt. Nur vorübergehend, auf Grund von Vorschlägen des preußischen Königs, zeigt Hannover Interesse für Osnabrück und Paderborn, ebenso aber für Hildesheim und das Eichsfeld, die Friedrich offenbar weniger gern in hannoverscher Hand gesehen hätte. Viel wichtiger als die hannoverschen Kraftlinien ist die preußische, denn man spürt schon im Siebenjährigen Krieg die hinter ihr stehende Macht, die zwar damals noch nicht auf den ihr vorgezeichneten Bahnen vorstoßen will, aber doch einmal gezwungen sein wird, es zu tun. Halberstadt ist vorläufig der Ausgangspunkt dieser preußischen Kraftlinie, Wesel ihr Endpunkt. Von den Zwischengliedern sind einige schon preußisch; an andern Stellen muß sich Preußen vorläufig mit einem Ersatz begnügen; die noch nicht preußischen Punkte bilden mehr oder weniger, je nach ihrer eigenen Stärke, Gegenstände preußischer Begehrlichkeit. Zur ersten Gruppe gehören Halberstadt, Soest und Wesel, zur zweiten Minden, Bielefeld, Lippestadt und Hamm, zur dritten Hildesheim, Hameln, Paderborn, Dortmund und Düsseldorf. Durch die Erwerbung von Hannover hat sich dann später die ganze Linie weiter nach Norden verschoben, zumal hier das Gelände dem modernen Verkehr angemessener war, so daß nun Minden, Bielefeld und Hamm an dem Hauptstrang liegen statt bloßer Notbehelf zu sein. Endlich haben wir auch Münster als Glied des ganzen Systems kennengelernt. Schließen wir also mit diesem Ausblick, der sich uns bietet: von den Feldzügen der sechs Kriegsjahre in Nordwestdeutschland auf das Vordringen Preußens, dessen Aufgabe für Deutschland sich uns in ihnen ankündigt.

Anmerkung: Es mag wünschenswert erscheinen, die Ergebnisse des vorliegenden Versuchs wenigstens in einer Anmerkung zu dem bekannten Werk A. v. Hofmanns „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte“ (vgl. Nds. Jb. 10 S. 197 ff.) in Beziehung zu setzen, dem er viel verdankt. Die Arbeit unterscheidet sich methodisch

insofern von A. v. Hofmann, als dieser oft auf klugen Kombinationen von Ortllichkeit und geschichtlichem Ereignis aufbaut, während hier den geschichtlich-geographischen Zusammenhängen, um ihrer sicherer zu sein, an den Ereignissen selbst nachgegangen wurde. Ein anderer Unterschied besteht darin, daß A. v. Hofmann zwar auf die Bedeutung der Kriege des 18. Jhdts. hinweist, sie aber selbst nicht so auswertet, wie es möglich gewesen wäre. Das gilt auch von seinem Werke über Italien. Was schließlich die aus der Untersuchung sich ergebenden Erkenntnisse betrifft, so sind zunächst einige Abweichungen festzustellen, die zum Teil mit dem eben Gesagten zusammenhängen. Die Beurteilung, die die verschiedenen Schlachten bei A. v. Hofmann erfahren, ist teils unvollständig, teils nicht zutreffend wie bei der von Bellinghausen und bei der von Lutterberg von 1762, die A. v. H. mit der von 1758 verwechselt haben muß. Wichtiger ist, daß der Siebenjährige Krieg nichts von der Bedeutung der „Weserfestung“ erkennen läßt, und ich glaube, daß das nicht nur an den Fortschritten des 18. Jahrhunderts. gegenüber technisch weniger entwickelten Zeiten oder an einer kräftigeren Erschließung des Weserberglandes liegt, sondern daß sie niemals diese Bedeutung gehabt hat. Auf andere Abweichungen braucht nicht eingegangen zu werden. Bezüglich einer großen Reihe von Landschaften erfährt dagegen das von A. v. H. gezeichnete Bild eine eindeutige Bestätigung: ich nenne die Straßen durch Hessen, den Hellweg, die Gegend der oberen Diemel.

Kleine Beiträge

Die Anfänge der Stadt Osnabrück.

Von

B. J. Meier.

Mit einem Plan.

In seiner „Geschichte der Stadt Osnabrück im Mittelalter“¹ kommt H. R o t h e r t, wie sich von selbst versteht, auch auf die Anfänge der Stadt zu sprechen. Aber es wiederholt sich hier wieder die alte Erfahrung, die ich schon bei Braunschweig, Stendal, Magdeburg, Lübingen, Hameln usw. gemacht habe, die Erfahrung nämlich, daß es vergebliche Mühe ist, wenn sich ein Forscher bei der Frage, wie eine Stadt entsteht, nur auf die örtlichen Quellen beschränkt und nicht auch so viele andere Städte, als er nur irgend habhaft werden kann, und zwar nicht nur die nächst liegenden, zum Vergleich heranzieht, ja wenn er nicht einmal seinen Untersuchungen die Ergebnisse zu Grunde legt, die uns S i e g f r i e d R i e t s c h e l in seinem aufschlußreichen Buch „Markt und Stadt“ vor 40 Jahren geschenkt hat. Gewiß, man kann bei dessen Untersuchungen auch Irrtümer und Fehlschlüsse feststellen, aber das enthebt uns nicht der Pflicht, uns erstmal mit ihnen grundsätzlich auseinanderzusetzen. Ich selbst habe dann in einer größeren Reihe von Aufsätzen² dies versucht und glaube, daß ich in der von

¹ Osnabrücker Mitteilungen 57 (1937) S. 1 ff.

² Da diese an sehr verschiedenen Stellen veröffentlicht sind, so empfiehlt es sich vielleicht, sie hier anzuführen: 1. Entstehung und Grundrißbildung der Alt- und Neustadt Brandenburg, Forschungen zur brandenb.-preuß. Geschichte 1907 (20) 125 ff. 2. Zur Frage der Grundrißbildung der Stadt Braunschweig, Braunschw. Magazin 1908 (14) 131 ff. 3. Die Anfänge und Grundrißbildung d. Stadt Hameln,

Rietschel eingeschlagenen Richtung weiter fortgeschritten bin. Aber auch, was ich im Städteatlas über Osnabrück ausgeführt habe, hat Rothert nicht beachtet, er nimmt z. B. S. 22 an, daß „schon die ältesten Bewohner des Laienviertels der Domburg neben Handwerk und Handel auch Landwirtschaft für den eigenen Bedarf betrieben“ hätten. Das ist ja aber gerade die Eigenart der Marktsiedlung, daß hier die Landwirtschaft grundsätzlich ausgeschlossen war, und die Bewohner nur die Allmende für ihr eigenes Hausvieh benutzen durften. Rothert nimmt auch ohne weiteres an, daß sowohl bei der Marktsiedlung wie bei der Stadt eine allmähliche selbständige Ansiedlung der Bewohner stattgefunden hätte. Demgegenüber ist aber mit aller Entschiedenheit daran festzuhalten, daß in beiden Fällen, bei der Markt- wie bei der Stadtsiedlung, der Grundherr, bei Osnabrück also der Bischof es war, der den Ort anlegte. Was wir jetzt von der deutschen Marktsiedlung, um zunächst auf diese einzugehen, wissen und was auch in meinen Aufsätzen und im Städteatlas immer wieder hervorgehoben wird, ist folgendes: Die königliche Verleihung des Markt-, Münz- und Zollrechtes sowie der eigenen Gerichtsbarkeit ist von der gleichzeitig erfolgenden Marktsiedlung durch den betreffenden Grundherrn nicht zu trennen und umgekehrt. Beide bedingen sich gegenseitig, keines ist ohne das andere denkbar. Die Siedlung umfaßt aber ausschließlich Kauf-

Zeitschr. d. Histor. Ver. f. Niedersachsen 1909 S. 85 ff. 4. Untersuchungen über die Anfänge d. Stadt Braunschweig, Braunschw. Jahrbuch 1912 (11) 1 ff., 124 ff. 5. Die Fortschritte in der Frage d. Anfänge u. Grundrißbildung d. deutschen Stadt, Korrespondenzblatt 1912 Sp. 222. 6. Anfänge d. Stadt Tübingen, Tübinger Blätter 1916/21, 49 ff. 7. Die Stadt Stendal, Forschungen z. brandenb.-preuß. Geschichte 1914 (27) 371 ff. 8. Die Anfänge d. Stadt Magdeburg und der deutsche Marktort des frühen Mittelalters, Magdeb. Geschichtsblätter 1920, 60 ff. 9. Marktsiedlung, Jahrmakkt, bürgerliches Wohnhaus, Braunschw. Magazin 1924 Sp. 5*. 10. Ausgrabung einer karoling. Marktsiedlung (Dovestad), ebd. 1926 Sp. 28. 11. Anfänge d. Stadt Osnabrück, Osnabr. Mitt. 1930, 157 ff. 12. Siedlungsgeschichte von Hilbesheim, Niedersächs. Jahrbuch 1931, 116 ff. 13. Der alte und der neue Markt in Hameln, Hannov. Magazin 1930, 49 ff. 14. Die Besprechung von H. Krüger, Hörter und Corven, Niedersächs. Jahrbuch 1934, 191 ff. 15. Niedersächs. Städteatlas Abt. I und II. 16. Wie entstand die Stadt Helmstedt, Helmstedter Kreisblatt, Jubiläumsausgabe vom 1. Mai 1934.

leute und solche Handwerker, die ihr Gewerbe nicht als Tagelöhner, sondern in kaufmännischer Art betreiben. Die Landwirte sind dagegen ausgeschlossen, sie bleiben nach wie vor im Dorfe. Die Siedler des Markttortes genießen aber auch ihrerseits höhere Rechte; sie verrichten keine Dienste als Hörige und erwerben ihr Grundstück nur gegen den Wortzins, d. h. gegen eine jährliche Zahlung weniger Pfennige, die gar nicht im Verhältnis zu dem Vorteil steht, den die Siedler genießen, und die ihre Freiheit in keiner Weise mindert. Dazu kommt, daß sie einem eigenen Richter unterstellt sind, und daß der Marktverkehr unter dem Schutze des Königsbanns von 60 Sch. steht. Die Marktsiedlung ist also ein bevorrechtigtes Gebiet; außerhalb ihrer Grenzen herrscht ein niedrigeres Recht. Und aus diesem Grunde ist es unbedingt nötig, daß der Siedlung zu allererst eine genaue Grenze gegeben wird, die das Gebiet des höheren Rechts gegen das des niederen trennt. Also davon, daß der einzelne Kaufmann sich in einem Marktort etwa von sich aus hätte ansiedeln können, kann gar keine Rede sein. Der Grundherr weist vielmehr dem Siedler die Stelle an, wo er sich sein neues Haus baut und teilt überhaupt das neue Gebiet in die einzelnen Grundstücke ein, die in der Regel — das zeigt besonders die ausgegrabene karolingische Marktsiedlung Dorestad — aber nur eine einzelne Straße, im allgemeinen mit zwei Reihen von Häusern, in Dorestad ausnahmsweise nur mit einer Reihe, bilden³. Man darf auch sagen, daß die wichtigsten Merkmale der Marktsiedlung, vor allem der Wortzins und die Befreiung von der Hörigkeit auf die Verhältnisse zurückgehen, die für den Jahrmart in Betracht kommen⁴. — Wie nötig ein solches Vorgehen war, zeigt besonders der Ort *Allenbach* am Bodensee. Hier hatte die Verleihung des Marktrechts an den Abt von Reichenau durch Kaiser Otto III. 998 stattgefunden, aber die Ausführung war doch unterblieben, so daß der Abt erst 1075 seinerseits die Marktgründung aussprach, zugleich jedoch glaubte, von der sonstigen Regel abzuweichen und ohne die Gründung

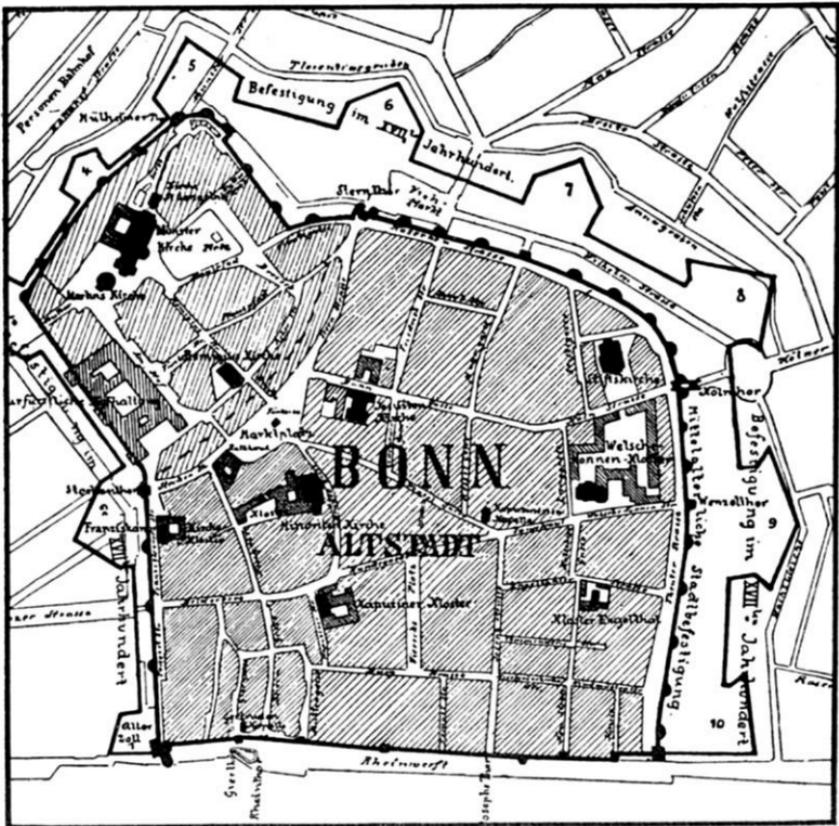
³ Vgl. Anm. 2, 10.

⁴ Vgl. Anm. 2, 9.

einer abgeforderten Marktsiedlung auskommen zu können. Er erteilte nämlich denjenigen Bauern des Dorfes, die sich — in ihrer neuen Eigenschaft als Weinhändler — zum Übertritt in die Kaufmannschaft entschlossen, die für die Marktsiedlung üblichen Rechte, ließ sie aber — ohne Zweifel auf Wunsch der Bewohner — mit den Bauern, die weiter nur die Ackerwirtschaft und den Weinbau betrieben, vermischt wohnen, und das hatte zur Folge, daß der Plan auch diesmal völlig mißglückte und dann erst 1100 durch den Reichenauer Abt in Radolfzell wieder aufgenommen wurde⁵. Aus der Radolfzeller Urkunde des Abtes aber ergibt sich, daß hier von einer selbständigen Niederlassung der einzelnen Siedler keine Rede ist, vielmehr der Abt den Grund und Boden für diese aus dem bisherigen Dorfgebiet ausscheidet und den Siedlern innerhalb dieser Grenze nur die Wahl des Grundstücks, ob groß oder klein, überläßt.

Immerhin wäre es denkbar, daß die vorher wandernden Kaufleute von sich aus an den Grundherrschaft mit dem Wunsche herangetreten wären, er möchte ihnen eine Marktsiedlung zur Verfügung stellen. Ich hoffe, an einer anderen Stelle näher an diese Frage herantreten zu können, welchem der beiden Partner, dem Grundherrschaft oder dem Siedler, das eigentliche Verdienst einer Markttort- oder Stadtanlage bzw. die erste Anregung zu einer solchen zukommt, möchte aber schon hier betonen, daß man sich nur bei solchen Gründungen für den Siedler wird entscheiden können, bei denen es sich überhaupt oder doch wenigstens zunächst nicht um Einwanderung fremder Kaufleute, sondern um den Eintritt der altansässigen bäuerlichen Bevölkerung in den Handel und um die Umwandlung eines ländlichen Betriebes in ein bürgerliches Gewerbe handelt; wie bei Alenbach der Weinbau zum Weinhandel führen sollte, so hatte die Eigenschaft des Dorfes Stendal als Raftort sicher einen Teil der Bauernschaft schon längst zum Handwerk des Gastwirts, Schmiedes, Wagen-

⁵ Vgl. Reutgen, Urkunden zur städtischen Verfassungsgeschichte Nr. 99 f. — A. Schulte, Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberheins N. V. S. 141 ff. — Rietzschel, Markt und Stadt S. 109 ff., 144 ff.



bauers, Schusters und Sattlers geführt, so daß die Zuwanderung von Kaufleuten wohl ins Auge gefaßt wurde, die Bauern aber schon jetzt durch Abrecht d. B. um 1155 Stadtrecht erhielten. Ähnlich war es in Königs-Lutter um 1300 mit der Brauerei und Ausfuhr des Ducksteinbiers und bei Schöppenstedt mit dem Vertrieb der Ernte des fruchtbaren Landes; auch in diesen beiden Städten kamen als Bürger zunächst ausschließlich die bisherigen Bauern in Betracht⁶.

Rehren wir nun nach Osnabrück zurück, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die planmäßige Anlage der Markt-

⁶ Vgl. Anm. 2, 7. Niederfäch. Städteatlas I 40 ff., 47 ff.

siedlung nur dem Bischof zuzuschreiben ist, und dies um so mehr, als die Siedlung innerhalb der Domburg erfolgte. Aber diese ungewöhnlich große Domburg hat bei *R o t h e r t* wie auch bei *J. P r i n z*⁷ erhebliche Bedenken ausgelöst. Beide nehmen an, daß die eigentliche Domburg nur den Dom selbst und die Wohnungen des Bischofs wie der Domherren umfaßt hätte und erst sehr viel später erweitert worden wäre. Aber ich habe schon im Städteatlas auf ähnliche umfangreiche Anlagen in Bonn, Hamburg und Naumburg flüchtig hinweisen können, muß indessen jetzt weiter aussholen, als es mir damals möglich war, und besonders auf *B o n n* näher eingehen (vgl. den beigegebenen Stadtplan). Wir wissen, daß das große *Kassiusstift*, dessen Gründung durch die Kaiserin *Helena* um 300 allerdings zweifelhaft ist, doch wenigstens schon 788, wahrscheinlich aber bereits seit längerer Zeit bestand, und daß innerhalb der weit ausgedehnten, auch schon im Anfang des IX. Jh. bezeugten Mauer des Stifts außer der *Laufkapelle* des hl. *Martin* die bereits 795 bezeugte *Remigiuskirche* auf dem heutigen *Römerplatz*, die *Pfarrkirche* der *Marktsiedlung*, und daß diese letzte selbst 788 als *villa, quae vocatur Basilica* (später *Verona* genannt), lag. Die Mauer lief im Nordosten in flachem Bogen zwischen den Grundstücken der *Alderstraße* und des *Marktes* und denen der *Sternstraße*, läßt sich aber auch sonst mit Sicherheit bestimmen⁸, und da ergibt sich, daß die Größe der Stiftsfreiheit in Bonn und die der *Domfreiheit* (in weiterem Sinn) in *Osnabrück* fast genau dieselbe ist. Und wenn man vielfach annimmt, daß der Dom in *Osnabrück*, einschließlich der Wohnungen von Bischof und Domherren, von einer besonderen Mauer eingefast gewesen ist, so war dies beim Stift in Bonn in der Tat der Fall. Aber auch die Abhaltung des *Jahrmarktes* innerhalb der weiteren Mauer wiederholt sich bei beiden, ja die Größe des ummauerten Gebietes hat gewiß auch den *Wirtschaftshof* mit umfaßt,

⁷ In seiner Besprechung von *Osnabrück* im *Niedersächf. Städteatlas*, *Niederf. Jahrbuch XIII* (1936) 269.

⁸ Die *Kunstdenkmäler d. Rheinprovinz*. Stadt u. Kreis Bonn S. 56 f., 140, 143 f.

den für Osnabrück vielleicht die Lage der Bischofsmühle hier empfiehlt.

Bonn und Osnabrück rücken aber auch in anderer Beziehung näher zusammen. Daß die Marktflehdung Osnabrück zum mindesten älter ist, als die gleichfalls bischöfliche Marktflehdung Wiedenbrück von 952 (UB. Osnabrück I 95), ist auch Prinz' Meinung. Die Urkunden von 889 (UB. Osnabr. I 54 ff.), die von der Verleihung des Marktrechtes an den Bischof sprechen, sind freilich gefälscht⁹, und wir besitzen über die Verleihung der Regalien an den Bischof von Osnabrück erst die Urkunde König Heinrichs II. vom 28. Juli 1002 (UB. I 118)¹⁰; aber diese ist offenbar nur eine Bestätigung lange vordem erteilter Rechte. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß die in der Urkunde erwähnte Immunität des Bistums vermutlich schon seit dessen Gründung durch Karl d. Gr., jedenfalls lange vor der ersten Erwähnung in dessen Besitz gewesen ist. Die Fälschungen UB. I 54 und 55, die angeblich von König Arnulf an demselben Tage, dem 13. Oktober 889, ausgestellt sind, verleihen bzw. bestätigen dem Bischof gleichfalls Immunität und Markt-, Münz- und Zollrecht, unterscheiden sich aber dadurch voneinander, daß die erste als Ersatz für die den Klöstern Corvey und Herford innerhalb des Bistums gehörigen Zehnten, die den Gegenstand des

⁹ Vgl. R. Brandt, Westdeutsche Ztschr. 19 (1900) 120 ff. M. Tangl, Archiv f. Urkundenforschung 13 (1909) 167 ff.

¹⁰ Eine wörtliche Erneuerung dieser Urkunde haben dann Kaiser Heinrich II. am 27. Juli 1023 für Bischof Neginher (UB. I 128), Konrad II. im Juni 1028 für Bischof Gosmar (UB. I 133), Heinrich IV. am 25. Mai 1057 (UB. I 149) für Bischof Benno I. ausgestellt. Die Immunität für sich allein bestätigen Otto I. am 18. Mai 938 für Bischof Dodo I. (UB. I 87) und Heinrich III. am 25. Mai 1051 für Bischof Alberich (UB. I 147). Die Fälschungen UB. I 56 (angeblich König Arnulfs vom 12. Dezember 889) und 98 (angeblich Ottos I. vom 13. Juni 960) bestätigen auch nur die Immunität, aber die erste gestattet doch dem Bischof angeblich auf Grund kaiserlicher und päpstlicher Urkunden, die umstrittenen Zehnten von Corvey und Herford zurückzufordern und schenkt ihm fünf Kirchen an verschiedenen Orten, die zweite bestätigt jedoch außer der Immunität nur den gesamten Besitzstand des Bischofs, ohne eine günstige Entscheidung in Bezug auf den Zehntenstreit zu treffen. Man hat hier den Eindruck, als sollte der verschiedene Inhalt der Fälschungen je nach dem günstigeren oder ungünstigeren Verlauf der Verhandlungen mit Heinrich IV. vorgelegt werden.

Streites bildeten, aber dem Bischof nicht zugesprochen werden, Befreiung von jedem Königsdienst, besonders der Heerbannfolge, sofern nicht ein Angriff der Normannen vorliegt, gewährt, die zweite jedoch als Entschädigung für die Zehnten Immunität, Markt-, Münz- und Zollrecht sowie die Befreiung von allem Königsdienst ausspricht. Es scheint mir nun ganz ausgeschlossen zu sein, daß beide Fälschungen gleichzeitig bei den Verhandlungen mit Heinrich IV. vorgelegt wurden; wie bei den in der Anmerkung angeführten Fälschungen scheint man sich auch hier die Entscheidung, welche Fälschung bei der Verhandlung vorgelegt werden sollte, erst bei dieser vorbehalten zu haben. Aber es empfahl sich doch auch, daß man sich möglichst dicht an die echte Urkunde angeschlossen, und es hat sehr viel für sich, aus den Fälschungen die echte Urkunde für die Verleihung des Markt-, Münz- und Zollrechts herauszuschälen und sie in das Jahr 889 zu setzen, während die Verleihung der Immunität auch in der Urkunde von 889 nur als *Beneficium* eines lange vorher gegebenen Rechtes anzusehen ist¹¹.

Ist dies richtig, so wäre also auch die Marktgründung Osnabrück bereits in karolingischer Zeit erfolgt und dadurch die große Domburg auch zeitlich der Stiftsburg in Bonn nahe gebracht.

Wenn sich dann die Marktsiedlung auch in Hamburg, Naumburg und — wenigstens in ihrem ältesten Teil — auch in Merseburg in die Domburg einschleibt, so liegt hier eine besondere Veranlassung dafür vor. Bei Hamburg wird in den Quellen für das achte Jahrhundert noch *urbs* und *suburbium* deutlich voneinander unterschieden und die Verlegung der Marktsiedlung mit der Marktkirche in den Schutz der Domsfreiheit erst bei dem Wiederaufbau derselben im XI. Jh. vollzogen, mit der deutlichen Absicht, auch die Marktsiedlung vor den Angriffen der Feinde aus dem Norden durch eine feste Mauer mit Thürmen, die z. T. von den Siedlern des Marktes verteidigt werden mußten, zu schützen,

¹¹ Beachtenswert ist in der Urkunde Nr. 54 die Erwähnung eines Angriffs der Normannen, der im XI. Jh. nicht denkbar war.

während zu derselben Zeit bei den beiden anderen Bistümern die gefährliche Nähe der Slaven den Ausschlag gab. Der Schutz gegen Überfälle der Normannen, wie ein solcher erst 881 auf das Vorbild der Osnabrücker Marktsiedlung, die Stiftsburg Bonn, erfolgt war, wird auch für Osnabrück die Veranlassung zur Lage der Marktsiedlung innerhalb der hinlänglich sicheren Dominsel gegeben haben.

Rothe r wie Prinz nehmen weiter daran Anstoß, daß ich die Marktkirche in Osnabrück, die freilich erst 1177 ausdrücklich bezeugt ist und bei der Ordnung der Pfarbezirke und Pfarrechte 1147 (U. Osnabrück I 276, 345) nicht genannt wird, in ein hohes Alter setze. Aber schon die merowingischen und karolingischen Marktsiedlungen waren seit ihrer Gründung oder doch sehr bald nachher mit einer besonderen Pfarrkirche, eben der Marktkirche ausgestattet: Brügge (die Pfarrkirche St. Salvatoris schon um 650 bezeugt), Bonn (die Pfarrkirche St. Remigii schon im VIII. Jh. genannt, s. o.), Lüttich (das jus civitatis Anfang des VIII. Jh., die Martinspfarre im X. Jh. bezeugt), Magdeburg (karolingische Marktsiedlung 805 entstanden, die Pfarrkirche St. Stephani von Bischof Hildegim, also vor 827 gegründet, die ottonische Marktsiedlung 937 entstanden, die ecclesia popularis, d. h. die Pfarrkirche St. Johannis schon 941 genannt), Dorestad (Marktsiedlung karolingisch, die Pfarrkirche St. Johannis in der jetzigen Stadt Wijk bij Durstede, die Nachfolgerin der in karolingischer Zeit oft bezeugten Martinskirche), Corvey (Marktsiedlung 833 vorhanden, die dazu gehörige Pfarrkirche Peter und Paul 863 als nova ecclesia s. Petri geweiht), Köln (die Marktsiedlung bald nach 900 gegründet, die Groß St. Martinskirche um 960 bezeugt, Gittelde (Marktsiedlung 965 vom Moritzkloster in Magdeburg gegründet, die Johannespfarrkirche offenbar im Anschluß an die Johanniskirche in Magdeburg benannt, die in demselben Jahre gleichfalls an das Moritzkloster kam), Quedlinburg (Marktsiedlung 994 bezeugt, dazu gehörig die Blasiuskirche, deren ursprüngliche Glockenstube unterhalb der späteren romanischen aus derselben Zeit stammt), Hildesheim (um 1000 durch Bischof Bern-

ward Marktsiedlung, die Andreaspfarrkirche durch Bischof Godehard, † 1038, gegründet), Braunshweig (Marktsiedlung mit der Ulrichspfarrkirche, gleichfalls von Godehard geweiht)¹². Eine Ausnahme machen die Marktsiedlungen Ganderzheim, Hameln und Northeim¹³; aber hier hat die dörfliche Pfarrkirche nicht bloß für die Marktsiedlung, sondern auch für die spätere Stadt ausgereicht. Es müssen hier also besondere Verhältnisse bestanden haben. Aber wieder bestätigen die Ausnahmen die Regel, und ich denke, daß die oben gegebene Übersicht über die Marktkirchen ausreichen wird. Es ist mir nun aber vollkommen unbegreiflich, wenn meine Gegner aus dem Umstand, daß bei der Schlichtung des Pfarrensprengelstreits 1147 die Marktkirche nicht erwähnt wird, den Schluß ziehen, daß sie damals überhaupt noch nicht bestanden hat. Sie hätten dann aber auch den Schluß ziehen müssen, daß die Marktsiedlung selbst, die gleichfalls in der Urkunde nicht genannt wird, ebensowenig bestanden hätte. Daß die Kirche keine baulichen Bestandteile enthält, die über das Ende des XII. Jh. hinausgehen, hat selbstverständlich nicht das Mindeste zu bedeuten. Aber, da sich die Marktsiedlung mit der Marktkirche durch ihre Lage auf der Dominsel und die natürlichen oder künstlichen Wasserläufe gar nicht schärfer von den anderen Stadtteilen und Pfarrensprengel trennen könnte, so bot sie auch nicht den mindesten Anlaß, daß sie in jenen Streit verwickelt wurde. Die Verhältnisse des XII. Jh. haben für die Marktleihschaft keinerlei Änderung gebracht. Wenn wir von der verschiedenartigen Zugehörigkeit der Pfarrkinder nach ihrem Stande absehen, die doch für die Marktleihschaft mit ihrer Kaufmannschaft gar nicht besteht, so handelt es sich bei dem Abkommen vom Jahre 1147 um die Grenzen zwischen der Johanniskirche und der Butenburg, die beim Dom eingepfarrt war, und das ist wohl so zu verstehen, daß die

¹² Für die Mehrzahl der Orte vgl. Anm. 2, 8, für Dorst ad ebd. 10, für Corvey ebd. 14, für Köln Kunstdenkmäler d. Stadt K. II 1 S. 152, für Quedlinburg Deutsche Bauten (Verlag v. H. Sopsfer, Burg) Bd. 20 S. 9.

¹³ Vgl. Niedersächs. Städteatlas I S. 7, II Abt. 3 und 6.

Frage, ob außer der nördlichen Häuserreihe in der Spatenstraße auch die südliche zur Domgemeinde zu rechnen sei, zu Gunsten dieser letzten entschieden ist.

Ebensowenig, wie Rothert in der Frage, wie eine Marktsiedlung entsteht, zu Hause ist, ist er es in der, wie eine Stadt entsteht. Es wiederholt sich hier nämlich der Vorgang, den wir von der Marktsiedlung her kennen. Es besteht nur der Unterschied, daß in der Stadt außer den Kaufleuten und besseren Handwerkern die auf Tagelohn arbeitenden Handwerker, ferner die Ministerialen und besonders die Bauern aus den umliegenden Dörfern Aufnahme finden, und daß alle diese Bewohner die Vorrechte der Kaufleute erhalten, besonders die Freiheit. Und wieder ist es der Grundherr, der die Grundstücke zur Verfügung stellt und in der Regel auch für die Einteilung der Stadt in Straßen und Häuserinseln durch einen Feldmesser sorgt. Weit aus die Mehrzahl der deutschen Städte ist völlig regelmäßig angelegt, und wer dies nicht einsieht, der sei auf die Stadt Soest hingewiesen; denn hier kann er sehen, was bei einer Aufteilung herauskommt, wenn sie den Siedlern überlassen wird. Ein größeres Durcheinander in Straßen und Häuserblocks läßt sich gar nicht denken; aber es ist bezeichnend, daß der Umriß der Stadt, der das von ihm umschlossene Gebiet mit dem höheren Recht von dem Außengebiet mit dem niederen Recht scheidet, im scharfen Gegensatz zu der willkürlichen Innenaufteilung ganz regelmäßig gezogen ist.

Auch J. Prinz' Einwände gegen meine Ausführungen¹⁴ — soweit jene nicht auf eine, mir unmögliche Durcharbeitung der Archivbestände über das Jahr 1300, das Ende des gedruckten Urkundenbuchs, beruhen, Einwände übrigens, die ich dankbar begrüße — sind unschwer zu widerlegen. Prinz hat zum ersten ein starkes Bedenken gegen meine Meinung, daß das Dorf Dsnabrück bei der Johanniskirche gelegen hätte. Aber erstmal sind hier 1242 (UB. II 412) Bauernhöfe urkundlich festgelegt, die damals zu Gunsten des Johannisstiftes zerfchlagen wurden.

¹⁴ Niedersächf. Jahrbuch 1936, 269 ff.

Und wenn Prinz meint, die Ackerflur des Dorfes Osna-
brück könnte nicht innerhalb der Johannis- oder Neustädter
Leischaft angelegt werden, weil sie zu den Wüstungen
Wiesenbeck, Bleendorf und Bohnte¹⁵ gehörte, so wissen
wir, daß das Dorf Wiesenbeck in der Nähe von „Mostau“
lag, das Dorf Bleendorf in der Nähe des Wellenbachs.
Dann aber rückt die Feldflur des ersten Dorfes stark zu-
sammen, und wir haben keine Veranlassung, die des
Dorfes Bleendorf größer anzusetzen. Somit bleibt für
das Dorf Osna-brück bei der Johannis-kirche nicht viel
weniger, als die ganze östliche Hälfte der Leischaft übrig,
und dazu kommt doch auch das Gebiet der späteren Gärten
südlich der Neustadt, ferner für diese selbst auch das der
späteren Stadt dazu. Und dies alles würde vollkommen
ausreichen für die Flur etwa von der Größe der Fluren
von Hege und Natrup, auch wenn wir das erst später zu
Ackerland gewordene Neuland östlich der Petersburg ab-
ziehen.

Und dann behauptet Prinz, nicht bloß der Haseüber-
gang im Norden der Stadt, sondern auch der bei der
Herrenteichsmühle läge zu weit von einem Dorfe ab, das
ich bei der Johannis-kirche annehme. Dabei hat Prinz aber
nicht bedacht, daß zum mindesten für den zweiten Über-
gang — für den ersten habe ich das selbst in Frage ge-
stellt —, der doch auf der Flur irgend eines Dorfes gelegen
haben muß, einzig und allein das Dorf Osna-brück in Frage
kommt, gleichviel, ob seine Höfe in der Nähe oder weitab
zu suchen sind.

Prinz lehnt es auch ohne weiteres ab, daß die Jo-
hanniskirche schon vor der Gründung des Chorherrenstifts
1011 als Pfarrkirche anzunehmen sei. Ich vermochte das
freilich nicht zu beweisen, konnte mich aber darauf berufen,
daß auch bei der Andreaskirche in S i l d e s h e i m die Er-
hebung der Pfarrkirche zu einem Chorherrenstift vorliegt,
und dasselbe ist weiter der Fall bei der Moritzkirche in der
Marktfiedlung H a l l e a/S., die 1184, bei der Groß St.
Martinskirche in R ö l n, die um 960, bei der Pfarrkirche

¹⁵ Bohnte lag nicht mehr innerhalb der Leischaft.

St. Paul in der Marktsiedlung *C o r v e y*, die nach einer Urkunde von 1266 mit einem Chorherrenstift verbunden war, alle, ohne daß sie ihre Eigenschaft als Pfarrkirchen eingebüßt hätten.

Was ich schließlich im Niedersächsischen Städteatlas über die Umsiedlung des Dorfes *Osnabrück* als *Johannis-* *leischenschaft* in die neu und planmäßig gegründete Stadt und über die Gründung der Neustadt gesagt habe, berücksichtigt *Rothen* überhaupt nicht; ich müßte hier aber einfach alles wiederholen, was ich dort gesagt habe und woran ich noch festhalte.

Erwiderung.

Von

H. R o t h e r t.

Ehrfurcht vor dem Alter und langjährige Verbundenheit, die sich anspann, als ich Herrn Geheimrat P. J. Meier zu seinem Aufsatz über die Anfänge der Stadt Osnabrück (Osnabrücker Mittl. Bd. 52 S. 157 ff.) einige Hinweise geben durfte, ließen es mich in meiner Geschichte der Stadt Osnabrück im Mittelalter nach Möglichkeit vermeiden, auf seine Siedlungsgeschichte dieser Stadt im Niedersächsischen Städteatlas II Abt. 4 einzugehen, da ich seine Ergebnisse, je mehr ich in den Stoff eindrang, als verfehlt erkannte, abgesehen von den ihm unterlaufenen zahlreichen Unrichtigkeiten, die J. Prinz in diesem Jahrbuch Bd. 13 S. 269 ff. z. T. richtiggestellt hat. Diese Zurückhaltung hat mir die vorstehende Zurechtweisung eingetragen.

Wenn deren Verf. darauf hinweist, daß die ältesten Marktsiedler keine Landwirtschaft betrieben hätten, so habe ich nur vermutet, daß sie das n e b e n b e i getan hätten und verbleibe dabei, weil es in der Marktsiedlung weder einen morgendlichen Milchwagen noch eine Gemülsfrau gegeben haben wird und weil die späteren Osnabrücker Bürger bis ins 19. Jahrhundert fast ausnahmslos nebenher Landwirte gewesen sind. Überdies bestätigt das Zitat, wonach die Haustiere der Marktsiedler in die Allmende eingetrieben wurden, eindeutig meine Auffassung.

Die eingehenden rechtsgeschichtlichen Ausführungen P. J. Meiers enthalten — auch für mich — kaum etwas Unbekanntes. Ich bin auf die bei einer gewachsenen, nicht planmäßig gegründeten Stadt wie Osnabrück (Altstadt) im wesentlichen formaljuristische Tätigkeit des bischöflichen Stadtherrn nicht näher eingegangen, weil es an einer brauchbaren urkundlichen Unterlage für diese fehlt; bei der

langsamem Entwicklung lag ohnehin das Hauptgewicht auf der Eigentätigkeit der Siedler, der ich nach Möglichkeit nachgegangen bin. Gewiß kann man die Entstehung wie die ganze Geschichte einer mittelalterlichen Stadt nicht allein aus dem örtlichen Material rekonstruieren, und deshalb habe ich die gleichzeitigen westfälischen wie die benachbarten ostfälischen Bischofsstädte immer wieder zum Vergleiche herangezogen. Dagegen halte ich es nicht für zulässig, in weitem räumlichen oder zeitlichen Abstände liegende Beispiele ohne weiteres zugrunde zu legen. Wenn im 9. Jahrhundert die Mauer von Bonn eine Marktsiedlung in sich schloß, ist das in keiner Weise für Osnabrück beweiskräftig. Der alte Römerboden des Rheinlandes war damals Altachsen um Jahrhunderte voraus, am Rheinströme blühten zur Karolingerzeit Handel und Gewerbe. Wenn demgegenüber in Münster und Paderborn, Bremen und Hildesheim im 9. Jahrhundert kein Anlaß bestand, in der Domburg eine Marktsiedlung vorzusehen (in Hamburg erst im 11. Jahrhundert!), ist eine dahingehende Annahme für das auch hinter diesen Orten noch zurückstehende Osnabrück schlechterdings unmöglich. Dazu glaube ich hier die karolingische, sich auf Dom und Domfreiheit beschränkende Domburg in ihren Abgrenzungen ausreichend nachgewiesen zu haben.

Das hohe Alter der Marktkirche oder vielmehr Marktkapelle St. Marien habe ich nicht bestritten, vielmehr durch das Beispiel von Paderborn, Minden und Münster zu erhärten gesucht (S. 21 f.). Streittig ist nur, wann sie Pfarrrechte bekommen hat. Die Mindener ist nie dazu gelangt. Wenn St. Marien in der Urkunde von 1147 (Osn. Urk. B. I 276), worin die Pfarrgerechtfame des Domes und von St. Johann abgegrenzt werden, noch nicht erwähnt wird, sucht P. J. Meier dieses Hindernis dadurch auszuräumen, daß er sie zu einer kleinen Enklave des Domkirchspiels macht, er behauptet sogar, ein grober Schmeißer, daß das Marienkirchspiel bis zur Reformation auf die Marktleihschaft beschränkt gewesen sei, während es in Wirklichkeit nicht nur einen bedeutenden Teil der Altstadt, sondern auch eine große Landgemeinde umfaßte, aus der 1312 sogar das

Tochterkirchspiel Lotte abgepfarrt wurde (S. 73 meiner Geschichte). Da nicht anzunehmen ist, daß der Mariensprengel nachträglich erweitert worden wäre, kann er 1147 noch nicht bestanden haben, eine Tatsache, über die sich übrigens alle Osnabrücker Forscher (Stübe, Philippi) einig sind.

Alles in Allem muß ich leider feststellen, daß die Abhandlung P. J. Meiers im Städteatlas die Entstehungsgeschichte Osnabrücks nicht gefördert hat, dagegen zahlreiche alte Irrtümer wiederholt und z. T. noch ausbaut, z. B. die Abgrenzung der städtischen Sondergemeinden, der Leischafoten, nach Stübe — obwohl dieser sich selbst späterhin berichtigt hatte —, das hohe Alter des tecklenburgischen Grafenhofes auf der Gildewart, die Einpfarrung der Johannisleischafot zur Johanniskirche. Was P. J. Meier in langen Jahren für die niedersächsische Städtetopographie geleistet hat, bleibt sein unvergängliches Verdienst; sein Ausflug nach Osnabrück ist ein warnendes Beispiel dafür, daß auf diesem wissenschaftlichen Gebiete ohne genaue Kenntnisse der Örtlichkeit wie des Urkundenstoffes — über das Jahr 1300 hinaus! — auch ein berufener Forscher sich nicht versuchen soll.

Lulef Bartels oder Christoph Dehne?

Von

B. J. Meier.

Mit 3 Abbildungen auf Tafel IV—VI.

Liselotte Stauch kommt in ihrer Greifswalder Doktorarbeit von 1936 über den Magdeburger Bildhauer **Ch r i s t o p h D e h n e** zu wesentlich anderen Ergebnissen, als ich in meinem Aufsatz „Untersuchungen zur Plastik des Frühbarocks in Niedersachsen“¹, und veranlaßt mich dadurch, noch einmal zu der Frage Stellung zu nehmen. Die Werke, die ich an den Magdeburger Bildhauer **L u l e f B a r t e l s** auf Grund des für ihn bezeugten Grabdenkmals für Jürgen v. d. Schulenburg (Abb. 1) in der Braunschweiger Katharinenkirche gebe, nimmt Liselotte Stauch für **Ch r i s t o p h D e h n e** in Anspruch. Die zahlreichen, ausgezeichneten Aufnahmen, namentlich von schwer zu fassenden Denkmälern, die mir die Verfasserin freundlicher Weise vorlegte, setzen mich jetzt in Stand, den Beweis noch überzeugender zu führen, als mir dies früher möglich war; vermutlich aber wäre die Verfasserin schon von selbst auf den richtigen Weg gekommen, wenn sie den Aufsatz im Magdeburger Montagblatt von 1933 gekannt hätte, von dem noch die Rede sein muß, und der meine Untersuchungen vollends sichert.

1. Die denkbar größte Verwandtschaft besteht zwischen dem Braunschweiger Denkmal für Jürgen v. d. Schulenburg († 1619) und dem für Chilian Stifter († 9. 1. 1620) im Dom von Halle a/S. (Abb. 2), das L. Stauch an **Ch r i s t o p h D e h n e** gibt, ohne zu bestreiten, daß **L u l e f B a r t e l s** doch vielleicht auch das Haller Relief der Hirtenanbetung, das sich mit dem Braunschweiger Relief von Bartels voll-

¹ Niedersächsisches Jahrbuch V, 1928, S. 164 ff.

kommen deckt, gearbeitet hat, dann aber als Gehilfe Dehnes. Entscheidend ist hier aber nicht die Werkstatt, sondern die ausführende Hand. Denn auch die Erfindung geht nicht etwa auf Dehne zurück, freilich auch nicht auf Bartels, sondern auf den Stich Jan Mullers von 1606 nach einem Bilde des Barthol. Spranger (Abb. 3), das sich in der Wenzelskirche zu Raumburg a/S. befindet². Und nun ist es kein Zufall, wenn beide Reliefs z. B. bei dem Kopf des jugendlichen Hirten rechts ein stark gelocktes, über der Stirn künstlich in die Höhe strebendes Haar darstellen, während der Stich ein vorn wie hinten gleichmäßig herabhängendes Haar gibt; es liegt also ein ganz gleiches Abweichen von der Vorlage vor. Aber die Übereinstimmung geht, wie ich schon 1928 betonte, noch erheblich weiter: die bewegte Beinsetzung und das flatternde Lockenhaar der beiden Knaben, die gebogene, spitz auslaufende Wappenschilder halten, die barocke Bildung der korinthisierenden Säulenkapitelle — solche bei dem Braunschweiger Werke in den beiden oberen Geschossen —, die überaus reiche und phantastische Bildung der frühbarocken Zierformen, die Benutzung und Verteilung von Schiefer für die Gestalten der Verstorbenen (außer den Köpfen) und von weißem Marmor für alle übrigen Teile finden sich bei beiden Denkmälern, mit andern Worten: das Stiffersche Grabmal stimmt so vollkommen mit dem Schulenburgschen überein, daß auch nicht der leiseste Zweifel an der Folgerung möglich ist: auch das Stiffersche Denkmal ist im Ganzen und in allen seinen Einzelheiten ein Werk des Bildhauers, der das Schulenburgsche geschaffen hat, also das Lulef Bartels' und nicht Christoph Dehnes, auch wenn es (s. u.) aus dessen Werkstatt hervorgegangen sein sollte.

2. Nun wiederholen sich, wie schon von anderer Seite erkannt war, ohne daß damals eine Erklärung dafür gefunden werden konnte, die Gestalten von Moses und David, wie sie uns 1619 in Braunschweig begegnen, so zu sagen

² Vgl. Karl Schoppe, St. Wenzelskirche zu Raumburg a/S., Verlag H. Sieling zbd. S. 53.

wörtlich am Grabdenkmal Johannis v. Loffow († 1605) im Magdeburger Dom, das laut Vertrages vom 24. 4. 1606 von Sebastian Ertle geliefert werden sollte, aber erst Ende 1609 fertig wurde². Da wir an diesem Werke zwei ganz verschiedene Hände feststellen können, so darf auch hier kein Zweifel aufkommen, daß die Gestalten von Moses und David, dann aber auch das Relief der Predigt Johannis d. T., die Evangelisten, die Blindflügel mit den Engeln und die beiden Türken unter der Platte, die einst die Gestalt des Verstorbenen trug, in Sonderheit auch die frühbarocken Zierformen, die Ertle selbst ebensowenig verwendet, wie Christoph Kapup, der Meister der Magdeburger Kanzel von 1595/7, die aber Bartels bereits an der Kanzel als erster in Niedersachsen vertritt, daß alle diese Einzelheiten der Hand Bartels' entstammen, der sich also als Gehilfe erst Kapups, dann Ertles zu erkennen gibt und der auch an allen weiteren Werken Ertles deutlich zu erkennen ist. Selbst die beiden alttestamentlichen Gestalten in Braunschweig muß er damals bereits, also erheblich früher gearbeitet haben, als sie hier Verwertung fanden (s. u.). — Nun spielt aber Ludwig v. Loffow in dem Vertrage, den er als Testamentsvollstrecker Heinos v. Brösche für dessen Grabdenkmal in Keßür bei Brandenburg a/H. am 6. 10. 1612 mit Christoph Dehne schloß, auf den eigenen Vertrag mit Sebastian Ertle an, der für ihn selbst schon bei seinen Lebzeiten — L. v. Loffow starb erst 1616 — ein Grabdenkmal im Magdeburger Dom geliefert hatte, und verlangt auch für das Denkmal in Keßür als Hauptdarstellung die Menschheitserlösung, wie sie Ertle im Denkmal für Loffow selbst geliefert hatte; er hätte fraglos diesen Meister auch für das neue Werk in Keßür herangezogen, wenn dieser damals, d. h. im Oktober 1612, noch am Leben gewesen wäre; und nun wissen wir jetzt durch Siegmund Wolf (Magdeburger Montagsblatt 1933, S. 398), daß der „Freisäß und Bildhauer“ Ertle als Eidam eines Abraham Wulf, wohnhaft auf dem Prälatenberg in der Suden-

² Vgl. Peters, Magdeburger Geschichtsblätter 1914/5 S. 365 ff.; Abb. bei v. Flottwell, Magdeburger Baudenkmäler, 1889/90, Bl. 27, 35.

Tafel IV.



Abb. 1. Grabdenkmal für Jürgen v. d. Schulenburg in der
Katharinenkirche zu Braunschweig.



Abb. 2. Grabdenkmal für Christian Stifter im Dom zu Halle a. S.



Abb. 3. Stich Jan Mullers nach dem Bilde des Barth. Spranger.

burg, von Seiten des Dombachanten Ludwig v. Loffow mit einem Stück Land 1606 und nochmals 1609 belehnt worden war, dieses aber 1617 an Christoph Dehne, gleichfalls Freisäß und Bildhauer auf dem Prälatenberg in der Sudenburg, zugleich aber — und das ist für unsere Untersuchung das Entscheidende — *Chemann von Ertles Witwe*, gegeben wurde⁴.

3. Daß Dehne mit der Hand der Witwe auch die Werkstatt Ertles erhielt, ist nach der Sitte der Zeit selbstverständlich, aber mit der Werkstatt wird Dehne auch deren Gehilfen *Lulef Bartels* mit übernommen haben, und daß dies tatsächlich der Fall gewesen sein muß, ersieht man nun daran, daß das Denkmal für Heino v. Brösicke in Režür wieder zwei völlig voneinander verschiedene Hände erweist, und daß sich die auch hier verwendeten Gestalten von Moses und David folgerichtig aus denen in Braunschweig und Magdeburg entwickelt haben. — Es ist nun sehr wohl möglich, daß Dehne, der vielfach in politische Verhältnisse verwickelt war und offenbar eine sehr geachtete Stellung in Magdeburg einnahm, von dem aber ein zweites Werk eigener Hand bisher nicht nachzuweisen war, ähnlich wie *Jürgen Röttger*, die ihm erteilten Aufträge zuletzt ausschließlich durch seine Gehilfen ausführen ließ. Es ist aber weiter, wie schon *Lisel. Stauch* vorschlägt, zu erwägen, ob nicht der — dem Namen nach nicht bekannte — „*Steinmez*“, der 1626 als *Eidam Dehnes* bezeugt ist, eben *Lulef Bartels* war, der, wenn er auch im Vertrage von 1619 über das Schulenburgdenkmal als „*Mitmeister*“ *J. Röttgers* bezeichnet wird, doch vielleicht ebenso, wie die Söhne *Bert Wolf d. A.* trotz ihrer Zugehörigkeit zur Werkstatt des Vaters doch bei den Bückeburger Arbeiten in der Tat selbständig gewesen sind, und zwar noch in bestimmterer Form, als *Hans Röttger* seinem Vater gegen-

⁴ Das Lehen kam dann 1640 in den Besitz des Bildhauers *Georg Grübel*, der damals nicht mehr in Magdeburg, sondern in Glückstadt tätig war. — Da übrigens ein *Christoph Dehne* in *Gottfried Müllers Künstleralbum* von 1616 als „*studiosus sculpturae Hildosiensis*“ verzeichnet ist, so muß dessen Vater vor seiner Ehe mit *Ertles Witwe* schon einmal verheiratet gewesen sein; vgl. *Jahrb. d. preuß. Kunstsammlungen* 1936 S. 100.

über, weil sie vom Grafen Ernst von Schaumburg selbständig beauftragt und bezahlt wurden⁵. Wenn Lulef Bartels als vermutlicher Schwiegerjohn Dehnes 1619 dessen Werkstatt trotz seiner Bezeichnung als Mitmeister angehörte, würde es sich leicht erklären, daß er die älteren Gestalten von Moses und David, die mit Ertles Werkstatt in Dehnes Besitz übergegangen waren, zehn Jahre später in Braunschweig verwendete.

Die Werke, die ich Lulef Bartels auf Grund des Schulenburg-Denkmales gegeben habe, dürften nunmehr für diesen gesichert sein, damit aber keineswegs nun auch alle die Arbeiten, die LiseL. Stauch Christoph Dehne sonst zuteilt; denn hier kommt besonders der Magdeburger Georg Grüb el in Betracht, und wir dürfen hoffen, daß über ihn bald von anderer Seite Klarheit geschaffen wird.

⁵ Vgl. Alt-Sildesheim Heft 7 (November 1926) S. 18 ff. und mein Buch „Das Kunsthandwerk des Bildhauers in Braunschweig“ S. 61 ff.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand war nicht Freimaurer!

Eine Erwiderung.

Von

Erich Rosendahl.

Nachdem der Aufsatz Erich Rosendahls „Das Rätsel von Balmy. — Karl Wilhelm Ferdinand ein Vaterlandsverräter?“ (Niedersächsisches Jahrbuch 14 [1937] S. 347 bis 385; auch als Sonderdruck bei A. Lag, Hildesheim, erschienen und für 0,50 RM. zu beziehen) zum Gegenstand einer kritischen Stellungnahme in Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am heiligen Quell Deutscher Kraft“ geworden ist, glaubt die Schriftleitung zum Steuer der Wahrheit dem darin angegriffenen Verfasser die Möglichkeit einer Erwiderung nicht vorenthalten zu dürfen, hält nunmehr aber ihrerseits die Erörterung über den Fall für geschlossen.
Die Schriftleitung.

Wesentlich veranlaßt durch die von so angesehenen Stelle wie dem General Ludendorff ausgehenden ungeheuerlichen Anschuldigungen gegen den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, hatte das Niedersächsische Jahrbuch 1937 nicht umhin zu können geglaubt, auch seinerseits sich mit der vielerörterten Kanonade von Balmy und insbesondere mit der Frage zu beschäftigen, ob der genannte Herzog Freimaurer gewesen sei. Das vom Emigrantenhaß gegen den Herzog eingegebene Märchen, er habe mit Dumouriez unter einer Decke gespielt und den Rückzug verabredet, taucht ja hier nicht zum ersten Male auf. Zwar hat schon Dumouriez selbst in seinen Mémoires (III, 61—72) mit denen abgerechnet, die überall „raffinierte Cabalen“ sehen, aber auf Dumouriez wollen wir uns lieber nicht berufen, denn dieser würde vom Grafen S. M o l t k e, der in zwei langen Artikeln in Heft 7 und 8 der Ludendorffschen Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ auf die Ausführungen des Jahrbuchs antwortet, als Freimaurer als befangen abgelehnt werden. Ob Charles François Dumouriez wirklich Freimaurer war, entzieht sich zwar unserer Kenntnis, wir wollen es aber als er-

wiesen unterstellen, denn eine der unerfreulichsten und charakterlosesten Erscheinungen im damaligen Frankreich war er jedenfalls. Er ist daher ja auch 1823 in der Verbannung gestorben. Aber eine andere Bemerkung kann ich vor Eintritt in meine eigentlichen Ausführungen nicht unterdrücken. Graf Molke spricht schlecht hin für das Jahr 1792 von der Pariser Judenregierung. Wer wie der Schreiber dieses Artikels seit bald fünf Jahrzehnten in voller Öffentlichkeit einen Kampf gegen das Judentum geführt hat, weiß sich mit dem Grafen Molke zu sehr eins in der Grundeinstellung gegen das Judentum, um hier schlecht hin zu widersprechen. Aber übersehen darf doch nicht werden, daß nach jahrelangem Zögern die constituirende Versammlung erst am 17. Februar 1791 den Juden die Rechte französischer Bürger eingeräumt hatte. Ich wüßte nicht, wer von den Männern der damaligen doch noch königlichen Regierung Jude gewesen sein sollte, zumal trotz der revolutionären Gleichberechtigung die Juden in Frankreich ihre nationale Absonderung streng bewahrten. Aber daß damals schon das jüdische Kapital hinter den Kulissen eine große Rolle gespielt hat, gebe ich ohne weiteres zu. Weiß man doch, wie die Juden in Frankreich die neue Freiheit nur zur kräftigen Führung ihres Wuchergeschäfts benutzten, bis die Klagen über ihre Auffassung der Verkehrsfreiheit so dringend wurden, daß Napoleon durch die Verordnung vom 30. Mai 1806 die Schuldsforderungen dieses Volkstammes suspendieren mußte und durch das Dekret vom 17. März 1808 dessen Wucher- und Schwindelkrieg gegen die bürgerliche Gesellschaft wenigstens zu regularisieren suchte. Allerdings vergeblich; aber für das Jahr 1792 von einer Judenregierung in Paris zu sprechen, geht doch nicht an, wenn man nicht absichtlich falsche Vorstellungen bei unbefangenen Lesern erzeugen will.

Den Grafen Molke auf seinem neuerlichen Feldzuge gegen den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand zu begleiten, kann hier nicht die Aufgabe sein; dazu müßte man ein umfangreiches Buch schreiben. Denn da er einen hündigen Beweis, daß der Herzog Freimaurer gewesen sei, nicht zu erbringen vermag und auch nie zu erbringen imstande sein

wird, kommt er aus dem Hundertsten in das Tausendste und verschmäht leider nicht, das Andenken dieses unglücklichen für Deutschland verbluteten Fürsten in ganz unerhörter Weise in den Schmutz zu ziehen, wobei höchstens nach Effekten haschende gewissenlose Memoirenschreiber seine Gewährsmänner sind. Wir erwarten von dem Grafen Moltke, daß, bevor er in diesen Schmähungen fortfährt, er sich zuvor bei einem Forscher wie unserm unvergeßlichen Paul Zimmermann wenigstens einige Kenntnisse über den Herzog holt. Aber selbst wenn dieser der gewissenloseste Regent und Mensch gewesen wäre, wäre damit für sein Freimaurertum nichts bewiesen.

Für uns handelt es sich hier lediglich um die Fragen: war Herzog Karl Wilhelm Ferdinand Freimaurer und hat er als solcher den ihm von Ludendorff nachgesagten Verrat begangen? Da Graf Moltke beide Fragen nicht mit einleuchtendem Material zu bejahen vermag, versucht er es mit einem Indizienbeweise. Wie es um dessen Beweiskraft bestellt ist, sollen die nachfolgenden Ausführungen zeigen.

Wenn wir hervorgehoben hatten, daß Lenning in seinem Handbuch der Freimaurerei den Herzog nicht erwähnt, so antwortet darauf Graf Moltke, der bei dieser Gelegenheit den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg sehr unseligen Andenkens in die Debatte zieht: „Wohlweislich schweigt sich Lenning aus, nicht nur bei Bethmann-Hollweg, sondern auch bei Karl Wilhelm Ferdinand. Wären die Freimaurer so töricht gewesen, uns alle ihre Werkzeuge listenmäßig gleichsam auf dem Präsentierteller vorzuführen, dann hätten sie es schon aus diesem Grunde verdient, verboten zu werden. Nein, gerade die wichtigsten, die für die freimaurerischen Ziele bedeutendsten Freimaurer sind grundsätzlich in keinem Verzeichnis aufgeführt. Solche Geheimhaltung ist Lebensfrage für alle Geheimgesellschaften.“ Daß das Lenning'sche Buch aus dem hier angedeuteten Gesichtspunkte geschrieben ist, wußte man bisher zwar nicht, muß sich aber wohl oder übel vom Grafen Moltke dahin belehren lassen. Dann würde es sich zur Not auch erklären, warum Hr. Lachmann in seinem mit maurerischer Begeisterung geschriebenen Buche über die „Geschichte der Frei-

maureri in Braunschweig“ seinen Landesherrn Karl Wilhelm Ferdinand als Freimaurer mit keinem Worte erwähnt. Unverständlich aber bleibt, warum auch keiner von denen, die als entschiedene Gegner des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand und insbesondere als Verächter seiner Feldherrntüchtigkeit die Geschichte des Koalitionskrieges geschrieben haben, — ich denke besonders an Minutoli und Valentini — auch nur andeutungsweise von einem Verrate des Herzogs spricht. Sollte kein einziger der deutschen Zeitgenossen von der herzoglichen Freimaurerei gewußt haben? Ja, der ebenfalls von der Feldherrntüchtigkeit des Herzogs nur sehr wenig haltende Ludwig Häusser, dessen vierbändige „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes“ noch immer zu den klassischen Werken deutscher Geschichtsschreibung zählt, läßt seine ausführliche Schilderung der Vorgänge bei Valmy in die Worte ausklingen: „Wie es so gekommen ist, daß der schon aufgehobene Arm der Preußen wieder innehielt und sie sich die schönste und wohlfeilste Gelegenheit des Sieges entschlüpfen ließen, darüber hat man die wunderlichsten Deutungen versucht; geheime Verabredungen, Geld und weiß der Himmel was, sollen Ursache gewesen sein. Uns scheint, die schlichte Darlegung der Ereignisse, wie sie seit Longwy und Verdun sich entwickelten, wird jeden Unbefangenen überzeugen, daß Alles mit natürlichen Dingen zugegangen ist.“ Und an etwas späterer Stelle prägt der große Historiker auf Valmy bezüglich die Worte: „So gewaltsam müssen die offenkundigsten Tatsachen verrenkt und die ehrentwertesten Mitlebenden zu Lügnern gestempelt werden, damit das vom Emigrantenhass eingegebene Märchen, der Herzog von Braunschweig habe mit Dumouriez unter einer Decke gespielt und den Rückzug verabredet, Glauben finde.“

Nirgends wußte man bisher davon, daß Herzog Karl Wilhelm Ferdinand Freimaurer und sogar „Hochgrads-Freimaurer“ gewesen sei. Da aber dem Feldherrn nach Ver sicherung seiner unentwegten Anhänger ein hervorragendes urkundliches Material und gewöhnlichen Sterblichen verschlossene Quellen zu Gebote standen, so wäre es bei Er-

hebung so ungeheuerlicher Anschuldigungen Pflicht Ludendorffs gewesen und wäre es jetzt Pflicht des Grafen Moltke, Näheres über diese Quellen bekannt zu geben. Statt dessen berufen beide sich auf schon allgemein bekannte Schriftstellen, aus denen sie etwas heraus lesen oder vielleicht sagt man richtiger: in die sie etwas hineingeheimnissen, was bisher noch kein unbefangener Mensch herausgelesen hat. Des Grafen Moltke Hauptkronzeuge ist der bekannte Gironde-Journalist Carra, dessen in allen größeren Geschichtswerken zu findende Worte also lauten: „Vielleicht mangelt ihm (dem Herzog von Braunschweig) nur eine Krone, um zu werden, ich will nicht sagen, der größte der Könige, wohl aber der Wiederhersteller von Europas Freiheit. Wenn er nach Paris kommt, so wette ich, sein erster Gang wird zu den Jakobinern sein, um sich die rote Mütze aufs Haupt zu setzen.“ Hieran reiht Graf Moltke einige Worte Treitschkes: „Der geistreiche Schüler der französischen Philosophie (gemeint ist ebenfalls der Herzog. Anm. d. Verf.), dem der französische Kriegsminister vor kurzem (1792) erst die Führung des französischen Revolutionsheeres (gegen Preußen) angeboten hatte“, um dann selbst fortzufahren: „Hier wollen wir einen Augenblick verweilen und überdenken, was für Folgerungen aus den angeführten Berichten zu ziehen sind. Es steht fest, daß dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand der Oberbefehl über das französische Revolutionsheer, ja auch die französische Königskrone angeboten ist. Die Anbietenden waren Freimaurer.“

Wir können dem Grafen Moltke den Vorwurf nicht ersparen, daß er mit diesen Worten seine völlige Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beweist. Zunächst fällt sehr schwer in das Gewicht, was Graf Moltke verschweigt, daß Carra diese Worte vor dem Erlaß des bekanntlich von Emigranten verfaßten unglückseligen Manifestes schrieb, unter das seinen Namen zu setzen der Herzog sich leider bereit finden ließ. Er zog sich dadurch den glühenden Haß Napoleons zu, der 1806 dem Schwerverwundeten nicht vergönnte, in Braunschweig, der Stadt seiner Väter, zu sterben, sondern ihn buchstäblich in den Tod heßte. Die Welfen wollte er zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland

nicht mehr gedacht werde. Warum solcher Grimm gegen einen um Frankreich so hochverdienten Freimaurer?

Wahr ist, daß dem Herzoge der Oberbefehl über das französische Heer angeboten wurde. Wer sich näher darüber unterrichten möchte, wie der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand — wohlgemerkt v o r Erlaß jenes Manifestes, in dem angedroht wurde, daß Paris dem Erdboden gleichgemacht werden sollte — der vollstimmlichste Mann in Frankreich sein konnte, der sei auf Otto v. Heinemanns ganz vorzüglichen Aufsatz: „Karl Wilhelm Ferdinand und die französische Revolution“ verwiesen, der sich in unseres bewährten niedersächsischen Geschichtsschreibers Buche „Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses“ findet. Hier verbietet der Raum, näher darauf einzugehen, und es muß als bekannt vorausgesetzt werden, was Heinemann auseinandersetzt. Wir müssen uns darauf beschränken, uns engstens mit den Ausführungen des Grafen Moltke zu beschäftigen. Wenn dieser behauptet, daß dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand die französische Königskrone angeboten worden sei, so teilt er damit etwas mit, was der zur Zeit der Revolution in Paris lebende Mallet du Pan, ein geborener Schweizer, der, obgleich nur Tageschriftsteller, doch als vollwertiger Historiker gelten kann, nur als Gerücht verzeichnet, daß nämlich Condorcet, Brissot und Sieyès sogar im Plane gehabt haben sollen, dem Herzoge die Krone anzubieten. Hätte Graf Moltke in der Forschung sich auf dem Laufenden gehalten, müßte er wissen, was längst endgültig feststeht, daß nämlich in den amtlichen Aktenstücken der französischen Archive von solcher Absicht auch nicht die Spur sich findet. Vollends ist es eine Erfindung des Grafen Moltke, daß M i r a b e a u dem Herzoge die französische Krone angeboten haben soll. Erstens hatte Mirabeau dazu gar nicht die Macht, zweitens kämpfte er für Erhaltung des bourbonischen Königtums. Daß er allerdings von dem Herzoge eine hohe Meinung hatte, ist richtig; er nannte ihn einmal einen modernen Alcibiades und zeigte damit, daß auch er genau wie Carra und zahllose Franzosen über den Charakter und die Gesinnungen des Herzogs sich gründlich täuschte.

Hätte Graf Moltke sich die Mühe gemacht, den doch von ihm selbst zitierten Worten Treitschkes nur etwas nachzugehen, so hätte er unmöglich die Behauptung aufstellen können, daß dem Herzoge der Oberbefehl von der „auf sehr schwachen Füßen stehenden französischen Freimaurerregie-
 rung“ angeboten worden sei. Der von ihm ohne Namen angeführte Kriegsminister war sehr im Gegenteile kein anderer als der Kriegsminister König Ludwigs XVI. Narbonne. Auf dessen Rat entsandte der König in den ersten Tagen des Jahres 1792 den jüngern Custine zu Verhandlungen nach Braunschweig und gab ihm ebenso wie sein Minister ein Handschreiben an den Herzog mit. Über seine Verhandlungen und über die Person des Braunschweigers hat der französische Unterhändler sehr wertvolle ausführliche Berichte geliefert, nach deren Kenntniznahme es wohl niemandem einfallen kann, zu behaupten, daß Custine als Abgesandter der Freimaurer gekommen sei. Zu allem Überflusse sei noch bemerkt, daß auch ihn die Revolution als Opfer verschlang, indem er genau zwei Jahre nach Antritt seiner Reise nach Braunschweig, am 4. Januar 1794, unter dem Beile des Henkers verblutete.

Auf die Carrasche Redensart, daß des Herzogs erster Gang in Paris zu den Jakobinern sein würde, einzugehen, erübrigt sich wohl schon deshalb, weil die Probe auf das Exempel niemals gemacht werden kann, indem der Herzog nie nach Paris gekommen ist. Was geschehen wäre, wenn er hingekommen sein würde, können wir alle nicht wissen. So viel aber ist sicher, daß Carra seine Worte nach Erlass des Manifestes nun und nimmer geschrieben haben würde. Daß und warum vorher alle Welt in Frankreich vom Könige bis zum letzten Jakobiner seine Hoffnung auf den Herzog gesetzt hatte, daß er die in Verfall gekommene Armee reorganisieren und den Feldherrn abgeben sollte im Kriege — wohlgemerkt gegen Oesterreich, nicht gegen Preußen, — weist Otto v. Heinemann nach. Recht hat Graf Moltke, wenn er von zerlumpten Sansculotten spricht, wobei er aber nicht übersehen darf, daß diese bald nach Valmy bei Femappes einen vollständigen Sieg über die Oesterreicher erringen konnten. In so kurzer

Zeit eine Armee aus dem Boden stampfen hätte Dumouriez nicht vermocht. Wohl aber ist der Schluß gestattet, daß der Zustand der Truppen auch auf der Seite der Verbündeten nicht der beste war, was Graf Moltke allerdings bestreitet. Absichtlich haben wir im Jahrbuch davon Abstand genommen, uns auf Goethes berühmte Schilderung zu berufen, weil wir uns nicht dem Einwande aussetzen wollten, daß jener auf Befehl seines Herzogs, Br. Karl August, der bekanntlich der Neffe Karl Wilhelm Ferdinands war, „bestellte Arbeit“ geliefert habe. Dafür möchten wir ein Zeugnis beibringen, das auch Graf Moltke nicht wird ablehnen können. Es stammt von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm III., der unter dem 27. und 28. September 1792 in sein Tagebuch schrieb: „Die Ruhr, die seit dem Tage von Verdun in der Armee immer zunahm, erreichte hier ihren Gipfel. Wenig Dörfer in der Nähe, keine Einwohner darin, also auch keine Lebensmittel zu haben; unsere Communication mit Grandpré äußerst unsicher durch französische Streifpartien, die öfter unsere Convois heunruhigten, plünderten und Gefangene machten, die Wege dorthin fast ganz impraktikabel durch den Regen. Alles dies war Schuld, daß wir kein Brod von der Bäckerei erhalten konnten, und wenn ja etwas herankam, so war es gewöhnlich ungenießbar, so daß unsere Not täglich wuchs und den höchsten Grad erreichte.“ Diese Schilderung aus der Feder des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm stimmt mit den Berichten anderer einwandfreier Quellen vollständig überein. Wir nennen noch einmal Minutoli und Valentini, denen wir noch Lucchesini beifügen; der erste und der dritte waren Augenzeugen, der andere bekämpft in allen Punkten die Kriegführung des Herzogs.

Was die beiderseitigen Streitkräfte bei Balmy anbelangt, so beharrt Graf Moltke auf der Angabe des Feldherrn Lubendorff, daß — natürlich durch die Schuld des verräterischen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand — 80 000 Mann vor 53 000 Mann kehrt gemacht hätten. Wenn er uns vorwirft, daß wir ein günstigeres Stärkeverhältnis gewählt hätten, indem wir 34 000 Deutsche gegen 32 000

Franzosen nannten, so machen wir den Grafen hier wiederholt darauf aufmerksam, daß wir uns für diese Angabe ausdrücklich auf Hermann Voges' sehr sorgsam prüfende und abwägende Abhandlung über „die Kanonade von Balmy“ berufen hatten. Heute wollen wir, da Graf Moltke auf diese Frage anscheinend großes Gewicht legt, mitteilen, daß Häuffer ausdrücklich sagt: „Allerdings war die französische Armee im Ganzen an Zahl der verbündeten überlegen“; übereinstimmend mit Voges gibt er ihre Stärke auf zwischen 30 000—40 000 Mann an und fügt hinzu: „die französische war ungefähr um 20 000 Mann stärker“. Ludwig Häuffer war nicht der Mann, haltlose Behauptungen in die Welt zu setzen. Er kommt auf diese Stärkefrage noch zurück und teilt mit, daß Dumouriez dem Kriegsminister die Aufnahme von Verhandlungen damit begründete, daß er sich auf 80 000 Mann zu verstärken hoffe und die Feinde daher „mit eiteln Verhandlungen amüsiere“. Damit kommen wir zu den nach Meinung des Feldherrn und des Grafen Moltke den Herzog auf das Schwerste belastenden Verhandlungen. Graf Moltke weiß zu berichten: „Als die beiden Heere sich bei Balmy trafen, nahm Br. Karl Wilhelm Ferdinand Verhandlungen mit Br. Dumouriez auf“. Aus welcher Quelle er dieses Wissen hat, bleibt leider wieder sein Geheimnis, während es doch die Pflicht einer gewissenhaften Geschichtsschreibung ist, ihre Quellen namhaft zu machen. Die Moltkesche Behauptung steht im sonnenklaren Gegensatz gegen die Angaben aller, die dabei waren und, das muß immer wiederholt werden, dem Herzoge durchaus keine freundliche Gesinnung zeigten. Wie die Dinge lagen, war der Gedanke, mit Dumouriez zu verhandeln, schon acht Tage vorher in ganz unverfänglicher Weise aufgetaucht. Man lebte der Hoffnung, Dumouriez sei des wüsten revolutionären Treibens satt und werde vielleicht die Hand bieten zu einer monarchischen Restauration, mit der das Kriegsziel ja erreicht gewesen wäre. Solche Hoffnung konnte man auf den französischen General sehr wohl setzen. Denn sehr gut nennt Wilhelm Onden Dumouriez einen geistreichen Abenteurer, welche Bezeichnung voll auf gerechtfertigt ist. Als dann aber am Tage nach der

Kanonade von Valmy, deren Bedeutung darin liegt, daß hier zum ersten Male der Ruf der Unüberwindlichkeit des friedericianischen Heeres erschüttert wurde, während sie unter andern Verhältnissen ein völlig belangloses Ereignis geblieben wäre, Dumouriez seinerseits Verhandlungen anbahnte, um Zeit zu gewinnen, Verstärkungen heranzuziehen, da war es nach übereinstimmenden Angaben aller Zeitgenossen überhaupt nicht Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, sondern waren es der zum Wöllner-Bischoffwerderschen Klügel gehörige Generaladjutant des Königs Oberst v. Manstein und der ebenfalls ziemlich zweideutige Generalmajor Heymann (dem Namen nach jüdischer Herkunft), die den König zu Unterhandlungen mit dem Franzosen drängten, sie selbst auch führten und von Dumouriez gründlich an der Nase herumgezogen wurden, bis der König den Abbruch der Verhandlungen befahl, nun aber eine kostbare, nicht wieder einzubringende Zeit verstrichen war und nichts übrig blieb als der Rückzug. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand war an diesen Verhandlungen ganz unbeteiligt. Wir wollen in getreuer Übersetzung den Bericht anfügen, den der dem Herzoge wahrlich nicht wohlgesinnte Lucchesini an das königliche Ministerium in Berlin gab. Er lautet: „Was den politischen Gang der Dinge während dieser Zeit betrifft, hat das Ereignis nur zu gut die Beweggründe gerechtfertigt, die mich bestimmt hatten, jede weitere Verhandlung mit dem General Dumouriez abbrechen zu lassen. Eure Excellenz werden aus den beigefügten Stücken ersehen, in welcher sonderbaren (étrange) Weise dieser General ein wenig zu viel Nachsicht unsererseits mißbraucht hat, um mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Der König ist darüber entrüstet gewesen und selbst seine Herzensgüte hat ihn nicht gehindert, Herrn v. Manstein gegenüber, dem ersten Fürsprecher dieser Unterhandlungen, in sehr energischer Weise seine Unzufriedenheit auszudrücken, um ihn fühlbar zu treffen. Der Herzog, der durch diese Wendung sein Bestreben, durch irgendeine Verhandlung den Krieg beenden zu wollen, bedauert, verbirgt ebensowenig seinen Ärger und sein Unbehagen (embarras).“

Damit können wir schließen. Auf die vom Grafen Moltke weitläufig erzählte Mystifikation des Königs durch

einen von Dumouriez besorgten Pariser Schauspieler (von dem man nur nicht begreift, wie er so schnell nach Balmby kam), der dem Monarchen als Geist Friedrichs des Großen sagte, daß der Herzog von der Kriegsführung mehr verstehe als er, der König, verzichten wir einzugehen. Sie ist für die hier zu erörternde Frage schon deshalb völlig belanglos, weil nach Lucchesinis dem Herzog durchweg nicht günstigem, darum aber hier desto einwandfreierem Zeugnis Karl Wilhelm Ferdinand an jenen Verhandlungen unbeteiligt war.

Den gegen den Verfasser dieses Aufsatzes gerichteten Vorwurf des Grafen Moltke, er übersehe vornehm, daß „Br. Karl Wilhelm Ferdinand den Pariser Juden“ die beim Heere befindlichen französischen Flüchtlinge ausgeliefert habe und dadurch zu ihrem Mörder geworden sei, weist derselbe so lange mit aller Entschiedenheit zurück, bis Graf Moltke auch für diese ungeheuerliche Beschuldigung seine Quelle genannt hat. Bisher wußte man nur von einem Austausch der Gefangenen, der besonders wegen des von den Franzosen auf einer Streife gefangenen Legationssekretärs Lombard in die Wege geleitet wurde. Jene schandbare Behauptung könnte höchstens wie alle die andern Schmähungen des Herzogs von den Emigranten ausgehen. Warum diese dem Herzoge so feindlich waren? Weil sie dem Könige den ganzen Feldzug als einen mühelosen militärischen Spaziergang nach Paris geschildert und in dem Herzoge einen entschiedenen Gegner gefunden hatten. Karl Wilhelm Ferdinand hatte von Anbeginn betont, daß man den Krieg überhaupt nicht anfangen dürfe oder ihn mit ganz überlegenen Kräften führen müsse. Wie recht er hatte, hat er den Emigranten während des Feldzugs oft in nicht gerader sanfter Weise klar gemacht. Daher ihr glühender Haß. Dem Grafen Moltke aber kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er, wo es sich um freimaurerische Dinge handelt, etwas recht vorschnell urteilt und, was das Schlimme ist, verurteilt. Dafür, daß Herzog Karl Wilhelm Ferdinand Freimaurer gewesen sein und als solcher Hochverrat begangen haben soll, hat er auch nicht die Spur eines Beweises zu erbringen vermocht, weil sie sich nicht erbringen läßt.

Friedrich Thimme †.

Ein Nachruf.

Statt der sehnlichst erwarteten abschließenden Fortsetzung des Aufsatzes „Bismarck und Hannover“ (Mdf. Jb. 1935, S. 186—294), die Friedrich Thimme noch im vorigen Jahre (S. 345) unsern Lesern in einer Erklärung in Aussicht stellte, muß die Schriftleitung einem Nachruf auf den unerwartet aus dem Leben gerissenen Verfasser Raum geben.

Friedrich Thimme ist ein Opfer der Berge geworden; er ist von einer Hochtour in den Bayerischen Alpen, die er trotz seines Alters seiner Gewohnheit nach als Alleingänger am 25. Juni 1938 unternahm, nicht zurückgekehrt. Erst nach tagelangem Suchen fand man ihn tot am Fuß einer kaum 10 Meter hohen Wand auf, über die er beim Abstieg vom Südgipfel des Watzmanns vermutlich infolge Steinschlags abgestürzt war.

Mit ihm schied einer der markantesten deutschen Historiker aus dem Leben. Uns, den Geschichtsforschern Niedersachsens, war er noch mehr: ein warmherziger, treuer Freund der hannoverschen Heimat, der er zeitlebens innerlich verbunden war und zu der es ihn gerade in den letzten Jahren mächtig zurückzog. Friedrich Thimme war echter Niedersachse. Geboren am 12. Februar 1868 als Sohn eines Geistlichen in Grimderode am Südharz, verdankt er seine Schulbildung den Gymnasien in Mienburg und Verden, sein Hochschulstudium ganz der hannoverschen Landesuniversität Göttingen, an der er als Schüler Kluckhohns 1893 mit einer Arbeit über die preußische Okkupation des Kurfürstentums Hannover 1806 promovierte. Die Dissertation war nur ein Teildruck aus einer umfangreichen und gewichtigen großen Untersuchung über die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover unter der französisch-



westfälischen Herrschaft 1806—1813, die, von der Göttinger Philosophischen Fakultät mit dem Benedek-Breis gekrönt, 1895 in zwei stattlichen Bänden vorlag und den jungen Anfänger mit einem Schlage in die vorderste Reihe unserer Landesgeschichtsforschung stellte. Ihr widmete Thimme, der 1902 als Bibliothekar in den Dienst der Stadt Hannover berufen wurde, auch weiterhin seine hervorragenden Fähigkeiten. Von der hannoverschen Provinzialverwaltung bekam er den Auftrag, eine altentworfene Geschichte des Königreiches Hannover 1814—1866 zu verfassen. Warum diese Arbeit nicht über Vorstudien hinausgekommen ist, mag hier unerörtert bleiben. Mit großem Eifer widmete sich Thimme der Mitarbeit im Historischen Verein für Niedersachsen, dessen Zeitschrift unter seiner Mitleitung im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Band für Band eine Fülle von gehaltvollen Buchbesprechungen aus seiner Feder herausgebracht hat. Thimme schlug eine scharfe Klinge und war als Kritiker gefürchtet, aber seine Kritiken gingen nicht auf die Person, sondern stets auf die Sache, die er souverän beherrschte und so auch in der Form der kritischen Stellungnahme beachtlich zu fördern wußte. Immer wieder waren es verwickelte und vielumstrittene Fragen aus dem Grenzgebiet von Recht und Politik, die Thimmes Scharfsinn anzogen, so die Göttinger Sieben, die Ereignisse von 1866 u. a. m. Für seine Verdienste um den Historischen Verein verlieh ihm dieser bereits 1913 die Würde eines Ehrenmitgliedes, als Thimme Hannover verließ, um einem Ruf an die Bibliothek des Preussischen Herrenhauses in Berlin zu folgen.

Für die Übersiedlung nach der Reichshauptstadt waren nicht nur persönliche und dienstliche Verhältnisse maßgebend, sondern Thimmes Wunsch, sich von einer freieren Warte aus der allgemeinen Geschichte der neueren und neuesten Zeit zu widmen, die ihn mächtig anzog. Schon von Hannover aus hatte er durch Herausgabe der Reden von Miquel und Bennigsen sowie durch eine Neubearbeitung der Stein-Hardenberg'schen Verwaltungsreform von Ernst v. Meier seine Schritte in dieser Richtung gelenkt. Jetzt nahm ihn in dem neuen Lebenskreise, der ihn mit den

bedeutendsten Männern des Staates und der Parlamente zusammenbrachte, nicht nur die Zeitgeschichte, sondern zeitweise auch die Politik ganz in Beschlag. Was Thimme während des großen Krieges und nach ihm an Aufsätzen, Editionen und anderen Arbeiten geleistet hat, gehört der allgemeinen Geschichtsforschung an und kann hier nur eben erwähnt werden. Man mag zu Timmes politischen Schriften stehen wie man will, bleiben werden seine Verdienste als Mitherausgeber der gewaltigen 52 bändigen Altenspublikation des Auswärtigen Amtes über die Große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914, und der großen Friedrichsruher Bismarckausgabe. Unbestritten gehörte Thimme zu den allerbesten Kennern der europäischen Politik und Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Am 1. April 1933 trat er, der seit 1920 die Bibliothek des Preussischen Landtags geleitet hatte, mit Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand. Das bedeutete kein Ausruhen. Mit unverbrauchter Schaffensfreude wandte sich der Emeritus neuen Aufgaben zu. Aber verschiedene Verkehrsunfälle, denen der gehörbehinderte Gelehrte im Strudel des Berliner Großstadtverkehrs ausgesetzt war, und ein inneres Leiden, dessen Behebung eine schwierige Operation erforderte, haben die Kraft des nahezu Siebzigjährigen vorübergehend gelähmt; der Aufsatz „Bismarck und Hannover“, den Thimme, an seine Jugendarbeiten anknüpfend, im Jahre 1935 seinem lieben Historischen Verein für Niedersachsen zum 100. Geburtstag darbrachte, ist unter den Einwirkungen dieses Leidens entstanden und steht daher, wie der Verfasser selbst empfand und wiederholt zum Ausdruck brachte, nicht ganz auf der Höhe seiner früheren glänzenden Arbeiten. Aber kraftvoll überwand seine gesunde Natur und ein eiserner Wille das tüdtliche Leiden; seit dem Sommer 1937 fühlte er sich wieder vollkommen frisch und warf sich mit Feuereifer auf die großen Aufgaben, die er vor sich sah und hinter denen die Fortsetzung des Bismarck-Aufsatzes zu seinem eigenen Bedauern zurückstehen mußte: eine mehrbändige Biographie des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg, der sich eine Lebensbeschreibung des Botschafters Paul Haßfeld anschließen sollte. Besorgt fragte

sich mancher, ob daneben und danach die Arbeitskraft des Verfassers für den Bismarck-Aussatz und vollends für den alten Lieblingsplan einer Geschichte des Königreichs Hannover noch ausreichen werde. Er selbst war optimistisch; es blieb sein Wunsch und sein Wille, seinen Lebensabend diesen Arbeiten zu widmen, am liebsten in der alten hannoverschen Heimat.

Das Schicksal wollte es anders. Indem es Friedrich Thimme jäh aus dem vollsten Schaffen riß, machte es auch allen seinen weitgespannten Arbeitsplänen ein Ende. Der Aussatz „Bismarck und Hannover“ wird ein Torso, die Geschichte des Königreichs Hannover ungeschrieben bleiben. Die nachgelassenen Vorarbeiten reichen nicht aus, um eine Edition zweiter Hand zu wagen. Niemand beherrschte den Stoff wie Thimme, niemand wird ihn gestalten können wie er es vermocht hätte. Wir müssen uns voll Trauer und Dank begnügen mit dem, was er uns in den langen Jahren seiner Wirksamkeit mit vollen Händen geschenkt hat.

Friedrich Thimme war eine Kämpfernautur. Ich habe ihn nur ein einzigesmal gesehen, als er vor einigen Jahren Hannover besuchte, aber von der kurzen Begegnung blieb er mir unvergeßlich, der scharfprofilierete Kopf mit den klugen und kriegerisch blitzenden Augen eines Mannes, der immer im Angriff, immer im Gefecht steht. Aber mit dem Kämpfertum verband sich in diesem echten Niedersachsen ein fanatisches Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl. Gerechtigkeit war ihm nicht nur die anerzogene höchste Tugend des Historikers, sondern auch eine innerlich lebendige Urgewalt, die die angeborene Leidenschaft machtvoll zügelte. Es ist verständlich, daß Thimme in den nun weit hinter uns liegenden Jahren des wissenschaftlichen und politischen Haders zwischen Welfen und Nationalliberalen wohl der einzige hannoversche Historiker war, der auf beiden Seiten unbedingte Autorität genoß. — Sicher nicht zum wenigsten auch deswegen, weil ihm stets das Reich über alles ging. Mit tiefer Genugtuung begrüßte er die geniale Führertat des Anschlusses Oesterreichs im Frühjahr 1938; nun, so schrieb er mir, ist der alte Zwist zwischen Großdeutsch und Kleindeutsch endlich gelöst, jetzt können wir ganz frei

und ohne Bitterkeit über Bismarck und die innere Tragik seiner Reichsgründung urteilen.

Der Tod hat Friedrich Thimmes Lebenslauf jäh beendet, aber auch gekrönt. Der unbeugsame Kämpfer, der als alter Korpsstudent immer bereit war, mit der Waffe für seine Überzeugung einzutreten und der es auch oft getan hat, ist gefallen wie ein Soldat, im einsamen Ringen mit dem Fels, aber im erhebenden Bewußtsein einer eben vollbrachten großen bergsteigerischen Leistung und im Angesicht der ewigen Berge. Wir werden ihn nie vergessen.

Hannover.

G. S c h n a t h.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Für die Anordnung der Bücherschau werden hinfort die 12 Hauptgruppen von F. Busch's „Bibliographie der niederländischen Geschichte“ (Hildesheim 1938) zugrundegelegt: I. Allgemeines, II. Landeskunde, III. Volkskunde, IV. Politische Geschichte nach der Zeitfolge, V. Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, VI. Gesundheitswesen, VII. Heerwesen, VIII. Wirtschaftsgeschichte, IX. Geschichte der geistigen Kultur, X. Kirchengeschichte, XI. Geschichte der einzelnen Landesteile und Ortschaften, XII. Bevölkerungs- und Personengeschichte.

Für die Verteilung des Stoffes auf diese Hauptgruppen und die Anordnung innerhalb derselben werden Busch's Grundsätze angewandt, soweit es zeitschriftenmäßig möglich ist.
Die Schriftleitung.

Jahresberichte für Deutsche Geschichte. 12. Jahrgang, 1936.

Unter redaktioneller Mitarbeit von Paul Sattler und Volkmar Eichstädt herausgegeben von Albert Brackmann und Fritz Hartung. Leipzig (K. F. Koehler) 1937. XIV + 693 Seiten.
Preis geb. 33,— RM.

Wieder liegt uns ein stattlicher Band, das Ergebnis ungemein fleißiger und aufmerksamer Arbeit vor, durchaus gleichwertig seinen Vorgängern der letzten Jahre.

Die Herausgeber betonen im Vorwort, daß „mit dem vorliegenden Jahrgang ein entscheidender Schritt an der inneren Ausgestaltung der Jahresberichte vollzogen sei“. Da „die neue Geschichtsbetrachtung nicht mehr in Staaten, Kulturen, Parteien und Ideen, sondern in Räumen und Völkern denkt“, ist eine Umänderung der inneren Anordnung nicht zu vermeiden, weil es keine andere Möglichkeit gibt, „die Jahresberichte mit der Entwicklung der Wissenschaft in der Gegenwart in Einklang zu bringen“. So ist in Abtlg. C des I. Teils neu: I. die Raumgeschichte (a. Historische Geographie, b. Landeskunde), II. Volkstums- geschichte mit ihren zahlreichen Unterabteilungen (a. Allgemeines und grundsätzliches Schrifttum, b. Bevölkerungsgeschichte: Quellen, Darstellungen, Siedlungsgeschichte, Auswanderung, Sippenkunde, Gesundheit und Fürsorge, Rassenkunde, die Juden in Deutschland; c. Ständische Gliederung; d. Historische Volkskunde), eine ganz bedeutende Erweiterung der bisherigen Abteilung C II; ferner III: Wehrgeschichte, sowie IV: Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte mit ihrer

zeitlichen und landschaftlichen Untergliederung. Dadurch wird die bisherige Abteilung IV (Wirtschafts- und Sozialgeschichte) zu Abtlg. V, während die frühere Abtlg. V (Historische Volkskunde) nunmehr in die große Abtlg. II (Volkstumsgeschichte) übergegangen ist.

In Abtlg. C VI ist nur die „Papstgeschichte des Mittelalters“ als besondere Gruppe verschwunden und in andere Abteilungen hineingearbeitet worden. — In Abtlg. D ist die Literatur in tschechischer Sprache fortgefallen. — Auch im 2. Teil (Forschungsberichte) ist die Abtlg. C (Die einzelnen Zweige des geschichtlichen Lebens) in ihrer inneren Gliederung aus den oben ganz kurz angegebenen Gründen ganz erheblich umgearbeitet; die Herausgeber bemerken hierzu im Vorwort, daß diese Anordnung in ihren Einzelheiten noch nicht endgültig sei.

Die Bearbeitung des für unsere Leser besonders in Betracht kommenden § 50 der Abtlg. D (Niedersachsen) bringt in altbewährter Form wieder Bibliotheksdirektor Dr. Busch = Hannover.

Hannover.

D. Grotefend.

Bremisches Jahrbuch. Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft. Bd. 37. Festschrift zum 75 jährigen Bestehen der Hist. Gesellschaft in Bremen. Arthur Geist Verlag, Bremen. 1937. (Schriften der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft, Reihe A.) XII, 348 S., 1 Taf. 8° 6,— RM.

Der neue Band bietet sich als würdige Festgabe für die Historische Gesellschaft und ihren verdienten Vorsitzenden, Hermann Entholt, dar. Dieser hat auch als Herausgeber das Jahrbuch in ständigem Aufstieg zu halten und Umfang und Vielseitigkeit des Inhalts glücklich zu steigern gewußt. Eine Bestätigung hierfür erhalten wir wiederum. Die verschiedensten Seiten bremischer Vergangenheit und ihrer Erforschung werden behandelt. Alwin Lonke beleuchtet ein bestimmtes Arbeitsfeld der Historischen Gesellschaft, indem er ihre Tätigkeit als Treuhänderin bremischer Altertümer schildert. Friedrich Prüfers bewährte Feder besichert uns willkommenen Ergebnisse aus eigenstem Forschungsgebiet in einer reizvollen Betrachtung der Stiftskirchen der Stadt in Wirtschaft und Kultur. Von dem leider zu früh dahingegangenen Alfred Schmidtmayer empfangen wir als letzte Gabe einen Beitrag zur Geschichte der Akzise, den Ertrag einer ersten Forschung in einem noch ganz unberührten Quellenstoff des Staatsarchivs, darum doppelt wertvoll. Heinz Schecker weiß uns anschaulich von dem ersten modernen Naturforscher in Bremen, Nikolaus Kulenkamp, zu erzählen, der nicht dem Gelehrtenstand, sondern als Schönfärber dem Handwerk angehörte und von der Göttinger Sozietät der Wissenschaften dreimal preisgekrönt wurde. Eine wissenschaftliche wie heimatische Pflicht erfüllt der rührige Leiter des Focke-Museums Ernst Grohne mit der Darbietung seiner Ausbeute aus Hausinventaren und Nachlaßbeschreibungen. In seinem Aufsatz „Kulturgeschichtliches aus alten bremischen Bürgerhäusern“ finden sich in loser Aneinanderreihung höchst lehrreiche Einzelheiten

über die Bohnkultur mit beachtenswerten Wort- und Sacherklärungen. Von den Beziehungen zwischen Goethe und Johann Smidt handelt Heinrich Taidel, der am Schluß seiner eingehenden Ausführungen noch des Olympiers Anteilnahme an der bedeutendsten Schöpfung des großen Bürgermeisters, an der Gründung Bremerhavens bespricht. In die bewegten Zeiten der bremischen Verfassungskämpfe von 1830 bis 1837 führt uns die lebendige Schilderung von Heinrich Tidemann. Im letzten der wissenschaftlichen Beiträge veröffentlicht Hermann Entholt Ungedrucktes aus dem Nachlaß von Bürgermeister Arnold Duckwitz, das für die allgemeine deutsche Geschichte der 48er Jahre und der Folgezeit wie als Ergänzung der Denkmürdigkeiten D.'s hohen Wert haben dürfte. Ehrenvolle Nachrufe gelten zwei trefflichen Männern: dem Sudetendeutschen Alfred Schmidt Mayer, Geschichtsschreiber seines Volksstammes, aber auch in der bremischen Forschung schnell heimisch geworden und mit manchem wertvollen Beitrag hervorgetreten, und dem Chinakaufmann Julius Focke, dem selbstlosen und unermüdblichen Förderer der bekannten Museumsgründung seines Oheims. Einen bedeutenden Bremer Staatsmann des 17. Jahrhunderts, den Syndikus Johann Wachmann d. Ä., den das Titelbild zeigt, würdigt der Herausgeber in einleitender Skizze. In den Miszellen werden Nachträge zu den im vorigen Jahre erschienenen Untersuchungen über bremische Studenten an der Universität Köln geliefert. Geschäftsbericht und Bücherschau bilden den Rahmen auch zu diesem besonders ertragreichen Festbande.

Hannover.

Otto Heinrich May.

Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. Herausgeg. von W. Groffe. 69. Jahrg. (1936). 100 S. Mit 12 Abbildungen, 1 Ortsplan und 1 Stammbaum. 70. Jahrg. (1937). 136 S. Mit 16 Abbildungen. 5 Lage-
skizzen, 1 Fundstellenverzeichnis und 1 Stammtafel. Kommissions-
verlag H. C. Such, Quedlinburg.

Der Jahrgang 1936 ist einer zusammenhängenden Frage, der Bauerntumforschung, gewidmet. Nachdem W. Groffe in einem einleitenden Aufsätze (Aufgaben und Wege der Bauerntumforschung) zunächst wertvolle grundsätzliche Ausführungen gemacht hat, liefert er selbst zusammen mit W. Wagenführ in der Arbeit „Beiträge zur Bauerngeschichte des Dorfes Beckenstedt in der Grafschaft Wernigerode“ ein Musterbeispiel, wie eine solche Aufgabe nach der siedlungskundlichen, ortsgeschichtlichen und genealogischen Seite durchzuführen ist. Die Aufsätze von M. Bosse (Landesfürstliche Fürsorge für den Bauernstand bei Beginn der Neuzeit), F. R. Locke (Das Ostharzer Bauernhaus) und F. Lütge (Die Belastung der Dörfer des Amtes Sangerhausen mit Frondiensten und deren Ablösung) behandeln Einzelfragen aus der Geschichte des Harzer Bauertums. R. Th. Weigel (Jng-Rune und Obil-Rune im nördlichen Harzvorland; der Alte mit

der Brille, ein altes Sinnbild unserer Heimat) erweist von neuem die Bedeutung der Sinnbildforschung für die Erkenntnis, wie altgermanisches Brauchtum in den Verzierungen der Häuser unserer Nordharzer Dörfer und Städte weiterlebt.

Demgegenüber bietet der Jahrgang 1937 äußerlich ein bunteres Bild, aber auch hier zeigt sich bei näherem Zusehen ein geheimer Zusammenhang: die lebendige Wechselwirkung, die zwischen den Schicksalen des Harzer Landes und der großen deutschen Geschichte zu allen Zeiten, oftmals sogar an entscheidenden Wendepunkten, bestanden hat. Während **O. Thielmann** (Ein Schalenurnenfund im Kreise Goslar) und im wesentlichen auch **K. Schirwitz** (Zum Alter unserer Ortschaften) Fragen der Vorgeschichte behandeln, sucht **W. Lüders** (Zur Gesch. des Krobotales und der Siedlung Schulentode bei Bad Harzburg), indem er von einem vielumstrittenen Punkte ausgeht, neue Einsichten in die Züge Karls d. Gr. am Harz, die erste, von Fulda ausgehende Mission und ihr Verhalten gegenüber den alt-sächsischen Kultstätten zu gewinnen. Die bedeutende Persönlichkeit Heinrichs I. und ihr Verhältnis zum Harz wird gewürdigt von **Edward Schröder** (Von der Verbreitung des Namens Heinrich und vom Schicksal der Fürstennamen überhaupt), von **W. Grosse** (Heinrich I. — unser Harzkönig; ferner: Bericht über die Berla-Grabung) und **W. Lüders** (Die Ludolfinger — ein alt-sächsisches Geschlecht). Ebenso vertieft **W. Grosse**, der hier an die noch nicht gedruckten genealogischen Forschungen Georg Bodes anknüpfen konnte, wesentlich das Bild Lothars von Süplingenburg und seiner Beziehungen zum Harzgebiete. Die Studie von **B. C. Habicht** endlich über „Die Kapelle aus der Heiligkreuzkirche zu Dalby“ sucht durch eingehende Stilvergleiche nachzuweisen, daß jene Kapelle in eine Entwicklungsreihe hineingehört, die von Königslutter über die unter Bischof Adelog erneuerten Kapelle zu St. Michael in Hildesheim und über Hunsburg nach Dalby führte, und daß sie daher von einem südniedersächsischen Steinmetzen geschaffen sein müssen.

Bad Harzburg.

Wilh. Lüders.

Stader Archiv, Zeitschrift des Stader Geschichts- und Heimatvereins, Neue Folge Heft 28. Stade, im Selbstverlag des Vereins, gedruckt in der Hanfa-Druckerei, R. Stelzer, 1938, 424 S.

Diesmal legt uns der Stader Geschichts- und Heimatverein einen besonders reichhaltigen Band seiner Zeitschrift vor, aus dem im Rahmen einer kurzen Besprechung nur auf ein paar allgemein interessierende Aufsätze hingewiesen sei. Eingeleitet wird die Reihe der Beiträge mit einer Würdigung des 1936 verstorbenen Malers und Heimatforschers Ernst Müller-Scheeßel, der sich um die Erhaltung der Volkstrachten seines Heimatortes Scheeßel sehr verdient gemacht hat, aus der Feder Dietrich Steilens. Dem Aufsatz sind einige Wiedergaben von Gemälden des Künstlers beigelegt. Den Kunsthistoriker wird die gleichfalls mit einer Reihe von photographischen Abbildungen versehene Abhandlung

von W. Meyne über Krutzfige und andere Werke der Holzplastik des 13. und 14. Jahrhunderts im Bezirk Stade erfreuen. Auch der Aufsatz von Dr. Stierling über Buztehude ist sehr stark kunstgeschichtlich bestimmt. Die Arbeit von R. Steinmez, Aus der Geschichte des Landes Hadeln, behandelt im wesentlichen die kirchlichen Verhältnisse von der Reformation bis in die neueste Zeit. A. von Düring setzt seine Beschreibung der Adelsitze im Herzogtum Bremen fort; diesmal macht er die Kreise Osterholz, Hadeln und das Land Rehdingen zum Gegenstand seiner Untersuchungen. Es muß wiederum bedauert werden, daß das reiche Material des Staatsarchivs Hannover, insbesondere an Lehnsakten, nur ungenügend ausgewertet worden ist. Der Namenforscher sei auf die Zusammenstellung der Personenamen des ausgehenden Mittelalters aus Nordosthannover hingewiesen. Zu betonen ist wiederum die gute Ausstattung des Heftes; eine besondere Freude sind immer die Kopfleisten am Anfang jedes Aufsatzes.

Hannover.

G. M ö h l m a n n.

Karl Brandt, *Ausgewählte Aufsätze*. Als Festgabe zum 70. Geburtstag am 20. Mai 1938. Dargebracht von seinen Schülern und Freunden. Oldenburg i. O./Berlin, Gerh. Stalling, 1938. X und 583 S.

Die neuere Sitte, hervorragende Gelehrte anlässlich einer Jubelfeier durch eine Sammelausgabe zerstreut erschienener Arbeiten des Jubilars selbst zu ehren, hat sich bei Geheimrat Brandt als besonders glücklich erwiesen.

Die von P. E. Schramm und H. W. Klemm redigierte Auswahl bietet einen Einblick in alle die vielseitigen Fachgebiete Karl Brandts auf dem weiten Felde der Geschichtsforschung. Geschichtsmethodische und hilfswissenschaftliche Themen bilden den Auftakt zu Arbeiten aus dem Früh- und Hochmittelalter, von denen der 1933 im Niedersächsischen Jahrbuch Band 10 erschienene Aufsatz: Karls des Großen Sachsenkriege, den Lesern unserer Zeitschrift noch in Erinnerung sein wird.

Im folgenden Hauptabschnitt: Vom Mittelalter zur Neuzeit, führen uns fesselnde Beiträge in die Lieblingsgebiete der Brandtschen Geschichtsforschung: Renaissance, Reformations- und Gegenreformationszeit.

Was die Arbeiten neben ihrer hohen wissenschaftlichen Qualität so anziehend und zu einer fesselnden Lektüre macht, für ehemalige Schüler des Gelehrten wie für andere Geschichtsfreunde, ist die ganz persönliche lebensvolle Art der Darstellung. Der Leser empfindet sie vielfach fast als lebendig gesprochenen Vortrag, der zu weiterem Durchdenken der angechnittenen Probleme hinführt.

So ist der Band ein literarisches Denkmal der Persönlichkeit des Jubilars, dessen Bild durch zwei Beiträge im Schlußabschnitt: Aus dem eigenen Leben, noch vertieft wird. (Beziehungen zu Paul Scheffer-Boichorst und eine ergreifende Skizze des selbsterlebten Stellungskrieges in Frankreich).

Die anziehende persönliche Art der Darstellung ist bei Brandt zum großen Teil auch begründet in der unmittelbaren Weise, mit der er die geschichtlichen Quellen und Denkmäler aller Art zu fassen und lebendig zu machen weiß. So wandert der Leser im fünften Hauptteile des Bandes: Zur Landesgeschichte und Heimatkunde, — ein Gebiet, für dessen Förderung die niederfächsischen Geschichtsfreunde ihrem Landsmann besonderen Dank wissen —, mit diesem durch das norddeutsche Land zur Lokalforschung an Ort und Stelle. (Siehe die Aufsätze: Pferdeköpfe und Säulen an niederfächsischen Bauernhäusern, und: Das niederfächsische Bauern- und Bürgerhaus); er steht mit dem Verf in dessen Vaterstadt Osnabrück vor dem Denkmal des großen niederfächsischen Bauern- und Volkstumshistorikers Möser (S. 539 ff.: Justus Möser). Und wenn demnächst der Historische Handatlas Niedersachsens erscheint, dann wird der in unserer Festgabe wieder abgedruckte Aufsatz: Grundfragen historischer Geographie und der Plan des Historischen Atlas [von Niedersachsen], an die jahrzehntelange Betreuung und Förderung des Atlasunternehmens durch den Vf. als früheren Vorsitzenden der Historischen Kommission erinnern.

So ist das schöne Buch berufen, die Persönlichkeit und das Lebenswerk des Jubilars weiterleben zu lassen und allen, die es zur Hand nehmen, Stunden genußreichen Studiums und menschlicher Bereicherung zu bieten.

Hannover.

Theodor Ulrich.

Inventare der nichtstaatlichen Archive der Provinz Westfalen, Band III Reg.bez. Münster: Inventar des Bischöflichen Diözesanarchivs in Münster (herausgegeben von der Archivberatungsstelle der Provinz Westfalen mit Unterstützung des Bischöflichen Generalvikariats) bearbeitet von Dr. Heinrich Börsting, Diözesanarchivar. Münster i. W. Verlag der Aschen-dorffschen Verlagsbuchhandlung 1937. XII u. 524 S. Geb. RM 10,—; Kart. RM 8.—.

In der Reihe der westfälischen Inventarveröffentlichungen, deren Herausgabe im Jahre 1934 von der Historischen Kommission an die Archivberatungsstelle der Provinz übergegangen war, ist nach langer Pause wieder ein stattlicher Band erschienen, der die wertvollen Bestände des in den letzten Jahren (seit 1931) völlig neugeordneten Bischöflichen Diözesanarchivs in Münster enthält. Der Herkunft nach verteilen sich diese Bestände auf das alte bischöfliche Generalvikariatsarchiv (hierin auch die alten Archidiaconatsarchive) und das Domarchiv, doch ist letzteres nur zum kleinsten Teil hier geblieben, der größte und wertvollste, vor allem mittelalterliche Teil beruht seit langem im Preussischen Staatsarchiv zu Münster. Einige kleinere Sammlungen und Archivkörper (vgl. S. XI) spielen neben diesen beiden Hauptgruppen keine Rolle. Da die Bestände des Generalvikariatsarchivs im Allgemeinen nicht über das 16. Jahrhundert zurückreichen und nur noch Reste des ehemaligen ständischen Domarchivs im Diözesanarchiv be-

ruhen, ist die Ausbeute auf der Urkundenseite nicht gar so groß. Wer hier reiche und vor allem alte Urkundenschätze zu finden hofft, wird allerdings enttäuscht. Die in beiden Fonds überlieferten Urkunden sind nur zum kleinsten Teil Originale. Von den 412 vor 1400 datierten Urkunden sind nur 110 (davon 34 im Domarchiv) im Original erhalten, davon die älteste von 1190, noch dazu ein Fremdling aus dem Rheinland!

Um so reicher und wertvoller ist der Aktenbestand, der in geradezu luxuriöser Weitläufigkeit nach Sachgruppen der bischöflichen Zentralverwaltung und alphabetisch nach Pfarreien (innerhalb der einzelnen Bistümer) geordnet verzeichnet wird. Dabei sind nicht nur die selbständigen Akten aufgenommen, sondern auch die in den Handschriften vorhandenen Visitations- und Weiheprotokolle nebst anderen Registern für jede einzelne Pfarrei ausgeworfen worden. Diese über die normale Form eines Inventars weit hinausgehende Veröffentlichung des Archivinhaltes stellt eine Neuerung da, die zwar dem Benutzer den unschätzbaren Vorteil bietet, daß er mit einem Blick das gesamte im Archiv für eine Pfarrei vorhandene Material erfassen kann, wegen des dadurch bedingten starken Anschwellens des Inventars (um mindestens das Doppelte!) aber kaum Nachahmung finden dürfte.

Für Hannover und Oldenburg findet sich in diesem Inventarband viel Material über die Kirchen des ehemaligen Niederstifts Münster, das ja seit 1667/68 auch kirchlich zur Diözese Münster gehörte, aber auch aus dessen älterer Osnabrücker Zeit (16. Jahrhundert ff.), so vor allem die wichtigen Visitationsprotokolle von 1618 und später und zahlreiche für die Pfarrergeschichte wertvolle Collationsakten des 16. Jahrhunderts, die allesamt auf Grund des Vertrages von 1667/68 an Münster abgegeben worden waren. Auch für Ostfriesland enthalten die Collationsregister des Domarchivs wichtige Nachrichten, allerdings nur für die Propsteien Emden, Groothusen, Hinte und Lopperfum.

Der wertvolle Band, dessen Inhalt durch ein Verzeichnis der Pfarreien und Rektorate (S. 517 ff.) bequem aufgeschlossen wird, wird in Niedersachsen freudig begrüßt werden, nicht zuletzt wegen der ausführlichen Erschließung der Archivakten, da hier, weit ab von Westfalens schöner Hauptstadt, nicht jeder in der Lage sein wird, das langwierige Suchen an Ort und Stelle selbst vorzunehmen. Durch die Ausgabe des Inventars wird er dieser Mühe überhoben.

Münster i. W.

J. Prinz.

Willy Moormeier, Die Grafschaft Diepholz. (Studien und Vorkarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens, herausgegeben von der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen 17. Heft). Göttingen (Vandenhoeck u. Ruprecht) 1938. 106 S. Mit 2 farbigen Karten. RM 6,50.

Die vorliegende Arbeit bildet ein weiteres, wertvolles Glied in der nun schon auf 17 Hefte angewachsenen Reihe der territorial-

geschichtlichen Untersuchungen zum Historischen Atlas Niedersachsens. Nach einer einleitenden Darstellung von Land und Leuten der Vorzeit zeichnet der Verfasser in den ersten 3 Kapiteln ein Bild von der Gau-, Kirchen- und Grafschaftsverfassung des Landes. Zwei weitere Kapitel widmet er dem Entstehen und der Entwicklung der Grafschaft (mit einer genauen Grenzbeschreibung) vor und nach 1260, während die folgenden Abschnitte die innere Verfassung und Gliederung (Ämter), die Geschichte Diepholz's im 16. Jahrhundert nach dem Aussterben des regierenden Hauses (1585) und das dann folgende welfische Landesregiment behandeln. Eine sehr eingehende Darstellung der einzelnen Grenzabschnitte nach 1585 und ein Kapitel über das Amt Auburg unter der hessischen Herrschaft beschließen die Darstellung. Im Anhang gibt der Verfasser den Neudruck einer bislang falsch datierten Urkunde über die (Neu) Gründung des Klosters Burlage und eine Stammtafel der Edelherrn von Diepholz. Zwei Karten erläutern den Text.

Die überaus gründliche und mit viel Liebe zur Heimat geschriebene Darstellung des Verfassers, die sehr viel neues und unbekanntes Material verarbeitet, verdient volles Lob. Als Ergebnis seiner Untersuchung über die Wurzeln der Diepholz'scher Landeshoheit, glaubt er (S. 32) im wesentlichen die Grundherrschaft ansehen zu dürfen. Bezeichnend ist es aber, daß überall dort, wo die Gerichtshoheit, die der Verfasser als zweites hoheitsbildendes Element herausstellt, einwandfrei in fremder Hand war (Stemmer Berge, Rsp. Goldenstedt), die Landeshoheit der Diepholzer auf mehr als schwachen Füßen stand und bis zum Aussterben des Geschlechts noch keineswegs gefestigt und unbestritten war. Mit der Grundherrschaft allein ging es also nicht. So haben die Edelherrn in ihrem unumstrittenen Gebiet, als das eigentlich nur das Kirchspiel Drebbler gelten kann (S. 65), die Grafschaftsrechte (Freigrtschaft) als ravensbergisches Lehen schon im 13. Jahrhundert besessen und auch die Gogerichtsbarkeit haben sie hier schon 1291 erworben. Im Bereich der Stemmer Berge trat als neues auf die Landeshoheit hinwirkende Element die Burg hinzu. Rasch hintereinander (kurz vor und nach 1300) erbauten die Diepholzer hier die Burgen Lembruch und Lemförde, von denen aus sie Territorialpolitik auf den Stemmer Bergen zu treiben suchten. Aber auch hier zeigt sich wieder, daß es trotz größter grundherrlicher Basis (vgl. die Tabelle auf S. 60) ohne Gerichtshoheit nicht gelingen wollte, eine gesicherte und unangefochtene Landeshoheit auf dem Stemmede aufzubauen. So glaube ich, daß der Verfasser den Wert und die Bedeutung der Grundherrschaft für die Entstehung der Grafschaft Diepholz im Vergleich zur Gerichtshoheit doch etwas zu hoch anschlägt. Wie er selbst betont (S. 65), war beim Aussterben des Edelgeschlechts die Landeshoheit einzig und allein im Kirchspiel Drebbler unbestritten! Was aber wäre geworden, wenn die Diepholzer hier nicht die ravensbergische cometia erworben hätten? Ich glaube, man darf diese Frage ruhig dabei beantworten, daß die Landeshoheit der Diepholzer dann auch hier angefochten worden wäre!

Um Einzelheiten des wertvollen Buches, über die man bei der großen Zahl der angechnittenen Probleme noch verschiedener Meinung sein könnte, soll hier nicht gestritten werden. Nur ein paar Hinweise seien mir noch gestattet. Der angeblichen Herkunft der Diepholzer aus dem Lande Hadeln stehe ich im Gegensatz zum Verfasser (S. 31) noch sehr skeptisch gegenüber. Der geringe Besitz dort, der 1219 der Familiengründung Kloster Midlum überwiesen wurde, reicht m. E. zu dieser Herleitung des Geschlechtes, (das dazu schon 100 Jahre vorher ausgewandert sein soll!) nicht aus. Die Ausdrucksweise der Gründungsurkunde von 1219, nach der die Brüder und Bettern jene Güter in Hadeln hereditarie successione iure besaßen, läßt ebenso gut die Möglichkeit offen, daß dieses Gut angeerbt bzw. angeheiratet war! Die ältere Genealogie der Edelherrn von Diepholz wäre wohl eine eingehende Untersuchung wert.

Auch an die „Mutterkirche“ (der Stemmer Berge) Dielingen glaube ich nur ungern. Zugegeben, daß diese Kirche eine Gründung der Freien auf dem Stemwede war, — eine Gemeindegründung im 9. Jahrhundert, in das der Verfasser die Errichtung der Dielinger Kirche setzt, ist m. E. im sächsischen Missionsgebiet schlechterdings eine Unmöglichkeit. Warum tagte zudem das Gogericht auf dem Stemwede in Wehdem, wenn Dielingen der kirchliche Mittelpunkt dieser Landschaft war? Zudem zeigt das Kircheniegel von Wehdem noch im 18. Jahrhundert den hl. Petrus, den Patron zugleich der Domkirche und des Bistums! (St. A. Münster, Kriegs- u. Dom. Kammer Minden XXXV 1734). Das Siegel der ministeriales in Stemwede von 1312 zeigt ebenfalls den hl. Petrus (St. A. Hannover, Kl. Burlage Nr. 8) und nicht, wie man nach W.'s Ausführungen S. 22 erwarten müßte, die Mutter Gottes als Patronin von Dielingen. Auch in dieser Frage scheint mir das letzte Wort noch nicht gesprochen zu sein.

Das Datum der vom Verfasser im Anhang (S. 100) abgedruckten Urkunde über die Gründung des Klosters Burlage läßt sich noch weiter einengen auf 1147—1153, denn das Kloster Quernheim, dessen Leiter Burchhard hier die Aufsicht auf die cellula Burlage übertragen wird, ist nach glaubwürdiger Überlieferung erst 1147 gegründet worden (vgl. mein Territorium des Bistums Osnabrück S. 199). Nach dem Wortlaut der Urkunde wird man auch nicht die Gründung Burlages bis ins 11. Jahrhundert hinaufrücken (S. 42); die cellula macht noch einen ganz unfertigen Eindruck, es fehlt an Gebäuden und Existenzmitteln, vor allem an klösterlicher Ordnung und Regel. Es hatte sich wohl in Burlage ähnlich wie in Obernkirchen (vgl. D. Z a r e ž k y, Zur ältesten Geschichte des Klosters Obernkirchen 1895 S. 48) ein Kreis frommer Frauen in freier Einung zunächst noch ohne klösterliche Regel zusammengefunden, der jetzt von höherer Hand in geordnete klösterliche Bahnen gelenkt wurde. Allerdings ist auch in der Urkunde Bischof Heinrichs von dem Anschluß an eine bestimmte Klosterregel noch nicht die Rede, wenn man auch anläßlich der Übernahme der Aufsicht durch den Propst von Quernheim annehmen sollte, daß die Burlager

Klosterfrauen der Zisterzienserregel nachlebten. Später war es jedoch ein Benediktinerkonvent (1319, Diepholzer Urk. Buch [II] 324).

Zur Stammtafel (S. 102) wäre nachzutragen, daß Jutta, die Frau des rührigen und bedeutenden Edelherrn Rudolf IV von Diepholz (1300—1350), eine Tochter des Grafen Otto von Oldenburg-Delmenhorst war. Das Paar erhielt im Jahre 1322, als es schon „multiplicom prolem“ erzeugt hatte, päpstlichen Ehedispens, da es im 4. Grade verwandt war (Rudolfs Mutter war eine Oldenburgerin!). (Vgl. Sauerland, Urk. u. Reg. z. Gesch. d. Rheinlande aus d. vatikan. Archiven I 612). Die beiden Karten, bei denen man bedauert, daß sie in verschiedenen Maßstäben gezeichnet wurden, geben einen klaren Überblick über den Stand der territorialen Bestrebungen und Rechte der Diepholzer um 1410 und 1585.

Alles in allem eine wertvolle Bereicherung der niedersächsischen Heimatliteratur, für die die Heimat dem Verfasser dankbar ist.

Münster i. W.

J. Prinz.

Helmut Ehmer, Die sächsischen Siedlungen auf dem französischen „Litus Saxonicum“. (Studien zur englischen Philologie, hrsg. v. L. Morsbach und H. O. Wilde, 92.) Halle (Niemeyer) 1937. XV, 58 S. Br. 2,80 RM.

Diese Erstlingsarbeit (eines Schülers von Professor Roeder) hat vor andern namenkundlichen den Vorzug, daß sie neben den sprachlichen Kriterien auch die archäologischen Funde zu werten strebt, die der Verfasser in den nordfranzösischen Museen selbst aufgesucht hat. Daß das Ergebnis da etwas dürftig war, weiß er damit zu erklären, daß die sächsischen Siedler hier eben keine reichen Leute gewesen sind.

Bekanntlich haben sich die Sachsen schon reichlich zwei Jahrhunderte eh es zur Ansiedlung in England kam, als Seeräuber in der Nordsee und darüber hinaus betätigt. Das „Litus Saxonicum“, welches wir sowohl in Nordfrankreich wie auch in England finden, hat eben von der Abwehr derartiger Einfälle seinen Namen, nichts weist darauf hin, daß es auf französischem Boden zu einer Ansiedlung der Sachsen gekommen sei, noch eh sie in England festen Fuß gefaßt hatten (Franz Jostes hat einmal den grotesken Einfall gehabt, den Sachsen vom Unterlauf der Loire den Seliand zuzuschreiben!) Die „Notitia dignitatum“, ein römisches Staatsdokument aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts, weist keine sächsischen Namensspuren auf.

Wohl aber finden wir weiterhin im Departement Pas-de-Calais und besonders in der Nähe der Küste eine Reihe von Ortschaften (im ganzen 36), die durch ihre gleichmäßige Bildung auf -ingthun sofort an die englischen, besonders südenenglischen, sächsischen Namen auf -ington gemahnen und sich in zahlreichen Fällen geradezu mit solchen decken. Es ist das eine Bildungsweise derjenigen vergleichbar, welche wir in Thüd-inghamen, Wern-ingerode haben. Und diese hat man dann mit dem „Litus Saxonicum“ zusammengebracht, indem man darin ein Siedlungsgebiet aus der Zeit vor der insularen Machtergreifung er-

blickte. Ehmer widerspricht dem entschieden, und er macht es durch sprachliche Prüfung (besonders des i-Umlauts) wie durch vorsichtige Heranziehung der Bodenfunde wahrscheinlich, daß hier eine Rückfiedlung von jenseits des Kanals vorliegt: ein Vorgang, der nicht vor die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts fallen wird.

Göttingen.

Edward Schröder.

Franz Boegehold, Die Ortsnamen auf -ingerode. (Thüringische Forschungen hrsg. von Herman Hucke. S. 1). Weimar (Böhlau) 1937. 55 S. Mit 8 Taf. u. 1 Abb. im Text. RM 7,20.

Über diese Namensgruppe gibt es bereits, wie man aus „Schrifttum und Quellen“ S. 50 ff. ersieht, eine ganze Literatur, die sich begreiflicherweise in der Hauptsache um die Zeitschrift des Harzvereins gruppiert, aber unbedingt einer gewissenhaften und sauberen Revision bedurfte, wie sie hier in den Listen der echten (S. 28—45) und der als unecht erwiesenen oder verdächtigen (S. 46—49) Namen auf -ingerode geboten wird; selten begegnen da Mißgriffe wie S. 45 wo (unter dem Buchstaben W) ein Wosthenvelkericherode 1279 (aus später Überlieferung) steht, das offensichtlich als wosten Volkericherode aufzuklären ist — obendrein ohne jeden Zusammenhang mit -ingerode!

B. hat sich mit der Überlieferung und der Geschichte der Namensformen viel Mühe gegeben, was er aber S. 25 als „Zusammenfassung“ bietet, ist recht mager und vor allem darum ansehbar, weil er nicht genügend Umschau gehalten hat bei den verwandten Bildungsweisen wie -ingheim, das weiter im Süden zu Hause ist, -inghagen in Westfalen und -inghausen, das wir hier in unserer Nähe haben.

Wenn ich vor jetzt genau 30 Jahren in einem Wernigeröder Vortrag die Meinung aussprach, daß die -ingerode einer Kontamination (aus -ingen und -rode) entsprungen und schon darum eine jüngere Schicht seien, so muß ich das im Prinzip gegen B. aufrechterhalten und seh es jetzt bestätigt dadurch, daß 1. nur wenige dieser Bildungen über das Jahr 1000 hinauf belegt sind, 2. daß dagegen die darin enthaltenen Personennamen großenteils von hohem Alter und darum oft schon von vornherein nicht mehr richtig erfaßt worden sind. Aber in der Geschichte der Personennamen ist B. offenbar gar nicht orientiert, und auch sonst ist seine Ausrüstung als Historiker weit besser als die germanistische: die „Bibliographie Edward Schröder“ (1933) hätte ihn unter „Ortsnamen Nr. 3“ auf einen ziemlich langen und auch für ihn gewiß nicht gleichgültigen Artikel über die Namen auf -rode hinweisen können!

Göttingen.

Edward Schröder.

Franz Lüdtke, Kaiser Lothar der Sachse. Deutschlands Wendung zum Osten. Berlin (Georg Stilke) 1937. 192 S. Geb. 5,50 RM.
Reinhold Schneider, Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. Leipzig (Insel Verlag) 1937. 212 Seiten.

Dem Erinnerungsjahre 1936 mit seinen zwei Büchern über Heinrich I. ist das Erinnerungsjahr 1937 gefolgt, das uns zwei Darstellungen

der Persönlichkeit des Kaisers Lothar brachte, des Kaisers, dessen Todestag in jenem Jahre zum 800. Male wiederkehrte. —

Eine neue Darstellung war gerechtfertigt, das ist nicht zu bezweifeln, kann doch die vor fast 60 Jahren erschienene umfangreiche und seiner Zeit sehr verdienstliche Monographie von Bernhardi unseren heutigen Anforderungen und Anschauungen keineswegs mehr genügen.

Franz Lüdtkke hat bereits in seinem Buch über Heinrich I. die Grundgedanken seiner Anschauung von der deutschen Geschichte unter starker Betonung umschrieben. Lüdtkke ist, um es auf eine kurze Formel zu bringen, ein Anhänger der sogenannten kleindeutschen Geschichtsauffassung, das heißt, er hält die alte deutsche Kaiserpolitik, soweit sie Italien in ihren Bereich zog, für einen Irrweg und steht in der Ausbreitung der deutschen Macht nach dem Osten und Nordosten die einzige Aufgabe der deutschen Geschichte. Lüdtkke spannt den Bogen seiner Darstellung im vorliegenden Falle sehr weit. Mehr als ein Drittel seines Buches hat er der deutschen Geschichte vor Lothar gewidmet. Von den ersten germanischen, ja indogermanischen Südwanderungen führt er seinen Leser bis zu Lothar. Er erkennt eine allgemeine und sehr frühe Südwendung unserer Geschichte als Tatsache zwar an, sie wird später als die Wendung nach Rom bezeichnet, aber er behauptet andererseits, jede der großen führenden Persönlichkeiten unserer Geschichte habe sich zwischen bzw. für eine dieser beiden Richtungen, für den Norden oder den Süden, entscheiden müssen. Dabei schwebt dem Verfasser, wenn wir ihn richtig verstehen, als eine Art von geschichtlicher Ideallösung oder als politisch-geschichtliche Forderung ein nordisch-germanisches Gesamtreich in der „nordischen Senke“ vor: „ob sie (die rassisch-völkische Kraft des Nordraums) sich zu staatlicher Bindung und politischem Eigenleben innerhalb der nordischen Senke, ihrer artbewahrenden, artschützenden Heimat zusammenfinden wird.“ An dieser Vorstellung mißt der Verfasser letzten Endes Ereignisse und Erscheinungen der deutschen Geschichte. In jedem dieser Männer, von Pippin bis auf Lothar, wird sozusagen der „Kampf zwischen Nord und Süd“ von neuem entschieden. Seiner allgemeinen Einstellung entsprechend bilden in dieser Entwicklungsreihe Heinrich I. und Lothar die Höhepunkte in Lüdtkkes Wertung; dem sächsischen Stamme und Herzogtum als dem Vorkämpfer gegen den slavischen Osten gehört dabei seine besondere Vorliebe. Heinrich I. hat sich nach Lüdtkke für den Norden entschieden und für die Ausdehnung nach dem Osten, Lothar als Kämpfer und Eroberer des Ostens suchte nach S., belastet mit der schweren Erbschaft seiner Vorgänger, „angesichts des Unvereinbaren“ einen Ausweg aus dem Zwang zum Süden und fand ihn.

Lüdtkkes Darstellung ist, das müssen wir nach gewissenhafter Prüfung feststellen, eine Konstruktion. Ein noch so bestechendes Wunschbild — und das ist das vom Verf. heraufbeschworene großgermanische Gesamtreich — entbindet uns nicht der Verpflichtung, nüchtern die überlieferten Tatsachen ins Auge zu fassen. Es gibt keinen Anhaltspunkt, der uns berechtigt, den Versuch der Bildung eines solchen rein ger-

manisch-nordischen Gesamtreichs anzunehmen. Wir wissen nur von einer politischen Bildung, die gewiß den größten Teil der germanischen Völker mit umfaßte, einem Großreich unter germanischer Führung, dem karolingischen Großreich. Wie man auch Wert und Unwert der deutschen Italien- und Kaiserpolitik beurteilen mag, wir wissen nichts von einer Kritik, die sich etwa in der Zeit des ersten Reichs in Deutschland gegen diese Politik gewandt hat, und man ist versucht, hier jene Weisung einzuschalten, die Lüdtké den modernen Verkleinerern Lothars entgegenhält: „Ob jene, die viele Jahrhunderte nach den Ereignissen ihre leider verspäteten Ratsschlüge vortrugen, damals mehr erreicht hätten, . . . muß bezweifelt werden.“ So wirkungslos und vorübergehend, wie der Verfasser es sehr apodiktisch darstellt, war diese Politik übrigens auch nicht für Italien. Was sie dort bedeutete, dafür ist der größte italienische Dichter und Denker der erhabenste und sicher unverdächtigste Zeuge. Eines steht fest: keiner unserer alten Könige hat sich willentlich und wissentlich von Italien abgewandt. Nur der Tod hat Heinrich I. nach einer siebenzehnjährigen Regierung voll großer Erfolge verhindert, in Italien einzugreifen, nachdem bereits sein Vater — wenn auch nur als Pilger — in Rom gemehrt hatte. Auch in dieser Hinsicht bedeutet seine Regierung einen Anfang. Seines Sohnes Herrschaft aber, der nach fünfundzwanzigjähriger Regierung nach Italien zog, ist kein Abirren sondern die folgerichtige Fortsetzung des väterlichen Werks. Lüdtké rühmt die Grundsätze, eine angebliche innenpolitische Maxime, Heinrichs „durch Gewährung gleichen Rechts und freier Mitarbeit“. Verfasser meint damit jenen lockeren Reichsverband, wie ihn Heinrich zunächst nur wiederherstellen konnte, nachdem unter Konrad I. der völlige Zerfall gedroht hatte. Heinrichs Einfluß beschränkte sich auf Sachsen und Franken; Bayern und Schwaben waren mehr oder weniger unabhängig. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn das Königtum sich mit dieser eingeschränkten Grundlage seiner Macht für alle Zeit begnügt hätte. „Otto zerschlug“ nicht „die freiwillige Mitarbeit der Herzöge“! Daß das Königtum um die Verstärkung seiner Macht kämpfen, daß es Widerstand und Auflehnung brechen mußte, ist kein Argument gegen die Richtigkeit seines Weges zur wirklichen Herrschaft, es war der Weg zum Staat. Wir sehen, wie das Königtum in Frankreich dieselbe Richtung einschlug. Daß die französische Monarchie das große Ziel erreichte, während das alte Reich zerfiel, ist das große, bis heute nachwirkende Verhängnis unserer Geschichte. Die ganze Reichsgeschichte von Otto I. bis auf Heinrich V. schildert Lüdtké dann in einem einzigen Dunkel. Gelegentliches Lob, wie es Konrad II. gespendet wird, kann angeblich doch nicht darüber täuschen, daß auch er den Weg verfehlt hat, den Lüdtké dem deutschen Königtum vorschreibt. Diese Schilderung dient nun dazu, die Leistungen und Vortrefflichkeit der Sachsen, die Überlegenheit Lothars insbesondere, um so glänzender hervortreten zu lassen. Diese Tendenz tritt besonders stark bei der Schilderung des Konflikts zwischen Heinrich IV. und Sachsen in Erscheinung. Die

Schwächen und bedenklichen Seiten im Charakter des jugendlichen Heinrich sind nicht zu verkennen, aber mit dem „Wissen um Freiheit“, „nordischem Troß“, „germanischem Herrentum“ bei den Sachsen und mit schroffem, willkürlichem Wesen Heinrichs diesen Konflikt lediglich zu erklären, erscheint doch ein wenig zu primitiv. Hier ist eine vertieftere Auffassung am Platze. Die Anstrengungen des Königs waren unzweifelhaft auf eine Verstärkung und Festigung der Königsmacht als solcher, vielleicht sogar auf eine innere Umgestaltung des Reichs gerichtet, die, wenn sie ihm gelungen wäre, dem deutschen Volke das Unglück und den Irrweg des Territorialismus erspart hätte. Heinrich suchte eine Machtbasis für sein Königtum in Sachsen, er war bestrebt, das entfremdete Königsgut und vergessene Reichsrechte wiederzugewinnen; wenn das kein „Königrecht“ war, was war es dann? Es entbehrt gerade in Hinsicht auf die Darstellung des Verfassers nicht eines gewissen Reizes, wenn wir uns erinnern, daß sich der Konflikt an jenem Aufgebot zum Reichsfeldzuge gegen Polen entzündete, den der Salier zur Vergeltung für einen Einfall der Polen nach Deutschland führen wollte. Um ihrer eigenen Interessen willen verhinderten die Sachsen den Feldzug. Hier freilich hören wir nicht von einer Sorge um die bedrohte Ostgrenze, hier waren die einfachen Sonderinteressen sächsischer Herren und Fürsten maßgebend. Diese nackte Interessenspolitik ist es auch gewesen, die das deutsche Fürstentum zu dem Bündnis mit der Kurie veranlaßte, als der deutsche Episkopat sich ihr noch überwiegend versagte. Man kann m. E. nicht, wie es L. indirekt tut, die auffällige Haltung der Sachsen rechtfertigen und gleichzeitig ein starkes Reich bejahen. Eine „Freiheit“, wie sie die Sachsen unter den beiden letzten Saliern in Anspruch nehmen und mit den Waffen verfochten, mußte mit Sicherheit das Reich sprengen.

An dieser Unvereinbarkeit leidet auch das Bild, das uns Lüdtker von Lothar zu entwerfen bestrebt ist, dieses Lothar, der als Herzog gegen die Reichsgewalt kämpfte und als König dann selbst genötigt war, gegen die Auffälligkeit der Fürsten zu kämpfen, der im eigenen Herzogtum mit dem Widerstande der Großen sich auseinandersetzen mußte. Wenn nun Lüdtker, um nur ja keinen Schatten auf Lothar fallen zu lassen, selbst das Bündnis des letzteren mit dem Papste gegen Heinrich V. rechtfertigt mit der „Zerrüttung des Reichs durch die Rompolitik der Kaiser“, so verwechselt hier der Verfasser doch offenbar Ursache und Wirkung. Erst dadurch, daß das deutsche Fürstentum sich zum Verbündeten der Kurie gegen die Reichsgewalt erniedrigte, war es dem Papsttum möglich, auch den deutschen Episkopat sich dienstbar zu machen und dann zum Vernichtungsschlage gegen den Kaiser auszuholen. So war es unter Heinrich IV. und ähnlich unter Heinrich V., als Lothar der Verbündete der Kurie gegen den Kaiser war. Wohl hat Lüdtker recht mit seiner Behauptung, daß das Bündnis Lothars kein Gesinnungsbündnis war, es war, wie es politische Verbindungen zu sein pflegen, eine Interessengemeinschaft, aber darum nicht weniger verhängnisvoll.

Das Bestreben Lüdtkes, seinen Helden immer glänzender und überlegener darzustellen, führt ihn im Verlauf seiner Schilderung auch an anderen Stellen zu Behauptungen, die nicht unwidersprochen bleiben können. Lothars Leben ist nicht, wie Verfasser es zunächst glauben machen will — erst am Schluß seines Buches klingt es gedämpfter — ein dauernder Siegeszug gewesen, wie das Zitat „victor uti semper consuevit“ als ständiges Geleitwort der Darstellung folgt. Überrascht liest man z. B., daß des Königs militärisches Unglück in Böhmen 1126 ein Sieg Lothars gewesen, daß der dortige blutige Zusammenstoß „unbeabsichtigt“ gewesen. Glaubt Verfasser, um anderes zu übergehen, daß Sobeslaw dem Schützling des Königs, Otto von Mähren, freiwillig Platz machen wollte? Im Westen des Reiches, in Lothringen und in Burgund mußte sich Lothar damit begnügen, seinen Gegnern neue Gegner entgegenzusetzen, ohne den Frieden herstellen zu können. Es war ein Verfahren, das Lüdtkes unter früheren Herrschern als das verderbliche römische „divide et impera“ bezeichnet. Bis in das Jahr 1129 hat Lothar ziemlich erfolglos im Reich gegen die staufische Opposition gekämpft. Beim Eingreifen Lothars in Italien, der übrigens nicht 60, sondern 50 Jahre alt, zur Regierung kam, fühlt sich Lüdtkes zu einem Plaidoyer für Lothar bewogen. Der König habe den Zug weniger um des Papstes willen als für das eigene und des Reiches Recht begonnen. Haben andere deutsche Könige um fremder Interessen willen die Alpen überschritten? Wenn aber der Verfasser — „wie die Dinge einmal lagen“ — auf die „politische Bedeutung der Kaiserkrone“ hinweist, „daß die reichen italienischen Handelsplätze der (wirtschaftlichen) Entwicklung weit voraus waren“, daß „der Besitz der Mathildischen Güter nicht nur politische sondern Kapitalmacht bedeutete“, dann scheint so etwas wie ein Verstehen für die sehr realen Grundlagen der deutschen Italienpolitik aufzudämmern. Leider fehlt Lüdtkes nur das gleiche Verständnis für die Politik der Vorgänger Lothars auf dem Thron.

Auch bei der Schilderung von Lothars zweitem Italienzuge betont Verfasser einleitend, daß der Kaiser nur um deutsche Ziele willen, aus eigenem Ermessen nach dem Süden ging. „Nur eine Möglichkeit gab es, . . . die Kräfte nicht nur der sächsischen Heimat, sondern des gesamten Reiches hinter sich zu zwingen: der Romzug.“ Sind diese Feststellungen mindestens überraschend nach den ersten 80 Seiten seines Buches, die eine einzige Anklage gegen die Italienzüge unserer Könige sind, so gibt uns Verfasser im folgenden ein Rätsel auf. „Nicht die Beseitigung der Kirchenpaltung, nicht die Eroberung Roms für Innozenz, nicht der Kampf um Unteritalien stand als höchste Aufgabe vor Lothar . . . um deutscher Ziele willen und aus eigenem Ermessen zog er in den letzten Kampf seines Lebens.“ — Also eine Art von Prestigepolitik? Doch wohl kaum. Mit Recht rühmt Lüdtkes das nüchtern auf das Wirkliche eingestellte Wesen des Kaisers. Aber alle diese Ziele, die Verfasser in Abrede stellt, waren doch durchaus Notwendigkeiten. Die Beseitigung Anaklets, die Vernichtung des

Normannenstaates bedeuteten letzten Endes die deutsche Herrschaft über Italien. Daß aber Lothar diese erstrebt hat, erhellt eindeutig aus seiner Haltung in Italien. Um dieser Herrschaft Dauer zu verleihen, übergab er eine ganze Reihe von Burgen in Norditalien an seinen Schwiegersohn und Erben, um dieser Herrschaft willen belehnte er ihn mit der Markgrafschaft Toskana.

Den Darlegungen des Verfassers über die Ostpolitik Lothars kann man nur zustimmen. Es ist vor allem Lüdtkes Verdienst, auf den festen Zusammenhang und die Planmäßigkeit dieser Ostpolitik hingewiesen zu haben. Dabei war Lothar in einer günstigeren Lage als alle seine Vorgänger. Zu seiner Zeit begann erst der befruchtende Zustrom von Menschen aus den verhältnismäßig stark bevölkerten niederländischen und rheinischen Gebieten des Reiches nach dem Osten. Sie erst ermöglichte den Beginn einer Dauer versprechenden Ostpolitik. Hier liegt auch zu einem großen Teil die Erklärung dafür, daß dem Ostwerk Heinrichs I. und Ottos des Großen nicht jene Wirkung beschieden war, die es seinem Umfang nach versprach. Die slavischen Nachbarn ließen sich eben nicht in das Reich einfügen wie einst Sachsen und Bayern. Eine Germanisierung der weiten unterworfenen Räume durch Bestiedlung aber war damals noch nicht möglich aus Mangel an Menschen. Es blieb daher nur eine wesentlich militärische Herrschaft mit all ihrer Unsicherheit und Empfindlichkeit gegen jede politische Machtsschwankung.

Die Charakteristik Lothars, wie sie Lüdtkhe umschreibt, dürfte im ganzen zutreffen. Gewiß aber hat Lothar ein innerlicheres und persönlicheres Verhältnis zur Kirche gehabt als etwa Konrad II. oder Heinrich V. Und darauf mag zu einem großen Teile die von Lüdtkhe mit Recht abgelehnte Vorstellung von einer besonderen Abhängigkeit von der Kurie beruhen. Lüdtkhe übertreibt wohl, daß ein Bruch mit dem Papst für den Kaiser wahrscheinlich eine Katastrophe bedeutet haben würde. Daß er Lothars Lage ungemein erschwert hätte, ist gewiß. Lothar hat aber offenbar, und darin möchte ich den tragischen Irrtum seines Lebens sehen, an einen Ausgleich mit der Kurie auf Grund des bestehenden Zustandes aufrichtig geglaubt. Der Papst dagegen sah den errungenen Standort nicht als endgültig an. Die Idee des in die Weltpolitik hineingewachsenen Papsttums, wie es sich seit Gregor VII. darstellte, vertrug sich nicht mehr mit einem starken Reich. Als ein Hauptverdienst Lothars hebt Lüdtkhe in Wiederaufnahme einer übrigens schon von Karl Hampe geäußerten Ansicht hervor, daß Lothar der Entwicklung des Reichs einen neuen Weg gewiesen habe, indem er die Königsmacht auf die Hausmacht zu gründen suchte. Dies wäre ihm in der Tat durch den von ihm wesentlich durchgeführten Aufbau der welfischen Macht „von Meer zu Meer“ in einem bis dahin unerhörten Maße gelungen, wenn nicht nach des Kaisers Ableben Kurie und Fürstentum seine Absicht durchkreuzt hätten.

Insgesamt ist der Eindruck von Lüdtkes Buch uneinheitlich und — wie dargelegt — recht oft widerspruchsvoll. Statt der vielen, den

Gang der Darstellung immer wieder unterbrechenden allgemeinen Betrachtungen, die besser und wirkungsvoller, dabei knapper zusammengefaßt am Schluß des Buches Platz gefunden hätten, vermiffen wir bei manchen so einschneidenden Ereignissen wie z. B. bei der Ablehnung des Friedensangebotes von Roger und bei der Meuterei des Heeres in Apulien eine eingehendere begründende Darstellung. So überzeugt Verfasser nicht recht, wenn er die entscheidenden Einflüsse des Papstes im einen bestreitet und im anderen die gewiß sehr starke Wirksamkeit des Herzogs Heinrich sowie die möglichen Einwirkungen Rogers gar nicht berührt.

übrigens wurde die Darstellung mit einer umfangreichen Polemik belastet, welche die Lektüre nicht angenehmer macht. Diese Auseinandersetzungen wären besser in den Anhang verlegt worden, wo in vielen Fällen auch die sehr wünschenswerte quellenmäßige Begründung im einzelnen hätte gegeben werden können. Vielleicht sind viele dieser Mängel und Schwächen darauf zurückzuführen, daß der Verfasser sein Werk nicht genügend ausreifen ließ und — geleitet von dem verständlichen Wunsch, es im Jubiläumsjahre vorlegen zu können — früher abschloß als es für eine doch auf Dauer berechnete Leistung erspriesslich war.

Das Buch von Reinhold Schneider erhebt nicht wie das von Lüdtke den hohen Anspruch, ein völlig neues Bild der Persönlichkeit Lothars zu zeichnen, „es möchte nicht der Forschung“, es soll „dem Gedächtnis eines Toten deutscher Geschichte“ dienen. Und doch will Schneider offenbar ein geschichtliches Bild bieten, ein „Quellenverzeichnis“ gibt die Titel einiger Werke, wissenschaftlicher Darstellungen zur Geschichte des Kaisers und seiner Zeit, die wir also als die Grundlage des Buches zu betrachten haben. Diese Auswahl hätte beträchtlich erweitert werden können. Schneider folgt in seinen Darlegungen im wesentlichen den Wegen, die Bernhardi in den Jahrbüchern vorgezeichnet hat. Es entsteht ein Bild des Kaisers, das seinen Glanz erhält von einer künstlerisch belebten, stilistisch gepflegten Darstellungsweise. Aber Schneiders Hang zum Mystischen, der ihn dazu führt, ungläubhafte, sagenhafte Züge aus den alten Quellen unmittelbar seinem Werke einzuverleiben, führt von der Geschichte zur Legende. So verzehrt der Bann der Kirche das Mark Kaiser Heinrichs V., so bricht bei der Vernichtung des heidnischen Tempels in Gühkow aus dem Innern des Gebäudes eine gewaltige Wolke von Fliegen hervor, die das Volk und die Geistlichkeit peinigen, die Stadt umbrausen, bis endlich die christlichen Missionare die Kreuzesfahnen schwingen, einen Hymnus anstimmen und sie damit vertreiben, oder, wenn sich auf den Dom von Bari, während der Andacht des Kaisers, vor den Augen der harrenden Menge eine goldene Krone vom Himmel herabsenkt und über ihr eine Taube schwebt usw. Schneiders Werk möchte so fast als die unmittelbare, wenn auch späte Fortsetzung jener mittelalterlichen

Chronistik erscheinen, die der Regierungszeit des Supplinburgers so hohes Lob spendete, freilich aus anderen Gründen, als wir heute seine Größe und sein Verdienst erkennen.

Hannover.

Rudolf Grieser

Brosam
Ohlauer Stadtgraben 14
Ruth Hildebrand, Der sächsische „Staat“ Heinrichs des Löwen. (Historische Studien, hrsg. von E. Ebering, S. 302). Berlin, E. Ebering 1937. 429 S. 16,80 RM.

Berhard Löwen, Die herzogliche Stellung Heinrichs des Löwen in Sachsen. Phil. Diss. Königsberg 1937. 55 S.

George A. Löning, Staat und Wirtschaft unter Heinrich dem Löwen. Jena, Frommannsche Buchhandlung 1938 (auch in: Festschrift f. J. W. Hedemann z. 60. Geburtstag). 23 S. 1,20 RM.

Die Verfasserin des an erster Stelle genannten Buches ist vor 7 Jahren mit einer Berliner philosophischen Dissertation hervorgetreten, die sich „Studien über die Monarchie Heinrichs des Löwen“ betitelt und sich mit der bayrischen Politik Heinrichs befaßt (vgl. dieses Jahrbuch 9, 1932, S. 222 f.). Sie sollte, wie die Verfasserin im Vorwort mitteilte, ein Teil einer größeren Arbeit „über die monarchischen Bestrebungen des Herzogs“ sein, deren zweiter die sächsische Territorialpolitik des Herzogs zum Gegenstand haben sollte. Diese damals in Aussicht gestellte zweite Untersuchung liegt uns in dem neuen Buche der Verfasserin nunmehr vor.

Geht man von der Einteilung des Buches aus, so bietet es sogar noch mehr, als die Verfasserin damals verheißen hat: Nur die zweite Hälfte des Bandes ist überschrieben „Die sächsische Territorialpolitik“; vorauf geht eine umfangliche, fast die erste Hälfte des Buches füllende Untersuchung der territorialen Grundlagen des sächsischen Herzogtums Heinrichs des Löwen, die sie nicht um ihrer selbst willen angestellt hat, sondern im Zusammenhang mit der Frage nach dem Wesen und dem Umfang des sächsischen Herzogtums überhaupt. Im entschiedenen und betonten Gegensatz zu Weiland, der 1866 in seiner Schrift über „Das sächsische Herzogtum unter Lothar und Heinrich d. L.“ die seitdem weitgehend von der Geschichtschreibung übernommene Ansicht begründete, daß Heinrich eine stammesherzogliche Gewalt für ganz Sachsen durchgesetzt habe, die sich in den Gebieten westlich der Weser am reinsten zeige, weil hier eine territoriale Machtstellung fehle, wie sie im östlichen Sachsen gegeben gewesen sei, vertritt jetzt Hildebrand, die in ihrer ersten Schrift die weitere Aufgabe dahin umrissen hatte, daß das Wesen der „Monarchie“ Heinrichs weder in seinen stammesherzoglichen Rechten allein noch in einer reinen Territorialpolitik zu erblicken sei und daß es daher gelte, zu beobachten, wie sich in der Gesamtpolitik territorialfürstliche Motive mit stammesherzoglichen vermischten, die Ansicht, daß der Dukat nur eine Summe von Komitats- und Vogteirechten gewesen sei und schon sein Ursprung auf territoriale Bildungen zurückgehe. Die Gewalt, die der Herzog übte,

sei keine andere, als die ihm auf Grund des Besitzes dieser Rechte zustand. Räumlich betrachtet deckte sich auch dies „Herzogtum“ als Summe überkommener oder erworbener Herrschaftsbezirke nicht mit dem Bereich des alten sächsischen Stammeslandes; es reichte weder überall an seine Grenzen heran, noch füllte es sie auch im Innern aus, sondern war umgeben und durchsetzt von nicht herzoglichen Gebieten, also ganz so, wie sich der Zustand eines Territorialfürstentums etwa im 13./15. Jhdt. darstellt.

§. stützt diese Anschauung in besonderem Maße auf den Wortlaut der Gelnhäuser Urkunde von 1180. Die Verleihungsformel dieses Privilegs: „(ducatu)s cum comitatibus, cum advocatiis, cum conductibus, cum mansis, cum ministerialibus, cum mancipiis et cum omnibus ad eundem ducatum pertinentibus“ ist ihr eine volle Bestätigung ihrer Auffassung: die Summe all dieser Pertinenzen bildet den alleinigen Inhalt des Dukats. Sie interpretiert die Urkunde dann weiter auch dahin, daß in ihr nicht über das gesamte „Herzogtum“ verfügt wurde, sondern nur über die westfälischen und engrischen Teile.

Durch Feststellung all der Rechte und Gebiete, die im westfälisch-engrischen Teil Sachsens nach 1180 einesteils im Besitz Kölns, andern-teils in dem der Askanier nachweisbar sind, und für die auf der andern Seite Beziehungen zu den Welfen und ihren Besitzvorgängern zu erweisen oder wahrscheinlich sind, glaubt sie den Umfang des „herzoglichen“ Territoriums zur Zeit Heinrichs d. L. ermitteln zu können. §. hat auf diese territorialgeschichtliche Untersuchung eine Mühe und einen Scharfsinn verwandt, die nicht geringgeschätzt werden dürfen. Ihre Leistung muß um so höher bewertet werden, als es sich um ein außerordentlich weit ausgedehntes Gebiet handelt und Quellen wie Vorarbeiten von sehr ungleicher Beschaffenheit zu verarbeiten waren. Für das Gebiet Sachsens links der Weser bietet sie so teilweise einen Ersatz für L. Hüttebräukers „Erbe Heinrichs d. L.“. Die Beweisführung selbst gibt jedoch zu mancherlei grundsätzlichen und methodischen Bedenken Anlaß. §. ist genötigt, sehr stark mit der Annahme einer beständigen Kontinuität sowohl der Besitzungen wie der Besitzer von den Billungern bis auf die Askanier oder die Erzbischöfe von Köln zu rechnen, wie sie durchaus nicht selbstverständlich ist und darum nicht schlechtweg unterstellt werden sollte. Insbesondere bei den Grafschaften geht §. von der Voraussetzung eines ununterbrochenen Zusammenhanges und einer steten, regelmäßigen Entwicklung von dem Gau als Grafschaftsbezirk zur jüngeren territorialen Grafschaft aus. Dieser Zusammenhang ist gerade für das alt-sächsische Gebiet bisher stark bezweifelt worden. Es erweckt starke Bedenken, wie §. auch dem räumlichen Umfang nach mit einer festen Gestalt der Grafschaftsbezirke rechnet und ihm eine territoriale Beschaffenheit beilegt. Der fortschreitenden Zerpfütterung der Gerichts- und sonstigen Hoheitsrechte wird dabei nach meinem Empfinden oft zu wenig Rechnung getragen. Ob man wirklich für das 12. Jhdt. in Sachsen noch von intakten Komitatsbezirken sprechen und noch mehr mit solchen rechnen darf, er-

scheint zumindest fraglich; der gegenwärtige Stand der verfassungsgeschichtlichen und zugleich der historisch-geographischen Forschung berechtigt dazu einstweilen nicht in dem Umfange, wie es H. annimmt, und es wird geraten sein, sich durch das Bild, das H. entwirft und das gewiß etwas Eindrucksvolles hat, nicht vorschnell zum Aufgeben der bisherigen Ansicht bestimmen zu lassen. Trotz dieser Bedenken allgemeiner Natur soll nicht bestritten werden, daß die Untersuchungen H.s über die Grafschafts- und Vogteirechte auch im einzelnen vieles Neue und sicherlich auch vieles Brauchbare und Richtige enthalten. Gerade dadurch, daß H. die Dinge in größerem Rahmen und auf einer ausgedehnteren räumlichen Grundlage betrachtet hat, sind fraglos manche neuen Zusammenhänge erschlossen und Einblicke eröffnet worden, die einer beschränkten örtlichen Betrachtung sich bisher versagt haben. Ihr Buch stellt damit die landesgeschichtliche Forschung vor eine neue Lage, aber auch vor manche neuen Aufgaben. Ihr wird es insbesondere zufallen, die territorialgeschichtlichen und historisch-geographischen Ergebnisse H.s im einzelnen aus der ihr eigenen Objektivität nachzuprüfen¹.

In einem Fall, in dem ich eine Überprüfung selbst versucht habe, zeitigte sie ein Ergebnis, das ich hier nicht übergehen kann, da es für die Gesamtauffassung der Verfasserin nicht ohne Bedeutung ist. Es betrifft die Darlegungen H.s über die Grafschaft Mark. Es ist ein Verdienst von H., darauf hingewiesen zu haben, daß für ihren Bereich auch billungische Grafenrechte bezeugt sind². Die Zahl dieser Nachweise muß allerdings von drei, die H. als sicher anführt, auf einen sicheren und einen zweifelhaften verringert werden. Auch geht es nicht an, von diesen Belegen auf eine große billungische Grafschaft zu schließen, die sich ursprünglich auf den gesamten Bereich des Brukererergaues erstreckt habe. Ebenso sind die Versuche, einige Zeugnisse, auf die sich die bisherige Ansicht von der werlischen Zugehörigkeit dieser Grafschaft stützte, in billungischem Sinne umzudeuten, nicht überzeugend. Dagegen müßte vielleicht stärker erwogen werden, ob etwa enge verwandtschaftliche Zusammenhänge zwischen den Billungern und den

¹ Lohnend ist z. B. eine Gegenüberstellung der Ausführungen H.s (S. 144 ff.) über das Gebiet südlich der Grafschaft Hoya mit den nunmehr vorliegenden Untersuchungen von W. Noormeyer über die Grafschaft Diepholz (vgl. oben S. 225 ff.). Für den Harzgau und die Beziehungen des Supplinburger Geschlechts zu ihm vgl. jetzt auch W. Grosse, Lothar von Süpplingenburg und seine Beziehungen zum Harzgebiet (Ztschr. des Harz-Ver. 70, 1937, S. 81 ff.), der sich auf ein umfangreiches ungedrucktes Manuskript G. Bodes, Die Grafschaft und die Grafen im Harzgau, Nordthüringgau und Darlinggau stützt, dessen Veröffentlichung nur dringend zu wünschen wäre.

Ein gutes Mittel, um die Haltbarkeit der Anschauungen H.s zu prüfen, wäre die Herstellung einer Karte, auf der die verschiedenen Besitzrechte und Besitzer in zeitlicher Schichtung eingetragen wären.

² Nicht beachtet von M. Frisch, Die Grafschaft Mark (Münster 1937).

Berlern anzunehmen sein könnten. Wie dem auch sei, von der 2. Hälfte des 11. Jhdts. an kann im Bereich der Grafschaft Mark von billungischen Grafenrechten überhaupt keine Rede mehr sein. Was S. zugunsten einer Kontinuität solcher Rechte der Billunger und ihrer Erben anführt, ist ohne Beweismwert, und damit entfällt auch die weitere Folgerung, daß die Kölner Rechte und Ansprüche in diesem Gebiete auf der Nachfolge in die welfischen kraft der Gelnhäuser Urkunde beruhten. Für die Beurteilung der Auffassung S.s ist dieses Ergebnis deshalb von erheblichem Gewicht, weil gerade die Beobachtungen über die Grafschaft Mark ihre Interpretation der Gelnhäuser Urkunde in einem wichtigen Punkte stützen sollen, insofern nämlich, daß damit auch im Bereich der Kölner Diözese territoriale Gebietsrechte Heinrichs d. 2. wahrscheinlich gemacht wurden. Wird dieser Nachweis hinfällig, dann ist für die Kölner Diözese die These S.s von dem Inhalt der 1180 vergabten herzoglichen Rechte nicht mehr brauchbar! Denn weitere territorialrechtliche Beziehungen hat auch S. in deren Bereich nicht ausfindig zu machen gewußt. Ohnehin hätte S. gegen eine solche Auslegung der Gelnhäuser Urkunde den Einwand gelten lassen müssen, daß sich zwar ihr Inhalt lediglich auf die territorialen Rechte bezog, über die der Herzog verfügte, daß aber damit nicht gesagt war, daß nicht auch andere Rechte, wie etwa solche stammeshertzoglicher Natur, ihm noch außerdem zugestanden haben. (Überdies ist es bekannt, daß im Rönischen Westfalen welfischer Landbesitz vorhanden war, der wie überhaupt der linksweserische Besitz der Welfen einmal gründlich ermitteln zu werden verdiente).

Leichter noch wäre es, die Behauptung S.s zu entkräften, daß auch die Nachrichten der Chronisten über die Teilung des sächsischen Herzogtums ihre Vorstellung vom territorialen Charakter deutlich erkennen ließen: die Verfasserin hat das in die Quellen, die selbst nur vom ducatus oder von partes ducatus sprechen, lediglich hineingelesen. Mindestens hätte doch erst einmal gefragt werden sollen, was sich die Verfasser unter ducatus vorgestellt haben; nichts berechtigt uns, ohne weiteres die Möglichkeit auszuschließen, daß ihnen die stammeshertzogliche Auffassung fremd gewesen sei. Nach alledem wird auch weiterhin die Vorstellung zuzulassen und aufrechtzuerhalten sein, daß der sächsische Dukatus nicht nur ein territorialer Begriff war.

Die Verfasserin leitet, wie gesagt, ihre entgegengesetzte These auch aus dem Ursprung dieses Herzogtums her. Wie Steindorff und zahlreiche Forscher nach ihm vertritt auch S. den Standpunkt, daß das ältere und echte gesamt-sächsische Stammeshertzogtum unter Otto I. ein Ende gefunden habe; was Otto dem Hermann Billung als sächsischen Dukatus verlieh, habe mit einer Stammesgewalt nichts mehr zu tun gehabt, sei vielmehr lediglich ein Landgebiet an der unteren Elbe gewesen: schon aus jener Zeit stamme also der territoriale Charakter des sächsischen Herzogtums. Zu diesem Elbedukatus sei dann noch ein weiterer Dukatus gleichfalls territorialer Art getreten, das „Berreherzogtum“, das Land um Enger und Herford. Aus widukindischem

Erbe stammend, sei dieser „Dukat“ ebenfalls an die Billunger ver-
liehen worden. Auf die Vereinigung dieser beiden Dukate in billun-
gischer Hand zur Zeit Ottos d. Gr. geht nach H. der jüngere ducatus
Saxoniae zurück! Bei diesem Werreherzogtum haben wir es mit einer
völligen Neuentdeckung der Verfasserin zu tun, die sich dafür auf Aus-
lassungen einer Quelle des 13. Jhdts., der sog. Lüneburger Michaels-
chronik, stützt. H. wird nicht erwarten dürfen, daß ihr die deutsche Ge-
schichtsforschung in der Anerkennung dieser These Gefolgschaft leistet.
Zu ihrer Widerlegung hat jüngst H. W. K l e w i g in der *Dtsch. Lit.*
3tg. Jg. 59, 1938, Nr. 31 Sp. 1101 ff. das Nötige ausgeführt: Nicht nur,
daß es unstatthaft ist, auf die Aussagen einer Quelle, die nach ihrer
Entstehungszeit bereits der Territorialzeit und zugleich der Zeit nach
der Teilung des Herzogtums angehört, eine so weittragende Folgerung
für die Verfassungsverhältnisse des 10. Jhdts. aufzubauen, zu der sonst
nichts berechtigt, stehen der Anschauung von dem lediglich territorialen
und kleinräumigen Charakter des „jüngeren“ sächsischen Herzogtums
andere Quellen geradezu entgegen. Läßt sich auch eine stammesherzog-
liche Betätigung der Billunger im ganzen Umfang des sächsischen
Stammesgebietes nicht leicht und sicher dartun, so sollte doch nicht be-
zweifelt werden, daß auch nach den Liudolfingern der dux Saxoniae
als Herzog ganz Sachsens galt. Ein territoriales Herzogtum im 10. Jhd.
würde schließlich nicht zu vereinbaren sein mit der Entwicklung des
Herzogtums, wie wir sie bisher kennen. Die Anfänge zu einer solchen
Neubildung liegen mehr als 100 Jahre später.

Man steht damit vor der Frage, welcher Art dann die Rechte
waren, die neben seinen Eigenrechten territorialer Natur dem Herzog
zukamen. Es ist nur folgerichtig, daß H. für das jüngere Herzogtum
das Vorhandensein von stammesherzoglichen Rechten in vollem Um-
fange bestreitet: Alles, was bisher darunter zusammengefaßt worden
ist, — Befestigungsrecht, Münze, Geleit, Abhaltung von Landtagen,
Sorge für den Landfrieden und oberstrichterliche Tätigkeit —, sei
anders zu erklären. Es ergebe sich zwanglos aus der wahren Natur
des sächsischen Dukates und stelle einen Ausfluß der Grafschafts- und
Vogteirechte dar. Demzufolge kann auch von einer Differenzierung der
herzoglichen Rechte nach den Gebieten rechts und links der Weser
keine Rede mehr sein, die Stellung Heinrichs westlich der Weser war
nicht anders fundiert als im östlichen Sachsen.

Die Gründe, die H. gegen die entgegengesetzten Deutungen Wei-
lands beibringt, sind nicht so leicht zu bestreiten; auch hat ihre Auf-
fassung in vielen Fällen für sich, daß sie als die näherliegende und ein-
fachere erscheint. Zu einem solchen Ergebnis kommt für die Zeit Hein-
richs des Löwen im ganzen auch die Untersuchung von G e r h a r d
L ä w e n, der sich mit einer Untersuchung über „Stammesherzog und
Stammesherzogtum“ (Berlin 1935, vgl. dieses Jbh. 13, 1936, S. 251)
seine wissenschaftlichen Sporen verdient hat. L. hat sich geradezu die
Nachprüfung der Ansichten H.s über die Frage, wie weit stammes-
herzogliche Elemente beim Aufbau der Stellung Heinrichs beteiligt

waren, zur Aufgabe gemacht. Nur sehr wenig bleibt danach von dem (in Sachsen ohnehin so dünnen) Bündel stammesherzoglicher Rechte übrig, wenn man sich auf die wirklich stichhaltigen Zeugnisse beschränkt: Weder von einem Aufgebotsrecht, noch von einer oberstrichterlichen Gewalt besitzen wir zuverlässige oder nur wahrscheinliche Spuren und ebensowenig von stammesherzoglichen Landtagen. Dagegen glaubt Länven, abweichend und im Gegensatz zu Hildebrand, daß wenigstens das alte Recht der Heerführung des Stammesaufgebotes auch von Heinrich noch ausgeübt worden sei, und ebenso, daß er sehr wohl eine Landfriedensgerichtsbarkeit geübt habe. Aber L. gibt auch zu, daß beides von Heinrich nicht in den Dienst seiner Machtpolitik gestellt wurde. Nicht verwunderlich, denn es handelt sich dabei um Aufgaben, die den Stammesgewalten von der Reichsgewalt zugewiesen sind. Ist es aber schon schwierig, die Tatsache der Ausübung solcher Funktionen überhaupt aus den Quellen darzutun, so noch viel mehr, ihre Ausdehnung auf das ganze Stammesland und über den „Dukat“ H.scher Auffassung hinaus festzustellen. Daß nur an das erstere zu denken ist, kann aber gar nicht fraglich sein: in reichsrechtlichen Beziehungen ist der alte Umfang der Stammesländer noch viel länger festgehalten worden.

Mündet unsere Betrachtung mithin in einer Ablehnung der Behauptung von dem ausschließlich territorialen Charakter des Herzogtums, und nötigt sie uns dazu, ein Nebeneinander überterritorialer landschaftlicher Befugnisse und Aufgaben und territorialer, auf Grafenschaft und Vogtei ruhender Rechte anzunehmen, so steht dies Ergebnis zu den Beobachtungen von H. im ganzen gar nicht in allzu schroffem Widerspruch. Wird ihr auch die Gleichsetzung von Herzogtum mit herzoglichem Territorium zu bestreiten sein, so bleibt die Tatsache der Existenz eines solchen herzoglichen Territoriums doch unberührt. Gegen eine Betrachtung, wonach die territorialen Besitzrechte die Grundlage für die Machtstellung des Herzogs abgegeben hätten, würde von keiner Seite Widerspruch zu erheben sein. Das Buch H.s hat diese territorialen Grundlagen uns entschieden deutlicher und umfassender kennen gelehrt, als die bisherigen Untersuchungen. Es wäre dem Eindruck ihrer Darlegungen sehr zugute gekommen, wenn sie sie nicht mit der Beweislast für eine durchaus einseitige These beschwert hätte. Mit dem Wesen des Herzogtums hat dieses Territorium nichts zu tun; es muß davon sehr genau unterschieden werden³. Das bedeutet auf der anderen Seite aber zugleich, daß es völlig abwegig ist, wie es in vulgären Darstellungen der Landesgeschichte Nordwestdeutschlands und einzelner Gebiete dieses Raumes immer wieder geschieht, das sächsische Stammesland als ein geschlossenes herzogliches Machtgebiet anzusehen, in dem es keine selbständigen Herrschaftsbezirke gegeben habe; ebenso

³ Daß die Entwicklung, namentlich unter dem Einflusse des Lehnswesens, darauf hinausging, den Dukat zu territorialisieren, ihn also mit territorialen Gebietsrechten zu verkoppeln oder gar auf sie zu fundieren, steht auf einem anderen Blatt.

falsch ist die Meinung, daß die Territorienbildung in Sachsen erst nach dem Zerfall des Herzogtums möglich geworden sei: ihre Anfänge sind genau so alt wie die des herzoglichen Territoriums.

Dieses herzogliche Territorium ist gemeint, wenn H. im Titel ihres Buches vom sächsischen „Staat“ spricht. Sie hat damit den bisher von ihr verwendeten Ausdruck Monarchie fallen gelassen. Aber der neue Ausdruck ist kaum glücklicher. Das Gebilde, um das es sich handelt, ist selbst als Territorium nur mit Vorbehalt anzusprechen. Es entspricht dem frühen Typ des Territoriums, wie er sich zu gleicher Zeit im Reiche an mehreren Stellen bildete und für den eine Überordnung über die Einzelgrafschaft und das lehnsrechtliche Gefüge kennzeichnend sind. Herzöge, Bischöfe und Erzbischöfe, Land- und Markgrafen sind es, die diesen Herrschaftstyp auszubilden suchen. Man könnte ihn deshalb am deutlichsten vielleicht als Fürstentum bezeichnen, wenn damit nicht andere Vorstellungen und ein bestimmter staatsrechtlicher Sinn sich verbänden.

Wie wenig diesem sog. „Staat“ wesentliche Züge eines Staatswesens eigneten, geht aus H.s eigenen Ausführungen über die Verwaltung des „Herzogtums“ unter Heinrich d. L. hervor. Lothar von Supplinburg hatte, wie H. zutreffend dargelegt hat, in weitgehender Weise die Verwaltung der ihm zustehenden Grafschafts- und Vogteigebiete Lehnsgrafen aus edlem Stande übertragen. Heinrich hat an dieser Struktur seines „Territoriums“ nur wenig geändert. Wohl finden sich Anzeichen, die auf eine stärkere Heranziehung von Ministerialen schließen lassen, aber eine umfassende Reform hat er nicht vorgenommen. Gerade dieses lehnsrechtliche Gefüge hat sich in den territorialpolitischen Kämpfen als ein schwerer Nachteil für ihn erwiesen. Auch die Heranbildung eines herzoglichen Hofklerus wird nicht notwendig als Anzeichen einer Entwicklung zum Staatswesen zu buchen sein.

Im ganzen wird, wer von dem zweiten Teil des Buches eine nähere Begründung der „Staatlichkeit“ des herzoglichen Territoriums erwartet haben könnte, einigermaßen enttäuscht. H. hat sich um einen solchen Nachweis im einzelnen nicht besonders bemüht. Im Vordergrund steht vielmehr eine umfassende Schilderung der Bestrebungen Heinrichs d. L., das überkommene Gebilde des sächsischen Dukates, der bei seinem Regierungsantritt „noch mitten im Prozeß des staatlichen Werdens stand“, auszuweiten, abzurunden und „in einen festen Territorialstaat umzuwandeln“. Die Mittel zu diesem Ziel waren eine territoriale Erwerbspolitik und zugleich eine Wirtschaftspolitik großen Stils. Die großen Erfolge seiner Erwerbspolitik liegen klar zutage; nach allen Richtungen hin, im Mutterland wie auf Kolonialboden gelang es ihm, seinen Machtbereich beträchtlich zu erweitern, wenn man sich auch hüten muß, wie es H. tut, von einem Vorschieben der „Grenzen“ des Dukates zu sprechen, da dadurch irrige Vorstellungen erweckt werden könnten. Den Gefahren der raumpolitischen Betrachtungsweise ist H. nicht immer entgangen, und von einer Übersteigerung

der politischen Ideen des Herzogs ist sie nicht frei zu sprechen. Als solche muß es z. B. bezeichnet werden, wenn sie von der großen politischen Koalition spricht, die der Herzog in Nordeuropa geschaffen habe, die den gesamten Norden dem Kaiser entzog und unter seiner (Heinrichs) Führung Norddeutschland allmählich als selbständiges Glied des nordischen Staatensystems konsolidieren zu sollen schien.

Noch mehr verliert sie sich ins Bereich reiner Kombination und Spekulation dann in dem Kapitel über die Wirtschaftspolitik, die sie in engste Verbindung zur Territorialpolitik bringt. Nicht nur, daß — was niemand bestreiten wird — die territorialen Erwerbungen Heinrichs seine wirtschaftliche Stellung gewaltig verstärkten: auch in Sachsen sind, so behauptet S., ähnlich wie früher für Bayern, seine territorialpolitischen Ziele selbst eng mit wirtschaftspolitischen verquickt. Ein besonders hervortretender Zug der Politik Heinrichs ist das Streben nach Beherrschung der Land- und Wasserstraßen und der Häfen Nordwestdeutschlands. Sie habe zugleich das Mittel geboten, eine aktive Politik zu treiben, die auf Wirtschaftsförderung gerichtet war, durch Lenkung von Handel und Verkehr und durch Erschließung neuer Wirtschaftsgebiete im eigenen Machtgebiet und zugleich nicht weniger durch Bekämpfung und Schwächung fremder Wirtschaftszentren. Dem politischen Machtssystem stellt sich so „ein einheitliches wirtschaftliches Machtssystem“ an die Seite. Es liegt gewiß in nicht wenigen Fällen nahe, den Erwerbungen Heinrichs wie auch denen anderer Fürsten wirtschaftliche Gesichtspunkte zuzuschreiben. Es ist das schon länger gern geschehen, wenn auch die Neigung zu einer solchen Betrachtung geschichtlicher Vorgänge unverkennbar stark zugenommen hat. Umsomehr gilt es, Vorsicht walten zu lassen, und man sollte nicht, was im Grunde nur auf Vermutung beruht, als gültige Tatsache hinstellen. Sonst verliert man den Boden unter den Füßen. Auch S. ist diesem Fehler verfallen. Vielleicht in keinem anderen Abschnitt ihres Buches ist so wenig vom Geiste kritischer Besonnenheit zu verspüren wie in diesem, und es war vorauszusehen, daß gerade gegen ihn sich starker Widerspruch regen würde.

Mit großer Entschiedenheit hat F. Rörig (Heinrich der 2. und Lübeck, Deutsches Archiv f. Gesch. d. Ma.s 1, 1937, S. 408 ff.) sich einmal gegen S.s Darstellung der Rolle Heinrichs bei der Gründung Lübecks gewandt, die sie als „eine entschiedene Tat des herzoglichen Landesherren und nicht etwa der ehrgeizigen Bestrebungen der Bürgerschaft Westdeutschlands“ hinstellte, zugleich aber aufs schärfste die allgemeinen Auslassungen der Verfasserin über die wirtschaftsfördernde Tätigkeit des Fürstentums zurückgewiesen: sie habe Wirtschaft und Fiskalismus verwechfelt.

In derselben Richtung bewegt sich die Stellungnahme von G. A. Löning zu dem Thema: Staat und Wirtschaft unter Heinrich dem Löwen. Wie Rörig die Frage der Städtepolitik, so greift L. die Handelspolitik und die Münzpolitik heraus. Erstere stelle sich nicht als handels- und verkehrspolitische, sondern als abgaben- und zollpolitische

Maßnahme dar, deren wirtschaftsfördernder Wert zu verneinen sei. Die Absicht, sich Einkünfte, und zwar in Geld, zu verschaffen, sei das wahre Motiv für Heinrich gewesen, wenn er nach dem Besitz von Zollstätten und Verkehrsmittelpunkten strebte. L. setzt sich weiter auch mit P. J. Meier über die angeblich von Heinrich d. L. betriebene Münzpolitik (vgl. des letzteren Aufsatz dieses Jahrb. 2, 1925, S. 125 ff.) auseinander, die sich in der Beschränkung der Münzstätten zeige und die auf Schaffung einer landschaftlichen Münze abgezielt habe. L. erklärt ersteres einleuchtender ebenfalls aus dem fiskalischen Denken des Münzherrn, der eine Schmälerung seiner Einkünfte durch etwaige fremde Münzstätten zu verhindern suchte, und wendet sich dann ebenso wie Rörig gegen die (einstmals ähnlich auch von der Schmollerschule gehegte) Vorstellung, daß mit dem Besitz, der Wahrnehmung oder Verleihung von Rechten auch sogleich eine schöpferische Tätigkeit gegeben gewesen sein müsse.

Im ganzen würde also die Wirtschaftspolitik Heinrichs d. L. eher als Finanzpolitik zu werten sein. Mit den Einkünften der Grundherrschaft, wie ehemals, waren die Mittel für die große Politik in jenen Tagen nicht mehr zu beschaffen. Sie erheischte Geld und zwar in hohen Beträgen. Die Summen, um die es sich handelte — wir kennen einige Zahlen aus dem Haushalt der Kölner Erzbischöfe —, waren nur aus den Umsätzen des Handels, vom Kaufmannsstande zu beschaffen, und so ergab sich eine erhöhte Bedeutung aller nutzbaren Rechte, die eine Beteiligung an den Gewinnen des Handels verhießen. Heinrich d. L. hat ihre Bedeutung für seine machtpolitischen Pläne zweifellos früh erkannt. Der Ruhm, in Norddeutschland der erste Städtegründer zu sein, ist sein. Aber gerade bei den Städtegründungen kommen wir m. E. mit einer nur fiskalischen Motivierung nicht aus: auch ohne daß man in den von Rörig gerügten Fehler verfällt, die Initiative allein beim Stadtherrn zu suchen, wird man doch zugeben dürfen, daß auf seiner Seite neben fiskalischen Gesichtspunkten auch noch andere wirtschaftliche Rücksichten mitgesprochen haben können (z. B. Interesse am Absatz und an der Bedarfsdeckung)⁴.

Es ist gewiß begreiflich, daß die Verfasserin, die sich in langjähriger Beschäftigung mit der Politik Heinrichs d. L. ganz in seine

⁴ Außer den schon bisher Heinrich d. L. zugeschriebenen Gründungen möchte H. auch (Neu-) Haldensleben und Hannover als Gründungen Heinrichs betrachtet wissen. Die Gründe dafür sind jedoch recht schlecht, und namentlich die Beweisführung im Fall Haldensleben (Gegengründung gegen Magdeburg!) kann als ein Musterbeispiel ungezügelter Kombinationslust bezeichnet werden.

Daß neben wirtschaftlichen sehr stark auch andere Zwecke mit der Gründung von Städten verfolgt wurden, darf nicht übersehen werden. Im Zusammenhang der fürstlichen Territorialpolitik ist ihr Verteidigungszweck besonders zu beachten. Sie können für das 12. Jhd. geradezu als ein eigener Burgentyp aufgefaßt werden, wodurch es sich erklärt, daß die aus jener Zeit stammenden Mauerringe so oft über das ehemals städtisch bebaute Gelände weit hinausgreifen.

Lage zu verstehen und in seine Ziele hineinzu denken versucht hat, selbst auch diese Ziele voll und ganz bejaht, und ebenso ist es dann erklärlich, daß sie das Geschick beklagt, das ihnen beschieden gewesen ist. Wie sie aber die Gestalt des Herzogs sieht — als Vorkämpfer einer neuen Staatsidee, der von den Mächten des Alten überwältigt wird, — das stellt förmlich eine Art neuen Mythos dar: „So bleibt uns von Heinrich das Bild eines heroischen Staatsmannes, der mit seinen in tiefstem Sinne in die Zukunft weisenden Absichten an den irrationalen Ordnungen einer im Kern doch schon vergehenden Welt zugrunde ging“. Etwas überraschend wirkt daneben ein weiterer Gedanke, den H. im gleichen Zusammenhange äußert: Der „Staat“ Heinrichs d. L. nämlich habe die letzte geschichtliche Gelegenheit dargestellt zur Verwirklichung der politischen Idee des sächsischen Stammes in einem großen sächsischen Stammesstaat. „Mit dem Untergang des Löwen erlosch für den sächsischen Stamm endgültig(!) die Möglichkeit einer einheitlichen politischen Existenz“. Dieses Urteil, das im Munde der Verfasserin, die sonst so wenig für den Gedanken einer politischen Funktion der Stämme übrig hat, auffallen muß, wäre noch auf seine Richtigkeit zu prüfen. Doch davon abgesehen fordert es zu der Frage heraus, wie es dann um die Einheit des Reiches bestellt gewesen wäre, wenn es zur Verwirklichung jenes sächsischen Stammesstaates gekommen wäre, um jene Einheit, die bewahrt zu haben, eins der großen geschichtlichen Verdienste des sächsischen Herrscherhauses, insbesondere Heinrichs I., um unser Reich und um unser Volk war. Wir brauchen die Antwort nicht selbst zu geben. An anderer Stelle ihres Buches (S. 296) erklärt H. selbst, daß mit dem Entstehen eines eigenen Staates in Deutschland, der nach seinen besonderen Notwendigkeiten außenpolitische Bündnisse und Verträge einging, der Zusammenhalt des Reiches aufs schwerste bedroht war! Kann überhaupt die schwere Bedrohung, die das Reichgebilde, das Heinrich in seiner Hand zu formen gewußt hat, für die Reichseinheit darstellte, deutlicher vor Augen geführt werden als durch Hildebrands Buch? Daß aber Heinrich auch wirklich dazu bereit gewesen wäre, die letzten Bindungen abzustreifen, wird kaum bezweifelt werden können. Es ist nicht auszu denken, welchen Lauf unsere Geschichte und auch die Europas genommen hätte, wenn es zur Ausbildung eines Dualismus zwischen Norden und Süden im Reich zu jener Zeit gekommen oder wenn gar eine Abtrennung des Nordens vom deutschen Reichs- und Volkskörper Tatsache geworden wäre.

Der Sturz des Löwen hat verhindert, daß es damals zu einer solchen Entwicklung kam. Aber es verdient besonders unterstrichen zu werden, daß der Herzog nicht durch die vereinten Kräfte seiner zahlreichen feindlichen Nachbarn zu Fall gebracht wurde, sondern daß erst die Haltung des Kaisers seinen Zusammenbruch herbeiführte. H. hat das durchaus zutreffend, aber mit einem gewissen Ton der Mißbilligung oder des Vorwurfs dem Kaiser gegenüber festgestellt. In diesem Ton vermag ich nicht mit einzustimmen: Um Recht oder Schuld zu streiten hat keinen Sinn, wenn es um Sein oder Nichtsein geht, und daß der

Reichsgedanke sowohl wie die Reichsgewalt Kraft genug besaßen, sich gegen auflösende Tendenzen durchzusetzen, sollte uns eher mit Genugtuung erfüllen. Gesiegt und seine Kraft bewiesen hat aber zugleich auch das Lehnsystem, das unter dem Staufer recht eigentlich erst die Verfassung des Reiches durchdrungen hat. Die Haltung des Herzogs dagegen erinnert nur zu sehr an die der alten Stammesherzöge. Siegte also 1180 wirklich das vergehende Alte über ein werdendes Neues?

Bei aller gegensätzlichen Stellungnahme in so manchen Punkten soll aber nicht verkannt werden, daß H.s Buch eine sehr bemerkenswerte Leistung darstellt. Besonders um der Methode willen ist es das. Geschichtlich-geographische, verfassungs- und wirtschaftsgeschichtliche Tatbestände sind darin nicht lediglich um ihrer selbst willen betrachtet, sondern es ist auf breiter Grundlage und in wirklich großem Maßstabe der Versuch gemacht, diese Tatbestände der Erkenntnis eines bedeutsamen Faktums der politischen Geschichte dienstbar zu machen. Ein solcher Versuch ist nach seiner Idee und seiner Anlage zu billigen; die neuzeitliche Geschichtschreibung wird mehr und mehr genötigt sein, sich in größerem Umfange derartiger Tatbestände zu bedienen. Aber die Durchführung dieses Versuches gibt, wie gezeigt, zu Einwendungen sowohl in sachlicher wie in methodischer Hinsicht zu viel Anlaß, als daß man sich davon befriedigt erklären könnte. Nur ein mit der Problemlage und dem Forschungsstande der Geschichtswissenschaft vertrauter Forscher wird aus dem Buche wirklich Nutzen zu ziehen vermögen. Dem Geschichtsfreunde und damit auch vielen Mitarbeitern auf dem Felde der Landesgeschichte wird man es nicht empfehlen können, ohne vor einer unbesehenen Übernahme seiner Ergebnisse nachdrücklich zu warnen und zur Vorsicht zu mahnen.

Münster.

J. B a u e r m a n n.

Karl Borgmann, Der deutsche Religionsstreit der Jahre 1719/20. (Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, herausg. von Th. Mayer und G. Ritter, Heft 80.) Berlin (Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte) 1937, 133 S. Kart. 6,80 RM.

Die äußerst fruchtbare, den wirklichen Kenner der Quellenverhältnisse verratende Themastellung — ein kurzer Zeitraum, aber voller Spannungen — gab dem Verf. die Möglichkeit, aus noch kaum berührten, umfangreichen Aktenbeständen vornehmlich des Staatsarchivs Hannover eine in manchem völlig neue Darstellung jener Jahre, die nahe an den Krieg heranführten, zu erarbeiten.

In ziemlich ungewöhnlicher, aber sehr begrüßenswerter Weise führt B. uns zunächst die wesentlichen Quellen und ihre Urheber: Saint-Saphorin, Suldenberg und Wisberg vor. Wenn auch eine eingehende Forschung vielleicht noch einiges ändern wird¹, so sind die kleinen Biographien doch eine recht willkommene Beigabe, zumal die

¹ Ich halte z. B. Suldenberg für etwas bedeutender als Verf. ihn darstellt.

Arbeiten S. Stelling-Michauds über Saint-Saphorin schwierig zu erreichen sind.

Mit wenigen Worten kennzeichnet Verf. einleitend die tieferen Ursachen, die — wie z. B. die französische Einmischung — auch nach dem Westfälischen Frieden immer noch zu Religionsstreitigkeiten im Reich führten. Als besonders gefährbringend erwies sich dabei der Glaubenswechsel der Pfälzer Kurfürsten. Einer von diesen, Kurfürst Karl Philipp, scheint denn auch nach des Verfs. Darstellung durch Einziehung des Heidelberger Katechismus und Wegnahme der Heidelberger Heilig-Geist Kirche den alleinigen äußeren Anlaß zum Religionsstreit der Jahre 1719/20 gegeben zu haben. Als „eigentliche Anstifter“ wurden von den Evangelischen der Papst und die Jesuiten bezeichnet. Selbst bei wohlwollendster Untersuchung der Frage muß Verf. die weitgehende Berechtigung zu dieser Anklage zugeben.

Die Evangelischen wandten sich an die protestantischen Reichsstände und an das Corpus Evangelicorum. Letzteres beschloß am 10. Oktober 1719 ein Promemoria an den Kaiser und ersuchte ferner die Könige von Preußen und England, sowie den Landgrafen von Hessen, sich der Glaubensgenossen anzunehmen und an Kurpfalz und Kurmainz Gesandte abzuschicken. Auch ohne die Aufforderung hatte das zunächst schon Georg I. und bald darauf auch Friedrich Wilhelm I. getan. Beide Könige hatten sich auch schon in Verbindung gesetzt und an die Verhängung von Repressalien gedacht, die Preußen bereits den Katholiken androhte. Da die Verhandlungen scheiterten, führte Georg I. wiederum als erster die angekündigte Gegenmaßnahme durch. Preußen folgte zwangsläufig. Seine Maßnahmen waren (natürlich bei der entschieden größeren Zahl von katholischen Kirchen innerhalb seines Herrschaftsbereichs)² „ungleich härter und umfangreicher“. Zu weiteren Maßnahmen konnte Preußen trotz der verschiedensten Aufforderungen nicht gebracht werden. Erst als dadurch seine führende Stellung an Hannover-England verloren zu gehen drohte, ließ es ein Zirkularschreiben los, um die Führung wieder zu gewinnen. Als Georg I. dieses Schreiben scharf kritisierte, fügte sich Preußen ohne weiteres dessen Vorschlag und ließ es auch über sich ergehen, daß Brisberg erst mit, dann aber gegen seinen Willen beim Corpus Evangelicorum ein Konklusum durchsetzte, das den preußisch-pfälzischen Religionsreißer von 1705 aufhob. Hannover aber arbeitete so geschickt, daß es trotz dieser Führung im Corpus beim Kaiser als geeigneter Verhandlungspartner erscheinen mußte. Und auf die Verhandlungen mit dem Kaiser kam es jetzt an, wo Holland und Dänemark sich offen für die Evangelischen entschieden hatten, Frankreich und Rußland auf einen günstigen Augenblick zum Eingreifen warteten.

Zum besseren Verständnis der Vorgänge am Kaiserhof gibt B. zunächst einen knappen, aber gut orientierenden Überblick über die ver-

² Die Worte in der Klammer wurden von mir als selbstverständliche Begründung hinzugefügt. Verf. hielt das offenbar nicht für nötig.

schiedenen Regierungsbehörden, die eingriffen, und die drei Partelen, die sich gegenseitig den Einfluß streitig machten. Besondere Bedeutung kam dem einwandfrei als Fälscher entlarzten Reichswizekanzler von Schönborn zu, den Verf. mit einer recht willkürlichen, dem üblichen, ihm bekannten Sprachgebrauch der Zeit widersprechenden Erklärung von dem Vorwurf, ein „fanatischer Papist“ zu sein, freisprechen will. — Der Kaiser selbst war nicht die Persönlichkeit, sich hier durchzusetzen.

Nach einem vergeblichen Schritt Preußens hatte ihn erst das Promemoria des Corpus zum Eingreifen veranlaßt, allerdings mußte Schönborn die Absendung eines Abmahnschreibens an den Pfälzer zu verhindern, während eins an Preußen ging, das Friedrich Wilhelm zu einer sehr scharfen Antwort veranlaßte. Da diese nun durch einen unglücklichen Zufall, den Tod des preußischen Gesandten, eher im Druck erschien als sie übergeben werden konnte, stieg die Stimmung gegen Preußen in Wien bis zur Siedehitze. Zwei unerhört heftige Drohbriefe an Preußen, die, was Verf. verschweigt, ebenfalls eher im Druck vorlagen, waren die Folge. Hannover wurde auch ermahnt, aber in wesentlich milderer Form. Dies lag nicht zuletzt an der entschieden ruhigeren und geschickteren Haltung Georgs I. und seines Gesandten Saint-Saphorin, die dabei ebenso fest für die Evangelischen eintraten. Letzterer erreichte auch, daß der Kaiser ihm bei einer Audienz versicherte, alles wieder in den alten Stand zu versetzen. Allerdings dachten einige Wiener Hofkreise an einen Religionskrieg, da die außenpolitische Konstellation mit dem Zaren im Rücken ihnen günstig schien.

In diesem Augenblick traf Lord Cadogan in außerordentlicher Mission in Wien ein. Seine Hauptaufgaben machten es nötig, daß er sich auch eingehender um die Beilegung des Religionsstreites bemühte. Sein Vorschlag wurde vom Kaiser angenommen, aber nicht in wünschenswerter Form durchgeführt, so daß Brisberg scharf dagegen Stellung nahm und den König Georg I. auch auf seine Seite brachte. Dieser ließ dem Kaiser einen neuen Vorschlag zugehen, durch den u. a. ein Termin zur Abstellung der Gravamina gefordert wurde. Inzwischen hatte der Pfälzer den Katechismus und die Kirche, Preußen darauf den Mindener Dom freigegeben. Damit war ein guter Anfang gemacht, der neue Verhandlungen einleitete, die Schönborn u. a. durch eine Fälschung zu sprengen suchte³. Die Resolution fälschte er dann wiederum bei ihrer Bekanntgabe an die englischen Gesandten. Ohne sichtbaren Erfolg kehrte Cadogan heim.

Georg I., dem sich Preußen in allem angeschlossen, wollte zum Ende kommen, auch aus außenpolitischen Erwägungen. Nachdem der kaiserliche Prinzipalkommissar in Regensburg erklärt hatte, der Kaiser habe den von ihm vorgeschlagenen Termin gesetzt, veranlaßte er Preußen

³ Diesen Ausdruck gebraucht Verf. nicht, er ergeht sich vielmehr in einer Anmerkung in für die Klärung der Frage belanglosen, aber ablenkenden Wendungen.

zur Aufhebung der Repressalien. Allerdings ergab sich später, daß der Reichswizkanzler den Kaiser auch hier wieder einmal betrogen hatte, Verf. nennt dies harmlos „einen Streich spielen“.

Die Gefahr war vorbei, die Gegenreformation endgültig zum Stillstand gebracht, wenn auch die gegenseitigen Forderungen nur langsam erfüllt wurden. Den größeren materiellen Beitrag hatte zweifellos Preußen dabei geleistet, die Führung aber hatte bei Georg I. gelegen.

Die Leistung des Verf. tritt besonders klar zutage, wenn man seine Arbeit mit der gleichzeitigen, allerdings einen weiteren Zeitraum erfassenden „Studie“ Wiederbicks vergleicht, der z. B. weder den Verlauf des Religionsstreites erfaßte, noch die Bedeutung der Bündnisse von 1725 begriff⁴. Und dennoch sieht man sich oft gezwungen, Borgmanns Quellenzitate nachzuprüfen und andere Literatur heranzuziehen, da eine Tendenz das ganze Buch durchzieht, die schon oben verschiedentlich angedeutet wurde. — Wie schon gesagt, scheinen bei B. nur die Einziehung des Heidelberger Katechismus und die Wegnahme der Kirche zum Heiligen Geist die Wirren entfacht zu haben. Die vielen andern Beschwerden übergeht er mit einem nichtsagenden Satz, das gewaltsame Vorgehen von Kurmainz auf fremdem Boden hinwiederum erwähnt er zwar zweimal an ganz anderer Stelle, jedoch derart, daß die Worte — u. a. dem preußischen Gesandten bei einem antreibenden Schreiben in den Mund gelegt — ihre eigentliche Bedeutung verlieren. Dagegen wird jede gegen Preußen sprechende Einzelheit mit charakteristischem Eigenschaftswort, das bei der entsprechenden Handlung der Gegenseite fast durchweg fehlt, an den richtigen Platz gerückt. Es wundert da nicht weiter, daß Verf. Aktenstellen, die seiner Tendenz abträglich sind, unterdrückt. Er erweckt so z. B. den Eindruck, als ob Saint-Saphorin die Repressalien verwerfe und als ob es eine einhellige, unbestrittene Ansicht gewesen sei, daß sie den Reichsständen widersprächen. Nun, in den beiden angeführten Schreiben St. Saphorins ist erstere Ansicht nur bei größter Willkür herauszulesen, während der — von B. nicht erwähnte — Satz: „Cependant je croy que réellement ces manières du Roy de Prusse produisent un bon effet, parce qu'elles font voir qu'il prend la chose très sérieusement“⁵ wohl eine klare Stellungnahme bedeutet. In einem Aktenheftchen, das B. zwar benutzte, in seiner Arbeit aber mit Stillschweigen überging⁶, findet sich ein Schreiben Friedrich Wilhelms, nach dem der preußische Krontraktat der Repressalien derart gedenkt, daß man sie bei Nichtabstellung der Religionsbeschwerden anwenden könne. Es enthält aber noch mehrere

⁴ A. Wiederbick, Der deutsche Reichstag zu Regensburg im Jahrzehnt nach dem Spanischen Erbfolgekrieg 1714—1724. Der Verlauf der Religionsstreitigkeiten und ihre Bedeutung für den Reichstag, Bonn Diss. 1937. (Besprechung folgt im Jahrbuch 1939.)

⁵ St.-Saphorin an Stanhope, 1720 Januar 10; StA. Hannover Ms. Y 42 vol. XV f. 147 ff.

⁶ StA. Hannover: Cal. Br. Arch. 24 Brandenburg-Preußen Nr. 305.

Schreiben, die Verf. nach den Berliner Gegenstücken anführt. Allein, die ausführliche Wiedergabe eines dieser Schriftstücke beruht auf dem gekürzten und auch nicht wortgetreuen Abdruck bei W. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Dieser Abdruck eignet sich nämlich für B. sehr gut. Einmal ist hier die Einleitung weggefallen, in der Georg I. außer auf das von B. erwähnte Konkklusum des Corpus auch auf die durch den Prinzipalkommissar geschene, von den Protestanten für die Aufhebung der Repressalien erwünschte kaiserliche Erklärung hinweist. Hiervon hatte nämlich Friedrich Wilhelm die Aufhebung abhängig gemacht, wie u. a. auch aus einem vom Verf. angezogenen Schreiben des Königs vom 19. Oktober hervorgeht. Das spielte aber keine Rolle für B., der allein zu sagen weiß, daß Friedrich Wilhelm die Aufhebung von der Erpressung rechtlicher und finanzieller Zugeständnisse von seinen Klöstern abhängig zu machen versuchte. Darum fielen auch alle Stellen im Briefwechsel, die von der Erklärung handeln, bei B. weg. Weiter ließ Lehmann innerhalb des Abdrucks einen Abschnitt aus, dessen Inhalt zusammen mit den weiteren hiermit in Verbindung stehenden Sätzen der Korrespondenz B. ebenfalls nicht berührt. Hier wird nämlich eine Erläuterung zu dem „Zugeständnisse erpressen“ gegeben. Friedrich Wilhelm wies am 27. August darauf hin, daß die Klöster im Fürstentum Halberstadt im Normaljahr 1624 nicht dagewesen seien, bzw. die Rechte nicht gehabt hätten, die sie sich anmaßten. In den Stand dieses Jahres aber habe er sie zurückversetzt. Er bitte Georg I. um Auskunft, ob er sie dabei halten solle. Georg rät ihm, sie „provisionaliter“ wieder in Stand vor 1719 zu setzen, sich aber seine Rechte vorzubehalten. In dem von B. angezogenen Schreiben Georgs I. vom 22. Oktober handelt es sich dagegen allein um die Restituierung von Hammersleben, was aus der Darstellung nicht zu ersehen ist. Ferner scheint es nicht bedeutungslos, wenn im Konzept das: „sobald demselben (preuß. Gesandter) obige kaiserliche Erklärung geschehen“ von Bernstorff in: „auch ohne eine fernere kaiserliche Resolution“ geändert wird; denn dieser Satzteil erhält dadurch für den Empfänger eine schillernde Bedeutung im Zusammenhang der Vorgänge, während Verfs. „ohne noch eine weitere kaiserliche Resolution oder ein [Konzept: förmliches] Konkklusum des Corpus abzuwarten“, im Zusammenhang seiner Darstellung eindeutig ist. Es ist weiter ein Unterschied, ob Friedrich Wilhelm um Georgs I. Zustimmung (so B. in dem angemarkten Schreiben Friedrich Wilhelms vom 19. Oktober) oder um dessen Meinung bittet: ob, wenn die Aufhebung der Repressalien, d. h. eben vornehmlich die Restituierung Hammerslebens nach der im Reichstag abgegebenen kaiserlichen Erklärung erfolgen solle, er nicht vorher von diesem und den andern Geistlichen(!) in seinem Lande fordern solle, sich zu dem anzuschicken, zu dem sie ihm verbunden seien, und daß ihm die Einkünfte des Klosters Hammersleben verbleiben sollten zum Ersatz der Unkosten. Vor einem Entscheid wolle er Georgs Meinung hören. — Im Anschluß an Bs. Worte bei Beurteilung von Kurfürst Karl Philipps Vorgehen läßt sich hier vielleicht

sagen, daß die Anfrage zwar wenig gerechtfertigt erscheint, daß man — im Hinblick auf alle Schreiben „ihm aber gewisse Billigkeitsgründe für sein Ansinnen (B.: Handeln) nicht ganz wird absprechen können“.

Wie Verf. gearbeitet hat, konnte hier mit Hilfe der Akten nur angedeutet werden. Die eigentliche Durchleuchtung dieses für die hannoversche Geschichte immerhin recht brauchbaren Buches nach seinen Untiefen ist von einem Kenner der preußischen Geschichte zu erwarten. Doch muß gesagt werden: wir wollen nichts beschönigt sehen; aber einseitige Beschönigung — und geschehe sie mit den kleinsten Mitteln — muß unbedingt abgelehnt werden!

Hannover.

Richard Drögereit.

Wolfgang Michael, Englische Geschichte im 18. Jahrhundert. Viertes Band: Das Zeitalter Walpoles. Dritter Teil. Berlin, Verlag für Staatswissenschaft und Geschichte, 1937. XVI, 608 Seiten. Preis: brosch. 32,— RM., geb. 36,— RM.

Schneller als erwartet werden konnte, hat W. Michael auf den dritten, im Niedersächsischen Jahrbuch 12 (1935) Seite 300 f. angezeigten Band seiner Englischen Geschichte im 18. Jahrhundert den vierten folgen lassen. Er führt das Zeitalter Walpoles zu Ende und behandelt die politischen Ereignisse von der Thronbesteigung Georgs II. (1727) bis zum Sturz des großen Staatsmannes im Januar 1742, fünfzehn Jahre, in denen England dank der ebenso vorsichtigen wie umsichtigen Staatsführung Walpoles seine Neutralität gegenüber den festländischen Verwicklungen (Polnischer Erbfolgekrieg) in voller Ruhe bewahren konnte. Erst in den letzten Amtsjahren Walpoles lebte der alte Kolonial- und Handelskrieg gegen Spanien erneut auf und trat Großbritannien durch das Eingreifen in den österreichischen Erbfolgekrieg aufs neue in ein kriegerisches Zeitalter ein.

Die Darstellung der außenpolitischen Ereignisse nimmt in dem vorliegenden Bande nur etwa ein Drittel in Anspruch. Das übrige widmet der Verfasser einer lebensvollen Schilderung der inneren Zustände des zeitgenössischen England. Das parlamentarische und kirchliche Leben, die Publizistik der politischen Opposition (Bolingbroke, Swift), die Finanzen, die Volkswirtschaft, insbesondere der werdende Welthandel, die Kolonien und ihre Entwicklung, Land- und Seemacht sind einige Kapitel aus dem reichen Inhalt. Von besonderem Interesse für unsere hannoversche landesgeschichtliche Arbeit sind wieder jene Stellen, die sich auf die Personalunion und ihre Auswirkungen beziehen. Zwar sind die Ausführungen M.'s über das Testament Georgs I. und die beabsichtigte Trennung der britisch-hannoverschen Personalunion (S. 523 ff.) schon im Erscheinen mannigfach überholt durch die grundlegenden neuen Feststellungen Richard Drögereits aus den hannoverschen Akten, die der hochverdiente Vf. bei der umfassenden Anlage seines Werkes nicht heranziehen konnte (vgl. Abf. Jb. 1937, S. 94 ff.),

aber von dieser Einzelheit abgesehen wird auch in diesem Bande alles, was der Verfasser über das Herrscherhaus und seine Verbindungen mit der hannoverschen Stammesheimat zu sagen hat, für jeden, der sich mit unserer Landesgeschichte im 18. Jahrhundert beschäftigt, auf lange Zeit maßgebend sein. Für die Allgemeinheit aber bietet das Studium des Michael'schen Werkes einen Einblick in das Werden der britischen Großmacht und in die Begebenheiten der englischen Politik und Geschichte, dem wenig zur Seite gestellt werden kann.

Möge es dem hochbetagten, in Deutschland wie in England in gleicher Weise verehrten Altmeister vergönnt sein, mit einem fünften Band, der die Geschichte Englands bis 1763 und damit auf einen ersten Höhepunkt seiner Weltmachtstellung führen soll, sein großes Werk zu krönen und zu vollenden!

Hannover.

G. Schnath.

Willy Kohl, Die Verwaltung der östlichen Departements des Königreichs Westphalen 1807—1814. (Historische Studien Heft 323). Berlin (Ebering) 1937. 210 S. Geh. 8,80 RM.

In neuester Zeit ist ein vermehrtes Interesse an der quellenmäßigen Einzelerforschung der französisch-westphälischen Zeit in Nordwestdeutschland festzustellen (Vgl. u. a. die Arbeiten von Herfurth und Schwarting, besprochen im Niederf. Jbch. 1937 S. 398 ff.). Einen weiteren recht aufschlußreichen Beitrag bietet Kohls Buch, welches die Verwaltung der drei östlichen Departements des Jeromeschen Staates zum Gegenstande hat, nämlich des Elbe-, Saale- und Harzdepartements. Die Arbeit stützt sich in der Hauptsache auf die von Vf. gründlich durchgearbeiteten Archivalien des Staatsarchivs Magdeburg. Kohl ist dabei wie jeder, der sich eingehend mit den Akten des westphälischen Königreiches selbst befaßt, zu der Erkenntnis gekommen, daß die innere Verwaltung des Staates im Rahmen ihrer beschränkten und gedrückten Möglichkeiten sehr viel Besseres geleistet hat, als gemeinhin anerkannt wird. Daß er dieses gegen die unhistorische konstruktive Arbeit von J. Weidemann (Neubau eines Staates. Staats- und verwaltungsrechtliche Untersuchung des Kgr. Westphalen, Leipzig 1936) nachdrücklich betont hat, ist ein wesentliches Verdienst seiner Ausführungen.

Unser niederländisches Forschungsgebiet wird, — abgesehen von mancherlei den Gesamtstaat betreffenden Erkenntnissen —, von der Arbeit territorial lediglich durch das Harzdepartement berührt, dessen nördlicher Teil um Duderstadt, Osterode, den Ober- und Südharz in das Gebiet der Provinz Hannover eingreift. Für dieses Departement, das in der vorliegenden Darstellung gegenüber den beiden anderen etwas zurücktritt, wäre im Staatsarchiv Hannover auch noch mancherlei ergänzendes Material zu finden. Auch würde das Buch an Anschaulichkeit etwas gewonnen haben, wenn der Vf. neben der guten sachlichen Schilderung der Zustände und Verwaltungsmaßnahmen die leitenden Beamten stärker hätte in den Vordergrund treten lassen.

Denn bei dem schon im Königreich Westphalen durchgeführten Grundfaß der Einzelverantwortung spielte die Persönlichkeit eine große Rolle.

Zusammenfassend aber ist zu sagen, daß Kohls Arbeit einen sehr tragfähigen Baustein stellt zu einer befriedigenden Gesamtgeschichte des Königreichs Westphalen, die noch immer auf der Wunschliste der deutschen Geschichtswissenschaft steht.

Hannover.

Th. Ulrich.

Fritz Winzer, Hannover und die deutsche Frage 1848/49. (Histor. Studien, hersgb. von Emil Ebering, Heft 324.) Berlin (E. Ebering) 1937. 118 Seiten. 5,20 RM.

Dieterich Bischoff, Ostfriesland in der deutschen Bewegung 1848—49. (Abhandl. und Vortr. zur Gesch. Ostfrieslands, Heft XXVIII.) Aurich (D. Friemann) 1938. 137 Seiten. 2,50 RM.

Die vorliegende auf fleißigen Aktenstudien beruhende Marburger Dissertation Winzers bestätigt im vollen Maße die in ihren Grundzügen schon allgemein bekannte Haltung der hannoverschen Regierung in der deutschen Frage. Diese Haltung unterschied sich nicht wesentlich von der der anderen deutschen Bundesstaaten. Keiner von ihnen, Preußen und Oesterreich nicht ausgeschlossen, war geneigt, für die Verwirklichung des deutschen Nationalstaates nennenswerte Opfer an einer zum Teil doch sehr imaginären „Souveränität“ zu bringen. Es erweist sich, daß die große Idee des Reiches und der Wille zu ihrer Realisierung damals außerhalb der Regierungen und des Staates lebten. Diese außerstaatliche Sphäre, also im vorliegenden Falle Haltung und Einstellung der hannoverschen Bevölkerung zu schildern, hat der Verf. — bedauerlicherweise — bewußt unterlassen. Da er aber natürlich die Haltung des Frankfurter Parlaments, die doch mittelbar auf der Willensmeinung auch der hannoverschen Bevölkerung beruhte, darstellt, und andererseits die Regierung bei ihren Entschlüssen die Stimmung im Lande in Rechnung stellen mußte und auch stellte, hat die Arbeit keine einheitliche Basis. Zudem zitiert Verf. wohl zeitgenössische Aufsätze und Artikel der hannoverschen Presse als Meinungsäußerungen maßgebender Staatsmänner, die doch geschrieben wurden zur Beeinflussung des politisch aktiven, opponierenden Teils der Bevölkerung. Das Thema der Untersuchung lautet deshalb richtig: Die hannoversche Regierung und die deutsche Frage 1848/49. Die an sich wohl zutreffende Schilderung der Tatsachen könnte hier und da noch vertieft werden. Auf Seite 47 berichtet der Verfasser, wie der hannoversche Vertreter in Frankfurt, v. Bothmer, am 21. August, ohne von seiner Regierung autorisiert zu sein, die lange verweigerte „unummundene Anerkennung“ der Zentralgewalt aussprach. Die Erklärung des Verfassers für den überraschenden, ja unerhörten Schritt des hannoverschen Vertreters in dieser wichtigen Frage sind nicht ganz befriedigend. Die Anerkennung geschah offenbar unter dem Druck der Empörung, die

sich gerade damals in Frankfurt gegen Hannover richtete, als es die geforderte militärische Ehrung des Reichsverwesers am 6. August in besonders verletzender Form unterlassen hatte. Das an sich zufällige zeitliche Zusammentreffen der Anerkennung mit dem Anlegen der „deutschen Farben“ durch die Truppen, beides am 21. August, gewinnt so einen tieferen Sinn. — Diese Zusammenhänge treten in der Darstellung nicht genügend hervor. In den Fußnoten fällt eine gewisse Unsicherheit in der Verwendung von Bezeichnungen, wie „Schreiben“, „Weisung (Instruktion)“, Bericht usw. auf. Wie den Bearbeitern von Gegenständen der älteren, sog. mittelalterlichen Geschichte die Vertrautheit mit der Urkundenlehre ohne weiteres zugemutet wird, so muß bei der Bearbeitung von Stoffen der neueren Geschichte eine ausreichende Vertrautheit mit der Terminologie des Aktenwesens unbedingt gefordert werden. Seit dem Erscheinen der bahnbrechenden „Aktenkunde“ von H. O. Meisner bietet die Aneignung dieser Kenntnisse keine besonderen Schwierigkeiten mehr.

Die bei Winger vermißte Berücksichtigung des Verhältnisses der Bevölkerung zur deutschen Frage, gibt Dietrich Bischoff in seiner höchst willkommenen Heidelberger Dissertation für Ostfriesland. Mit verständnisvollem Einfühlungsvermögen schildert Verf. aus dem friesischen Volkscharakter heraus Aufnahme und Entwicklung der neuen gemeindeutschen Bestrebungen in Ostfriesland. Auf Grund des vielgestaltigen Materials an gedruckten und ungedruckten Quellen ist es Bischoff gelungen, ein anschauliches, gut lesbares Bild der Ereignisse zu zeichnen. Klar treten die führenden Köpfe der Volksbewegung hervor, der Gymnasiallehrer Dr. Miquel in Aurich, Bruder des bekannten späteren Ministers, der Stadt syndikus Dr. Bueren in Emden, C. H. Bojunga in Leer und nicht zuletzt die überaus sympathische Erscheinung Joh. Carl Bittermanns in Esens. Nach dem schnellen Aufstieg der Bewegung, wobei besonders das Verständnis der Ostfriesen für die Flottenfrage Beachtung verdient, sehen wir, wie in den kleinen Gegenständen des Tages der Schwung und die Begeisterung für die große deutsche Sache versinkt, ein wahrhaft erschütterndes und beschämendes Bild! Verhängnisvoll hatte sich schließlich die enge Verbindung des nationalen Gedankens mit den westlichen liberalistischen Ideen ausgewirkt. Auf dem Hintergrunde der nationalen Bewegung aber erkennen wir ganz deutlich die zwar noch schwachen, aber in ihrer Auswirkung unabsehbaren Anfänge einer proletarischen Bewegung. — In dessen, nicht vergeblich und zwecklos waren, wie es so vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung scheinen möchte, die erschütternden Ereignisse der beiden Jahre 1848 und 1849 an den Ostfriesen vorübergegangen. Bischoff hebt es mit vollem Recht als einen — trotz allem — unabschätzbaren Gewinn hervor: „Die Ostfriesen waren ... auf größere nationale Aufgaben vorbereitet worden; weitgesteckte Ideale waren erwacht“. — Diese Ideale haben die Ostfriesen nicht wieder vergessen, mochten sie auch in den folgenden Jahren zunächst verächtet werden.

Hannover.

Rudolf Grieser.

Philipp Heck, Blut und Stand im altfächsischen Rechte und im Sachsenpiegel. Tübingen (J. C. B. Mohr) 1935. XIII + 140 Seiten. Kart. 6.— RM.

Derf., Untersuchungen zur altfächsischen Standesgliederung, insbesondere über die ständische Bedeutung des Handgemals. (Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte XI. Heft). Stuttgart (W. Kohlhammer) 1936. XIII + 194 Seiten. Br. 9,30 RM.

Die viele Jahrzehnte zurückreichenden Bemühungen der Wissenschaft um Erkenntnis des Wesens der deutschen Stämme müssen uns Niederachsen trotz der Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit der damit verbundenen Fragen mit besonderer Anteilnahme erfüllen, da sich der Streit in ganz besonderem Maße um den Sachsenstamm dreht. Daher sei auf die beiden in diesen Rahmen gehörenden Arbeiten auch besonders aufmerksam gemacht.

Heck will in der ersten Arbeit eine übersichtliche Zusammenfassung der Hauptergebnisse seiner bisherigen über 4 Jahrzehnte sich erstreckenden Forschungen zur Ständegeschichte bieten. Die Arbeit soll für weitere Kreise bestimmt sein; sie bietet daher die Belegstellen in oder mit Übersetzung, ihre Sprache ist klar und möglichst frei von Fremdwörtern. Nach einer allgemeinen Erörterung über die Stände der fränkischen Zeit außerhalb Sachsens führt uns der Vf. die Ständegliederung in Sachsen während der älteren Zeit, in der Zeit bis zum Sachsenpiegel und die des Sachsenpiegels selbst vor Augen. Eine kurze Schlußbetrachtung verfolgt das Verschwinden der altfächsischen Gliederung. Anhänge sind einer altnormwegischen Begräbnisordnung und einem Rückblick auf die germanische Zeit gewidmet.

Soweit das bei dem verwickelten Gegenstande möglich war, hat der Vf. seine Absicht mit Geschick verfolgt. Freilich scheint mir trotzdem fraglich, ob diese Arbeit, eben wegen der Schwierigkeiten des gesamten Gebietes der Ständefrage, wesentlich über den Kreis der Fachgenossen hinausdringen wird.

In der zweiten Arbeit wendet Heck sich an die Fachgenossen. Sie besteht aus zwei im Grunde selbständigen, ziemlich gleich umfangreichen Teilen. In den beiden Abschnitten des ersten setzt sich H. mit Lintel, insbesondere mit dessen Schrift „Die Stände der deutschen Volksrechte, hauptsächlich der Lex Saxonum“ (1933), auseinander. Heck wirft Lintel vor, er habe 1. die Schwierigkeiten der Begriffsbildung und Begriffsunterscheidung in der weitverzweigten Streitfrage über die Stände nicht voll bewältigt und 2. habe er nur die sächsischen Quellen der Karolingerzeit, d. h. örtlich und zeitlich beschränkte Nachrichten benutzt. Aus diesen Gründen sei L. zu unrichtigen Ergebnissen gelangt. Heck behauptet, Lintel habe nicht die Frage der Rechtsstände behandelt, sondern die Gestalt der sozialen Gliederung; wo L. auf die rechtlichen Fragen komme, stimme er mit ihm — Heck — überein und sein Widerstreit gehe nur um Worte.

Heck stellt demgegenüber noch einmal das früher von ihm über die altfächsische Standesgliederung Gesagte unter schärferer Fassung im

einzelnen zusammen und betont besonders die seit jeher von ihm vorgenommene Gleichsetzung von Gemeinfreiheit und Altfreiheit (= Abstammung vom altstämmigen Volkstum), ferner die Vergleichbarkeit der sächsischen und fränkischen Standesgliederung, sowie der grundlegenden Ansicht Lingels gegenüber, die Standesgliederung der deutschen Stammesrechte sei grundsätzlich verschieden, die Möglichkeit, die in der Standesgliederung wirksame Hauptidee zu kennzeichnen (S. 43). Diese Möglichkeit versucht H. durch eingehende Untersuchung der Wergeldfrage und der Bestimmung der Bußhöhe durch den Stand des Täters und des Verletzten (sächsische Doppeltufung) darzutun. H. hält an seiner Ansicht über die Verdreifachung der sächsischen Wergelder und der Behauptung fest, daß das gemeindeutsche Wergeld der Altfreien auch im vorfränkischen Sachsen bestanden habe.

Im 2. Teile seiner „Untersuchungen“ wendet sich Heck gegen Herbert Meyers Beziehung des Wortes hantgemal auf besondere Gerichts- und Geschlechtsäulen, die auf den Hauptgütern der adeligen, gerichtsbefizenden Geschlechter, der Schöffenbaren, aufgestellt waren („Säulentheorie“)¹. H. lehnt Meyers Sinndeutung und Worterklärung ab. Infolge der Beweislosigkeit der Säulentheorie, zumal auch das Bestehen allodialer nach Erstgeburtsrecht in bestimmten Geschlechtern vererbbarer Gerichte mit Schöffenbesetzung in Sachsen nicht nachzuweisen sei, hält H. an seiner früheren Deutung fest. Das hantgemal hat nach H. — abgesehen von dem einzigen Falle in den salischen Extravaganzen, wo es = Hundertschaftsgericht sei — als das heutige „Heimat“, Ort der Herkunft, mit seinen uns geläufigen verschiedenen Abwandlungen und Beziehungen zu gelten („Heimattheorie“. — S. 122 ff.). Zur Worterklärung des Grundwortes mahal (Gericht) vermutet H. einen Bedeutungswandel und kommt so zu dem Ergebnis, daß „sich in handmahal eine alte Bezeichnung, die ein Kennwort für das Hundertschaftsgericht der germanischen Zeit sei, erhalten hat“ (S. 176) Hierzu gibt er einen sprachlich und sachlich begründeten Erklärungsversuch aus dem altgerman. hund = 100 („Zahldeutung“. — S. 179).

Die alt-sächsische Standesgliederung ist nach Hecks abschließender Feststellung auf der Bluttheorie, nicht auf der Erstgeburtsfolge in Adelsgütern oder Gerichten aufgebaut. —

Die beiden eindringlich gefaßten Schriften sind in ihrer Gesamtheit eindrucksvoll, anregend in ihren mit viel Scharfsinn und großer Überzeugungstreue verfochtenen früheren Ansichten des Vf. und den von ihm gezeigten neuen Wegen. Sicher ist H.s grundlegende Leistung anzuerkennen: die Herausarbeitung des Begriffes „Adel“ = Zugehörigkeit zu den Sippen des Volkes, und in „Blut und Stand“ die Herausstellung der altfreien Abstammung von einem sächsischen Volksgeschlecht als Merkmal des Adels. Allein beiden Veröffentlichungen gegenüber

¹ Herb. Meyer, Das Handgemal. Forschungen z. deutschen Recht, Bd. I Heft 1.

sind doch wesentliche Fragen zu stellen, wie etwa die Arbeit E. J. Otto's (Adel und Freiheit im deutschen Staat des frühen Mittelalters. Berlin 1937) zeigt, auf die nachdrücklich verwiesen sei².

Im Hinblick auf beide Veröffentlichungen ist zu sagen, daß sie z. T. von falschen Voraussetzungen ausgehen. Sowohl Arbeiten über die Ur- und Frühgeschichte der Sachsen aus den letzten Jahren als auch gleichzeitig veröffentlichte Forschungsergebnisse (z. B. von Carstens, Bierene) aus dem als sächsisches Stammland angesehenen Holstein haben gezeigt, daß an einer endgültigen Klärung der frühen Geschichte der Sachsen und besonders der sächsischen Standesverhältnisse noch zu arbeiten sein wird. Heck hat es sich m. E. in dieser Hinsicht zu leicht gemacht (vgl. auch Otto S. 30/31). Einen sicheren Ausgangspunkt gibt nur die Mitberücksichtigung auch der Nachbarzweige der geschichtlichen Forschung. Unter ihrer Mithilfe wird man sich vor zu frühzeitigen Verallgemeinerungen für lange Zeiträume und für „die Standesverhältnisse des altsächsischen Stammes“ zu hüten haben.

Vingels Ausführungen sind gewiß in mancher Hinsicht nicht überzeugend und treffen, soweit sie gegen Hecks „genealogische Freiheitsgliederung“ gerichtet sind, nicht deren Kern. Allein der Vorwurf S. 8, 2. habe nicht die Frage der Rechtsstände behandelt, geht zu weit. Die Gleichsetzung von Gemeinfreiheit und Altfreiheit ist nicht so glatt zu vollziehen, wie S. es getan hat, ebensowenig wie die Standesgliederung der deutschen Stämme so zusammengesehen werden kann, wie durch S. — Seine Ausführungen zur Bergeldfrage überzeugen nicht. Auch wenn man den Ansichten Herbert Meyers über das Handgemal nicht zu folgen vermag, wird man doch nicht mit Heck die Beziehungen leugnen können, die der Besitz von Gütern zum Stande der Edlen hat.

Vielleicht ließen sich doch noch neue Gesichtspunkte zu den strittigen Fragen aus einer erneuten Durcharbeitung sämtlicher Quellen aus jeweils einzelnen Teilen des sächsischen Gebietes gewinnen. Immer aber wird die Geschichtswissenschaft Heck Dank für seine anregenden Arbeiten zu zollen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen haben.

Wolfenbüttel.

Sermann R e i n a u.

Friedrich Schirmer, Northheimer Soldatenbuch. Drei Jahrhunderte in der Geschichte Northheimer Regimente. Northheim (Museumsverein Verlag) 1937. 78 S. 1,50 RM.

Das Northheimer Soldatenbuch will kein wissenschaftliches Werk sein, sondern eine volkstümliche Darstellung geben. Dies sucht Verf. nicht nur durch seinen stellenweise reichlich gewollt umgangssprachlichen Ton zum Ausdruck zu bringen, sondern auch durch den Gesamtcharakter des Heftchens. Neben der ebenso bekannten wie wertlosen Zeitungsankündigung: „aus Akten des Staatsarchivs“ finden wir seitenslange

² Leider war ein Besprechungsstück vom Verlage nicht mehr zu erhalten.

Auszüge — z. B. aus dem nicht intmer genannten Wiffel — über Schlachten, die mit anderen aufgefundenen Stückchen vereinigt werden zu einer — allerdings in keiner Weise einer wahren volkstümlichen Darstellung entsprechenden — Geschichte „Allerlei Amüsantes über Regimenten, von denen man bei v. Wiffel und v. Sichert lesen kann, daß sie einmal in Northeim lagen“. — Da nun für beide Gewährsmänner Northeim selbst ohne Bedeutung ist, wundert es nicht weiter, daß Schirmers Auf- und Erzählung sowohl 1. unvollständig und ungenau ist, und 2. von Northeim als Mittelpunkt der Erzählung nichts ahnen läßt.

Das Heft fängt gleich falsch an. Das Rote Regiment zu Roß ist nicht das erste, das von der neuen braunschweigisch-lüneburgischen Streitmacht in Northeim sein Quartier hatte. Bereits 1633/34 lagen dort das Rote und Blaue Infanterieregiment. Nach dem Roten Reiterregiment kam 1640 das Kavallerieleibregiment dorthin. Von 1648—1665 war Northeim der Standort des Roten Infanterieregiments, nicht des Blauen, wie aus Verfs. allerdings sehr unklarer Angabe hervorzugehen scheint. Es würde zu weit führen, nun im einzelnen alle Abweichungen aufzuzählen, nur noch einige grobe Fehler sollen hier erwähnt werden. Das nach der Überschrift des 5. Kapitels seit 1716 in Northeim liegende Regiment von Boldewin kam erst 1718, als es bereits Regiment von Wurmb hieß, dorthin. Allerdings waren 1714 schon einmal 4 Kompagnien in Northeim. Das im 10. Kapitel genannte 14. Infanterieregiment lag nicht von 1793 bis 1803, wie die Kapitelüberschrift besagt, in der Stadt, sondern nur 1792 und 1793. Im übrigen vergleiche man die verdienstvolle Arbeit von Major v. Bülburg, die seit einigen Jahren im Staatsarchiv aufbewahrt wird. Hieraus lassen sich in wenigen Minuten sämtliche Truppenteile, die jemals in Northeim standen, erfsehen.

Was über die Regimenten gesagt wird, ist ebenfalls unzuverlässig. So war das Regiment von Hülsen nicht in Morea. Es hat in Ungarn, am Rhein und in Brabant gekämpft. Das Regiment von Wiedemann wurde nicht von seinem neuen Chef, Raugraf Carl Ludwig von der Pfalz, im Jahre 1686 nach Morea geführt. Tatsächlich hatte das Regiment 1685 vier Kompagnien dorthin abgegeben, während acht in der Heimat blieben. Im folgenden Jahre zog der Raugraf allein nach Morea, das Regiment war ganz in der Heimat. Dagegen hatte das Regiment, das nach Verf. im Spanischen Erbfolgekrieg nur an der Schlacht von Malplaquet teilnahm, auch u. a. bei Dudenarde mitgesofften. Das 14. Infanterieregiment hatte nach dem Staatskalender, einer zwar schnell zu erreichenden, für eine harmlose Plauderei aber anscheinend weit abliegenden Quelle, eine andere Uniform als Sch. angibt, auch wurde der Korshut 1796/97 abgeschafft. Ferner scheint es doch Fahnen — auch als leichtes Regiment — besessen zu haben.

Nun noch einige Hinweise für ein Northeimer Soldatenbuch. Die nach Ungarn gehenden calenbergischen Truppen wurden 1692 in Northeim gemustert. Im Jahre 1720 trug man den Stadtwall ab, wodurch der Ort seine Befestigung verlor. Später wurde in Northeim ein

Garnisonauditeur eingesetzt. Im Jahre 1768 bat General v. Wurmb um Erweiterung der dem Bürgermeister Achterkirchen aufgetragenen Rekrutenbeerdigungskommission. 1784 fanden Manöver im Lager bei Northheim statt, 1788 war dort wiederum ein Lager. Seit 1814 besaß der Ort einen Stadtkommandanten, 1817 begann man den Bau einer Kavalleriekaserne, 1826 wurde ein Pulvermagazin errichtet. Schließlich setzten 1833 Verhandlungen wegen einer Infanteriegarnison ein, die 1841 nach Northheim kam, worauf 1842 ein Garnisonhospital gebaut wurde.

Als Beigaben hätte sich dann noch einflechten lassen, daß die hannoverschen Truppen in Ostindien, zu denen das 14., früher 15. Infanterieregiment gehörte, den französischen Sergeanten, späteren Marschall von Frankreich und König von Schweden, Bernadotte, gefangennahmen, daß 1798 der Ratspedell Abéi zu Northheim wegen eines für einen Invaliden Hacke geschriebenen ungehörigen Briefes bestraft wurde, daß 1813/14 beim Einmarsch verbündeter Truppen der Bürgermeister Christiani ein anstößiges Benehmen an den Tag legte, daß 1847 von Northheim Kommandos zur Unterdrückung des Holzstrevels nach Moringen geschickt wurden.

Ebenso wie Schirmer noch eine „umfangreichere“ Darstellung hätte geben können, so hätte noch manches zur Kritik, auch im Hinblick auf familiengeschichtliche Forschungen (Namen der Kompagniechefs in Northheim, Feldkirchenbücher, Garnisonkirchenbücher) hinzugefügt werden können.

Hannover.

Richard Drögereit.

Friedrich Schirmer, *Nec Aspera Terrant* Bd. II. Eine Heereskunde der hannoverschen Armee und ihrer Stammtruppenteile von 1803 bis 1866. Hildesheim und Leipzig (August Bag) 1937. VII, 175 S. 4,50 RM.

„Nec aspera terrant“, der Wahlspruch König Georgs II., scheint beim Verf. wenig Eindruck hervorgerufen zu haben, jedenfalls hat man das Gefühl, daß bei seinem Buche „Nec aspera terrant“ die Lösung war. Jeder, der nur etwas mit den wesentlich in Betracht kommenden größeren Werken zur hannoverschen Heeresgeschichte vertraut ist, merkt sofort, wer der geistige Vater der zumindest in dem allgemeinen Teil über den Aufbau der Armee vorgetragenen Sätze ist. Verf. sucht dies auch garnicht zu verschleiern, geht er doch, wie gleich die erste Stichprobe zeigte, so weit, die Vorlage fast wörtlich zu übernehmen: Schirmer S. 38: „Anfang und Mai und Juni 1813 (Deutsch!) erhielt die Infanterie Verstärkung durch die eigentlich für die russisch-deutsche Legion bestimmten Bataillone von Bennigsen und von Köhl (später v. Langwehr)“. Sichert, Geschichte der königl.-hannov. Armee Bd. V, S. 84: „Im Mai und Anfang Juni erhielten die hannoverschen Neuformationen eine weitere Verstärkung durch 2 Bataillone, welche eigentlich für die russisch-deutsche

Region bestimmt, vorzugsweise . . . bestanden — das in Hamburg gebildete Bataillon von Bennigsen und das in Berlin gebildete Bataillon von Roehl (später von Langrehr)“.

Da für diese umfassenden Arbeiten, besonders Sichert, die eigentlichen Quellen, die Akten, nicht immer herangezogen werden konnten, ist bei ihnen manche Stelle verbesserungsbedürftig. Dies wäre für die Zeit nach 1818 schnell und mühelos aus den leicht zu erreichenden, gedruckten Staatskalendern zu ersehen gewesen. Weil Schirmer sie aber anscheinend nicht kennt, — er hat sie nämlich offenbar, wie unten noch gezeigt wird, nie herangezogen — bringt er sogar noch neue Unstimmigkeiten in die von ihm besonders breit dargestellte Uniformkunde hinein. Bei dieser Sachlage ist es natürlich ganz ausgeschlossen, daß bei ihm irgendwelche nennenswerten Zusätze oder Verbesserungen aus den riesenhaften Aktenbeständen, und sei es nur auf Grund der Findbücher allein, zu entdecken sind.

Wenn jetzt einzelne Fälle aufgezählt werden, so handelt es sich dabei natürlich nur um einen Bruchteil der zu beanstandenden Stellen. Bereits auf S. 1 und 2 fangen die Fehler an. Weniger will es besagen, wenn er aus Schwertfegers „Corps von nicht über 4000“ Ausländern ein Korps von 4000 Ausländern macht. Dies deutet nur auf eine sich öfter wiederholende Großzügigkeit bei der Abschrift der Vorlagen hin. Wesentlicher ist schon, wenn bei dem so genau erzählten Anwachsen der Legion der Irrtum sich einschleicht, daß sie Mitte November 1803 schon auf 1000 Mann angewachsen sei, während sie am 11. d. Mts. bereits 1500 Mann zählte, daß die Anwerbung auf mindestens 7, möglichst 10 Jahre erfolgte, während von Anfang an sich nur Anwerbungen auf 7 Jahre nachweisen lassen, daß u. a. keine Franzosen und englische Untertanen aufgenommen werden durften, während schon in den frühesten Stammrollen Elsäßer, Lothringer, auch Franzosen, ja selbst Engländer, und zwar letztere nicht nur als Zahlmeister, erscheinen. Auch hatten die Bataillone nicht erst seit 1805, sondern bereits seit 1804 acht Kompagnien. Die Aufstellung über den Bestand der Legion vom Februar 1806 muß dahin verbessert werden, daß der Kapitän der 2. reitenden Batterie, A. Röttiger, am 24. XII. 1805 zum Major aufrückte, während seine Batterie seit dem gleichen Datum von S. Kuhlmann geführt wurde, dessen Truppe, die 2. Fußbatterie, zunächst ohne Führer blieb, daß die 4. Fußbatterie erst seit dem 17. Mai 1806 bestand, daß Herzog Adolf Friedrich von Cambridge Kommandant des ersten Linienbataillons war, nicht Oberstleutnant (Sch. Oberst) v. Ompteda, daß Viktor v. Alten damals Oberst, daß v. Drechsel Generalmajor war. Dies findet man zwar nicht in der Literatur, sondern nur in den Briefftagebüchern des seit 1803 in London bestehenden Legion Office. Nach ihnen sehen die Anfänge noch etwas anders aus; z. B. rechnete man schon am 26. Oktober 1803 mit einem größeren Korps, dessen Offiziere die Werber vorschlugen. Am 17. November 1803 wurden die Offiziere der vollständigen beiden leichten Bataillone, des im Aufbau begriffenen 1. Linienbataillons, des ersten schweren wie leichten Dra-

gonerregiments sowie der Artillerie ernannt. über die Legion sei nur noch ergänzt¹, daß die Stammrollen und Kompagnietagebücher englisch geschrieben werden mußten, damit die englischen Generäle sie einsehen konnten, daß die Militärgerichtsbarkeit — eine Einrichtung, die im ganzen Buch, auch für die hannoversche Zeit, mit keinem Wort erwähnt wird — englisch war, nur kleinere Vergehen konnten nach hannoverschem Brauch abgeurteilt werden, daß die z. T. noch erhaltenen Feldkirchenbücher (für die Familienforschung äußerst wichtig) im Staatsarchiv Hannover, die Pensionslisten dagegen in Public Record Office in London liegen, und daß die leichten Dragoner von Beginn an als Husaren gekleidet und adjustiert wurden.

Die Angaben über die Neuformation der hannoverschen Armee fangen mit dem kleinen Fehler an, daß Sch. das leichte Bataillon Grubenhagen erst Anfang 1814 entstehen läßt, während Scharf richtig 1813 schreibt. Nun weiter! Seit 1813 gab es Garnisonbataillone aus Invaliden (Sch. „das 1815 aufgestellte Garnison-Bataillon“), ebenso bestand 1813 ein Invalidenkommando zu Clausthal (nicht erwähnt), seit 1813 wurden Stadtkommandanten eingesetzt (nicht erwähnt), seit 1814 bestand das neuaufgestellte Ingenieurkorps, dessen Geschichte in Stammrolle Nr. 1057 des Staatsarchives zu verfolgen ist (Sch. seit 1816), 1815 wurde das Landdragonerkorps errichtet (Sch. seit 1822). Es erscheint z. B. schon 1818 im Staatskalender und setzte sich nicht nur aus ehemaligen Kavalleristen (Verf.), sondern auch aus Infanterieunteroffizieren, Artilleristen und Angehörigen des Ingenieurkorps zusammen. Der Chef war ein Oberstleutnant, unter ihm standen zunächst Premierleutnants, später erst Rittmeister. Die Zahl der Landdragoner belief sich nicht auf je 160 Berittene und Unberittene, sondern schwankte, es waren jedoch anfänglich 178 Berittene und 173 Unberittene. Schließlich dürfte noch erwähnt werden (Familienforschung), daß seit 1813 Juden zum Militärdienst zugelassen, erst seit 1831 durch Aushebung herangezogen wurden.

Mit den Landdragonern griffen wir schon in den Abschnitt III: 1816 bis 1833 über. Hier erwähnt Verf. die Behandlung der Legionsoffiziere, die mit einem höheren Dienstgrad in die hannoversche Armee übernommen wurden, bzw. lieber auf den Eintritt verzichteten. Von den zahlreichen Supernumerair-Offizieren und den „nicht in der hannoverschen Armee angestellten Offizieren, die einen erhöhten Charakter erhielten“, aber nicht zu den Pensionären zählten, erwähnt Sch. nichts, obwohl sie lange genug im Staatskalender erscheinen. — Mit Hilfe des Staatskalenders war auch anzugeben, daß z. B. das Verdensche Grenadierbataillon bis 1818 in Frankreich stand und dann in Stade, nicht Verden lag, daß vom Hoya'schen Leichten Bataillon nur zwei Kompagnien in Rienburg, der Stab und die anderen Kompagnien in Göttingen waren, daß das Stabsquartier des Ostfriesischen Grenadierbataillons nach der Rückkehr aus Frankreich Hameln, nicht Emden

¹ Zu verbessern: S. 3 aid zu aide, S. 4 Commissar zu Commissary, S. 37 1nd zu 1st.

hieß. Die Angaben über den Etat der Regimenter bzw. Bataillone sind ebenfalls zu ändern. Sch.: Jedes 1. Bat. der 10 Regimenter hatte 4 Kompagnien zu je 1 Kapitän, 1 Stabskapitän, dessen Titel 1830 wie der des Stabsrittmeisters abgeschafft wurde (Sch. Schweigen), oder 1 Leutnant, 1 Leutnant und 1 Fähnrich, für die Landwehrbataillone (2.—4. Bataillon) schreibt er daselbe. Der Staatskalender ergibt: Die Gardebataillone (I. Bat. der Regimenter 1, 2, 3, 4) hatten 4 Kapitäne, (Gren.-Garde 3); 2 Stabskapitäne; 8 Leutnants (Jägergarde), 6 (Gren.-Garde u. 3. Gardebat.), 7 (2. GB.); 7 Fähnriche (3. GB.), 6 (Jäger-G. u. Gren.-G.), 4 (2. GB.). Ob und wann hier ein Ausgleich erfolgte, wurde nicht nachgesehen. Klar ist: sie haben grundsätzlich 2 Stabskapitäne und mehr als 1 Fähnrich je Kompagnie. Die übrigen Bataillone hatten je 4 Kap.; 1 Stabskap.; 7 Lts. = 4 u. 3 (mit einigen Ausnahmen); 6 Fähnriche (mit Ausnahme der I. Bat. der Regimenter 5—10). — Am 1. Juli 1820 wurde eine Ingenieurhandwerkerkompagnie errichtet (Sch. Schweigen). In die Zeit von 1816 bis 1831 fällt die Errichtung zahlreicher Infanterie- und Kavalleriekasernen (Sch. Schweigen), dann wurde damals ein Raketenkorps errichtet (Sch. Schweigen). Von 1819 ab wurden sehr genaue Heiratskonsenslisten für Offiziere und Artilleristen geführt (Sch. Schweigen). Auch Angaben über die Zahl der Unteroffiziere und Mannschaften, die heiraten durften, sind vorhanden. 1830/31 wurde das halbe Bundeskontingent Hannovers mobil gemacht, darum errichtete man eine Pionier- und Pontonierkompagnie, wozu die Leute aus der Handwerkerkompagnie genommen wurden, allerdings wurde am 31. XII. 1831 alles wieder in den alten Stand zurückverfezt (Sch. Schweigen). Der gleiche Vorgang wiederholte sich dann 1833, nur war er keine Verstärkung (wie Sch. annimmt).

Nun nur noch wenige Bemerkungen; denn es geht nicht an, Zeit am untauglichen Objekt zu verschwenden. 1837 wurde eine Leibgendarmerie geschaffen, 1840 eine königliche Hausgendarmerie (Sch. seit 1840 Leib- oder Königsgendarmerie). 1837 wurde das Generalkommando in die Generaladjutantur umgewandelt, der Generalquartiermeisterstab aufgehoben und ein von der Generaladjutantur getrennter Generalstab angeordnet (Sch. Schweigen). 1852 errichtete man die Sanitätskompagnie (Sch. 1855), 1853 wurden drei Kanonenboote für die Armee in England bestellt (Sch. Schweigen). Über die Zusammenhänge von Bundesbeschlüssen und Neuformationen des hannoverschen Heeres erfahren wir nichts. Ebenso weiß Verf. nichts zu sagen von der Militärgerichtsbarkeit, vom Feldpostwesen, von der oft erwähnten Militär- und Feldbäckerei, von der Militärakademie, von Militärbildungsanstalten, von Regimentsbibliotheken usw., alles Dinge, deren Erwähnung man wohl in einer hannoverschen Heereskunde erwarten darf.

Auf zwei Gebiete, die Verf. anscheinend als seine besondere Domäne ansieht, muß noch eingegangen werden. — Was Schirmer über die Fahnen und Standarten zusammenstammelt, ist zu vergleichen mit der gleichzeitigen Arbeit von D. Neubecker, Hann. Gesch.-blätter

N. F. 4, Heft III. Hier kann Sch. alles lernen: welche Akten in Betracht kommen, warum er vergeblich nach Fahnen und Standarten sucht, die nie vorhanden waren, wie man klar, richtig und anschaulich beschreibt, wie eine wirklich wertvolle und alles wiedergebende Fahnenzeichnung aussieht — ich halte Neubeckers Zeichnungen selbst für besser als die nicht schlechten Photographien Sch's. — und welche Fehler er noch gemacht hat². Wenn Neubecker die Quartierfahnen, die jede Compagnie besaß und von denen sich eine als Zeichnung bei den Akten Ha 48 XII Nr. 1 befindet, nicht erwähnt, so liegt das am Thema; wenn Sch. nichts sagt, weiß er nichts davon.

Und nun das Parodiestück: die Uniformkunde. Leider muß festgestellt werden, daß eine Durchsicht der Staatskalender dem Buch auch nicht das geringste geschadet hätte. Es wären an vielen Stellen andere Farben für die Uniformteile wie Kragen, Aufschläge, Rockschöße und Futter genannt worden. Vielleicht hätte der Leser dann auch von einem Kleidungsstück, das alle älteren Staatskalender aufführen, der Weste, etwas entdeckt. Vielleicht wäre Verf. dann auch mit dem Ausdruck „Kollet“, in den er sich vernarrt hat, etwas sparsamer umgegangen. Kollett ist anfänglich nur die Reitjacke der Kürassiere, seit 1833 wurde auch die Jacke der Dragoner bis 1846 so benannt. Für alle anderen Truppenteile hieß es Rock.

Verf. sagt im Vorwort, daß die Verzögerung der Drucklegung des zweiten Bandes nicht zum Nachteil für das Werk gewesen wäre. Vom allergrößten Vorteil wäre es gewesen, wenn es in dieser unvollkommenen Form überhaupt nicht veröffentlicht wäre.

Hannover.

Richard Drögereit.

Heinrich Troe, Münze, Zoll und Markt und ihre finanzielle Bedeutung für das Reich vom Ausgang der Staufer bis zum Regierungsantritt Karls IV. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsfinanzwesens in der Zeit von 1250 bis 1350. (Beiheft 32 zur

² Neubeckers Ausführungen über die Vorgänge von 1839 bei der Verleihung je einer Standarte an die einzelnen Kavallerieregimenter, von denen bisher nur die Garde du Corps und die Gardehusaren vier Schwadronsstandarten besaßen, überzeugen mich allerdings nicht und harmonieren auch nicht mit den von ihm selbst gedruckten Quellenangaben. Mir scheint, daß bei zeitlicher Zusammenstellung aller zitierten Quellenangaben und nach den dann möglichen Kombinationen am ehesten zutrifft, daß zunächst alle sechs überzähligen Schwadronsstandarten an die anderen Regimenter abgegeben und dann zur Änderung wieder zurückgefordert wurden. Nun behielt man die Standarten der Garde du Corps zurück, gab nur die der Gardehusaren und drei alte kurhannoversche Standarten erneut aus. Die jetzt noch bleibenden Schwierigkeiten sind leichter mit früherer Abgabe der ersten beiden Standarten und Verlust zweier Rechnungen, die immer fehlen würden, zu lösen als mit einer gegen den klaren Wortlaut des Schreibens der Generaladjutantur sprechenden Erklärung.

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte). Stuttgart-Berlin (W. Kohlhammer) 1937, IX, 494 S. 19,80 RM.

Die Geschichte Deutschlands während des Zeitraumes, den man Spätmittelalter zu nennen pflegt, ist das Stiefkind der Forschung geblieben. Zwar gibt es einige gute Jahrbücher und verschiedene Einzelabhandlungen, aber eine großangelegte Darstellung fehlt, man begnügt sich im allgemeinen mit der Erzählung der vielfach schief und reichlich oberflächlich gesehenen politischen Ereignisse. Aber, wie Troe nicht nur richtig sagt, sondern auch durch seine auf ausgedehntem Literatur- und — eine sehr anerkennenswerte Tatsache — Quellenstudium beruhende Arbeit für ein Teilgebiet erweist: „Nicht die äußeren politischen Ereignisse waren für die Umgestaltung Deutschlands das Entscheidende. Viel tiefgreifender waren die Wandlungen, die sich im wirtschaftlichen Leben, in der sozialen Gliederung der Bevölkerung und in den Rechtsbeziehungen der Menschen und Volksschichten zueinander durchsetzten, Wandlungen, die neue politische Machtfaktoren schufen und die Existenzgrundlage der Reichsgewalt völlig veränderten.“ (S. 1).

Münze, Zoll und Markt, einst königliche Hoheitsrechte waren dem König und damit dem Reich langsam entfremdet worden. Das Interregnum entriß sie ihm völlig. Rudolf von Habsburg versuchte, sie dem Reich wiederzugewinnen; aber über anfängliche Erfolge, die bald durch Verpfändungen und vor allem durch die schwache Regierung Adolfs von Nassau aufgehoben wurden, kam er nicht hinaus. Auch sein Versuch, eine allgemein gültige Reichsmünze zu schaffen, scheiterte. Sein energischer Sohn Albrecht versuchte, das Steuer noch einmal herumzuwerfen. In einem Zollkrieg bezwang er die rheinischen Kurfürsten. Wenn er auch in gewisser Weise wieder nachgeben mußte, sein Kampf war jedoch nicht aussichtslos, als ihn der Stahl des Mörders traf. Damit war der letzte erfolgversprechende Versuch, dem Reich nur theoretisch die Oberhoheit auf diesem Gebiet zu wahren, erledigt. Dies wird uns deutlich vorgeführt an der immer bedeutender werdenden Stellung des „Königsmachers“, Erzbischof Balduin von Trier, im Bereich von Münze und Zoll. Immerhin hatte Albrecht dem Königtum die Möglichkeit bewahrt, die Zölle zu erhöhen und dem Reich nutzbar zu machen. Daneben blieben dem Reich eigentlich nur noch die nach Albrechts Vorgang an Unternehmen verpachteten städtischen Reichsmünzen [und die hier nicht weiter behandelten Reichs- und Judensteuern der Städte]. Nachdem ein letzter Widerstand Ludwigs des Bayern an der Unzulänglichkeit seiner Machtmittel gescheitert war, mußte der König hinfort sinnen, neue Einnahmequellen zu erschließen, von denen ja die Römerzüge und Türkenhilfen sehr bekannt wurden.

An dieser groben Wiedergabe des unendlich reicheren Inhalts dieser ersten zusammenfassenden Übersicht über ein Jahrhundert hinweg fällt auf, daß, wenn einmal auf eine Landschaft hingedeutet wurde, es sich um die Rheinlande und Süddeutschland, genauer Franken und Schwaben handelt. Dies ist nicht zufällig, sondern es ergibt sich zwangsläufig aus der Arbeit. Im Norden hatten für das Reich nur

Lübeck und Goslar und, wenn wir den Rahmen weit spannen, noch Mülhhausen und Nordhausen einige Bedeutung. In Lübeck ging des Reiches Einfluß auf die Münze schon früh verloren, auf den Zoll und die anderen Reichsabgaben hörte er auch bereits unter Rudolf auf, allerdings mußte die Stadt einen Jahreszins zahlen, von dem kurz zuvor ein Teil zeitweilig den Herzögen von Braunschweig (=Lüneburg) als Schirmvögten von Lübeck zugefallen war. Auch aus Goslar, das im 11. und 12. Jhd. eine große Rolle als Reichsmünze gespielt hatte, zog sich das Reich teilweise zurück. „Vermutlich (hatte schon) in den ersten Jahren der Regierung König Rudolfs die Münze ihre Bedeutung als Einnahmequelle für das Reich endgültig verloren“ (S. 44). Dagegen hatte die Zollhoheit des Königs noch praktischen Wert. So versprach König Adolf dem Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg Einnahmen entweder aus Lübeck oder Goslar. Erst 1336 gab sich Ludwig der Bayer mit einer Abschlagszahlung zufrieden, deren stetige Entrichtung sich allerdings nicht beweisen läßt. — Wenig vorher hatte Ludwig den Bienenburger Zoll an die Grafen von Wernigerode verpfändet und damit dem Reich für immer entfremdet. — Von Mülhhausen hatte das Reich seit Ausgang des 13. Jhdts., als die Stadt in wettinische Pfandschaft geriet, keine Einnahmen aus Münze und Zoll mehr. Mit Nordhausen verhielt es sich ähnlich, nur daß hier der König noch einmal eingreifen und die Stadt für kurze Zeit anderweitig verpfänden konnte.

Daß Niedersachsen also kaum in der Arbeit hervortritt, liegt nicht an dem besonderen Interesse des Verf. an rheinischen und süddeutschen Verhältnissen oder an der Interessellosigkeit der Könige. Die Ursache liegt tiefer und zeitlich früher. Mit Gewalt mußten die Sachsen ans Reich gebracht werden. Mit Gewalt stemmten sie sich später gegen eine feste Einbeziehung ins Reich. Die großen „Reichsrebelln“ waren Herzöge von Sachsen, die, wenn sie selbst Könige und Kaiser geworden, den Widerstandswillen ihrer eigenen Landsleute gegen ihre Herrschaftsansprüche verspüren mußten. Man denke nur an die Ludolfinger und die Aufstände der Sachsen gegen sie, an Otto von Northeim, an Lothar von Supplinburg und Heinrich den Löwen, die ja beide genug mit dem schrankenlosen Freiheitsdrang der Sachsen zu tun hatten.

Zwangsläufig erinnert man sich an diese Tatsachen, wenn man das ausgezeichnete Werk, das mit keinem Wort hierauf anspielt, durchliest. Ebenso deutlich tritt aber auch zutage, wie sehr eine einigermaßen gerechte Beurteilung der Könige jenes Zeitraumes und ihrer Politik eine solche Arbeit verlangte. Dadurch ergibt sich, daß der Verf. in glücklichster Weise unter Häufung eines z. T. sogar noch ungedruckten Materials seine Aufgabe gelöst hat. Darüber hinaus findet sich manch schönes Einzelergebnis, auch für Goslar¹, im Text wie in den An-

¹ So nimmt Verf. z. B. gegen das von P. J. Meier, Goslar Kap. IV, S. 32 ff. vorgetragene Vorkaufsrecht des Inhabers der Bergfreiheit Stellung.

merkungen und vor allem im Exkurs über die Verteilung der Zolleinnahmen auf Nah- und Fernverkehr. Kurz gesagt: wir müssen Troe für seine Arbeit, an der nicht vorbeizugehen ist, nur dankbar sein.

Hannover.

Richard Drögereit.

Hugo Ottmann, Das Bauerntum im Kreise Tecklenburg. (Münsterer wirtschafts- und sozialwirtschaftliche Abhandlungen. Heft 21) Münster 1938 (bei G. Fischer, Jena, in Kommission). 93 Seiten. RM 2,25.

Die 93 Seiten umfassende Schrift bietet eine übersichtliche Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse des Kreises Tecklenburg in Westfalen.

Der erste Teil der Arbeit, nach einer Einleitung über die geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse, behandelt den bäuerlichen Menschen des Kreises im volkskundlichen Sinne nach Charakter, Sitte, Brauch usw. Hier finden sich mancherlei Allgemeinheiten, die wohl ebensogut auf westfälische Bauern anderer Kreise passen dürften. Doch es werden auch einzelne Besonderheiten mitgeteilt. Es ist fraglich, ob dergleichen Abschnitte, die eigentlich nur Bekanntes bestätigen, in einer solchen Abhandlung, die wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, einen Sinn haben. Vielleicht ist die Schrift aber zugleich gedacht als heimatkundliches Heft. Man kann neuerdings bei Schriften über das Bauerntum nicht selten beobachten, daß bei Darstellung des eigenen Heimatgebietes der Verfasser das Bauerntum durch einen romantischen Schleier sehen. Das scheint auch hier der Fall zu sein, wenn der Verfasser z. B. einen Bauern wegen seiner konservativen Gesinnung lobt, weil er die Petroleumlampe dem elektrischen Licht vorzieht (S. 11); das entspricht doch kaum dem „echt bäuerlichen Sinn für Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit“ (S. 29). — Der folgende Abschnitt über die landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse gibt einen höchst erfreulichen Einblick in die Geschichte und Gegenwart des Landesbesitzes und leitet zu dem Hauptabschnitt über die bäuerlichen Betriebe über. Die Strukturverhältnisse werden eingehend in der Darstellung und in Tabellen über die einzelnen Gemeinden behandelt. Außerdem wird in häufigen Vergleichen auf den Nachbarkreis Münster hingewiesen und dessen andersgearteten landwirtschaftlichen Aufbau. In Tecklenburg hat die Viehzucht den Vorrang vor dem Ackerbau.

Das Heft gibt im Ganzen eine gute Orientierung über die bäuerlichen Verhältnisse des behandelten Gebietes und berührt sich vielfach mit den Bauerntumsforschungen der Historischen Kommission zu Hannover.

Northheim (Sann.)

A. Hueg.

August Friedrich Bentker, Stüve und die hannoversche Bauernbefreiung. (Wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaft zum Studium Niedersachsens. E. B. Reihe A der Veröffentlichungen: Beiträge. Heft 28.) Oldenburg i. O. (Gerhard Stalling.) 1935. 47 S.

Verf. möchte die fehlende wissenschaftliche Untersuchung von Stüve's Agrarpolitik bringen, nachdem dessen Kommunal- und Staatspolitik bereits eine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren hätten. Er gliedert seine Arbeit in vier Hauptkapitel: I. Geschichte und Wesen der Grundherrschaft — im ganzen nach Wittich, ohne Stellungnahme zu dessen Hypothese von der Entstehung der Grundherrschaft. II. Stüves Ideen, — vorwiegend eine kurze Inhaltsangabe des schwer lesbaren Buches von Stüve über „die Lasten des Grundeigentums“, fast ganz ohne kritische Untersuchung darüber, ob Stüve geschichtlich recht gesehen und als Reformers brauchbare Vorschläge gemacht hat. III. Stüves praktische Politik. IV. Gesamtwürdigung. Hier wird auf nur 2 Seiten ein Blick geworfen auf die Ablösungsgesetze anderer Staaten und auf die Entwicklung bis zum Erbhofgesetz.

Eine tiefere Durchdenkung des Stoffes insbesondere eine selbständige Wertung der Ideen und der Maßnahmen Stüves, wie ihrer praktischen Auswirkung, fehlt der Arbeit. Wer Stüves Agrarpolitik kennen lernen will, wird einstweilen noch seine Werke selbst lesen müssen.

Hannover.

Büttner.

Beiträge und Fragmente zu einem Moorkatechismus von Jürgen Christian Findorff, wegl. Moorkommissar der herzogl. bremischen Moore und Anmerkungen von F. Brüne, R. Lilienthal und F. Overbeck (Wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaft zum Studium Niedersachsens E. B., Beiträge Heft 37). Oldenburg i. O., Verlag Gerhard Stalling, 1937. 69 S. mit 7 photographischen Aufnahmen.

Eine Abschrift des im Original verlorenen Findorffschen Moorkatechismus wurde von Karl Lilienthal, der bereits zwei Veröffentlichungen über den großen Moorkolonisator herausgebracht hat, im Archiv der Regierung zu Stade gefunden. Diese Abschrift hat als Quelle für die vorliegende Veröffentlichung gedient und ist, ohne daß an der altertümlichen Schreibweise etwas geändert wurde, wörtlich abgedruckt worden. Der Inhalt möge am besten aus den von Findorff selbst gewählten Überschriften der einzelnen Abschnitte deutlich werden: I. Anmerkungen 1) vom Mohr überhaupt, 2) von der Entstehungsart und dem Wachstum desselben. II. Anmerkungen zum Mohr, die Bestandteile und Eigenschaften desselben betreffend. III. Anmerkung vom Mohr, die Art und Weise der Abwässerung desselben, auch Anlegung der Dämme und Kanäle betreffend. IV. Nachricht vom Moor und der Kultur desselben im Bremischen. V. Kurze Moirgeschichte in den Gegenden der Hamme und Wümme Herzogtums Bremen (Fragment geblieben). Die Quellenveröffentlichung ist ergänzt durch drei kleinere

Abhandlungen über Findorff. Lillenthal berichtet über die Schicksale des Findorffschen Nachlasses und bringt auf Grund von Briefen von und an F. und andern zeitgenössischen Quellen neue Nachrichten über den von ihm hochverehrten Helden, die das Bild des großen Kolonifators durch einige liebenswerte menschliche Züge des „Vaters der Moorbauern“ ergänzen. In einem Schlußabschnitt berichtet L. über die Ehrungen, die Findorff nach seinem Tode zuteil geworden sind. Im Anschluß daran stellt Fr. Brüne noch einmal die Bedeutung F.s als Moorolonifator heraus und schließlich zeigt Fr. Overbeck, daß F. bei seiner Tätigkeit im Moor auch zahlreiche interessante und wichtige naturwissenschaftliche Beobachtungen gemacht hat. Dem Heft sind verschiedene Aufnahmen, u. a. ein Bild des alten Findorff und eins seines Geburtshauses in Lauenburg/Elbe beigegeben.

Hannover.

G. M ö h l m a n n.

Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover: II (Regierungsbezirk Hildesheim) Heft 7 (Heft 22 des Gesamtwerkes), Landkreis Goslar. Bearbeitet von Oskar Riecker und Carl Borchers, Mitarbeiter Hans Lütgens, 1937. Mit 166 Text- und 300 Abbildungen auf 100 Tafeln. — III (Regierungsbezirk Lüneburg) Heft 5 (Heft 21 des Gesamtwerkes) Stadt Celle. Bearbeitet von Heinrich Siebern. Mitarbeiter Hans Lütgens, 1937. Mit 131 Abbildungen im Text und 222 auf 112 Tafeln.

Der Landkreis Goslar ist ungewöhnlich reich an wichtigen Bau- und Kunstdenkmälern aller Art, besonders an Burgen der Frühzeit, Klosterkirchen des XII. und XVIII. Jh., Fachwerkhäusern des XVI. und XVII. Jh. und kirchlichen Ausstattungsstücken, aber es ist zu bedauern, daß gerade die wichtigsten Werke von der Zeit stark mitgenommen sind. Das nimmt bei so alten Burgen, wie der geschichtlich wichtigsten Werla und der karolingischen Subburg, die jetzt durch Ausgrabungen sicher erfasst sind oder werden, nicht Wunder. Aber schmerzlich zu beklagen ist es, daß nicht bloß das Kloster, sondern auch die Klosterkirche Riechenberg (1. und 2. Hälfte des XII. Jh.) zum Steinbruch herabgesunken war — nur die Krypta mit den reich verzierten Säulen und die in die Jakobikirche zu Goslar überführten Ausstattungsstücke einschließlich des wundervollen Wespertisches von Hans Witten sind unverfehrt erhalten —, daß ferner die Klosterkirchen in Wöltingerode und Ringelheim durch Umbau oder Erneuerung der Barockzeit stark verändert sind — in Wöltingerode ist der Unterbau der Nonnenprieche mit den ausgezeichneten Kapitellen aus dem Beginn des XIII. Jh. zwar erhalten, aber zum Kartoffelkeller herabgewürdigt —, daß schließlich die Klosterkirche in Dorstadt mit ihrer schönen Barockausstattung, von der wenigstens die vier Heiligengestalten von Joh. Friedr. Ziesenis (1766) gerettet sind, erst in unseren Tagen (1916) ein Opfer des Brandes geworden ist. Nur die Kirche in Heiningen — die mittelalterlichen Konventsgebäude des um 1000 gegründeten Klosters sind freilich auch verschwunden —

ist in ihrem Umbau aus dem Ende des XII. Jh. fast unverfehrt auf uns gekommen, und die erst im Beginn des XVIII. Jh. von dem Mailänder Franz Mitta erbaute Klosterkirche zu Grauhof ist nicht bloß in ihrem wirkungsvollen Bau, sondern auch mit ihrer reichen und geschmackvollen Ausstattung, vor allem mit Werken des Bildhauers Franz Lorenz Biggen, unverfehrt auf uns gekommen und ebenso die Schloßkapelle in Liebenburg, ein Bau Lindens von 1754, mit der Ausstattung, die in ihrem Deckengemälde und im Entwurf für Altäre und Kanzel Johann Gregor Winck verdankt wird. Von romanischen Dorfkirchen haben sich eigentlich nur einige Glockentürme erhalten, dagegen beachtenswerte Ausstattungen des XVII. Jh. — Altäre, Kanzeln, Priechebrüstungen und Orgelgehäuse — in Alt-Wallmoden, Zerstedt, Ohrum, Wiedelah und Bienenburg, Paramente und Kaseln in reicher Anzahl in Dorstadt, Grauhof und Heiningen, silberne Altargeräte in Heiningen und Ringelheim, gotische Schnitzaltäre in Klein Flöthe und Klein Mahner. An Malereien sind noch Fresken Wincks in dem ehemaligen Propsteigebäude des Klosters Dorstadt und ein Bild mit dem vor der Bundeslade tanzenden David in Flachstöckheim, das wohl etwas eingehender hätte gewürdigt werden können, an Bildhauerwerken die Muttergottes in Dorstadt, die gleich den drei Reliefs der Kreuztragung in Heiningen Hinrik Stavoer nahe steht, und die Stiftergestalten in Heiningen zu erwähnen. Auch schöne Fachwerkgebäude sind verzeichnet, besonders in Alt-Wallmoden. — Bemerken möchte ich noch folgendes: der Grauhöfer Marienaltar von 1670 darf Wilhelm Schorigus d. J. in Braunschweig zugeschrieben werden, der Leidensaltar vom gleichen Jahr Heinrich Lessen in Goslar, der wohl auch den Schnitzaltar in Dörnten gearbeitet hat. — Die merkwürdige gebrochene Achse der Heinger Kirche hätte erklärt werden müssen, da sie öfter als Andeutung des Gekreuzigten aufgefaßt wird, während sie in Wirklichkeit dadurch erklärt werden muß, daß man im Verlauf des Baus davon Abstand nahm, auch den Westturm zu erneuern und nun das Langhaus auf ihn beziehen mußte, während der Neubau des Chors einer abweichenden Achse gefolgt war. — Das Vesperbild in Dorstadt Tf. 17c stammt nicht aus der Zeit um 1700, sondern aus dem XVI. Jh. und ist eine Wiederholung des Vesperbildes in der Jakobikirche zu Goslar.

Die Stadt Celle, 1292 an Stelle einer älteren, jetzt Altencelle genannten, aber zu einem Dorf gewordenen Stadtsiedlung von Herzog Otto dem Strengen gegründet, ist trotz seiner nicht bedeutenden Größe und ihrer zeitlich begrenzten Geltung als herzogliche Residenz (1371—1705) sowohl geschichtlich wie kunstgeschichtlich von erheblicher Bedeutung. Denn gleich Wolfenbüttel, das auch nur eine beschränkte Zeit fürstliche Hauptstadt war, hat Celle aus seiner Glanzzeit doch sehr wertvolle Kunstdenkmäler erhalten: das Schloß, das freilich außer unbedeutenden Spuren nur noch in der Kapelle einen gotischen Bauteil sich bewahrt hat und in dem östlichen Flügel wenigstens auf den umfassenden Umbau in der Mitte des XVI. Jh. zurückgeht, sonst aber im

Bau selbst wie in seiner inneren Ausstattung — die Kapelle ausgenommen — erst dem Ende des XVII. Jh. angehört und den Italienern Lorenzo Bedogni, Joseph Arighini und Giovanni Cius. Tornielli verdankt wird, sodann die Stadtkirche, die gleich dem Schloß gotischen Ursprungs ist, aber durch denselben Stuckator Tornielli gegen 1700 die entscheidenden Zierformen und durch Peter Christian Zimmer Kanzel, Orgelgehäuse und Priechebrüstungen erhalten hat, weiter das Rathaus aus der 2. Hälfte des XVI., das Zucht- und Irrenhaus aus der 1. des XVIII. Jh. und schließlich die zahlreichen Fachwerkhäuser — im Alter und Schnitzwerk allen voran das Hoppenerische von 1532, das Werk des Braunschweigers Simon Stappen —, die ganzen Straßenzüge noch ihr ursprüngliches Aussehen geben und in die älteren Siebelhäuser (bis 1800) und die jüngeren Traufenhäuser (seit 1580) zerfallen, ein Gegenstück zu Braunschweig, wo dieser Wechsel, wie wir jetzt wissen, schon im XV. Jh. eingetreten ist. Am bedeutendsten ist aber doch im Schloß wie in der Stadtkirche die ältere Ausstattung. Am Äußeren des Schlosses befanden sich eine ganze Anzahl hervorragender und sehr eigenartiger Reliefs (jetzt in den Museen zu Hannover und Celle; der Kopf mit Turban und Schnurrbart Tf. 39 a kann aber nicht der Herzog Franz Ottos sein), aber die größte Bedeutung hat doch die Ausstattung der Kapelle, im Flügelaltar und in den anderen zahlreichen Bildern ein Werk des Antwerpener Marten de Vos oder doch seiner Schüler von 1569, in der Kanzel und in den vielen Reliefs aus Papier und Pappe das Werk eines dem Namen nach unbekanntem sehr tüchtigen Meisters, im Ganzen aber jetzt erst wieder ein wahres Kleinod in der wundervollen Farbengebung, die durch die geschmacklose Ausmalung des vorigen Jahrhunderts vernichtet war. — Die Stadtkirche besitzt besonders in den zahlreichen fürstlichen Grabdenkmälern hervorragende Werke, allen voran das für Ernst den Bekenner und seine Gemahlin Sophie 1576 aufgestellte, dessen Meister wir leider nicht kennen. bemerkenswert aber auch das vom Bremer Bildhauer Hans Winter für Herzog Wilhelm d. J. 1594 errichtete, das stark unter dem Einfluß des älteren steht, aber erst im XVII. Jh. durch Jürgen Röttger in Braunschweig und den auch sonst in Celle mit Grabdenkmälern vertretenen Jürgen Tripp in Obernkirchen vervollständigt wurde. Für sich stehen die Reste eines von Hans Wulf in Obernkirchen 1623/6 gelieferten Brunnens mit den Reliefs von Kindern auf Seeungetümen, denen wohl erst bei einem Umbau nachträglich jedesmal das linke Drittel mit den Wellen ausgearbeitet ist. — Bemerken möchte ich noch Folgendes: 1. Die schnurgraden, sich im rechten Winkel schneidenden Straßen sind sicher durch die Obrigkeit angelegt und nicht etwa durch die Anbauer selbst; bezeichnend ist auch, wie die Straßen im Südosten schlauchartig auf das Altenceller Tor zulaufen, eine durchaus planvolle Anlage, die genau so in der Neustadt Hildesheim und in zahlreichen Städten des XIII. Jh. wiederkehrt. Eine Vergrößerung der Stadt Celle wird auch durch den Namen der Mauernstraße angedeutet, die ebenso, wie die gleichnamige Straße im

Braunschweiger Stadtteil Hagen zu erkennen gibt, mit der Hinterseite der Grundstücke an die Stadtmauer stieß; eine Vergrößerung der Stadt ist aber auch an der Nordseite festzustellen. — 2. Das Triumphkreuz in der Stadtkirche wird S. 37 wohl nur infolge eines Druckfehlers in den Eingang des XV. — statt des XVI. Jh. — gesetzt. — 3. Eine ganze Reihe von Bestimmungen der in Celle beschäftigten Künstler hat O. v. Boehn in der Besprechung meines Buches „Das Kunsthandwerk des Bildhauers in der Stadt Braunschweig“ (Niederf. Jahrbuch 1937, 418 ff.) gegeben, aber die Zuweisung des schönen Taufsteins von 1611 in der Stadtkirche an Hans Röttger, des trefflichen Grabdenkmals für Arthur Döhler von 1710 in der Georgskirche an A. D. Jenner — von derselben Hand, wie das Celler ist ein Grabdenkmal in der Kirche zu Ebstorf; man wird also damit zu rechnen haben, daß der Meister weiter nördlich zu suchen ist — halte ich nicht für richtig, dagegen hat v. Boehn recht, wenn er jene Reliefs vom Celler Schloß, denen solche am Schlosse in Bishorn sowie am Fürstenhause zu Medingen sich anreihen und die Bogenaufsätze in der Schloßkapelle mit ihren Köpfen, nicht mehr mit dem Salzburger Freder Brun zusammenbringt, sondern sie wegen der Büschelform der Haare unter dem Einfluß des Hildesheimers Hinrik Stavoer entstanden sein läßt. Auch zeigt die Schnitzarbeit des Hauptaltars in der Stadtkirche von 1613 in der Tat große Übereinstimmung mit dem Grabdenkmal für Franz Becker († 1626) in der Braunschweiger Katharinenkirche, das ich der Werkstatt des Hans Röttger zuschreibe. — Die Besprechung der einzelnen Denkmäler, die geschichtliche Einleitung, die vollständigen Verzeichnisse aller Quellen und Druckschriften und besonders die Abbildungen verdienen bei beiden Bänden alles Lob; hervorheben möchte ich namentlich die meisterhafte Behandlung der Fachwerkbauten in Celle.

Braunschweig.

P. J. Meier.

Alfred R am p h a u s e n, Die Baudenkmäler der deutschen Kolonisation in Ostholstein (Karl Wachholz Verlag, Neumünster i. S., 1938).

Der Untersuchung der einzelnen Kirchen geht eine sehr gründliche Geschichte der holsteinischen Kolonisierung voraus; dann folgen die beiden Hauptabschnitte über die ersten Ziegelbauten und über die frühen Feldsteinbauten dieses Gebietes sowie ein besonderer Abschnitt über „Voraussetzung und Werden des ostholsteinischen Kirchenbaus“. Den Schluß bildet ein Abschnitt über die Anfänge des nordeuropäischen Ziegelbaus. Sehr erwünscht ist neben dem Ortsverzeichnis ein besonderes „Verzeichnis einiger Stichworte“. — Der Verfasser verfügt über eine erstaunliche Kenntnis der romanischen Kirchenbauten aller in Betracht kommenden Länder und sucht überall in die Tiefen, auch der kleinsten Formen zu dringen. Man hat freilich bisweilen das Gefühl, daß er hierbei zu weit geht und bei einer Übereinstimmung in geringen Dingen auch einen inneren Zusammenhang sehen zu müssen

glaubt. Auch Niedersachsen hat seinen Anteil an diesen Kirchenbauten, einmal als wichtiges Gebiet von Anregungen, dann aber auch durch die kirchlichen Ziegelbauten in Verden a. N. Ich beschränke mich in der Besprechung auf diese Zusammenhänge und bemerke zunächst, daß die Verrichtung des Gottesdienstes in einem notdürftigen Holzbau zu Oldenburg, während dessen die Gemeinde im Freien stand, und in einem Zelte zu Wippendorf-Neumünster genau dem Gottesdienst in noch erhaltenen, von mir nachgewiesenen karolingischen Missionskapellen in Helmstedt und auf der Pfalz zu Quedlinburg entspricht und die den Zweck hatte, daß das Hochamt unter dem Schutz eines Daches stattfand und die ringsum stehende Gemeinde bzw. die neugierigen Heiden dem geheimnisvollen Vorgang folgen konnten. — Unter den Anregungen, die Niedersachsen den ostholsteinischen Kirchen romanischen Stils gegeben hat, spielt bei Ramphausen fast die erste Rolle die durch die Stiftskirche in Königsutter; aber die Stuckkapitelle in Segeberg und im Lübecker Dom (Abb. 14 und 29) gehen nicht auf Königsutter zurück, sondern auf die 1186 wiederhergestellte Michaeliskirche in Hildesheim, die freilich in den meisten Kapitellen in der Tat solche des sogenannten Meisters von Königsutter nachahmt, aber grade in jenem einzelnen Kapitell (Baudenkmäler der Stadt Hildesheim, Kirchl. Bauten Tf. 28, links) nicht, wie man denn auch in Königsutter selbst beobachten kann, daß neben dem genannten, vorher in Oberitalien tätigen, übrigens sicher deutschen Steinmetz gleichzeitig erst im Chor ein Steinmetz Hirsauer Richtung, dann im Querhaus und Kreuzgang ein in Niedersachsen heimischer tätig gewesen ist. Aber grade die wichtigen Ostteile von Königsutter haben weder in der Art der Gewölbe (die Diagonalen noch in der Art der Kryptagewölbe elliptisch) noch in den Zierformen Einfluß auf Ostholstein gehabt. Auch das Verhältnis des Braunschweiger Doms (eigentlich der Chorherrenstiftskirche) zu den Domkirchen in Lübeck und Ratzeburg scheint mir von Ramphausen nicht ganz richtig erkannt zu sein. Der Braunschweiger Dom geht als durchweg gewölbte Basilika zunächst wohl auf die etwas älteren Ostteile von Königsutter, die frühesten gewölbten in Norddeutschland (gegen 1170), zurück, hat sich dann aber, wohl im Laufe der Bauausführung selbständig gemacht und zuerst in Niedersachsen für die schmaleren Gurt- und Schilbbögen den Spitzbogen gewählt, um dieselbe Scheitelhöhe zu gewinnen, wie die halbkreisförmigen breiteren Diagonalbögen. Hierin sind dann auch ebenso, wie die Neuerwerkskirche in Goslar, die Dome in Lübeck und Ratzeburg selbständig vorgegangen. Abweichungen vom ursprünglichen Plan im Laufe der Bauausführung konnten leicht eintreten, aber die Anregung zu einer durchweg gewölbten Basilika geht doch unzweifelhaft bei allen drei noch dazu gleichzeitigen Bauten auf Braunschweig und die Anteilnahme Heinrichs d. L. zurück, dem als Beispiel Königsutter vorschwebte. Zu dieser Gruppe gehört aber trotz aller Abweichungen auch die Kirche in Segeberg. Bei deren Erneuerung ist, wie ich glaube, nach allgemeiner Gewohnheit zunächst der alte Bau noch weiter benutzt und der Neubau

im Westen vorgenommen, schließlich aber wegen Geldmangels die alte Wand im Osten aus Feldsteinen beibehalten und sind Nebenapsiden nicht ausgeführt worden. Aber der Obergaben bemerkt, daß die Kirche stets auf Einwölbung gerechnet hat. Segeberg und Neumünster werden vom Verfasser gewöhnlich als Klosterkirchen bezeichnet, sie waren aber Chorherrenstiftskirchen, und erst deshalb versteht man, daß die erste die später eingegangene Marktkirche als Pfarrkirche ersetzte. — Sehr wichtig sind die Ausführungen über die Anfänge des nordeuropäischen Ziegelbaus, für die Verden die niederfächsischen Beispiele darbietet. Vor allem überzeugt das Ergebnis, daß man nicht von einem einzelnen Ausgangspunkt sprechen darf, für den R. Haupt Ostholstein, andere Forscher Oberitalien oder Holland erklärten, sondern nahezu gleichzeitig und selbständig in vielen Ländern die Verwendung des Ziegels erst als Notbehelf, dann als Ausgang eines ganz neuen, künstlerisch hochbedeutenden Baugedankens erfolgt ist, selbstverständlich vor allem da, wo der feste Stein fehlte und von auswärts bezogen werden mußte. Indessen betont der Verfasser doch, daß z. B. der Turm des Verdener Doms (gegen 1200) und Einzelheiten in der Prämonstratenser Klosterkirche zu Jerichow trotz des deutschen Gesamteindrucks auf oberitalienische Vorbilder zurückgehen. — Die Beweisführung des Buches ist außerordentlich eingehend, aber die Fülle der Beobachtungen so groß, daß man alles an Ort und Stelle betrachten müßte; aber wenn man auch nicht mit allem Einzelnen einverstanden ist, hat man doch den Eindruck, daß hier ein außerordentlich wertvoller Beitrag für die mittelalterliche Baukunst Deutschlands vorliegt.

Braunschweig.

P. J. Meier.

Ferdinand Stuttmann, Der Reliquienschatz der Goldenen Tafel der St. Michaeliskirche in Lüneburg. Berlin (Verlag für Kunstwissenschaft) o. J. [1937] 4^o, 144 S. 81 Taf. 30.— RM.

Im 1418 geweihten Neubau der Michaeliskirche zu Lüneburg entstand für ihren reichen Schatz an Altargerät, Prunkhandschriften und Reliquiaren ein äußerst prunkvoller Rahmen. Sie wurden im Schrein des Hochaltars unter prächtigem Maßwerk in Fächern zur Schau gestellt, die das größte Kleinod des Schatzes, ein goldenes Antependium, umkränzten. Die Mehrzahl dieser Kostbarkeiten, soweit sie aus Edelmetall waren, ist im 17. Jahrhundert Dieben zum Opfer gefallen; Unverstand der Klosterverwaltung hat 1792 von dem Restbestande alles Silber und Gold zum Einschmelzen verkauft.

Die „Goldene Tafel“ selbst ist vollständig verloren, vom übrigen nur etwa die Hälfte z. T. verstümmelt erhalten geblieben und zwar zumeist im Landesmuseum in Hannover zusammen mit den schönen geschnitten und gemalten Flügeln des Altars. Der Schrein selbst ist zerstört. Nun haben jedoch glückliche Umstände ein stattliches Material alter Beschreibungen und Abbildungen bewahrt, vor allem — in einer zuverlässigen Kopie des 19. Jahrhunderts — ein gezeichnetes Schatzinventar, das bald nach 1432 entstanden ist; sodann Kupferstiche,

Berichte und Gerichtsakten zu dem Sensationsprozeß nach der Beraubung von 1698; endlich zahlreiche sehr sorgfältige Zeichnungen und Notizen, die der Lüneburger Professor L. A. Gebhardi größtenteils bald nach 1760 gemacht hat. Dies gesamte Material gibt St. in vorzüglichem Lichtdruck heraus und zeigt in ausführlichen Beschreibungen und Listen, wie sehr es die Beurteilung der erhaltenen und der 1792 verlorenen Teile des Schatzes fördert. Unter den ersteren seien, da der Buchtitel sie nicht vermuten läßt, die drei eingehend behandelten Bilderhandschriften des 11. Jahrhunderts hervorgehoben. Auch von den vor 1700 verschwundenen Beständen läßt sich jetzt wenigstens eine allgemeine Vorstellung gewinnen. Manches Neue ergibt sich zu dem Problem des Kunstkreises Heinrichs des Löwen, und der ganze Schatz erweist sich als ein bedeutsames Gegenstück zum „Welfenschatz“. Wie der berühmte — bekanntlich dank tatkräftiger Maßnahmen der Preussischen Regierung jetzt in seinem Hauptteil für die Berliner Museen erworbene — Braunschweiger Domschatz ist auch der Lüneburger Bestand in Kern und Wachstum mit dem Welfenhaufe verbunden. Wahrscheinlich gilt das auch für sein bedeutendstes Stück, die „Goldene Tafel“.

Ich habe 1924 die Tafel auf Grund der Arbeitshypothese zu rekonstruieren versucht, daß die Abbildungen um 1700 im Wesentlichen einer Komposition des 12. Jahrhunderts entsprächen. St. hat jetzt meine Voraussetzung widerlegt und ist in der Unterscheidung mehrerer Zustände ein gutes Stück weiter gekommen. Zwar teile ich Robert Schmidts Zweifel an der Annahme, die das Mittelfeld umgebenden Goldflächen seien anfänglich glatt, ohne Reliefverzierung, gewesen; aber im Grundgedanken stimme ich St.s Folgerungen bei: wahrscheinlich ist jener Mittelteil, der den thronenden Christus inmitten der Apostel zeigt, ursprünglich ein Retabel für den 1179 unter Mitwirkung Heinrichs des Löwen gestifteten Apostelaltar der alten Michaeliskirche auf dem Ralkberge gewesen; bald danach ist das Goldrelief, vermutlich zur Verwendung als Antependium, erweitert worden und später in dieser Form in den gotischen Schrein des Hauptaltars im Neubau am Fuße des Berges übernommen worden, wo der Bilderschmuck noch vor der Reformationszeit mehrmals Veränderungen erfahren hat.

Braunschweig.

F i n k.

S e l m u t R e i n e c k e, Lüneburger Buchmalereien um 1400 und der Maler der Goldenen Tafel. Bonn (Ludw. Röhrscheid) 1937. 123 S. Brosch. RM 3,50.

D e r s e l b e, Der Meister der Goldenen Tafel. Bonn (Ludw. Röhrscheid) 1937. 24 S. 54 Tafeln. Brosch. 3,50, geb. 5,25 RM.

Diese beiden kurz nacheinander erschienenen Veröffentlichungen sind trotz ihrer verschiedenen Titel eine Einheit, denn sie verhalten sich zu einander wie Text- und Tafelband, wobei der Titel des Tafelbandes verrät, daß dem Verfasser (mehr als es nach dem Titel des Textbandes scheint) das Kernproblem der niedersächsischen Malerei des 1. Viertels des 15. Jahrhunderts am Herzen lag, die Frage nach den Malereien

der Goldenen Tafel, dem ehemaligen Hochaltar des St. Michaelisklosters zu Lüneburg. R. geht bei seinen Betrachtungen von den drei schönen bekannten Handschriften in Lüneburg aus, dem Missale, das nach seinen überzeugenden Darlegungen nun nach seinem Stifter Gerb Wevelkoven mit Recht dessen Namen tragen muß, dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel und kommt nach eingehender Analyse zu dem Ergebnis, daß der Miniaturist des Wevelkoven-Missale und des Sachsen spiegels (für den Schwabenspiegel nimmt er eine andere Hand an) identisch ist mit dem Hauptmeister der Goldenen Tafel. Der nähere Vergleich der Miniaturen mit den dem Hauptmeister zugewiesenen Malereien aber bringt wesentliche Stilunterschiede zutage, die, wie ich glaube, eine Identifizierung der beiden Meister nicht möglich erscheinen läßt. Den dabei auftretenden Schwierigkeiten, über die sich der Verf. durchaus klar ist, sucht er durch die Annahme einer direkten französischen Schulung zu begegnen, die später, als dem Meister der Auftrag für die Goldene Tafel erteilt wurde, durch eine zu diesem Zweck ausgeführte Studienreise zu Konrad von Soest sozusagen paralytisch wurde. Schon das zeitliche Verhältnis der Werke Konrads zur Goldenen Tafel, deren Entstehung R. im Anschluß an die neuere Literatur um 1418 annimmt, hätte Bedenken wach werden lassen müssen, die auch durch die Annahme eines von P. J. Meier rekonstruierten Altarwerks Konrads als wesentliche Einflußquelle nicht zerstreut werden können, zumal R. selbst betont, daß die Lüneburger Miniaturen, „in keinem einzigen Punkt unmittelbare Beziehungen zu Konrad oder seiner Nachfolge“ aufzuweisen haben. Sollte sich ein Künstler vom Range eines Meisters der Goldenen Tafel, selbst wenn er Miniaturist gewesen wäre, vor einer neuen, wenn auch andersartigen Aufgabe mit einem Male so untreu werden können, daß von seiner ursprünglichen Ausdrucksweise gar nichts mehr übrig bleibt? Dies wäre zu mindest eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß man sie nicht zum Kernpunkt einer Hypothese machen darf. Der ganze Fragenkomplex aber vereinfacht sich wesentlich, wenn man bei der Trennung der beiden Meister bleibt, und das Konradsche im Stil des Meisters der Goldenen Tafel findet seine Erklärung, wenn man für den Maler des linken Außenflügels, der bei R. sehr schlecht wehkommt, der aber im Sinne des 15. Jahrhunderts der fortschrittlichste der Maler der Goldenen Tafel ist, einen Aufenthalt in der Werkstatt Konrads annimmt und sich die Konradschen Elemente durch ihn vermittelt denkt. Es spielt dabei eine wesentliche Rolle, daß der Meister der Goldenen Tafel, als er die Lüneburger Malereien ausführte, bereits ein alter Mann war (sein Stil zeigt dies bei aller Qualität deutlich), der zwar vielleicht an Jahren nicht sehr viel älter war als Konrad von Soest, generationsgeschichtlich aber älter zu nennen ist. Die rein äußerliche Aufnahme Konradscher Elemente und das Beharren in einer Anschauungsweise, die einer älteren Generation entspricht, scheint mir dies zu beweisen.

Es wäre im einzelnen dazu noch manches zu sagen, wodurch aber der Rahmen einer Besprechung an dieser Stelle gesprengt würde.

Mit Recht hält R. an der stilistischen Herkunft des Meisters aus dem Westen fest, wobei mir die Möglichkeit, daß es sich um einen Kölner (als Stilbegriff) handelt, der nach Lüneburg verschlagen wurde, wahrscheinlicher ist, als daß man es mit einem Lüneburger zu tun hätte, der auf seinen Wanderungen in Köln gelernt hat. Die vor einigen Jahren im Wallraf-Richartz Museum versuchte Konstruktion eines „Meisters der Goldenen Tafel“ war sehr aufschlußreich.

Zum Schluß prüft R. noch die Wirkung des Meisters auf die zeitgenössische Malerei und kommt zu dem Ergebnis, daß sein Wirken keinen großen Nachhall hinterlassen hat. Neu eingeführt wird das zweifelloste aus dem gleichen Kreis stammende Reliquienkästchen aus St. Johann in Lüneburg (jetzt dort im Museum), während die beiden Prozessionsfahnen in Lüne m. C. nichts mit der Werkstatt der Goldenen Tafel zu tun haben. Ebenso wenig kann ich mich entschließen, in der vom Roseliushaus in Bremen erworbenen Madonna ein Werk des Meisters der Goldenen Tafel zu sehen, wogegen das ebendort befindliche Bildchen mit der Sybille von Tibur vor Kaiser Augustus in diesen Zusammenhang gehört, wenn es auch in seinem jetzigen Zustand nicht einwandfrei beurteilt werden kann.

Wenn der Ref. in dem wesentlichen Punkte den Ergebnissen der Untersuchungen R.s auch nicht folgen kann, so bedeutet dies ja nicht, daß seine Meinung richtig ist. Daß die Arbeit R.s aber nach einer grundsätzlichen Stellungnahme verlangt, beweist ihren Wert. Die Probleme sind mit erfreulicher Frische angepackt und auf solider Grundlage durchdacht. Vielleicht hat der Verfasser nur in dem Bestreben der Darstellung „eines Stückes Kunstgeschichte der Stadt Lüneburg“ die lokale Bedeutung der Stadt gegenüber der Gesamtentwicklung etwas übermäßig.

Sehr zu begrüßen ist der Tafelband, der eine wirkliche Lücke der Literatur auf das glücklichste ausfüllt.

Hannover.

F. St u t t m a n n.

Udo v. Alvensleben, Die braunschweigischen Schlösser der Barockzeit und ihr Baumeister Hermann Korb. Berlin (Deutscher Kunstverlag) 1937. 122 S., 31 + 47 Abb. 8° Br. 6,— RM.

Das Kernstück der Untersuchungen v. A.s bildet die Baugeschichte des Schlosses Hundisburg (Kr. Neuholdensleben), das unter Benützung einer durch Renaissancebauten erweiterten mittelalterlichen Burg als großartiger Neubau von einheitlicher Wirkung innerhalb einer weiten architektonischen Gartenanlage in den Jahren 1694—1702 entstanden ist. Es ist dem Verf. gelungen, aus dem spärlichen Urkunden- und Planmaterial den ursprünglichen Zustand festzulegen. Der holländische Maler Anco Wigboldus hat nach v. A.s Anweisung eine Anzahl von Ansichten und Vogelschaubildern rekonstruiert, die eine ganz ausgezeichnete Vorstellung von dem Bau und seiner Bedeutung vermitteln.

Der Name des Baumeisters ist nicht bezeugt. Aber die örtliche Überlieferung schreibt den Entwurf gemeinsamer Arbeit des Bauherrn, des preußischen Geheimrats J. Fr. v. Alvensleben, und seines Freundes, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig zu. Diese Nachricht bestätigt eine zuerst von Burlitt ausgesprochene Vermutung, die den Architekten von Hundisburg in Anton Ulrichs Baumeister Hermann Korb erkennen will. Denn der haufreudige Braunschweiger Herzog hat zu seinem Hofarchitekten in einem Verhältnis gestanden, das dem Bauherrn eine tätige und auch in künstlerischen Einzelfragen entscheidende Anteilnahme an der Ausführung großer Baupläne ermöglichte.

So sucht v. A. von Hundisburg aus einen Überblick über das Gesamtwerk Hermann Korbs zu gewinnen und dabei dessen Rolle in der Arbeitsgemeinschaft zu bestimmen, die ihn in seinen Anfängen, beim Bau von Salzdahlum, mit Anton Ulrich eng verbindet. Es ist ein verwickelter Sachverhalt; eine endgültige Klärung wird oft nicht zu erreichen sein. Es scheint mir allerdings, daß gerade in Hundisburg des Herzogs persönlicher Einsatz nicht übertrieben werden darf. Die Schenkungen für den Bau, in denen v. A. einen Beweis der schrankenlosen Opferbereitschaft Anton Ulrichs für die Verwirklichung eines Bauideals sieht, sind wohl doch nur als Belohnung diplomatischer Verdienste des Besitzers von Hundisburg anzusehen. Denn die Anweisungen dafür sind (S. 112, Anm. 14) von Anton Ulrich nur in seiner Eigenschaft als Mitregent seines Bruders Rudolf August mit diesem zusammen gegeben. Und eine verschwenderische Freigebigkeit für ein fremdes Bauprojekt stimmt nicht zu dem Bilde, das wir von Anton Ulrich bei seinen eigenen Bauten gewinnen. Es zeigt ihn stets als einen sparsamen Rechner, auch da, wo, wie in Salzdahlum, großer Prunk entfaltet werden sollte. Ein Zweifel in diesem Punkte tut den allgemeinen Feststellungen des Verf. so wenig wesentlichen Abbruch wie verschiedene kleine Bersehen, von denen einige hier berichtet seien: „Serenissimi neue Galerie“ (S. 25 unten) ist ein Salzdahlumer Anbau von Anton Ulrichs Großneffen Karl I. — 1693 ist nicht das Jahr der Vollendung, sondern der Grundsteinlegung von Schloß Brüggen. — Bild 39 zeigt nicht das Haus Reichsstraße 1 in Wolfenbüttel, sondern das heutige „Kloster zur Ehre Gottes“.

Sehr dankenswert ist das aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen gewonnene Bild von Korbs kunstgeschichtlicher Stellung. Verf. hat das Material für seine Schlüsse wesentlich erweitern können z. B. durch die Behandlung kleinerer, meist längst wieder verschwundener Bauten für den Braunschweiger Hof. Wie Korb in seiner Verbindung mit Anton Ulrich allmählich die Freiheit künstlerischer Gestaltung erringt und in seiner Spätzeit nach des Herzogs Tode bestätigt, ist ebenso überzeugend geschildert wie der Gegensatz zwischen Korb, dem Autodidakten und Manne der Praxis, und dem gelehrten, gleich ihm am Wolfenbütteler Hofe tätigen Architekturtheoretiker Chr. Leonhard Sturm. Sehr glücklich formuliert ist die aus sorgfältiger Abmägung der Beziehungen Korbs zur italienischen, französischen und nieder-

ländischen Baukunst gewonnene Erkenntnis seiner Verwurzelung im heimischen Fachwerkbau:

„Obwohl Sturm, in einem sicheren Gefühl dafür, daß Kunst und Leben eines Volkes tief verbunden sind, sich leidenschaftlich bemühte, eine deutsche Form zu finden und das Nationale zu betonen, ist er doch der eigentliche Bahnbrecher französischer Einflüsse geworden. Er erkannte nicht, daß Korb, wie nur wenige Baumeister seiner Generation, den Grund zu einer im Geist und den Voraussetzungen einer deutschen Landschaft wurzelnden Baumeiße legte, die für lange Zeiträume vorbildlich zu bleiben vermochte.“

Braunschweig.

F i n k.

G ö z v. S e l l e, Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737—1937. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1937. 398 Seiten. Geb. 4,80 RM.

Unter dem reichen und durchweg wertvollen Schrifttum, das der hannoverschen Landesuniversität zu ihrer Zweihundertjahrfeier im Sommer 1937 geschenkt wurde, verdient die Geschichte der Georg-August-Universität aus der Feder von Göz v. Selle mit an erster Stelle genannt zu werden. Das Buch, dem der altangesehene Universitätsverlag Vandenhoeck & Ruprecht eine angemessene Ausstattung mitgab, ist weit mehr geworden als eine Jubiläumsschrift. Es bietet eine auf langjährigen Vorarbeiten beruhende, streng wissenschaftliche und doch gut lesbare Darstellung des Werdegangs der hohen Schule in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens oder doch wenigstens bis zum Weltkrieg, da der Verfasser in begreiflicher Zurückhaltung die Nachkriegsjahre nur in einer kurzen Schlußbetrachtung behandelt hat. Zweifellos mit innerer Berechtigung; denn niemand kann sich der Überzeugung verschließen, daß unsere Hochschulen sich gegenwärtig innerlich und äußerlich in einem Umbruch befinden, der an ihre Grundfesten rührt und in seinen Auswirkungen einstweilen noch nicht absehbar ist. Um so eher aber war und ist es möglich, ihren Werdegang bis 1914 als abgeschlossene historische Entwicklung zu betrachten und darzustellen. Diese Aufgabe ist dem verdienstvollen Bearbeiter der Universitätsmatrikel, Göz von Selle, im ganzen wohl geglückt. In fünf großen Abschnitten (Vorspiel¹; Aufbau 1734—1770; Höhe 1770—1813; Hoffnung

¹ Der Kenner der politischen Landesgeschichte wird hier mancherlei störende Unebenheiten in der Darstellung der Vorgeschichte der Universität bedauern; nicht 1697, sondern 1692 wurde die hannoversche Kurwürde eingeführt, bei der sich Georg Ludwig keineswegs nur mit „Unterstützung Karls XII. von Schweden“ (S. 6) behauptete. Die auf S. 7 angeführte Äußerung Rudolf Hugos über die englische Sukzession ist, wie schon die Anrede „Er. Hoheit“ erkennen läßt, an Georg I. nicht als König, sondern als Kurfürst gerichtet (vgl. Ernst v. Meier, Hannoverische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte I, 146 f.); 1714 war Hugo längst tot. Es stimmt auch nicht, daß Georg II. noch mehr als sein Vater an seinem Stammlande gehangen und sich

und Enttäuschung 1814—1850; Entfaltung nach 1840) führt er uns durch die Geschichte der Georgia Augusta. Was der Verfasser, offenbar in bewußter Beschränkung, bietet, ist in erster Linie Gelehrtengegeschichte; die Lebensläufe und die akademische Wirksamkeit der Professoren, denen der Verfasser mit feinem Verständnis ihre Stellung in der Geistesgeschichte der Zeit anzuweisen versteht, sind der eigentliche Kern seines Buches, die Einrichtungen der Universität, das Leben der Studenten, die politischen Schicksale der Universität treten demgegenüber vielleicht etwas mehr zurück als manchem alten Göttinger lieb sein wird, zumal auf diese Weise dem heutigen und vielleicht noch mehr dem künftigen Leser hin und wieder der nicht berechnete und gewiß auch nicht beabsichtigte Eindruck erweckt werden könnte, als sei diese Hochschule immer „eine stille Insel der seligen Wissenschaft“ gewesen (Seite 232). Nur mit sehr knappen Strichen, aber mit unverkennbarer Liebe und gelegentlich auch mit behaglichem Humor ist das „Milieu“ der Georgia Augusta, das Göttinger Lokalkolorit gegeben. So entspricht Selles Darstellung dem nüchternen und jedem Überschwang abholden niederländischen Charakter unserer Landesuniversität, von der einer ihrer Größten (Gauß) einmal rühmend hervorgehoben hat, daß hier niemals die Phrase geherrscht habe.

Hannover.

Georg Schnath.

Geschichte der Göttinger Universitäts-Bibliothek.

Verfaßt von Göttinger Bibliothekaren. Herausgegeben von Karl Julius Hartmann und Hans Füchsel. Mit 17 Lichtdrucktafeln. Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht) 1937. 331 Seiten. Br. 15.—; Lw. 17.— RM.

Zur Zweihundertjahrfeier der Göttinger Universität ist uns endlich die Geschichte ihres berühmtesten und wichtigsten wissenschaftlichen Instituts besichert worden. Den Wunsch, die Entwicklung dieser lange Zeit einzigartigen Bibliothek näher kennen zu lernen, hat nicht nur der Fachmann, er geht durch weite Kreise. Denn wer auch immer sich zu den echten Söhnen der Georgia Augusta zählt, der fühlt sich ihrer Bibliothek verpflichtet und wird gern von ihrem Werdegang vernehmen, nicht zuletzt der Forscher im Bereich der niederländischen Landesgeschichte, der ja im besondern der Hilfe ihrer reichen Schätze nicht entraten kann. Schon aus solchem Grunde wird eine eingehende Anzeige in diesem Jahrbuch gerechtfertigt erscheinen.

Es handelt sich um ein Gemeinschaftswerk Göttinger Bibliothekare, fauber aus den Akten und Handschriften der Anstalt selbst gearbeitet unter Heranziehung des Archivs des Universitäts-Kuratoriums und auswärtigen Quellenstoffes sowie eines umfanglichen Schrifttums.

noch weniger als er in die Rolle des englischen Königs gefunden habe (S. 9). Nicht vier, sondern sechsmal besuchte Georg I. als englischer König Hannover. Eigentümlich berührt übrigens in diesem Abschnitt die altertümliche Schreibweise, neben „Collegen“ und „Concentration“, „Churfürstin“ und selbst „Untertanen“.

Bausteine für Einzelheiten lieferten auch einige Hefte der „Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität...“, vom Universitätsbund seit 1924 herausgegeben, der auch dies Mal die Drucklegung großzügig unterstützte. Mit den im Vorwort besonders vermerkten zwei Handexemplaren mit erschöpfenden Belegen aller handschriftlichen und gedruckten Quellen, die im Buch 3. T. nur angedeutet wurden, lassen sich weiter reichende Wünsche der Forschung sicher genügend erfüllen. So konnte ein recht anziehendes und einprägsames Bild der Entwicklung geliefert werden, mag es auch in allen Teilen nicht ganz ebenmäßig und gleichwertig sein, wie nun einmal einer Gemeinschaftsarbeit immer gewisse Nachteile gegenüber dem einheitlichen Guß der Einzelschöpfung anhaften.

Wir können jetzt im Überblick die verschiedenen Stufen des Werdens und Wachsens feststellen. Das Wesen dieser Bibliothek in ihrer ersten Periode hängt durchaus mit der Eigenart der neuen Universität zusammen, wie sie Gerlach Adolf von Münchhausen beiden aufgeprägt hat. Keine Stätte stiller Gelehrsamkeit und weltabgewandter Forschung sollte hier entstehen, sondern das Wirken in die Welt und für die Bedürfnisse des Lebens als höchstes Ziel gelten — der jungen Hochschule sowohl wie ihrer Bibliothek. Denn diese sollte vornehmlich jener und ihrer wissenschaftlichen Arbeit dienen, solche anregen und befruchten durch den wachsenden Reichtum ihrer Schätze und deren freiesten Gebrauch, auch durch ihre Verbindung mit der Gesellschaft der Wissenschaften und den „Gelehrten Anzeigen“. Gedanken aus Leibniz' Lebens- und Wissenschaftsauffassung scheinen hier nachzuwirken, wenn auch nur mittelbar. Sie sind aber heute wohl kaum schon so nachweisbar, wie es die Darlegung im Anfangskapitel versucht. Was mit Eifer und Erfolg aufgenommen und verwirklicht wurde, das ist die von Leibniz hervorgehobene Bedeutung der großen wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek. Sie wurde ganz bewußt geschaffen und hat Göttingens Ruhm verbreitet und erhalten bis auf unsere Tage. Besonders glückliche Umstände sind hier zusammengetroffen, im Persönlichen und im Sachlichen: Münchhausen als zielbewußter Staats- und Verwaltungsmann und als „Illustrissimus Maecenas“, mit ihm, nachdem Götter in den ersten Jahrzehnten erfolgreich tätig war, Christian Gottlieb Heyne als Organisator und Gelehrter von großen Fähigkeiten. Ihre Amtsauffassung und einmütige Zusammenarbeit kennzeichnet die Briefstelle: „Die Sorge vor die Bibliothèque begleitet Sie wie mich wie unser Schatten“. Die so wirksam betreute Anstalt gelangt dann in rascher und planvoller Mehrung ihrer Bestände zu höchster Blüte und zu europäischem Ansehen. „Göttingen verdankt der Bibliothek alles“, schreibt Wilhelm von Humboldt an Welcker, und Goethe fühlt sich „wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet“. Heynes letzte Amtsjahre sind verdüstert worden durch die traurigen Zeitumstände seit 1807. In mannhafter Haltung ist er ihnen begegnet, voll Verachtung für die Gallomanie feiler Geister. Gegen kleinliche Umtriebe und Diensterschwerungen seitens gewisser

Regierungsstellen des westphälischen Provinzregiments weiß er sich zu wehren, legt in eindrucksvoller Denkschrift und in ausführlichem Generalbericht Wesen und Aufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek und ihrer Verwaltung dar. Aber der Niedergang setzt ein trotz wertvollen Zuwachses aus den einstigen Universitätsbibliotheken Helmstedt und Kinteln, aus Wolfenbüttel und aus den aufgehobenen Stiftern und Klöstern. Freilich nur eine vorübergehende Bereicherung, denn schon nach wenigen Jahren mußten große Teile zurückgegeben werden! Nach den Freiheitskriegen geht die alte Vormachtstellung vollends verloren. Noch wirkt ihr Vorbild, aber bald schon tritt die königliche Bibliothek in Berlin in der Rangordnung an die Spitze wie in Süddeutschland München und Wien führen. Tüchtige und verdienstvolle Männer suchen wohl das alte Ansehen zu erhalten, aber die Teilung der Verantwortung und die Übertragung der Leitung an ein Kollegium und eine übergeordnete Kommission üben sehr bald auch hier eine lähmende und verderbliche Wirkung aus. Erst im zweiten Kaiserreich beginnt sich die Entwicklungslinie wieder zu heben. Unter Wilmanns, Dziatzko und Pietschmann strebt man wiederum der großen Vergangenheit in Haltung und Leistung nahezu kommen, soweit die veränderten Verhältnisse in der Wissenschaft und ihrer Pflege es ermöglichen. Pietschmann, Gelehrter von Rang und Ruf, vermag noch einmal, den alten Ruhm zu erneuern und in Heyneschem Geist den universalen Aufbau wieder zu pflegen. Da bringt auch hier der Weltkrieg den Stillstand. Die Entwicklung in der Nachkriegszeit ist nicht mehr zur Darstellung gelangt — aus verständlicher Zurückhaltung, wenngleich das in hartem und oft entmutigendem Ringen begonnene Wiederaufbauwerk wohl schon jetzt, wenigstens im Überblick, hätte aufgezeigt werden dürfen, denn auch solche Leistung braucht sich nicht zu verbergen.

In den Entwicklungsbericht eingeflochten ist die Schilderung der an der staatlichen Aufsicht beteiligten Persönlichkeiten wie auch derjenigen, die neben den Leitern der Bibliothek ihres Amtes walteten. Wir empfangen das Bild des einzigen Münchhausen in reizvoller Ab- und Rundung, vor allem aus dem privaten Briefwechsel mit Heyne. Er offenbart die weite und vornehme Auffassung seiner Stellung als Kurator, die unermüdliche, bis in Einzelheiten gehende Fürsorge um den Ausbau der Bestände, die sich immer wieder in der großzügigen Bewilligung der notwendigen Mittel bewies, ebenso in der weitgehenden Ausnutzung amtlicher Beziehungen zum Zwecke der Bücherbeschaffung u. a. m. Manchmal beabsichtigt er, Streichungen in der Dispositionenliste vorzunehmen, zuletzt aber „gewinnt doch allemal die Zärtlichkeit für die schöne Tochter die Überhand, und dann geschieht alles mit bestem Herzen“. Auch die Nachfolger haben Verständnis und Wohlwollen gezeigt, aber doch N. nie erreicht. Neben den Leitern lernen wir in den verschiedenen Abschnitten eine Reihe ihrer Mitarbeiter kennen. So manche, heute zwar im Fachkreise dem Namen nach bekannt, erhalten hier noch einmal ein bescheidenes, doch wohlverdientes Denkmal ihrer meist verkannten und oft übersehenen Tätigkeit als

Hüter und Heger kostbarer Bezirke. Zur Ergänzung der Angaben über die Brüder Grimm wäre jetzt die im Bd. 14 dieses Jahrbuches (S. 233—287) erschienene Abhandlung von Wilhelm Schoof nachzutragen. Neben den Bibliothekaren wird der außerordentlichen Hilfsarbeiter und Kräfte des einfachen Dienstes gedacht, der den Gehilfendienst versehenen Bedellen wie der mit der Buchbinderei beauftragten Meister bis hin zu den Nachtwachen, deren Besoldung schließlich wegen allzu starken Schlafbedürfnisses der Amtsinhaber eingespart werden konnte.

Außer in die Personalverhältnisse, bei denen das zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen wissenschaftlichem und anderem Personal beispielhaft ist, erhalten wir dann noch manchen willkommenen Einblick in die großen und in die kleinen Nöte einer Bibliothek: in den ununterbrochenden Kampf um zureichende Haushaltsmittel, in die ununterbrochene Erneuerung der Kataloge und andere mit ihnen zusammenhängende Fragen. Wir vernehmen die schon früh sich erhebende Klage über Kaumnöte und erfahren von den mehr oder minder unzulänglichen Abhilfen, bis dann endlich doch ein Neubau kommt, der aber eigentlich diese Bezeichnung garnicht verdient, weil er nur ein Anbau ist und keine ganze Lösung des Problems darstellt. *Exempla docent et — terreat!* Unverständlich erscheint es uns heute, daß man noch 1855 das Fehlen eines Lesesaals als Vorzug ansah und zehn Jahre später erst ein Teil der Bibliothekskommission die Notwendigkeit anerkannte — bezeichnend im übrigen für den erst langsam sich anbahnenden Wandel im Wesen der Bibliothek und ihrer Beanspruchung durch die Allgemeinheit. Was wir sonst noch hier und da an Einzelheiten über die Verteilung und Bewältigung der laufenden Geschäfte, über das Verhältnis zum Buchhandel, über Einbandfragen u. ä. kennen lernen, geht mehr den Fachmann an. Schon weitere Anteilnahme erwecken die Angaben über die Vermehrung der Bestände und ihre Benutzung. Gerade die hier mitgeteilten Zahlen erweisen klar und stets von neuem die Stärke und das Ansehen der Göttinger Bibliothek. Beides ist heute nur noch in, allerdings sehr bedeutenden, Teilgebieten zu halten. Gleichwohl war man immer und mit allen Kräften bemüht, die weltweite Aufgabe zu meistern, die Idee der *universitas literarum* trotz aller Hemmungen auch in der Beschaffung ausländischen Schrifttums der Verwirklichung wenigstens anzunähern. Die Schlußworte der derzeitigen Leitung geben die Gewißheit, daß sie sich des verpflichtenden Erbes sehr wohl bewußt ist. Das wird mit freudigem Dank überall im Lande aufgenommen werden. Zu vollem Recht wird die Bibliothek der Georgia Augusta als ein Stück vom „ewigen Deutschland“ bezeichnet. Sie darf darum eine erhöhte Pflege und Förderung beanspruchen, damit der Norden und der Süden des Reiches für seine besonderen Büchermünsche mit je zwei stark gerüsteten Versorgungsstätten (Berlin und Göttingen, München und Wien) gleichermaßen versehen ist.

Walter Buff, Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen als Gründer der Universität Göttingen. Von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen mit einem Webekindschen Preise gekrönt und herausg. 1937. 141 Seiten.

Im Jahre 1931 schrieb der Verwaltungsrat der Webekindstiftung zu Göttingen das Thema „Gerlach Adolph v. M., der Gründer der Universität Göttingen“ als Preisarbeit aus. 1936 wurde die vorliegende Bearbeitung der gestellten Aufgabe mit dem Preise ausgezeichnet. Man wird die erhebliche Einschränkung des ursprünglich vorgeschriebenen Themas entgegennehmen müssen angesichts der Unmöglichkeit, mit den heute bereitliegenden Vorarbeiten die weitreichende politische Wirksamkeit M.s irgendwie befriedigend darstellen zu können. Diese andere Seite seines Lebens wird erst nach sehr eindringenden Studien und der Erforschung des umfangreichen Quellenmaterials zur hannoverschen Geschichte des 18. Jahrhunderts unserer Erkenntnis erschlossen werden. Es ist durchaus möglich, daß dann die geistige Tat Münchhausens, Gründung und Aufbau der Universität Göttingen, noch überragender als sein eigentliches und einziges großes Werk in Erscheinung tritt, insofern, als seine politische Tätigkeit vielleicht doch die Grenzen seines Könnens deutlicher erkennen läßt.

Die hier gebotene Würdigung der Verdienste Münchhausens um die Universität, um ihren Aufbau, Ausbau und Neubelebung nach dem harten Einschnitt des siebenjährigen Krieges, beruht vorwiegend auf gedrucktem Material. Wesentlich Neues vermittelt sie uns so zwar nicht, aber in der Form, in philosophischer Durchdringung des Stoffes hat es Buff verstanden, mit psychologischem Feingefühl ein klares und sehr anschauliches Bild des geistigen Münchhausen und seines Werkes zu zeichnen. Die straff und systematisch gegliederten Darlegungen über geistigen Standort der Universität, Organisation der Wissenschaft, Aufbau der Universität, über Bibliothek und „Sozietät“ der Wissenschaften lassen freilich eines deutlich erkennen: nicht auf einer aus dem Ursprünglichen schaffenden, genialisch wirkenden Kraft, sondern auf der vom Festen und Erprobten vorsichtig, zähe und besonnen fortschreitenden Klugheit, gestützt auf eine tiefbringende Menschenkenntnis, beruhten im Innersten Erfolg und eigentliches Wesen des Gründers, des ersten und größten Kurators der Universität Göttingen.

So nehmen wir die Untersuchung entgegen als eine dankenswerte Vorarbeit der noch zu schreibenden Lebensbeschreibung des allgemaltigen Ministers, aber darüber hinaus als ein sehr wesentliches Blatt einer hannoverschen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leider entspricht die äußere Ausstattung des Bändchens in seinem knallroten Leineneinband mit dem völlig verprägten, fast unkenntlichen Goldwappen Münchhausens und in seinem etwas hausbacken und kärglich erscheinenden Druckbild so gar nicht dem geschmackvollen Inhalt.

Hannover.

Rudolf G r i e s e r.

Bildnisse Göttinger Professoren aus zwei Jahrhunderten (1737—1937). Festgabe des Universitätsbundes zum Jubiläum der Georgia Augusta; herausgegeben von Dr. Max Voit, o. Professor der Anatomie in Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1937. 226 Abbildungen auf 113 Lichtdrucktafeln im Format 30×20 cm. In Leinen gebunden 4,80 RM.

Unter den verschiedenen anlässlich des Göttinger Universitätsjubiläums erschienenen Büchern muß dieses 226 Bilder umfassende Album mit besonderem Lob und besonderer Freude genannt werden. Wir haben es der mühevollen Arbeit des Göttinger Anatomen Voit zu verdanken, der vor längeren Jahren den Plan faßte, Bildnisse aller Göttinger Professoren zu sammeln und diesen Plan allen Schwierigkeiten zum Trotz mit großem Erfolg durchgeführt hat. Wie B. im Vorwort mitteilt, sind bis jetzt 2200 verschiedene Bilder von 1150 Personen vorhanden; 92% der ordentlichen, 78% der außerordentlichen Professoren und 45% der Privatdozenten sind erfasst. Aus dieser großen Sammlung ist auf Anregung von Geheimrat Brandt, der als Leiter des Universitätsbundes die Arbeit auch finanziell unterstützte, das vorliegende, in jeder Hinsicht gut und geschmackvoll ausgestattete Werk, das eine Auswahl des gesamten Bilderschates darstellt, hervorgegangen. Es wurden im wesentlichen Bildnisse der Prorektoren (seit 1917 Rektoren) und solcher Professoren gebracht, die durch ihre wissenschaftliche Bedeutung berühmt geworden sind und dadurch auch den Ruhm der niedersächsischen Landesuniversität in die Welt getragen haben; es seien nur Haller, die Brüder Grimm, Gauß und Weber, Paul de Lagarde und aus neuerer Zeit David Hilbert und die Nobelpreisträger Kernst und Windaus genannt. Den Anfang macht der Gründer und erste Kurator der Universität, Gerlach Adolf v. Münchhausen, während den Beschluß der Kurator von 1937, J. Th. Valentiner bildet. Die Anordnung der Bilder ist im allgemeinen chronologisch vorgenommen; innerhalb der zeitlichen Reihenfolge sind oft Vertreter gleicher oder benachbarter Wissensgebiete nebeneinandergestellt. Zu bedauern ist es, daß die berühmten „Göttinger Sieben“ in der Bilderfolge auseinandergerissen sind; es wäre möglich gewesen, sie zusammenhängend zu bringen, ohne die fortlaufende Serie der schönen Grimmschen Radierungen unterbrechen zu müssen. Den Bildnissen geht ein alphabetisches Register und ein Verzeichnis der Professoren in der Reihenfolge der Bilder mit Angaben über Geburts- und Sterbejahr und -ort, Fachgebiet und akademische Tätigkeit in Göttingen voraus. Wir Historiker stellen mit Genugtuung fest, daß unsere Wissenschaft durch eine große Menge von bekannten Professoren vertreten ist, und begegnen zu unserer großen Freude auch den beiden mit der niedersächsischen Landesgeschichte besonders eng verbundenen Gelehrten, denen wir erst kürzlich zum 80sten und 70sten Geburtstag gratulieren konnten, dem Altmeister der deutschen Germanisten, Edward Schröder und Karl Brandt, dem Begründer, langjährigen Vorsitzenden und jetzigen Ehrenvorsitzenden der Historischen Kommission für Niedersachsen. Hannover.

G. M ö h l m a n n.

Alte Göttinger Landsmannschaften. Urkunden aus ihrer frühesten Geschichte (1737—1813). (Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek, herausgegeben vom Universitätsbund Göttingen, 23. Heft.) Mit einem Geleitwort von Richard Fick und 4 teilweise mehrfarbigen Abbildungen, 96 S. Kartoniert 4,80 RM.

Im Zusammenwirken von P. Szymank und D. Deneke ist dieses kleine Buch anlässlich des 200 jährigen Universitätsjubiläums als Beitrag zur Geschichte des Göttinger Studententums herausgebracht worden. Der frühere Direktor der Universitätsbibliothek, Richard Fick, hat ihm in seinem Geleitwort ein begeistertes Lob des Korporationsstudententums vorausgeschickt. Durch Zufall gelangte der bekannte Studentenhistoriker Professor Szymank in den Besitz der Protokolle der Landsmannschaft „Hannovera“ aus den Jahren 1777/79. Diese machte D. Deneke, der beste Kenner der Göttinger Studentengeschichte, zum Mittelpunkt einer auf genauer Quellenkenntnis beruhenden Studie der älteren Göttinger Landsmannschaften von der Begründung der Universität bis zum Ausbruch der Befreiungskriege, nach deren Beendigung aus den Landsmannschaften heraus sich die Burschenschaften und Corps entwickelten. Wir gewinnen dabei ein lebendiges Bild der an allen deutschen Universitäten wiederkehrenden Erscheinung, daß die Universitäts- und Staatsbehörden mit Verordnungen und Verboten, von denen D. eine Reihe zum Abdruck bringt, einen mehr oder weniger scharfen Kampf gegen die Zusammenschlüsse der Studenten zu Verbindungen führen und daß trotzdem bei den Studenten die Tendenz, untereinander Band und Farben oder sonstige Abzeichen tragende Gemeinschaften zu bilden, sich immer wieder offen oder heimlich durchsetzt. In der Zeit von 1770 bis 1780 lassen sich in Göttingen fest konstituierte Landsmannschaften nachweisen; eben aus dieser Zeit stammen die Protokolle der „Hannovera“. Sie zerfallen in zwei Teile; der erste enthält die Sitzungsberichte, der zweite die Mitgliederlisten, in denen die Herkunft, das Datum der Aufnahme und das Amt, das der Betreffende in der Landsmannschaft bekleidete, angegeben sind. Die Protokolle sind deshalb besonders wertvoll, weil sie, wie Deneke ausführt, die einzigen bisher bekannten Tätigkeitsberichte sind, die unmittelbar einer Landsmannschaft des 18. Jahrhunderts entstammen und zum ersten Mal ein Bild einer solchen Verbindung, mit den Augen der Studenten selbst gesehen, bieten, während wir bisher immer nur aus behördlichen Verfügungen und Protokollen über das studentische Treiben Mitteilungen erhielten. Die beigegefügtten Bilder geben ein anschauliches Bild von studentischen Trachten und Bräuchen des 18. Jahrhunderts.

Hannover.

G. M ö h l m a n n.

Erich Müller, Die Entstehungsgeschichte der sächsischen Bistümer unter Karl dem Großen (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, hrg. vom Historischen Verein für Nieder-

sachsen, Band 47). Hildesheim und Leipzig (August Bag) 1938, 98 S. Brosch. 3,— RM.

Es ist zwar schon viel über die Entstehung der sächsischen Bistümer geschrieben worden, und noch jüngst hat S. Wiedemann einen knappen, aber sehr brauchbaren Überblick im größeren Zusammenhang der Bekehrung gegeben¹. Dennoch hätte eine wohlabgewogene Zusammenfassung aller Forschungsergebnisse sowie eine übersichtliche und eindringende Quellen- und Literaturzusammenstellung nützlich sein können.

Verf. beginnt mit einem kurzen Überblick über die Frühgeschichte der Sachsen, ihre Lebensgewohnheiten, Religion, Rasseinheit — im Gegensatz zum fränkischen Mischvolk! — und politischen Einrichtungen, um dann die angelsächsischen Missionsversuche und die Berührung mit den Franken vor Karl dem Großen oberflächlich, wenn auch wortreicher zu streifen. Einen größeren Raum nehmen zwangsweise die folgenden Ausführungen über Karls Sachsenkriege ein, die zur Entstehungsgeschichte der verschiedenen Bistümer auf sächsischem Boden überleiten.

Die Untersuchung wird jedesmal so durchgeführt, daß Verf. zunächst die Quellenlage beschreibt, dann festzustellen versucht, wer die Missionare waren und woher sie kamen, um schließlich nach dem ersten Bischof zu fragen. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die 780 geschaffenen Missionsbezirke einmal in die Obhut einzelner Bistümer und Klöster kamen, deren Bischöfe bzw. Äbte anfänglich selbst die Leitung übernahmen, zum andern auch selbständigen Leitern wie Ludger und Willihad anvertraut wurden. Erst mit dem Aufhören des letzten Widerstandes im Jahre 803 sei dann die Möglichkeit zum Aufbau der festen kirchlichen Organisation gekommen. Die Missionsgebiete wandelten sich allmählich in Bistümer, wobei der Bischofsweihe des Missionsleiters entscheidende Bedeutung zukam, eine förmliche Gründung fand aber nicht statt.

Leider deutet manches auf große Sorglosigkeit bei der Arbeit hin. Es ist kein gutes Zeichen, wenn die doch zweifellos bekannten Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte falsch als „Nachr. a. Niedersf. Urzeit“ angeführt werden, wenn Bedas monumentales Werk einmal als *Historia ecclesiae gentis Anglorum* (S. 5 Anm. 15), dann wieder als *Historia gentis Anglorum* (Literaturverz.) erscheint, obwohl es *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* heißt. Die Einleitung, die im Gegensatz zum Hauptteil reichlich mit ausgedehnten Quellenzitaten geschmückt ist und Literaturangaben verschmährt, erinnert zwar manchmal an Längels Arbeiten, doch scheinen diese bis auf zwei nicht benutzt zu sein, ein Unterlassen, das bei einem Quellenzitat über die Vita Lebuini besonders klar zutage tritt. Gewundert hat mich, daß die Frage Hamburg in einer Anmerkung (S. 23) abgetan wird, obwohl z. B. die von M. nicht herangezogene Hamburger Kirchengeschichte von Schöffel längere Ausführungen darüber bringt. überhaupt ist das Literaturverzeichnis etwas

¹ Bergl. Niedersächsisches Jahrbuch Bd. 11 S. 200 ff.

dürftig, so daß Verf. sich nicht wundern darf, wenn auch andere Punkte ansehbar sind und man den gehaltvolleren Ausführungen Wiedemanns — gewiß mit Einschränkungen — den Vorzug geben wird.

Hannover.

Richard Dröger e i t.

Bernhard Bollmer, Urkundenbuch der Stadt und des Stiftes Bielefeld. Hrgg. auf Veranlassung des Hist. Vereins für die Grafschaft Ravensberg im Auftrage der Stadtverwaltung. (Mit 4 Siegeltaf., 1 Münztaf. und 6 Karten). Bielefeld und Leipzig: Velhagen u. Klasing 1937. XXIV, 968 S. 4° Lw. 25,—RM.

Zur Geschichte von Bielefeld als der bedeutendsten Vertreterin städtischen Lebens in der Grafschaft Ravensberg waren die urkundlichen Quellen bislang nur zum Teil und an vielen Stellen zerstreut herausgegeben worden. Die vorliegende Veröffentlichung ergänzt und vervollständigt den Stoff bis 1520 als dem Zeitpunkt der Vereinigung von Alt- und Neustadt zu einem einheitlichen Gebilde unter Einbeziehung des Urkundenbestandes des Kollegiatstiftes St. Maria und der Landesburg Sparrenberg. Die in gründlicher Archivrecherche und eingehender Durchsicht des einschlägigen Schrifttums gewonnenen Unterlagen werden in sorgfältig bearbeiteter Form dargeboten, in der späteren Zeit im Regest mit Textauszügen. Ausgiebige Register erleichtern die Benutzung. Besonders anzuerkennen ist die reiche Ausstattung mit Siegel- und Münztafeln, Stadtplänen und Karten. Naturgemäß wird in erster Linie die Bielefelder Stadtgeschichtsschreibung in dem so trefflich bereitgestellten Quellenstoff auf ihre Kosten kommen. Daneben aber wird auch manches für die niederländische Landesgeschichtsforschung abfallen, da hin und wieder noch ungedruckte Urkunden geboten werden. So dürfte eine nähere Prüfung der im Orts- und Personenregister angeführten Stellen wohl noch hier und da willkommenen Ergänzungen zu der bisherigen Nachrichtenmasse bringen (vgl. u. a. Braunschweig, Bremen, Verden, Göttingen, Hameln, Sildeheim, Hoya, Lüneburg, Melle, Oldenburg, Osnabrück, Wildeshausen). Aber auch das Vorkommen kleinerer Ortschaften in bisher noch nicht veröffentlichten Quellen ist festzustellen. Eine Beachtung dieses neuen in der Bearbeitung wie in der Druckanlage und sonstigen Ausstattung gleich ausgezeichneten Urkundenbuches kann darum dringend angeraten und empfohlen werden.

Hannover.

Otto Heinrich Ma y.

Rud. Borch und Hugo Endrich, Pläne zum Grundstück der Johanniter-Siedlung (Johannishof) in Braunschweig. Leipzig (Verlag Degener & Co.) 1932.

Auf 14 Tafeln wird ein Stück der alten Stadt Braunschweig besonders in Grundrissen, aber auch in einigen Aufrissen, die mannig-

fachen Veränderungen des Hofes und der Kapelle der ehemaligen Johanniterkommende, von der Zeit Heinrichs d. L. bis heute dargestellt und durch eingehende Erläuterungen erklärt. Da es sich um einen Teil der Stadt handelt, der durch die Anlage des ausgedehnten Reichspostgebäudes und auch des Bahnhofs die denkbar größte Umwandlung erfahren hat, ist die Veröffentlichung für die Stadtgeschichte von erheblicher Bedeutung.

Braunschweig.

P. J. Meier.

Hermann Entholt und Ludwig Beutin, Bremen und Nord-europa. (Quellen und Forschungen zur Bremischen Handelsgeschichte, herausgegeben von Hermann Entholt und Ludwig Beutin, Heft 1). Weimar (Hermann Böhlau Nachf.) 1937. 114 S. Br. 4,80 RM.

Wir sind im allgemeinen durch die große Reihe der Veröffentlichungen des Hanfischen Geschichtsvereins reich mit gedruckten Quellen zur älteren Handelsgeschichte der Hansestädte versehen. Dagegen fehlt es in neueren Jahrhunderten an solchen, da die Veröffentlichung den Städten oder ihren geschichtlichen Vereinen überlassen bleibt. Für Bremen wird eine neue Reihe dieser Art mit dem vorliegenden Heft eröffnet. Zwei gute Kenner bremischer Geschichtsquellen haben erfreulicherweise dies Unternehmen in die Hand genommen. Das erste der auf 4 Hefte berechneten Reihe enthält Aktenstücke über Bremens Beziehungen zu Nord- und Osteuropa aus der Zeit von 1550 bis zur Ablösung des Sundzölles im Jahre 1856. Den größten Anteil am bremischen Handel hatte in diesem Zeitraum zunächst die Fahrt nach Bergen, wohin Bremen um 1600 bei weitem die meisten Schiffe unter den Hansestädten entsandte. Daneben blühte die Islandsfahrt, die aber seit 1600 unter dem Druck der dänischen Politik zum Erliegen kam, während die Bergen-Fahrt sich bis etwa 1700 auf einiger Höhe hielt. Ersatz bot der Walfang bei Spitzbergen (die Grönlandfahrt) und der Heringshandel. Dazu gewann der Handel mit Archangelsk und den baltischen Städten Libau und Riga seit dem 18. Jahrhundert steigende Bedeutung. Von dem erstaunlichen Umfang des bremischen Ostseehandels gibt die lange Liste der bremischen Ladungen, die den Sund im Jahre 1853 passiert haben, ein anschauliches Bild (Seite 72—105). —

Eine ausgezeichnete, flüssig geschriebene Einleitung von Beutin, übersichtliche Anordnung der Schriftstücke, die auch viel Material zur Geschichte der Schifffahrt enthalten, und sorgfamer Abdruck sind Vorzüge des ersten Heftes der Reihe, deren baldige Fortsetzung sehr zu begrüßen ist. Schon jetzt sei der Wunsch nach einem brauchbaren Register — auch Sachregister — am Schluß der Bände, sowie nach einer Zeittafel der veröffentlichten Stücke ausgesprochen.

Hamburg.

Erich von L e h e.

George A. Löning, Das Münzrecht im Erzbistum Bremen. (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches im Mittelalter und Neuzeit, Bd. VII, Heft 3). Weimar (Herm. Böhlau Nachf.) 1937. XVI, 231 S. RM 11,50.

Münzen gehören als Wertmesser von Gütern in den Bereich der Wirtschaft. Münzgeschichte ist daher in erster Linie Wirtschaftsgeschichte. Aber man kann und muß die Herstellung, Prüfung und die Nutzung der Münzen auch vom politischen und verfassungsrechtlichen Gesichtspunkt her betrachten, denn von jeher hat der Staat das Münzrecht als ein Regal und nutzbares Recht angesehen. Das Reich hat bis in die Stauferzeit das Münzrecht ausgeübt, das dann mit anderen Regalien auf die Territorien abwanderte. Aus dem Reichsregal wurde ein landesherrliches, das freilich mannigfachen Einwirkungen der Stände, insbesondere der Städte, unterlag. In obigem Buch unternimmt es G. A. Löning, durch eine frühere münzgeschichtliche Untersuchung auf das Thema vorbereitet, die münzrechtlichen Verhältnisse im Erzbistum Bremen ausführlich zu untersuchen und darzustellen. Es konnten dafür die vielfachen neueren numismatischen Arbeiten über dies Gebiet von Bahrfeld, Jesse (ohne dessen letzten Aufsatz im Bremischen Jahrbuch 1936, S. 182 ff. „Zur älteren Münz- und Geldgeschichte Bremens“), P. J. Meier, Engelke u. a. herangezogen werden. Sie finden hier nach der rechtlichen Seite hin eine wertvolle Ergänzung. Eingehende Kenntnisse der stadtbremischen Rechts- und Verfassungsverhältnisse und sorgfältiges Abwägen der überlieferten Quellen unter verfassungsrechtlichem Gesichtspunkt geben den Ausführungen ihr Gewicht und führen zu manchen neuen Erkenntnissen. Auf einige der mit guten Gründen vertretenen Ansichten sei hingewiesen.

Ob in der Altstadt Hamburg eine erzbischöfliche Münzstätte bestanden hat, kann nicht als sicher erwiesen gelten. Auch der vor einigen Jahren gemachte bedeutsame Münzfund von Bokel bei Bremerförde, von dem Ortwin Meier einige Stücke dieser Münzstätte zuweisen möchte, ist kein gültiger Beweis dafür — worauf übrigens auch H. Kirrnhelm in einer Anzeige in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte Bd. 36, S. 201 hingewiesen hat. Die erste, auch urkundlich belegte Münzstätte der Erzbischöfe war in Bremen, wo dem Erzbischof Adalbag von Kaiser Otto I. mit Bann und Zoll auch die Münze verliehen wurde (965). In Stade bestand schon vor der erzbischöflichen Münze, die auf einer Verleihung von 1038 beruht, eine gräfliche. Beide Münzstätten waren im 11. Jahrhundert neben einander in Betrieb, bis die erzbischöfliche geschlossen wurde, als die Stader Grafen ihre Grafschaft als Lehen Erzbischof Adalberts empfangen. Als dritte Münzstätte der Erzbischöfe kommt Bremerförde in Frage. Aber die Annahme P. J. Meier's, daß hier schon im 12. Jahrhundert die Erzbischöfe münzten, wird weder durch den Bokeler Münzschatz noch durch verfassungsrechtliche Erwägungen gestützt. Vielleicht hat hier seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die Münzstätte bestanden, die um 1500 sicher bezeugt ist. Erst im 16. Jahrhundert, als längst auch ohne kaiser-

liches Münzprivileg am beliebiger Stelle gemünzt werden konnte, richteten die Erzbischöfe in Buxtehude und Estebügg Münzstätten ein. Wenn gelegentlich den Erzbischöfen auch für andere Orte wie Lesum das Münzrecht verliehen wurde, so ist doch mit der Begründung eigentlicher Münzstätten hier nicht zu rechnen.

Den Eingriffen der sächsischen Herzöge, insbesondere Herzogs Heinrich des Löwen, und der Beteiligung des Domkapitels an der Verwaltung und Nutzung der Münze sind besondere Abschnitte gewidmet. Am eingehendsten sind jedoch (Seite 134—211) die Vorgänge behandelt, die zum Erwerb des Münzrechts durch die Städte, vornehmlich Bremen, führten. Verfasser wendet sich gegen die oft vertretene Ansicht, als ob alle mittelalterlichen Städte es darauf abgesehen hätten, die Münze in ihren Besitz zu bringen. Er weist mit Recht darauf hin, daß Fernhandelsstädten wie Bremen, Braunschweig und Lüneburg wohl eine Kontrolle des Feingehalts der Münze erwünscht sein mußte, daß ihnen aber wegen der im Fernverkehr und Großhandel eingeführten Rechnung in Silberbarren, bei dem dort üblichen bargeldlosen Buchungsverkehr und dem Gebrauch fremder Handelsmünzen nicht so sehr an dem Erwerb der Münze gelegen sein brauchte (Seite 26 ff.). Die Münzherstellung geprägten Geldes blieb wohl für den unmittelbaren Marktverkehr, im wesentlichen den Kleinhandel, wichtig, für den Großverkehr viel weniger. In diesem Kapitel über die Stellung der Städte Niedersachsens, vor allem Bremens, zum Münzwesen liegt in fruchtbaren Auseinandersetzungen der Schwerpunkt des Buches, das man bei sorgfältigem Studium angeregt und bereichert aus der Hand legt.

Hamburg.

Erich von Loh.

Ludwig Beutin, Bremisches Bank- und Börsenwesen seit dem XVII. Jahrhundert. Von der Wirtschaftsgesinnung einer Hansestadt. (Abhandlungen und Vorträge herausgegeben von der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft. Jahrgang 10, Heft 4) Dezember 1937. 66 Seiten.

Bremische Eigenart, so wirkensmächtig in Handel und Schifffahrt, verkörpert sich nicht minder stark in der Weise, in der Geld- und Bankwesen des Stadtstaates von ihren Anfängen im 17. Jahrhundert an bis in unsere Tage hinein betrieben werden; sogar ganz besonders nachdrücklich zeigt sich hier die alte hanseische Besonderheit.

Niemals war Bremen Geldmarkt wie Amsterdam oder in späterer Zeit Hamburg, sondern sein Geldhandel diente seinem Warenhandel, wobei Hauptwort und Eigenschaftswort gleiche Betonung erfordern. Nicht von großen Spekulationen, gewaltigen Gewinnen und tiefen Kursstürzen kann eine Geschichte des Bremer Bank- und Börsenwesens berichten, sondern von unscheinbarem Alltagsdienst am Warenkaufmann, von unauffälligen und doch so unentbehrlichen Handreichungen beim Handelswerk weiß sie zu erzählen.

Das ist auch der beherrschende Eindruck, den das vorliegende Buch Beutins hinterläßt.

Da er nun weniger die Technik der Geschäfte als vielmehr die bewegenden Grundkräfte des Wirtschaftslebens darstellt, so ist sein Buch auch den Lesern wertvoll, denen eine bankfachliche Arbeit fernliegen würde. Besonders stark aber spricht es einen niedersächsischen Leserkreis an, denn wenn auch erst zum Schluß gesagt wird, daß der bremische Kaufmann sich als Niedersachse gibt und daß „die eigentümliche bremische Wirtschaftsform eine Gestalt niedersächsischen Lebens“ ist: unausgesprochen findet sich diese Feststellung in allen Abschnitten, wo bremische Handelsart im Geld- und Bankwesen gekennzeichnet wird.

In den Vordergrund stellt Beutin bewußt die Menschen, denen Stammeszugehörigkeit, Umwelt und Zeitumstände das Handeln vorschreiben. „Wir suchen also die Wirtschaft als Äußerung und Darstellung des Menschentums zu erkennen, das in der Stadt sich zusammenschließt.“ Und da erkennt er an seinen Bremern etwas den Niedersachsen allgemein Eigentümliches: Bedachtsamkeit im Widerspiel mit einem starken Trieb zum „Wagen und Winnen“. Bei aller Wagemut aber hat man für das Spekulieren, das „Handelspiel“ nichts übrig. Stolz ist man darauf, im Gegensatz zu dem durch fremde Einwanderung vielfach beeinflussten Hamburg Kaufleute zu haben, die „genaue“ und sparsame Haushalter sind. Und da bei dem Fehlen großer Vermögen namentlich junge Kaufleute in ihrer geschäftlichen Tätigkeit sehr weitgehend auf den laufenden Warenkredit angewiesen sind, so legt man vor allem Wert darauf, den in ausgedehntem Kreditnehmen liegenden Gefahren entgegenzuwirken: durch Gewöhnung an kaltes Überlegen, durch die unausweichbare Forderung unbedingter Verlässlichkeit und durch scharfes Achtgeben auf das Geschäftsgebahren jedes einzelnen — in der verhältnismäßig kleinen Stadt ohne weiteres durchführbar. Erst wo das alles nicht ausreicht, wo im beschleunigten Lauf der Geschäfte die allgemeine Aufmerksamkeit nachläßt, wo „die Klammern der Besinnung sich zu lockern begannen“, da greift der Staat nachdrücklich durch. Der stark zünftlerischen Gesamteinstellung zu Gelddingen entspricht auch die große Abneigung gegen Aktiengesellschaften und verwandte Kapitalzusammenschlüsse. Der eigenverantwortlich, selbst das Geschäft führende und mit niemand den Gewinn teilende Kaufmann ist das Wirtschaftsideal, und daraus folgt, daß nicht einige wenige Großunternehmer überragende Gewinne, sondern möglichst zahlreiche mittlere Handelsexistenzen einigermaßen angeglichenen Gewinne erzielen sollen. Nur zögernd, wenn es garnicht mehr anders geht, entschließt man sich zu einer Aktiengründung auf dem Gebiete der Bank und verwandter Wirtschaftszweige. Aber dann beschränkt man den Kreis der Beteiligten auf Bremer Eingeseffene und gesteht obendrein jedem nur eine verhältnismäßig geringe Beteiligung zu.

Den großen Umschlag bringt die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der mächtige Anstieg der Wirtschaft dazu nötigt, das deutsche Geldwesen straffer zu ordnen. Unter den zahlreichen Bankgründungen der fünfziger Jahre ist auch die Bremer Bank, und gerade bei ihrer

Gründung zeigt es sich, wie tief die allgemeine Veränderung im Wirtschaftsdenken schon gegangen ist: so weit ist die Scheu früherer Zeiten vor der Aktiengesellschaft verschwunden, daß die Aktien der Bremer Bank 250 mal (!) überzeichnet werden! Zwar bewirkt die große, von Nordamerika ausgehende Krise von 1857/58 eine Rückkehr zu manchen früheren Anschauungen. Aber da gerade die neugegründete Bank eine Aktienbank ist, deren Apparat den Bremer Kaufleuten die Überwindung der Krise ermöglicht, so darf doch von da an die alte und schwerfällige Form des Bremer Bankwesens als überwunden gelten. Treu bleibt man aber der Abneigung gegen die Spekulation und der Unterordnung des Bremer Bankwesens unter die Bedürfnisse des Bremer Handels.

Mit der Einfügung des besonderen Bremer Bankwesens in das allgemeine deutsche und der Übernahme der Bremer Bank durch die Dresdner Bank schließt die Arbeit Veutins inhaltlich.

Viele interessante Einzelheiten, aus einer anscheinend recht umfangreichen Stoffsammlung ausgewählt, geben der Darstellung Farbe. Dank einer leicht eingehenden Darstellungsform und der Ausrichtung auf das grundsätzlich Wichtige bleibt sie auch in den notwendigen Unterabschnitten übersichtlich. Weiße Beschränkung des äußeren Umfangs lädt zum Lesen ein, und die Ausschaltung alles nicht streng zu der gewählten Fragestellung Gehörigen eröffnet die Möglichkeit späterer Bearbeitung angrenzender Themen. Dabei möchte ich als sicherlich dankbaren Stoff die Einzelheiten der Wandlung des Wirtschaftsdenkens (auf Seite 46 nur als Ergebnis kurz festgestellt), die sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beinahe explosiv äußerte, besonders anmerken.

Hannover.

Karl R a b e.

Karl Heinz Schwebel, Bremens Beziehungen zu Kaiser und Reich, vornehmlich im 18. Jahrhundert. (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der freien Hansestadt Bremen Heft 14) Bremen (Arthur Geist) 1937.

Die Frage, welche Bedeutung Kaiser und Reich innerhalb der deutschen Staatenwelt noch im 18. Jahrhundert hatten, tritt heute immer mehr in den Gesichtskreis der Forschung. Ihr widmet sich auch die Bremer Untersuchung von Karl Heinz Schwebel, die einleitend kurz den entscheidenden Grund für unser reges Interesse an dieser Frage aufweist: Wenn bis in die jüngste Zeit hinein die kleindeutsche Geschichtsschreibung in meisterhafter und gründlicher Weise das Entstehen des Zweiten Reiches aus dem Territorialstaat Preußen beschrieben und gewürdigt hat, so bleibt doch zu fragen, „ob wohl überhaupt ein deutsches Nationalgefühl imstande gewesen wäre, den partikularen, rein dynastischen Patriotismus der Länder, auch Preußens, siegreich zu überwinden, hätte sich nicht im Herzen des Volkes der Traum eines heiligen Reiches deutscher Nation lebendig erhalten.“ „Dies große Ideal der Einheit der gesamten Nation im deutschen

Vaterlande . . . hinübergerettet zu haben in eine Zeit, die es wieder Wirklichkeit werden lassen konnte, ist nun wohl ein Verdienst, das man dem alten Reiche, . . . so zerfahren und zerrissen es im einzelnen gewesen sein mag, nicht wird absprechen wollen. Darum hat also die Reichshistorie noch heute genau so gut ihren Sinn wie zu Rankes Zeiten: ihre Aufgabe wird vor allem sein, zu zeigen, inwieweit der Gedanke Kaiser und Reich bei den Ständen noch lebendig und ihr politisches Handeln zu bestimmen imstande war“ (S. 17).

Da es an aktenmäßigen Vorarbeiten für eine umfassende Behandlung dieser Frage bisher noch sehr fehlt, will Schwebel an seinem Teile eine solche Vorarbeit leisten, indem er Bremens Beziehungen zu Kaiser und Reich im 18. Jahrhundert untersucht.

Bremen gehörte als Reichsstadt zu dem „Dritten Deutschland“, d. h. zu jenen Reichsständen, die, zu klein, um eine selbständige Territorialpolitik zu treiben, sich aus Furcht, zwischen den stärkeren Nachbarn zerrieben zu werden, umso enger an die Reichsinstitution angeschlossen, weil sie allein ihrem Dasein einigen Rückhalt zu geben vermochte. Die kaiserliche Verbürgung der „Immedietät“, lange erstrebt, endgültig durchgesetzt im Jahre 1741 (S. 46), war für die Stadt die einzige rechtliche Grundlage ihrer Selbständigkeit. Daher die ungeheure Mühe, die man sich gab, sie zu erreichen (S. 23 ff.), nicht weniger aber auch die Willigkeit, mit der man alle geldlichen Forderungen von Kaiser und Reich zu erfüllen suchte, wenn ihre Höhe und ihre Berechtigung erst einmal festgestellt waren. In etwa 140 Jahren wurden bei einem jährlichen Budget von 40 000—60 000 Fl. 1 515 708 Fl. an Reichsabgaben bezahlt, außer den mancherlei Taxen und „Beehrungen“, die fast 280 000 Fl. erreichten. Die Höhe dieser Summe beweist, welchen Wert man der Verbindung mit Kaiser und Reich beimaß (S. 180 ff.).

Auch sonst wurde diese Verbundenheit sichtbar: Jede Kaiserkrönung löste in Bremen ein großes Volks- und Freudenfest aus (S. 48 f.), während der Tod des Kaisers die ganze Stadt in eine vierwöchige Trauer versetzte (S. 50). Jeder neue Kaiser wurde durch einen feierlichen Huldigungsakt des Magistrats begrüßt (S. 54), und schließlich brachte auch die Gegenwart eines kaiserlichen Residenten das Oberhaupt des Reiches immer wieder in Erinnerung (S. 68). Dies alles führte selbst dem einfachen Bürger zu Gemüte, „daß das Reich immer noch von einem Herrn regiert werde, dem er Gehorsam und Treue schulde, und an den er sich im Falle der Not zu wenden habe“ (S. 51).

Doch hat Schwebel keineswegs die furchtbare Kläglichkeit der damaligen Zustände übersehen: Wir erfahren von der völligen Ohnmacht Bremens auf dem fast ebenso ohnmächtigen Reichstag (S. 72 f.); es wird deutlich, wie unmöglich die Reichskriegsverfassung mit ihren Zweigkontingenten geworden war — nur einmal rückten die Bremer Truppen wirklich aus, kamen aber erst auf dem Kriegsschauplatz an, als der Friede schon geschlossen war; sonst zahlte man eine Abfindung, über deren Höhe unendlich gefeilscht wurde (S. 81 ff.) —; wir blicken hinein in die Verderbtheit und Bestechlichkeit der Wiener Hofburg

(S. 174 u. 183 ff.), ersehen die ganze Zopfigkeit der Zeit daraus, daß sich Bremen, Mülhhausen und Nordhausen um den Vorrang auf der rheinischen Städtebank stritten, und daß Bremen niemals gewillt war, der reicheren Schwesternstadt Hamburg den ersten Platz einzuräumen, erblicken die Selbstsucht der Stände darin, daß Bremen bei verschiedenen Reichskriegen den Handel mit dem Reichsfeinde fortzuführen versuchte (S. 131 f), können überhaupt feststellen, daß nicht Patriotismus, sondern lediglich der politische Vorteil die Stadt auf die Seite des Kaisers führte. Trotzdem blieb dieser Rückhalt im Grunde sehr unzulänglich: In allen schwierigeren Lagen und bei kriegerischen Verwicklungen war Bremen doch der Gnade der größeren Mächte ausgeliefert (S. 148 ff.).

Die Abhandlung bildet so einen Baustein in der Geschichtsschreibung des untergehenden Reiches, indem sie in anschaulicher Weise zeigt, warum es sterben mußte, zugleich aber auch, wie in ihm eine Überlieferung bewahrt wurde, welche die spätere Wiederauferstehung erst voll verständlich macht.

Rotterdam.

Th. König.

Carla Meyer-Rasch, Alte Häuser erzählen. Von Menschen und Schicksalen in der Stadt Celle. Celle 1936. 333 und XVIII S. 8°.

Angeregt durch die von ihr erforschte Geschichte des Hauses ihrer eigenen Vorfahren läßt die Verfasserin nunmehr die Vergangenheit von weiteren 17 Celler Häusern an uns vorüberziehen. Es ist weniger die Geschichte der Baumerke als die ihrer Bewohner, die uns hier nahegebracht wird. Bis auf wenige Häuser, deren Werdegang als typisch bezeichnet werden darf, sind es überwiegend Wohnstätten hervorragender Persönlichkeiten oder Sippen. Es erscheinen neben vielen anderen die Namen der Stechinelli, Hofmann, Beaulieu-Marconnay, Monroy, Thaer, über deren Schicksale anmutig geplaudert und manche interessante Einzelheit berichtet wird. Ein Namensregister erschließt dankenswerter Weise den vielfältigen Inhalt. Der geschmackvolle Druck und der reiche Bilderschmuck des Bandes, der ein wesentliches Stück des einstigen Celler Kulturlebens schildert, ist dankbar zu begrüßen.

Hannover.

Rudolf Grieser.

Albrecht Saathoff, Geschichte der Stadt Göttingen. Göttingen (Bandenhoeck & Ruprecht) 1937. (292 Seiten). In Leinen gebunden 4,— RM.

Ferdinand Wagner, Chronik der Stadt Göttingen. Göttingen (Robert Peppmüller) 1937. Geheftet 1,50 RM.

Zwei Bücher behandeln dasselbe Thema: die Geschichte der Stadt Göttingen, streben aber ihrem Ziele auf verschiedenen Wegen zu. Daß sie zu gleicher Zeit erschienen sind, ist durch die Zweihundertjahrfeier der Universität bedingt, die nicht nur Bücher zur Geschichte der Uni-

versität, sondern auch diese beiden Bücher über die Universitätsstadt selbst veranlaßt hat.

Albrecht Saathoff stellt die Geschichte der Stadt Göttingen in 14 Abschnitten dar. Wir lesen vom Dorfe Gutingi und von der Pfalz Brona, von den Anfängen, dem Ausbau und den Kämpfen der Stadt, vom Aufstieg zur Höhe und von der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, in der Göttingen auf der Höhe seiner Macht steht. Städtisches Wesen und bürgerliches Leben ziehen an uns vorüber, das 16. Jahrhundert, die Zeit des Niederganges und der Dreißigjährige Krieg, d. h. all die Ereignisse, die Göttingen bis zum Jahre 1734 betreffen, dem Jahre, in dem es feststeht, daß Göttingen zur Universität des Kurfürstentums Hannover ausersehen ist.

Saathoff hat das gedruckte Material — Quellenbücher und Veröffentlichungen — vollständig benutzt, konnte aber das darüberhinaus in den Archiven noch vorhandene, bisher nicht gedruckte Material nicht mehr vollständig durcharbeiten, da das Buch auf den Gabentisch der Universität gelegt werden sollte und so rechtzeitig fertiggestellt werden mußte. Es ist möglich, daß, wie Saathoff annimmt, „nach gründlicher, archivalischer Durcharbeit unserer und fremder Archive ein z e l n e s genauer und vielleicht auch richtiger herausgearbeitet werden kann“. Da jedoch das für Göttingen in Betracht kommende Urkundenmaterial bis zum Jahre 1533 veröffentlicht und von Saathoff benutzt ist, werden erhebliche Änderungen der Ergebnisse kaum eintreten, zumal Saathoff, von sicherem historischen Gefühl geleitet, es verstanden hat, Wichtiges und Wertvolles von dem Bedeutungslosen und Unwichtigen zu sonders. Gerade die geschickte Auswertung des umfangreichen, weitverstreuten und teilweise sehr versteckten Materials ist ein Vorzug des Saathoff'schen Buches. Ein weiterer Vorzug ist die anschauliche Darstellungsweise. Menschen, Zustände und Ereignisse der Vergangenheit werden vor unseren Augen wieder lebendig.

Sehr gut und vorzüglich ausgewählt ist das beigegebene Bildmaterial, das sowohl Urkunden und Pläne wie auch Baudenkmäler aus Göttingens Vergangenheit zeigt. Daß eine Zeittafel, eine Stammtafel des Welfenhauses, ein Quellennachweis und ein Blattweiser nicht fehlen, ist bei der sorgfältigen Arbeitsweise Saathoffs selbstverständlich.

Ferdinand Wagner verzichtet in seiner „Chronik der Stadt Göttingen“ auf die geschlossene Darstellung und gibt eine Neubearbeitung seiner schon vor einigen Jahren erschienenen Chronik. Diese Neubearbeitung ist ausführlicher; ihr sind ein vorgeschichtlicher Teil, die letzten Jahre bis 1935 sowie einige Abbildungen hinzugefügt.

Auf 76 Seiten werden die wichtigsten Daten aus der Geschichte der Stadt und der Universität mitgeteilt, doch nicht in gleicher Weise ausführlich. Das 16. und 17. Jahrhundert tritt z. B. mit Ausnahme des Dreißigjährigen Krieges gegenüber den übrigen Jahrhunderten zurück, während für das 18. und 19. Jahrhundert auch nicht so Wichtiges aufgenommen ist. An einigen Stellen wäre bei den Jahreszahlen eine Erläuterung, bzw. ein Hinweis auf die Bedeutung der Anordnung ganz

angebracht gewesen, so z. B. für Tolle, der auf Seite 51 dreimal erwähnt wird, oder für 1686, 1690, 1698. Für welchen Truppenteil 1835 die Kaserne gebaut wurde, welche Truppen vor den Jägern (1858) in Göttingen lagen, das sind Fragen, auf die man gern Antwort gehabt hätte. Die Angaben für das Jahr 900, für das Jahr 1455 (Erbaung des Junkerhauses) sind in dieser Form nicht richtig. Im Großen und Ganzen ist aber das Büchlein zuverlässig und für den, der sich rasch über die geschichtlichen Ereignisse, die Göttingen betreffen, unterrichten will, ein brauchbares Nachschlagebuch.

Saathoffs ausführlichere Geschichte der Stadt Göttingen und Wagners Chronik schließen sich also nicht aus, sondern ergänzen sich. Wer sich rasch über eine Jahreszahl oder ein Ereignis unterrichten will, wird Wagners Chronik benutzen, wer jedoch einen tieferen Einblick in die geschichtlichen Verhältnisse und in die geschichtliche Entwicklung Göttingens gewinnen will, der greife zu dem Buche Saathoffs, das allgemein verständlich und gut lesbar geschrieben ist.

Göttingen.

Otto F a h l b u f c h.

Ernst R a t e r m a n n, Zur Ortsgeschichte von Hameln. (S. 15 der Schriftenreihe des Niederf. Heimatbundes) Oldenburg (Gerhard Stalling) 1938. 110 Seiten mit 21 Abbildungen. Preis: 3,30 RM.

Ado J ü r g e n s, Das alte Dorf Hameln (Forschungen zur Geschichte Niedersachsens, hg. vom Historischen Verein für Niedersachsen. Band 6, Heft 4). Hildesheim und Leipzig (A. Lag) 1938. 46 Seiten, 2 Tafeln im Text, 1 Karte. Preis: 2,20 RM.

Es ist von hohem Reiz, zu beobachten, wie die Frühgeschichte unserer Städte, in diesem Falle Hameln, durch das Eingreifen neuer Hilfswissenschaften und neuer Fragestellungen immer wieder neu aufgehellert wird. Nachdem Meinardus und Fink, die Herausgeber des Hamelnschen Urkundenbuches, die geschichtliche Überlieferung mit den spärlichen urkundlichen Nachrichten der ältesten Jahrhunderte scheinbar ausgeschöpft hatten, gelang es dem Altmeister der niedersächsischen Städteforschung, P. J. Meier, 1908 durch Auswertung des Stadtgrundrisses sowie durch kunst- und münzgeschichtliche Kriterien die Entstehung der Dorfsiedlung, des Stiftes, des Marktes und der Stadt Hameln in neuem Lichte zu zeigen. Seine Erkenntnisse beherrschen seit 30 Jahren das Feld und haben selbstverständlich auch in dem Hameln-Heft des Niedersächsischen Städteatlas (1933) ihren Niederschlag gefunden.

Wer glaubte, daß hiermit die Forschung an einem Abschluß oder an ihren Grenzen angekommen sei, wird nach dem Erscheinen der oben angezeigten Schriften vielfach umlernen müssen, und zwar beachtenswerterweise von zwei Nichthistorikern. Dr. Ing. R a t e r m a n n, der Leiter der Großwasserbauten in Hameln 1929—1933 (Schleppzugschleufe und neue Weserbrücke), hat die Funde und Beobachtungen, die sich bei den tiefen Einschnitten in den Baugrund der Brücke, des Wehrs und des Hafens darbieten, zum Ausgangspunkt einer in des Wortes eigent-

lichster Bedeutung „tieffschürfenden“ Untersuchung gemacht, die nicht nur die Baugeschichte der Weserbrücke und der Schlagden in geschichtlicher Zeit restlos klärte¹, sondern weit darüber hinaus in die Früh- und Vorgeschichte des Wohnplatzes Hameln hineinführt. Auf die zum Teil recht verwickelte Beweisführung kann im einzelnen hier nicht eingegangen werden. N. gibt zunächst ein vollkommen neues Bild vom Verlauf der früheren Wege der Weser durch die Hamelner Talau, wobei sich als wichtigster Tatbestand für die frühe Ortsgeschichte von Hameln ergibt, daß der Hauptarm der Weser bis weit in die geschichtliche Zeit hinein hart östlich und nördlich der späteren Stadt verlaufen ist, während das heutige Hauptbett des Flusses am Westrand der Talau zwar bereits in erdgeschichtlich früher Zeit vom Strom ausgegraben, dann aber jahrtausendlang verlassen und von der Emmer bzw. Humme benützt und teilweise aufgefüllt war. Diese vereinigte sich daher erst weit unterhalb Hamelns mit der Weser. Eine Durchbruchskatastrophe führt schließlich zur Rückkehr des Hauptstromes in sein Urbett, zunächst unmittelbar südlich von Hameln; die Hochflut von 1374 lenkt dann den Strom bereits von Ohsen ab an die Westseite der Talung zurück, zunächst in mehreren Armen, die erst 1556 teilweise abgedämmt und zu dem jetzigen Strombett hart am Hange des Ohrbergs zusammengefaßt sind.

Mit den geologischen Verhältnissen scheinen N.'s neue Aufschlüsse und Ansätze nach einem seiner Schrift beigegebenen Gutachten des Landesgeologen Prof. Grupe durchaus vereinbar zu sein. Das Bild, das Herbert Krüger 1933 vom Verlauf der Weser in der frühgeschichtlichen Zeit zeichnete, und von dem auch der Niedersächsische Städteatlas ausging, wird aufgegeben werden müssen. Die Stellungnahme der Ur-geschichte steht noch aus; gewisse Vorbehalte meldet H. Spanuth an, Deister- und Weserzeitung vom 11. und 12. Januar 1938. Aber auch wir Historiker werden uns aufs stärkste mit den Rückschlüssen N.'s für die Ortsgeschichte Hamelns auseinandersetzen müssen. Es handelt sich dabei um nichts geringeres als eine völlige Grundstürzung unserer bisherigen Anschauungen über die Vorgeschichte der Stadt. Nach N. lag die Ursiedlung Hameln noch zur Zeit der Sachsenkriege auf dem Westufer der Weser, von dieser und dem Emmer-Hummebett halbinselförmig eingeschlossen. Erst der Durchbruch der Weser, nach N. um das Jahr 1000, verlegte die inzwischen entstandene Stiftsiedlung mit ihren Fronhöfen, dem alten Dorf und der künftigen Stadt Hameln auf das Ostufer und gab Anlaß zum Bau der ersten Weserbrücke, sowie zur Anlage der Schlagden, die dazu bestimmt gewesen sein dürften, den bisher von der Emmer betriebenen Mühlen aus dem wesentlich tiefer gelegenen, an Gefälle armen neuen Weserbett das nötige Wasser zuzuführen. Erst später — im 14. Jahrhundert — dienten die von Zeit zu Zeit immer

¹ Zu den vom Verf. ausgewerteten Brücken-, Schleusen- und Schlagdaken des Stadtarchivs Hameln hätten sich wohl in den Beständen des Staatsarchivs Hannover noch mancherlei Ergänzungen finden lassen.

wieder erneuerten und erhöhten Wehre der Speisung der Stadt- und Festungsgräben, während die Mühlen an die künstlich zur Stadt herangeholte Hamel, die bis dahin im Altbett des östlichen Weserarmes nördlich abfloß, angegeschlossen wurden.

ß. J. Meier erkennt in einem Nachtrag die neueren Anschauungen N.'s weitgehend an, erhebt jedoch Bedenken gegen den zeitlichen Ansaß der Weserverlagerung von der Ost- auf die Westseite Hamelns ums Jahr 1000. Nach seiner Ansicht fand vielmehr die fränkische Missionsgründung am Ende des 8. Jahrhunderts schon den heutigen Stromverlauf auf der Westseite der Talung vor; es erscheint ß. J. Meier undenkbar, daß die Feldflur von Urhameln, die nach Ausweis der Fuldaer Stiftungsbücher mindestens 28 Hufen (= 210 ha) umfaßte, in der Talung Platz fand, so lange diese von einem östlichen Weserlauf mit seinen Altwässern und Sumpfrändern durchschnitten war; außerdem hätte sie in diesem Falle vom Dorf aus über den Fluß hinweg bewirtschaftet werden müssen.

Hier greifen nun die geschichtlichen Forschungen des früheren Hamelner Oberbürgermeisters Ado Jürgens ein, der auf Grund einer quellenkritischen, scharfsinnigen Analyse der ältesten Hamelner Güterverzeichnisse zu dem überraschenden Ergebnis kommt, daß auch die geschichtlichen Nachrichten zu den Beobachtungen Raternanns, insbesondere zu seiner zeitlichen Festlegung der Weserverlagerung, stimmen, ja daß sie die von ihm gegebene neue Deutung der Stromverlegung geradezu erfordern. Auch hier muß ich es mir leider versagen, auf die Einzelheiten der Beweisführung einzugehen. Der springende Punkt ist die Feststellung, daß nicht nur die ursprüngliche Ausstattung der Fuldaschen Fronhöfe in Hameln mit 7 Hufen Salland, 28 Latenhufen der hörigen Bauern und 6 Hufen des Schulzenhofes in der „Urflur“ des Dorfes auch neben dem östlichen Weserlauf durchaus Platz fand, sondern daß eine auffällige Neuverteilung der Fronhoferverbände Hameln und Fischbeck, die nach Ausweis der Quellen nach 830, aber vor 1160 vorgenommen sein muß, nicht anders erklärt werden kann, als durch die in dieser Zeit — nach Jürgens gegen 900 — erfolgte Verlagerung des Weserlaufs von der Ostseite der Siedlung Hameln auf die Westseite. Darüber hinaus gibt Jürgens bemerkenswerte neue Aufschlüsse über Wirtschaft und Verfassung des alten Dorfes Hameln und seine allmähliche Verschmelzung mit der Stadt, deren im 12. Jahrhundert einsetzende planmäßige Anlage sich dann wohl so vollzogen hat, wie ß. J. Meier es uns darstellt.

Ohne im einzelnen zu den bedeutsamen Feststellungen der beiden Verfasser Stellung zu nehmen, kann nur soviel gesagt werden, daß sie die Erörterung über die Frühgeschichte Hamelns völlig neu in Gang gebracht haben. Daß damit alle Fragen gelöst sind, werden sie selber nicht behaupten wollen. Das schwerste Bedenken gegen die Richtigkeit der Zeitansätze N.'s ergibt sich aus dem Ortsnamen, der nun einmal unter allen Umständen mit dem Fluß Hamel in unlöslicher Verbindung steht (der neue Deutungsversuch N.s Seite 65 ff. erscheint gegenüber den

Ausführungen Edward Schröders S. 105 philologisch ebensowenig haltbar wie seine Ausdeutung der „Bäckerstraße“ (S. 69). Wenn aber die Samel in der Zeit der Namengebung des Ortes, also doch wohl in alt-sächsischer Zeit, und noch Jahrhunderte später die Siedlung überhaupt nicht berührte, die 1120 eben nach ihren Mühlen Quernhameln heißt, so ergeben sich Schwierigkeiten, die man nur durch die etwas künstliche Annahme einer Umsiedlung der frühesten Bewohner erklären kann. Oder sollte nicht doch die Möglichkeit bestehen, daß die Samel unmittelbar gegenüber der Ursiedlung in den (östlichen) Weserlauf fiel?

Möge die in Vorbereitung befindliche neue Stadtgeschichte Samelns diese und andere Zweifel klären und lösen! Immer aber wird dabei von den eindrucksvollen beiden neuen Beiträgen ausgegangen werden müssen, die wir Ratermann und Jürgens verdanken.

Hannover.

G. Schnath.

Karl Rabe, Hundert Jahre Städtische Handelslehranstalten der Hauptstadt Hannover. Hannover, 1937. 76 S.

Verf. beweist, daß die „Geschichte“ eines Institutes wie die Handelsschule durchaus keins der notwendigen Übel unter dem örtlichen Schrifttum zu sein braucht. Bei aller Gründlichkeit der Bearbeitung des an sich trockenen Stoffes wird die Entwicklung unserer Handelsschule, auf die Hannover mit Recht stolz sein kann, mit liebevollem Humor in einer Form geschildert, die für derartige Veröffentlichungen zu Nutz und Frommen des Ganzen öfter gewählt werden sollte. Die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten und ihres Aufbaukampfes gegen das Trägheitsmoment der Zeitverhältnisse und Zeitgenossen (darunter auch E. E. Hochwohlweisen Rates) ist restlos gelungen. Und nicht zuletzt: einprägsame Bebilderung und lustige Initialen, die die Darstellung wohlthuend beleben und unterstreichen. Im Ganzen ein Musterbeispiel dafür, wie man genießbar schreiben kann.

Hannover.

J. Studtmann.

Heinrich Kiese, Das Schwert der Hildesia. Vom Wehrwillen einer Hansestadt. Mit 8 Abb. Hildesheim und Leipzig (A. Lax) 1937. 59 S. 8° RM 1.—

Die kleine Schrift des in Hildesheim als Lehrer tätigen Verfassers ist dem weit über Niedersachsens Grenzen hinaus als Stadthistoriker bekannten Stadtarchivar Prof. Dr. Gebauer-Hildesheim gewidmet, der das Manuskript vor der Drucklegung durchgeprüft hat und somit für die sachliche Richtigkeit bürgt. K. hat sein Büchlein für die deutsche Jugend geschrieben, an die er sich im Vorwort wendet und für die er im Schlußwort die Nutzenanwendung zieht. In der hierdurch bedingten leichtfaßlichen Form ist die Wehrgeschichte einer mittelalterlichen Stadt gut lesbar und übersichtlich dargestellt; die Zeichnung der Landwehr um Hildesheim verdient alles Lob, desgl. die Beigabe der übrigen alten Ansichten und Pläne. Ein wenig überdehnt erscheint

jedoch die Häufung von Auszügen aus den beiden Brandis'schen Tagebüchern und etwas unorganisch ist die Zusammenstellung in dem Abschnitt „Die Hildesheimer Wehrhaftigkeit im Spiegel der Sage und des Schrifttums“, wobei Rücksichten auf die Stoffbereitstellung für den heimatkundlichen Unterricht an Volks- und Mittelschulen ausschlaggebend gewesen zu sein scheinen. In dem für die pädagogische Nutzenanwendung bestimmten „Ausklang“ hätte der Verfasser m. E. den Hinweis auf die häufige Wehrlosigkeit des Stiftes Hildesheim als geistlicher Staat inmitten der starken weltlichen Nachbarn nicht unterlassen sollen, weil diese Zwischenlage für die Gestaltung auch der Stadtgeschichte nicht ohne Bedeutung war. Im übrigen sollte man die unglückliche Bildung „Hildesia“ nicht anwenden, was hier wegen der Gegenüberstellung mit Germania geschehen zu sein scheint, insgesamt aber doch wohl kaum Vergleichbares in Beziehung zueinander stellt. Als Stoffsammlung für den Unterricht hat die Schrift ihre Berechtigung.

Hildesheim.

Rudolf Z o d e r.

Friedrich Prüfer, Der Hodenberg. Zur Geschichte eines bremischen Landgutes. Bremen (Carl Schünemann) 1936. — 199 Seiten Text, 24 Seiten Abbildungen. Gebd. RM 5.—.

Der Ende 1936 erschienene, mit tiefem Einblick in die Geschichte unserer Heimat geschriebene, durch vorzügliche Abbildungen künstlerisch ausgestattete Band ist eine verdienstvolle und für die Kultur- und Rechtsgeschichte nicht nur des bremischen Gebietes, sondern ganz Niederfachsens höchst lehrreiche und wertvolle Arbeit. Hinsichtlich der allgemeinen Kritik darf ich mich auf die drei mir bis jetzt bekannt gewordenen Besprechungen (Br. Nachr. v. 9. 1. 37, Der Schlüssel, Heft 2, Febr. 37, Br. Jahrb. 1937) beziehen, denen ich beipflichte. In zwei wesentlichen Einzelheiten weiche ich jedoch vom Vf. ab, nämlich einmal in der Deutung des Namens „Hodenberg“, — hierauf zur Begründung meiner Ansicht näher einzugehen, behalte ich mir für später vor; — zweitens in der Beurteilung des Verhaltens des ersten bürgerlichen Besitzers des Hodenberges, des Bürgerms. Hoyer, dem brem. Rat gegenüber, zu der Zeit als dieser alles aufbot, um die Hoheitsrechte über das Gut, vor allem also die Gerichtsbarkeit, an sich zu bringen. Dieser Punkt soll hier ausführlicher behandelt werden.

Unanfechtbar fest steht die Tatsache, daß im 15. und 16. Jhrh. der Hodenberg ein besetzter Herrnsitz, eine Wasserburg, im Besitze der Rittergeschlechter von der Sellen und Clüver war, bis er im Jahre 1608 durch Ankauf an den Bremer Bürgerm. Diedrich Hoyer und damit in bürgerlichen Besitz überging. — Solange der Hodenberg ritterlicher Besitz war, blieben seine Hoheitsrechte einschließlich der unumschränkten Gerichtsbarkeit unangetastet. Als aber Bürgerm. Hoyer den Hodenberg kaufte, suchte der Rat zu Bremen sofort die Gerichtsbarkeit an sich zu bringen. Dagegen wehrte sich Bürgerm. Hoyer als Besitzer des Hodenbergs mit allen Mitteln, und das war sein gutes Recht. In dem sich lange hinziehenden Rechtsstreit kam es schließlich zu einem

Vergleich dahin, daß die Zivilgerichtsbarkeit dem Besitzer des Hodenberges bleiben, die peinliche Gerichtsbarkeit dagegen allein dem Rat zu Bremen zustehen sollte.

Ganz denselben Anschauungen und derselben Berufung auf die freie Ausübung der vollen Gerichtsbarkeit durch ihre Vorgänger begegnen wir in der ganz gleichgelagerten Streitfache zwischen den Erbrichtern zu Borgfeld und dem Rat zu Bremen, nachdem dieser 1595 die Hälfte des Gerichtes Borgfeld durch Kauf von dem letzten ritterlichen Gerichts- und Gutsherrn dieses „Halbscheids“ Claus v. d. Vieth erworben hatte. Dieser Streit spielt sich ebenfalls in den ersten beiden Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ab: So natürlich das Bestreben des Rates war, die Landeshoheit an sich zu bringen, — war es doch kurz vorher gelungen, an Stelle der Wahl des Gogrefen des Hollarlandes durch die Eingefessenen die Ernennung durch den Rat treten zu lassen, — so ist es ebenfalls durchaus verständlich, wenn er dabei auf den hartnäckigsten Widerstand der bisherigen Inhaber der unumschränkten Gerichtsbarkeit stieß, nämlich des Besitzers des Hodenbergs und der Erbrichter zu Borgfeld. Auch im folgenden Punkte gleichen sich beide Fälle durchaus: in derselben Weise wie Bürgermeister Johann Brandt als Gogrefe und Verfechter der Ansprüche des Rates gegen Bürgermeister Hoyer aufgetreten ist, ebenso hat Bürgerm. Hoyer in Borgfeld am 29. März 1621 gegen die Familie Brandt die vom Rat beanspruchten Rechte geltend gemacht. Aus diesen Verhandlungen¹ erfahren wir, daß auch in diesem Streite sich jede der beiden Parteien mit einem Teilerfolg begnügen mußte. Bei dem Rotgericht, um das es sich handelte, gestand der Rat der Erbrichter-Familie Brandt die Anwesenheit bei der Verschreivung des Missetäters zu, an der weiteren richterlichen Handlung sollten die Erbrichter nicht teilnehmen. Gegen diese Beschränkung ihres althergebrachten Rechtes erhoben die Erbrichter Einspruch. Ob und wie weit sie Erfolg gehabt haben, ist uns leider nicht überliefert; von einem weiteren Kriminalprozeß vor dem Landgericht Borgfeld hören wir nichts mehr.

Diese zwiespältige Haltung von Bremer Bürgermeistern als Klägern und Verfechtern der mit ihrem Privatbesitz seit altersher verbundenen Hoheitsrechte einerseits und als Vertreter der neuen Ansprüche des Rates als Landesherrn andererseits erscheint uns heute naturgemäß als ein Widerspruch in sich selbst, und wir sehen ein solches Verhalten nach unseren heutigen Anschauungen als unmöglich und mit den Pflichten eines Bürgermeisters der Stadt gegenüber als unvereinbar an. Vor dreihundert Jahren dachte und empfand man jedoch augenscheinlich grundsätzlich anders. Deshalb ist es nach meiner Ansicht nicht angängig, wie der Vf. es S. 44, 57 tut, Bürgermeister Hoyer aus seiner Unnachgiebigkeit einen Vorwurf zu machen, wenn es darum ging, die mit dem Besitz des Hodenbergs verbundenen Hoheitsrechte für sich aufrecht zu erhalten; noch weniger dürfen wir in seinem Ver-

¹ Br. St.-Arch. Q. 3 B. 2 c, 2 a.

halten einen Mangel an Pflichtbewußtsein oder Charakterfestigkeit sehen.

Trotz Bürgerm. Hoyers Bemühungen sind die Hoheitsrechte dem Besitzer des Hodenbergs allmählich abgenommen und auf den Rat von Bremen übertragen worden. Aus dem Rittersitze zum Hodenberg ist nach und nach ein bürgerliches Landgut geworden, dessen Besitzer in den nächsten Jahrhunderten bis auf unsere Tage häufig gewechselt haben.

Bremen.

Daniel A b e g g.

G u s t a v R ü t h n i n g, Oldenburgische Geschichte. Volksausgabe in einem Bande. Oldenburg (G. Stalling) 1937. — 656 Seiten. Gebd. RM 9.—.

Der Restor der oldenburgischen Heimatforscher, Geheimrat Rütthning, legt uns durch den leistungsfähigen und führenden Verlag G. Stalling-Oldenburg ein Buch auf den Tisch, das uns die uneingeschränkte Bewunderung für seine große Arbeitsleistung abnötigt. Kaum ist der letzte Band seines Urkundenbuches an die Öffentlichkeit getreten, und schon — nach knapp zwei Jahren — dieses neue Buch. Wenn es auch in der jetzt vergriffenen zweibändigen Geschichte einen Vorläufer hat, so mußte doch manches anders gefaßt werden, um das Buch handlicher zu machen.

Daß sich in ein so umfangreiches Werk — 696 Seiten — wie das vorliegende, Irrtümer einschleichen, ist verständlich. Damit scheint auch der Verfasser zu rechnen, wenn er unter dem Text in ausgiebigster Weise seine urkundlichen Quellen nennt, um eine Nachprüfung zu ermöglichen. Bei der Fülle des gebotenen Materials ist eine Überprüfung erst im Laufe der Zeit möglich, und es kann sich hier nicht um eine Durchprüfung in allen Einzelheiten, sondern nur um einige Beanstandungen handeln. S. 51 wird die Burg Schlutter „der Schlutterberg“ genannt; die Rasteder Chronik sagt: „castrum in Slutterberge situm“. Dieser Berg ist mit höchster Wahrscheinlichkeit der sog. Rigbers Berg. Wenn dieser näher bei dem Dorfe Holzkamp als bei Schlutter liegt, so ist dabei zu bedenken, daß der Dorfname Holzkamp erst um 1536 nachweisbar ist. Als die Burg Schlutter noch stand, ist nur von „beiden dorpen Schlutter“ die Rede, die von Strackerjan in seinen Kollektaneen Groß- und Klein-Schlutter genannt werden. Eines von ihnen war sicher das heutige Dorf Holzkamp. S. 76 kann die Gründung der Burg Delmenhorst für das Jahr 1247 nicht als gesichert angesehen werden, da der Ur-Hamelmann (Mfr. A), auf den sich R. beruft, auch sonst irrt. S. 485 ist die Burg Cloppenburg 1297 nicht von neuem erbaut worden, sondern die erstmalige Erbauung und Namensgebung erfolgte 1296 resp. 1297. Bezüglich der Stadtwerdung Cloppenburgs scheint R. (S. 487) übersehen zu haben, daß die im Herbst 1936 im Rathaus gefundene Urkunde des Jahres 1435 von F a c h l e u t e n a l s e c h t festgestellt wurde, man also nicht mehr von einem „vermeintlichen“ Original sprechen kann.

S. 43 ff. gibt R. eine Untersuchung über die Mitteilung der Hist. mon. Rastedensis, „daß die Grafen Burchard und Heinrich zwei Schwestern „de Schodis“ geheiratet hätten. Sein Verdienst ist es, die von Schumacher (die Stedinger) 1865 gemachte Feststellung, „daß es mit Ausnahme der Stoteler, deren festes Haus im Lande Würden lag, kein bekanntes Geschlecht gebe, an das bei jener Nachricht gedacht werden könnte“, aus der Hamelmannschen Ur-Chronik (Mskr. A) durch einen neuen Beleg gestützt zu haben.

Trotz dieser gemachten Beanstandungen soll der Wert des Buches, in dem mit großem Fleiß die Quellen zusammengetragen sind, nicht herabgesetzt werden. Es ist für den, der sich über einzelne Gebiete der Oldenburgischen Geschichte unterrichten will, eine ausgezeichnete Materialsammlung.

Es ist selbstverständlich Sache des Herausgebers eines größeren Werkes, darüber zu befinden, wie er seinen Stoff gliedern und aufteilen will. Für eine Volksausgabe halten wir die gewählte Kapiteleinteilung für wenig glücklich. Sie ist im allgemeinen von R. seiner zweibändigen Geschichte entnommen. Es fehlt dabei die Einheitlichkeit, und die Verteilung des Stoffes führt zur Zersplitterung. Wir hätten lieber gesehen, wenn R. auf die sehr brauchbaren Vorschläge Kohls gelegentlich der Besprechung seiner zweibändigen Geschichte eingegangen wäre und für das Mittelalter, ausgehend von einer kurzen Vorgeschichte, die Entstehung der Grafschaft Oldenburg und die sich anschließenden Kämpfe um die territoriale Abrundung klar und knapp herausgestellt hätte. Für die sich anschließende Neuzeit — seit etwa 1512 — wäre dann die Regierungstätigkeit Johanns V., Antons I., Johanns VII. und Anton Günthers unter dem leitenden Gesichtspunkt der Stärkung der Landeshoheit zu behandeln gewesen. Die ihnen folgende unproduktive und hemmende Zeit der Dänischen Fremdherrschaft hätte die Überleitung gebildet zur neuesten Zeit unter den Gottorpern mit dem schließlichen Ergebnis der konstitutionellen Verfassung. Auf diese führenden Kapitel müßte der ganze Stoff abgestellt sein, unter Fortlassung alles wertlosen Kleinkrams. Dann wären auch nicht so viele Untergruppierungen nötig gewesen, die in der dargebotenen Fülle schier verwirren. Eine volkstümliche Geschichte muß leicht verständlich sein, das soll heißen: sie darf nur das Hauptsächliche bringen und muß sich frei halten von allen Einzelheiten in gedrängter Form, die den Blick für die große Linie trüben. Daß durch ein ganz bescheidenes Maßhalten im Geben von Einzelheiten hin und wieder die Darstellung lebendiger gestaltet werden kann, soll nicht bestritten werden. Aber als eine Selbstverständlichkeit wird jeder zugeben, daß eine volkstümliche Geschichte nicht mit wissenschaftlichen Untersuchungen oder schlecht fundierten Hypothesen belastet werden darf.

Für den, der eine richtige Oldenburgische Geschichte schreiben will, hat schon 1898 Hermann Oncken gelegentlich einer Besprechung im Old. Jb. (1898) kurz die Richtlinien angegeben: „Geistige Durchdringung des Stoffes, Nachweis der großen Zu-

sammenhänge und Entwicklungsreihen.“ Und diese Geschichte ist auch heute noch zu schreiben.

Osnabrück.

R. Sichert.

Gesine Agena, Grundbesitz, Beispruch und Anerbenrecht in Ostfriesland (Abhandlungen der Rechts- und staatswissenschaftl. Fakultät der Universität Göttingen, 23. Heft). Leipzig (A. Deichert) 1938. 84 S. 3 RM.

Die neueste deutsche Agrargesetzgebung gibt der Verfasserin Anlaß, die Besitz- und Vererbungsformen des Grundeigentums innerhalb des friesischen Stammesgebietes und besonders auf dem Boden Ostfrieslands zu untersuchen. Dies geschieht in sorgfältiger, umfassender Arbeit, die insbesondere die urgermanische Zeit und die Zeit der Eingliederung Frieslands in das fränkische Reich eingehend berücksichtigt. Die z. T. recht verwickelten Fragen werden hier bis in die letzten erreichbaren Quellen hinein verfolgt und übersichtlich zur Darstellung gebracht. Auch wo es sich um bestrittene Fragen handelt, wird man den Entscheidungen der Verfasserin durchweg zustimmen können.

Für die Vererbung der Wirtschaftseinheiten, der sog. Herbe, entwickelt sich in Ostfriesland ein Jüngstenrecht, das später in dem von Edzard d. Großen kodifizierten Landrecht (lib. II. cap. 88) verankert wird. Die Zeit nach Einführung des Landrechtes wird, soweit nicht schon im früheren darauf Bezug genommen ist, im 4. Kapitel: „Maßnahmen, die zur Geschlossenheit der Höfe führen sollen“ (S. 65—77) nur kurz behandelt.

Das im ostfriesischen Landrecht begründete Jüngstenrecht wird, ohne Ausnahmen abzuleugnen, bis zur Einführung des Preussischen Landrechtes als Rechtsnorm vorausgesetzt. In wie weit es aber eine solche tatsächlich gewesen ist, bedarf im einzelnen wohl noch der ergänzenden Forschung. Man würde hier bei genauer Untersuchung wahrscheinlich zu der Feststellung kommen, daß jedenfalls im 17. und 18. Jahrhundert Jüngstenrecht in bäuerlichem Besitz nur noch in beschränktem Maße wirksam gewesen ist.

Für den ritterchaftlichen Besitz werden die Auswirkungen des Jüngstenrechtes jedenfalls in den späteren Jahrhunderten offenbar überschätzt. Ein paar Beispiele dafür mögen hier kurz zur Erörterung kommen.

§. 36 heißt es, nachdem im vorhergehenden Satz darauf verwiesen ist, „wie stark das Jüngstenrecht gewohnheitsrechtlich war“ in weiterer Ausführung: „Erst unter der preussischen Regierung im Jahre 1784 ist durch das Testament des Freiherrn Karl Philipp von Inn- und Knypphausen-Dütetsburg und im Jahre 1788 durch das Testament des Grafen Anton Franz von Wedel statt des Jüngstenrechtes Primogenitur in diesen beiden Häusern eingeführt worden.“ Diese aus einer älteren Quelle übernommene Nachricht trifft ihrem wesentlichen Inhalte nach nicht zu.

Das von Uniko Manninga durch Testament vom 11. Juni 1584 errichtete Fideikommiß sieht für die Nachkommen seiner einzigen Tochter, die Reichsfreiherrn und späteren Fürsten zu Inn- und Rnyphausen, die Primogenitur in der Linealerbfolge vor. Das ungeteilte Gut soll „up einem alleine, alse up den oldesten filium sive haeredem masculinum ...“ verfallen und vererben. (Original im fürstl. Hausarchiv zu Lütetsburg). Gemäß dieser Bestimmung ist die Herrlichkeit Lütetsburg in der Familie zu Inn- und Rnyphausen bis auf den heutigen Tag vererbt worden. Im 17. Jahrhundert ist auf Grund dieses Testamentes einmal das Recht der älteren Linie gegen den überlebenden jüngeren männlichen Nachkommen aus der früheren Generation erstritten worden.

Wenn vom Grafen Anton Franz von Wedel gesagt wird, daß er die Primogenitur in seinem Hause eingeführt habe, so trifft dies in gewissem Sinne zu. Aber Anton Franz von Wedel war für Gödens primus acquirens und insofern beweist diese Tatsache für unseren Zusammenhang nichts. In der Familie der Freiherrn und Reichsgrafen von Frydag, die ihm in Besitz von Gödens vorangingen, ist tatsächlich immer der älteste Sohn Herrlichkeitserbe gewesen, allerdings ohne daß im Gesamthause die Linealerbfolge eingeführt gewesen wäre. Der mit der Gödenser Erbtöchter Almuth von Oldenbockum vermählte Franz Frydag von Loringhoven vermachte durch Testament vom 13. August 1601 unter starker Betonung der Unteilbarkeit der Herrlichkeit diese seinem zweiten Sohne, während der später noch vor dem Tode des Vaters verstorbene älteste, anscheinend aus einem besonderen nicht genannten Grunde, mit Geld abgefunden wird. Der jüngste Sohn erhält eine vom Stammgute unabhängige Besizung im Emderlande und wird durch diese der Stammvater der Uiterstewehrer Linie. In der nächsten Generation wird wiederum der älteste Sohn Franz Jco (geb. 1606) der Erbe von Gödens und nicht der jüngste, der 1624 geborene Johann Wilhelm, der Stammvater der späteren Freiherrn von Frydag in Daren. — Entsprechendes wiederholt sich in der nächsten und übernächsten Generation. Der Vater des letzten Gödenser Frydags setzt durch Testament vom 31. Oktober 1693 für den Fall des kinderlosen Hinsterbens seiner Söhne als nächsten Erben die älteste Tochter ein. Von einem Vorrecht des Jüngsten ist nirgends die Rede.

Hiermit mag nur auf Ergänzungsmöglichkeiten nach Seiten des tatsächlichen Erbbrauches in Ostfriesland hingewiesen sein. Dem Werte der Arbeit, die es vor allem auf die Rechtsgrundlagen zumal der früheren Zeit abgesehen hat, soll dadurch kein Abbruch geschehen. Sie wird in ihren sorglich begründeten Darlegungen für weitere Forschungen auf diesem Gebiete eine zuverlässige Grundlage bilden.

Spiekeroog.

Reimers.

A. R ö s t e r, Geschichte der Stadt Peine und ihrer Umgebung. Herausgegeben von H. M. Finger. Peine (Selbstverlag der Stadtverwaltung) 1937; 191 S.

In mühevoller, vieljähriger Arbeit hat der Peiner Lyzealoberlehrer August Köster Nachrichten gesammelt, die Aufschluß geben über die

ältere und jüngere Geschichte von Burg, Stadt und Land Peine. Diese Sammlung, meist aus gedruckten Quellen zusammengetragen, für die neuere Zeit vervollständigt aus Aktenbeständen des Peiner Stadtarchivs sowie des im Staatsarchiv Hannover verwahrten stiftshildesheimischen Landesarchivs, wurde die sichere Grundlage für eine aufschlußreiche, die geschichtlichen Verhältnisse im Nordbezirk des Hildesheimer Bistumsprengels erfreulich aufhellende Darstellung der Geschichte von Stadt und Land Peine. Schade, daß nicht das Stadtarchiv Hildesheim mit seinen zahlreichen Registern, Protokollen und Briefschaften des alten Amtes Peine aus der Zeit der Hildesheimer Pfandschaft (16. Jahrh.) ausgiebiger herangezogen wurde! Auch aus dänischen Archiven ließen sich noch mancherlei wertvolle Ergänzungen beibringen. Das vermag aber den gegenwärtigen Wert der Kösterschen Arbeit als geschichtliches Heimatbuch für einen großen Leserkreis in Stadt und Land Peine nicht zu mindern. Das Buch wird die ihm zugedachte Aufgabe, die Kenntnis der Heimatgeschichte zu fördern und durch sie Heimatliebe zu wecken, in reichem Maße erfüllen. Für den ältesten Abschnitt der Peiner Stadtgeschichte bilden die in dem Buch vorangestellten Ausführungen von P. J. Meier über die Anfänge der Stadt Peine, fußend auf seiner guten Kenntnis niedersächsischer Stadtgründungen, sowie der Beitrag des Herausgebers über das Peiner Stadtwappen wertvolle Ergänzungen. Gleichwohl bleiben weitere gründliche archivalische und chronikalische Untersuchungen nötig, um die wenig durchsichtigen historischen Verhältnisse der alten Grafschaft Peine voll befriedigend zu klären.

Eine angefügte tabellarische Übersicht über die Geschichte Peines wird zwar den Handgebrauch des Buches erleichtern, kann aber das ungern vermifste Namenregister nicht ersetzen.

Hildesheim.

W. Hartmann

Kellerhoff, Dr., Beiträge zur Geschichte der Stadt Rüstingen (Oldenburger Forschungen, 3. Heft), Oldenburg (Gerhard Stalling) 1937, 128 S.

Zum dritten Male legt uns der Oldenburger Verein für Landesgeschichte und Altertumskunde einen Band „Oldenburger Forschungen“ vor. Sie sind begründet von dem rührigen Oldenburger Landesarchivdirektor H. Lübbing und eine Ergänzung zum Oldenburger Jahrbuch desselben Vereins. Das gegenwärtige dritte Heft hat den langjährigen Bürgermeister von Rüstingen zum Verfasser, der als Verwaltungsjurist von Format in der sozialdemokratischen Zeit für den nichtfachmännischen Oberbürgermeister Paul Hug die Hauptarbeit leisten mußte. Die Stadt Rüstingen kann sich also keinen besseren Bearbeiter ihrer Geschichte wünschen. Was uns Kellerhoff in seinem Buche bietet, ist wohl durchdacht und klar dargestellt.

Die ganze Arbeit ist in zwei Teile zerlegt. Der erste gibt uns die Entstehungsgeschichte. Die Kürze dieses Teiles erklärt sich aus dem jugendlichen Alter der Stadt, die aus den drei ländlichen Gemeinden

Bant, Heppens und Neuende zusammengewachsen ist. Sie legte sich wie eine Fessel um den Kriegshafen Wilhelmshaven. Wilhelmshaven war preußisch und Rürstringen oldenburgisch. Wer durch die Straßen beider Städte wanderte, sah oft an den beiden, nebeneinander stehenden Grenzpfählen, daß er von dem einen Staat in den anderen gekommen war. Für die Verwaltung der beiden Stadtgemeinden mußte diese Grenzziehung große Schwierigkeiten bieten. Das zeigte sich vor allem während des großen Krieges, und darüber berichtet R. dann recht ausführlich im zweiten Teile des Buches. Wir können es nur unterstreichen, weil wir es selbst mit erlebt haben, wenn der Verfasser sagt, daß die Lebensmittelverteilungen der beiden Städte während des Krieges argmöhnisch und mißgünstig miteinander verglichen wurden, und daß die Stadt, die aus irgend einem Grunde einmal etwas weniger verteilen konnte als die Nachbarstadt, den heftigsten Angriffen ausgefetzt war. Daß der neue territoriale Ausgleich da Wandel geschaffen hat, ist lebhaft zu begrüßen.

Recht dankbar wird man dem Verfasser für das sein, was er über das Rathaus, „der Burg am Meer“ sagt. Das beigegebene Bild ist für den, der den wichtigen Klinkerbau mit eigenen Augen gesehen hat, eine angenehme Erinnerung.

Osnabrück.

R. S i c h a r t.

Wilhelm Schaeffer, Geschichte der Stadt Soltau. Soltau (Verlag der Stadtverwaltung) 1937. 237 Seiten, 6 Tafeln.

Von der vorgeschichtlichen Besiedelung der Gegend Soltaus ausgehend führt der Verf. in anschaulicher, allgemein verständlicher Darstellung den Leser durch die Jahrtausende. — Im Jahre 937 schenkte Kaiser Otto I. die Curtis Salta an das Stift Quedlinburg am Harz. Äbtissin und Konvent hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um ihren fernen Besitz zu behaupten. Sie verkauften ihn schließlich 1304 an das näher gelegene Domkapitel in Verden. — In dem folgenden Kapitel „Landeshoheit und Verwaltung“ hätte vielleicht auf die Beziehungen hingewiesen werden können, die zwischen Burgbezirk, neuerem Verwaltungsbezirk (Amtsvogtei Soltau), alt-sächsischem Land- oder Gogerichtsprengel und altem Kirchspiel bestanden. Bei Soltau treten diese Zusammenhänge deutlich zutage. —

Die Burg Soltau wird nur einmal 1379 erwähnt. 1388 wurde sie geschleift und ihr Gelände von Bürgern besiedelt. Im gleichen Jahre erhielt Soltau das Weichbildrecht von Celle. Trotz der bald danach erfolgten Verleihung zweier Jahrmärkte behielt S. ein überwiegend ländliches Gepräge. Die Umgebung des Ortes mit ihren weiten Heideflächen bestimmte sein ältestes handwerkliches Gewerbe: Die Verarbeitung der Schnuckenwolle zu grobem Tuch. Die Tuchmacher bildeten neben den Kaufleuten das wichtigste Amt vor den drei anderen noch bestehenden Ämtern der Schneider, Schmiede und Schuster. —

Die Verwaltung der Stadt, die übrigens bis ins 17. Jahrhundert nur als Weichbild, Fleck oder Flecken und zuerst 1624 als „Städtlein“

bezeichnet wird, beruhte auf dem Rat, der zuerst im Jahre 1400 Erwähnung findet. Er bestand aus einem Bürgermeister und 3 Ratsmännern, die ihre Ämter meist lebenslänglich innehatten.

Von den kriegerischen Auswirkungen der großen Politik, der Glaubenskriege, des 7-jährigen Krieges und der napoleonischen Kriege, ist auch Soltau nicht verschont geblieben. Der eigentliche Aufstieg der Stadt begann erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts dank der Initiative einiger rühriger Männer, an deren Spitze der Kaufmann August Röders stand. Ausgehend von Produkten der Schnuckenwolle, wie Strümpfen, Filzschuhen usw. ist er der Begründer einer blühenden Soltauer Industrie geworden.

Es ist m. E. besonders hervorzuheben und anzuerkennen, daß das 19. Jahrhundert und die jüngste Vergangenheit, die in vielen älteren Stadtgeschichten zu kurz weghinkt, eine lebendige und anschauliche Darstellung erfahren haben. — Der Familienforscher wird die im Anhang gebotenen Listen der Bürgermeister, Ratsherren und Bürger, sowie zwei ältere Soltauer Abgaberegister aus dem 15. Jahrhundert besonders begrüßen. — Schließlich erhöhen die Tafeln, die z. T. alte Pläne von Soltau bringen, den Wert des schönen, inhaltreichen und gut ausgestatteten Jubiläumsbuches.

Minden i. W.

M. Krieg.

Das Bürgerbuch der Stadt Uelzen aus den Jahren 1601—1737, herausgegeben von Hermann Boges, Hilbesheim und Leipzig (August Lax), 1937. 76 Seiten. Kart. 2,80 RM.

Mit der Veröffentlichung dieser in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel unter Manuscripta nova Nr. 554, 1 fol. liegenden Handschrift ist eine wichtige Uelzener personengeschichtliche Quelle der Allgemeinheit erschlossen worden. Sie enthält Eintragungen von insgesamt 528 Neubürgern der Stadt Uelzen. Die Eintragungen sind in chronologischer Reihenfolge von wahrscheinlich 10 Schreibern gemacht worden; einige Lücken sind nicht zu verkennen. Der Wortlaut der Eintragungen wiederholt sich häufig; deshalb ist er nur bei den ersten 4 Neubürgern wortgetreu und vollständig wiedergegeben, bei den weiteren sind nur die wichtigsten Tatsachen: Name, Datum der Aufnahme in die Bürgerschaft, Geburts- bzw. Herkunftsort (Geburtsbrief), Beruf, Bürgen, Zahlung des Bürgergelds, manchmal Nachrichten über die Verheiratung und rechts-, kultur- und personalgeschichtlich wichtig erscheinende Angaben zum Abdruck gebracht worden. Am Schluß hat der Herausgeber ein Personen- und Ortsregister hinzugefügt. Das Ortsregister gibt ein anschauliches Bild von der Verschiedenheit der Herkunft der Neueingewanderten. Neben Niedersachsen, hier wieder in erster Linie Kreis Uelzen und benachbarte Gebiete, finden wir als Heimat Westfalen, Mecklenburg, Pommern, Holstein, Hessen, Brandenburg, Danzig, Hamburg angegeben, ja sogar Berlin, Bayern und Württemberg und schließlich auch Mähren, Holland und Frankreich (Hugenotten) sind vertreten. Am häufigsten, rund 50 mal, ist die Stadt Lüneburg als

Herkunftsort genannt. Beruflich gesehen überwiegen unter den Neu-
eingebürgerten die Handwerker. In zahlreichen Fällen ist die Ein-
bürgerung durch Heirat mit einer Bürgerstochter oder -witwe erfolgt.
Das Bürgerbuch ist als personengeschichtliche Quelle, insbesondere für
die ersten 50 Jahre, deshalb besonders wertvoll, weil die Uelzener
Kirchenbücher erst mit dem Jahre 1652 einsetzen. Als weitere für die
Familienforschung wichtige Quellen für die Zeit vor dem genannten
Jahr seien an dieser Stelle das vor einiger Zeit in Uelzen aufgefundenene
„Kerkenregister“ und die Urkunden und Stadtbücher des im Staats-
archiv Hannover liegenden Deposituums der Stadt Uelzen genannt.

Hannover.

G. M ö h l m a n n.

Oskar Brunken, Das alte Amt Wildeshausen. Land-
schaftsentwicklung, Besiedlung und Bauernhöfe. (Oldenburger
Forschungen 4) Steif geh. 4,50 RM. 200 S., 9 Abb. Olden-
burg i. O. (Gerhard Stalling) 1938.

Die in Jena als geographische Dissertation eingereichte Arbeit
über die siedlungsgeographische Entwicklung im oldenburgischen Amt
Wildeshausen beschäftigt sich, nach einleitenden kurzen Kapiteln über
die natürlichen Grundlagen, die Urlandschaft und die Ursiedlung
(S. 7—39), in den Hauptabschnitten mit den neuzeitlichen Wandlungen
der bäuerlichen Kulturlandschaft. Auf Wunsch des Herausgebers ist als
Anhang (S. 159—89) ein sogen. Bauernregister beigegeben, das, soweit
die Akten auslagen, die Hofbesitzerfolge meist seit 1534 mit Familien-
namen belegt. Dieses Bauernregister dürfte im Wildeshauser Bezirk
nicht weniger begrüßt werden als die wenig älteren Bauernregister
der Nachbargebiete von H. Goens, B. Ramsauer und C. Baafen; die
gewählte Tabellenform schließt sich an die von C. Baafen über das
Ammerland an. Verfasser betont Unvollständigkeit und Unsicherheit
seines Wildeshauser Bauernregisters.

Das alte Amt Wildeshausen, aus den Kirchspielen Wildeshausen,
Suntlosen und Großenkneten bestehend (266 qkm), ist territorialge-
schichtlich sehr lange eine kleine ausgeprägte Einheit geblieben. Diesen
Vorteil hat Verfasser erkannt und ausgenutzt; er betont den Wert der
sogen. historischen Einheit. Im 16. und 17. Jahrhundert litt die Landes-
kultur schwer unter den Prozessen um die Oberhoheit, unter Kriegen
und Plünderungen: sie „geriet derartig in Verfall, daß manche Schäden,
vor allem die sinnlose Vermüstung der Forsten, noch heute nicht voll-
kommen überwunden“ sind. Die kurhannoversche Verwaltungsperiode
(1700—1803) wird als segensreich bezeichnet: „eine Unmenge von Er-
lassen sorgte für Ordnung in jeder Beziehung, die wirtschaftliche Lage
der Einwohner verbesserte sich um ein bedeutendes... so hat das Jahr-
hundert hannoverscher Regierung doch eine günstige kulturlandschaft-
liche Entwicklung bewirkt wie keine andere Zeit vorher“. Unter dem
besonders tüchtigen hannoverschen Amtmann von Hinüber erging auch
die Anregung zur Aufteilung der meist großen Gemeinheitsflächen, doch
lehnten die Bauern damals (1767/68) einmütig ab unter Hinweis auf

die Schafzucht als einen Haupterwerbszweig. Die oldenburgischen Gesetze über die Aufteilung der Gemeinheiten (1814) und Verkoppelung der Eschluren (1858) haben dann langsam die bäuerliche Kulturlandschaft tiefgreifend umgestaltet und dadurch das Gegenwartsbild erst ermöglicht. Da der Staat große Heideflächen ankaufte, konnte er die innere Kolonisation im 20. Jahrhundert stark fördern. Die Inhaber der modernen Kolonate (10—12 ha) hatten es allgemein leichter als die Brinkfänger der letzten beiden Jahrhunderte. Besaß Amt Wildeshausen 1759 an Ackerland 1225 ha und schon 1781 rund 1500 ha, so stieg diese Fläche bis 1894 auf 5324 ha, also eine Vervielfachung innerhalb 135 Jahren. Waren 1781 im Amt 477 ha Wiesenland vorhanden, so war diese Fläche bis 1893 auf 1343 ha angewachsen. Das Minimum der Waldflächen lag im 17. und früheren 18. Jahrhundert, bis die hannoversche Regierung etwa ab 1730 mit planmäßigen Aufforstungsversuchen in Nadelhölzern begann. Interessentenforsten als Gemeinbesitz der Bauern überwiegen heute, privatbäuerlicher Waldbesitz tritt zurück. Nicht weniger wichtig sind die Feststellungen über Heide, Moor und Dünen.

Das Fehlen der „Erb- und Lagerbücher“ für die einzelnen Gemeinden hat dem Verf. den Abschnitt über die älteren Wirtschaftsformen sehr erschwert. Umso bedeutungsvoller ist daher die Feststellung der Brache auf dem Esch, des Fruchtwechsels sowie des ursprünglichen Fehlens eines Flurzwanges. „Eschdörfer und Einzelhöfe, also Dorf- und Streusiedlung bildeten das vorgegeschichtliche Siedlungsbild. Alle anderen Erweiterungen, soweit sie nicht Teilungen, Verlegungen und Auflösungen von Höfen betreffen, sind urkundlich faßbar und bauen auf der vorgegeschichtlichen Siedlung auf. Die Bewohner der Eschdörfer und der einstelligen Höfe sind die Erben (Halb- u. Vollerben)“. Die Zahl der einstelligen Höfe ist sehr gering, ebenso ist die Zahl der Rötter verhältnismäßig gering zu nennen. Verf. unterscheidet abschließend: 1. Lockeres kleines Eschbauerndorf (große Höfe, wenig Zusiedlung). — 2. Lockeres Eschbauerndorf, verdichtet durch Kampfsiedlerzubauten. — 3. Lockeres Kampfbauerndorf. — 4. Streusiedlung der Einzelhöfe (große Höfe). — 5. Streusiedlung der Kampfbauern. — 6. Kolonistenwegedorf der staatlichen Siedlung.

Beigegeben sind 9 überaus einfache Kartenskizzen. Das Schlußwort (S. 158) wäre besser weggeblieben.

Münster i. Westf.

Hans Dö r r i e s.

Horst v. Ratte, Niedersachsenadel. Jena (Gustav Fischer) 1938. IX und 196 S., RM 8.—

Wie der Untertitel besagt, handelt es sich nicht um sippenkundliche, sondern um „Soziologische und bevölkerungspolitische Untersuchungen der niedersächsischen Geschlechter mit adliger Tradition“, wobei aber nur die durch gedruckte Stammreihen erfassbaren berücksichtigt sind. Aufbau und Entwicklung von 268 Geschlechtern werden mit Hilfe von 109 statistischen Tabellen für die Zeit von rund 1800 bis zur Gegenwart

untersucht und aufgezeigt, eine in bezug auf die tatsächlichen Ergebnisse sehr lehrreiche und verdienstliche Arbeit.

Verf. gelangt am Schluß zu der Feststellung, daß es heute keinen Adel (als Stand), sondern bestenfalls noch Geschlechter mit adliger Tradition gibt. Aber was ist unter „adliger Tradition“ zu verstehen? Faßt man sie entsprechend unserer heutigen Auffassung weit, so kann sich wenigstens der Sippenforscher nicht nur, wie v. R. es hier tut, auf Hoch-, Ur-, Briefadel und Patriziat beschränken, bzw. als „Hauptkennzeichen“ der adligen Tradition Betätigung im Staatsdienst (S. 19) oder die Ausübung mehrerer(!) Berufe (S. 184) ansehen wollen; eine andere Herausarbeitung dessen, was Verf. unter adliger Tradition verstanden wissen will, ist aber nicht zu ersehen. Es hat doch den Anschein, als ob hier adlige Tradition mit dem Adel als Stand, wenn nicht gar Rasse gleichgesetzt wird. Dann aber ist der Zweck einer solchen Untersuchung nicht ganz klar, insofern die Statistiken allein auch die soziologischen und bevölkerungspolitischen Momente nicht restlos herausarbeiten, für alle rassenbiologischen usw. Fragen aber vollends nicht zureichen; dazu ist die Verflechtung des Adels mit den übrigen Ständen doch zu eng. Verf. kommt daher auch nicht zu einer Wertung seiner bloßen Zahlenergebnisse im Zusammenhang des Niedersachsenadels des 19. und 20. Jahrhunderts mit der Gesamtbevölkerung, weil m. E. eine entsprechende Untersuchung unserer niedersächsischen bürgerlichen und bäuerlichen Geschlechter für die fragliche Zeitspanne auch soziologisch ein so absolut identisches Tabellenbild hinsichtlich der Bodenständigkeit und -Entfremdung, der Berufsgruppen usw. ergeben würde, daß man daraus niemals einen grundsätzlichen Unterschied z. B. zwischen adligen und bürgerlichen Staatsbeamten, Gutsbesitzern, Offizieren und so fort ablesen könnte. Es bleibt nur die Gegenüberstellung „adlig“ — „bürgerlich“, die für das Ganze ein wesentlicher Schatten ist, niemals aber eine Problemstellung bedeuten kann: weil es nur einen wirklichen Adel gibt, den der Persönlichkeit.

Hannover.

J. St u d t m a n n.

Ulrich Koch, Botschafter Graf Münster. Studien zu seiner Lebensgeschichte. Göttingen, Diff. phil. 1937. Dissertations-Verlag G. S. Nolte, Düsseldorf.

Als Sohn des hannoverschen Vertreters auf dem Wiener Kongreß, der seinen Stolz darin setzte, daß alle seine Kinder Engländer waren, englisch erzogen und in zweiter Ehe mit einer Engländerin verheiratet, bleibt Graf Georg Herbert Münster lebenslang dem Geburtslande verhaftet wie die Prinzess Victoria, seine Altersgenossin und Spielkameradin. 1873 zum Botschafter des Reichs am Hofe von St. James ernannt, mußte ein solcher Mann in der Tat darauf bedacht sein, wie es der Biograph Granvilles ausdrückt, „die unangenehmen Mitteilungen“, die ihm sein Beruf auferlegte, „so versöhnlich wie nur möglich auszulegen“, und „Schärfen zu mildern“. Dies um so mehr, als ein unglücklicher Zufall es wollte, daß in seine Amtszeit die erste große

Auseinanderetzung mit England in der Kolonialpolitik fiel, eine dem deutschen Botschafter „widerwärtige Materie“ (S. 33), da er zwar von der Berechtigung des englischen Anspruchs auf die überseeische Welt überzeugt war, die deutschen Kolonialideen jedoch für „unreif“ und schädlich hielt (W. Schückler, Lüderitz 99). Nimmt man noch hinzu, daß dieser Vertreter des adelsstolzesten Landes die typischen Eigenschaften eines Grandseigneurs zeigte: selbständiges Auftreten, ohne das Ganze zu übersehen (S. 35), eine bequeme Lässigkeit und Abneigung gegenüber den Geschäften, wo sie harte Schreibtischarbeit erforderten — auch ein Erbteil des Vaters, vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte I, 610 — so versteht man, warum Bismarck und „feine Leute“ mit diesem Diplomaten so oft unzufrieden waren. Nebenbei gesagt, rührt die Ablehnung des „Assessors“ und „Geheimrats“ (vgl. S. 10 und Berliner Monatshefte 1938, 237) durch den hochfeudalen „Ermlandmarschall“ an einen jahrhundertealten, wurzelhaften Unterschied der altständischen und „kommissarischen“ Schicht des deutschen Beamtentums.

Auch das Urteil der Historiker über M. ist im allgemeinen negativ, nur M. v. Hagen machte bisher eine Ausnahme. Ihm gefällt sich der Verfasser vorliegender Arbeit, überzeugt, das Bild M.'s auf Grund der deutschen Aktenpublikation vorteilhafter zeichnen zu können. Und zwar versucht er es mit seiner Entlastung gerade im Brennpunkt der Kritik: hinsichtlich der Rolle M.'s bei den Kolonialverhandlungen. Indem er so den, wie er selbst schreibt, vielleicht schwächsten Teil von Münsters diplomatischer Laufbahn, zum eigentlichen Gegenstande seiner Studien macht, hat er sich die Aufgabe von vornherein erschwert. Er will dabei nicht wie die Kritiker von Bismarcks Englandpolitik, sondern von Münsters Persönlichkeit und Wollen ausgehen — ein ebenso schwieriges Unterfangen, da es sich bei jener Persönlichkeit hier ja gerade um ein Nicht-Wollen handelt. Auch die „Einfühlung in das Wesen des Menschen und Politikers“ ist durch das Fehlen eigener Aufzeichnungen des Diplomaten und bei seinen „unpersönlichen“, „oft reichlich kurzen und spärlichen“ amtlichen Berichten (S. 9 und 58) nur selten möglich. Wohl hat Verf. recht, wenn er sich gegen eine übertreibende Kritik wendet, die an dem Botschafter beinahe kein gutes Haar lassen will; insbesondere trifft es zu, daß Münster wiederholt von Berlin aus nicht genügend informiert worden ist, was sich aus dem „Zwielicht“ erklärt, das der Kanzler damals amtlich über die Frage der Kolonien gebreitet hat (Schückler, 108). Es ist auch berechtigt, für das Scheitern einzelner Aktionen die wenig loyale Haltung des englischen Kolonialministers Lord Derby verantwortlich zu machen, gegen den sich der Staatssekretär des Auswärtigen Lord Granville nicht durchzusetzen vermochte (die in einem Bismarckschen Erlaß gerügte Zweikontenpolitik). Aber gerade bei solchen Gegenspielern war „Schüchternheit nicht angebracht“ (Erlaß vom 12. August 1884), und die Ungeschicklichkeit Münsters, der schon bei jener Sondierung wegen eines deutsch-englischen Bündnisses im Herbst 1879 versagt hatte, stellt auch Roch nicht völlig in Abrede. So ist denn das Ergebnis dieser akten-

mäßigen Revision für die Gesamtbewertung der Persönlichkeit ohne wesentlichen Erfolg. (Vgl. auch das neueste Urteil von Schückler, a. a. O. S. 99 f.) Die Londoner Spezial-Missionen des Grafen Herbert waren ein Wetterzeichen — so oft M. auf den Konkurrenten zu sprechen kam, verlor er die gute Laune, vgl. Berliner Monatshefte 1938 S. 238 — und es ist mehr als nur „wahrscheinlich“ (S. 100), daß die Versetzung nach Paris im Herbst 1885 in ursächlichem Zusammenhange mit den bei den Kolonialverhandlungen gemachten Erfahrungen gestanden hat, mußte doch M. selber zugeben, für diese Materie „nicht der geeignete Mann zu sein“ (S. 90). Noch fünfzehn Jahre hat M. in der französischen Hauptstadt gewirkt; aber bereits 1886 fand Loë ihn sehr gealtert, und sein zum Dogma erstarrtes (von Koch nicht erwähntes) *ceterum censeo* von der Unmöglichkeit einer legitimen Verbindung zwischen Rußland und Frankreich deutet wirklich eher auf senilen Eigensinn als auf politisches Fingerspitzengefühl, so daß man nicht recht versteht, wie Verf. (S. 3) zu dem Urteil gelangt, nach dem Sturze des Titanen sei M. „einer der bedeutendsten politischen Köpfe seines Landes“ geworden.

Potsdam.

Heinrich Otto Meisner.

Nachrichten

Historische Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen.

28. Jahresbericht über das Geschäftsjahr 1937/38

Mitgliederversammlung zu Göttingen am 26. Mai 1938.

Zu festlicher Tagung hatte sich in diesem Jahre die Kommission mit zahlreichen Mitgliedern in Göttingen versammelt. Galt es doch einmal, ihren in langer umsichtiger Wirksamkeit bewährten Vorstand, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Brandt, bei Beendigung seines siebenten Jahrzehnts dankbar und ehrend zu grüßen, und zum andern, den schon bei der Jubiläumstagung in Goslar 1935 vorbereiteten Wechsel im Vorsitz nunmehr stattfinden zu lassen. Nach den Eröffnungsworten überbrachte der Prorektor, Prof. Dr. Neumann, die Grüße und Wünsche der Universität und Stadtkämmerer Dr. Clasen den Willkommen der Stadt. Für den Göttinger Geschichtsverein sprach Stadtarchivdirektor Dr. van Kempen. Dankesworte des Vorsitzenden leiteten hin zu dem Rückblick über die Tätigkeit der Kommission im allgemeinen und während des verflossenen Geschäftsjahres im besondern. Als neue Patrone wurden begrüßt Prinz Wolrad zu Schaumburg-Lippe und Dr. Ing. E. h. Oskar Wolff-Walserode. Ehrender Nachruf ward zuteil den lezthm verstorbenen Mitgliedern: Studienrat Dr. Karl Hoyer-Oldenburg und Prof. Dr. Adolf Hasenclever-Göttingen.

In Vertretung des abwesenden Schatzmeisters erstattete der Schriftführer, Bibliotheksdirektor Dr. May-Hannover, den Kassenbericht. Die Jahresrechnung schließt zwar mit einem günstigen Bestand ab, dieser ist aber schon für bald zu erwartende erhebliche Anforderungen infolge des nahen Abschlusses größerer Unternehmungen von vorn herein belegt. Die Einnahmen beliefen sich bei den einzelnen Titeln auf: 17 818,59 RM Vortrag aus dem Vorjahre; 5460.— RM Beiträge der Stifter; 4020.— RM Beiträge der Patrone; 10 965,52 RM andere Einnahmen (Sonderbeihilfen für einzelne Unternehmungen, Zinsen u. a.); 941,20 RM aus dem Verkauf von Veröffentlichungen. Die Ausgaben verteilten sich auf: 1360,01 RM Verwaltungskosten; 4049,11 RM für das Niederländische Jahrbuch; 2437.— RM für die Biblio-

graphie der Niedersächsischen Geschichte; 3314,71 RM für den Historischen Atlas Niedersachsens; 98.— RM für den Geschichtlichen Handatlas; 2304,93 RM für die Renaissanceschlösser; 150.— RM für die Regesten der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; 44,40 RM für die Matrikeln niedersächsischer Hochschulen; 4,99 RM für die Niedersächsische Biographie; 842,45 RM für den Briefwechsel von Justus Möser; 4336,02 RM für die Geschichte Hannovers im Zeitalter der IX. Kur; 594,41 RM für die Bauernstudienforschung. Die Abrechnungen sind sachungsgemäß geprüft und mit den Büchern und Belegen in Ordnung befunden worden. Der Vorstand dankte der Kassenführung, der die Versammlung Entlastung erteilte.

über den Stand der

wissenschaftlichen Unternehmungen

wurde sodann in den einzelnen Berichten folgendes vorgetragen:

1. über das Niedersächsische Jahrbuch für Landesgeschichte berichtete dessen Schriftleiter Staatsarchivar Dr. Schnath-Hannover und legte den außergewöhnlich starken Band 14 vor, der mit den Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte Nr. 11 im November 1937 erschienen ist. Trotz des starken Umfangs ist der Band bei einer erhöhten Auflage von 950 bereits in 802 Stücken abgesetzt, worin sich allerdings in erster Linie die gewachsene Mitgliederzahl des Historischen Vereins für Niedersachsen (durch Eingliederung des stadthannoverschen Geschichtsvereins) auswirkt. Bedauerlicherweise ist der erwartete Schluß des Aufsatzes von F. Thimme „Bismarck und Hannover“ (vgl. Nieders. Jahrb. 1935, S. 186—294) auch diesmal nicht erschienen und trotz einer diesbezüglichen Erklärung des Verfassers (Jahrb. 14, S. 345) auch im Jahrbuch 1938 nicht zu erwarten¹. Erstmals konnte ein besonderer Anhang „Die Archivpflege“ herausgebracht werden, worin dieser neue wichtige Zweig provinzieller Kulturarbeit hinfort durch Abdruck von Richtlinien und Berichten gefördert werden soll.

Anfang Dezember 1937 ist die Bibliographie der Niedersächsischen Geschichte für die Jahre 1908—1932 endlich erschienen, bearbeitet von Bibliotheksdirektor Dr. Busch, der der Versammlung in anziehender und launiger Weise von seinen Erfahrungen, seinen mannigfachen Nöten und Bedrängnissen zu erzählen wußte. Der außerordentlich rege Absatz, den das Werk schon gefunden hat, beweist, daß hier ein dringendes Bedürfnis vorlag. Die Fortsetzung für die Jahre 1933—37 ist in Vorbereitung.

2. Die verschiedenen Arbeiten am Historischen Atlas für Niedersachsen erläuterte ebenfalls Dr. Schnath in eindrucksvollem Überblick.

¹ Inzwischen ist Herr Bibliotheksdirektor a. D. Dr. Thimme einem Unfall in den Bergen zum Opfer gefallen. Vgl. den Nachruf auf S. 214 ff. dieses Jahrbuches.

a) In den „Studien und Vorarbeiten“ erschien Anfang 1938 als Heft 17 die Arbeit von Dr. Willy Moormeyer über die Grafschaft Diepholz. Die wünschenswerte Fortführung der Reihe hängt ganz vom Einfluß neuer Arbeitskräfte ab. Es wird erhofft, daß demnächst eine historisch-geographische Untersuchung des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel bzw. des nördlichen Harzvorlandes in Angriff genommen werden kann.

b) Von der Historisch-statistischen Grundkarte wurden diesmal nur 72 Blätter (im Vorjahre 222) abgesetzt.

c) Von der Lichtdruckausgabe der Topographischen Landesaufnahme des Kurfürstentums Hannover wurden 315 Blatt (im Vorjahre 333) verkauft. Neudrucke erschienen von den Blättern 75 Syke, 76 Bruchhausen, 94 Rienburg. Eine gleichfalls vorbereitete Neuauflage der vergriffenen Blätter 130 Hameln, 131 Lauenstein, 144 Hardegen und 149 Göttingen wird in Bälde erscheinen.

d) Die Karte Niedersachsens um 1780, Landschaftsbild und Verwaltungsgebiete, von Dr. Josef Prinz, ist nach langen Bemühungen endlich im Frühjahr 1938 in einer ersten Lieferung von vier Doppelblättern (Norden-Jever, Emden-Oldenburg, Meppen-Cloppenburg, Bentheim-Osnabrück) herausgekommen. Der Ladenpreis für die gesamte Lieferung ist auf 7,50 RM, für das Einzelblatt auf 2.— RM festgesetzt worden. Für den Absatz entscheidend ist es, ob es gelingt, in den westlichen Landschaften diese Karte als unentbehrliches Hilfsmittel aller landeskundlichen Arbeit bekanntzumachen.

e) Der Geschichtliche Handatlas Niedersachsens konnte aller Anstrengungen ungeachtet bis zur Tagung nicht fertiggestellt werden. Die unliebsame Verzögerung liegt nicht an den wissenschaftlichen Bearbeitern und der zeichnerischen Fertigstellung im Archiv für Landeskunde, sondern ausschließlich an den bekannten und immer noch steigenden technischen Schwierigkeiten, mit denen die Herstellerfirma wie alle kartographischen Anstalten zu kämpfen hatte. Das Erscheinen darf jedoch zum Winter erwartet werden.

Der Atlas wird nach dem nunmehr endgültigen Anordnungsplan 114 Karten umfassen, und zwar 20 Haupt- und 94 Nebenkarten. 5 Karten stellen die Landesnatur (Prof. Dr. Brüning) dar, 24 die Ur- und Frühgeschichte (Prof. Dr. Jacob-Friesen), 45 die staatliche Raumentwicklung (Dr. Schnath), 40 die Entwicklung der siedlungs-, wirtschafts-, verkehrs- und geistesgeschichtlichen Verhältnisse (Prof. Dr. Dörries).

f) Ein Geschichtliches Ortsnamenverzeichnis Niedersachsens, das gleichzeitig ein Wüstungsregister einschließt, ist schon seit alters ein Anliegen der historisch-geographischen Forschung und war auch in der Dörries-Schnathschen Atlas-Denkschrift von 1932 als solches vorgesehen. Da sich in Staatsarchivrat Dr. Ulrich-Hannover ein erfahrener Bearbeiter für den Bereich des alten Hochstifts Sildesheim gefunden hat, soll dort zunächst die Arbeit begonnen und

baldigst auch an anderen Stellen in Gang gebracht werden. Ein Untersuchungsausschuß wird die Richtlinien für das neue Unternehmen herausstellen.

3. Der erhoffte Abschluß der Drucklegung der zweiten Hälfte des Textbandes zu den Renaissanceeschlössern Niedersachsens konnte von Museumsdirektor Dr. Reukirch-Celle leider nicht erreicht werden, da infolge neuer Forschungsergebnisse über Erwarten eingreifende Umarbeitungen und Erweiterungen notwendig wurden und infolge eines Unfalls die Arbeit kurze Zeit unterbrochen werden mußte. Der Satz der beiden letzten Abschnitte (3 Bogen) ist indes begonnen und soll zusammen mit der Anfertigung des Registers im Laufe des Sommers 1938 beendigt werden können.

4. Die Arbeit am Niedersächsischen Städteatlas hat geruht, wird aber, so bald wieder Mittel für das Unternehmen verfügbar sein werden, weitergeführt werden, da sich Bearbeiter für verschiedene Städte schon erboten haben.

5. Die Regesten der Erzbischöfe von Bremen konnten nicht in dem gewünschten Maße gefördert werden, da der Bearbeiter, Staatsarchivassessor Dr. Möhlmann-Hannover, durch ein Augenleiden in seiner Arbeitskraft sehr behindert war. Erst seit Beginn 1938 war wieder eine regelmäßige Arbeit möglich.

6. Auch die Arbeit an den Regesten der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg ließ sich im abgelaufenen Jahre infolge plötzlicher Einspannung von Staatsarchivassessor Dr. Dröggereit-Hannover in die Schulungsarbeit einer Parteigliederung nicht im vorgesehenen Maße durchführen. Immerhin wurden mehrere Urkundensammlungen ausgeschöpft und zahlreiche Ergänzungen ermittelt.

7. Die Arbeiten an der Geschichte der Klosterkammer ruhen, da noch kein neuer Bearbeiter gewonnen werden konnte.

8. Von den Matrikeln niedersächsischer Hochschulen ist die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734—1837, bearbeitet von Bibliothekar Dr. Götz von Selle, zum Universitätsjubiläum ausgeliefert worden.

9. Bei der in den letzten Jahren infolge fehlender Bearbeiter in Stillstand geratenen Niedersächsischen Biographie ist es Bibliotheksdirektor Dr. May-Hannover zu Beginn 1938 gelungen, die Arbeit für die eine Abteilung, die „Niedersächsischen Lebensbilder“ aufzunehmen. Für den ersten Band hat er eine Reihe von Persönlichkeiten des 19. und 20. Jahrhunderts zusammengestellt, die sich auf den gesamten Bereich der Kommission verteilen. Es sollen vor allem auch Männer des praktischen Lebens berücksichtigt werden, Vertreter aus Bauerntum und Handwerk, aus Handel und Gewerbe, die i. a. seltener und nicht so bald eine Darstellung ihrer Lebensleistung zu finden pflegen wie die Angehörigen wissenschaftlicher Berufe. Die Werbung von Bearbeitern hat erfolgreich eingesetzt, so daß, wenn die gegebenen Versprechungen gehalten werden, wohl in Jahresfrist der Satz eines ersten Bandes vorgenommen werden kann.

Auch die weitere Bearbeitung der anderen Abteilung, des Biographischen Handbuches für Niedersachsen steht in Aussicht, die Bibliotheksdirektor Dr. Busch-Hannover zu übernehmen sich bereit erklärt hat.

10. Von dem Volkstumsatlas von Niedersachsen konnte die von Museumsdirektor Dr. Pfeiler-Hannover eben eingereichte dritte Lieferung vorgelegt werden. Sie enthält Karten und Texte zu folgenden volkswissenschaftlichen Erscheinungen:

14. Welcher Wochentag gilt als Unglückstag?
15. Rinderfchreck im Korn- und Erbsenfelde.
16. Spökenkieker und Zweites Gesicht, eine besonders für Niedersachsen bezeichnende Erscheinung.
17. Martinsumzüge.
18. Volkstrachten um 1900—1910.

In dieser Lieferung ist es gelungen, eine Reihe wichtiger Erscheinungen des Volksglaubens und Volksbrauches kartographisch muster-gültig vorzuführen und durch eine Darstellung aus der Sachkunde, nämlich eine Landkarte und eine prachtvolle Farbentafel der Volkstrachten, zu ergänzen.

Für die vierte Lieferung, deren Erscheinen für den Herbst 1938 in Aussicht genommen wird, sind folgende Karten vorgesehen:

19. Rinderbringer.
20. Mann im Mond.
21. Formen des täglichen Brotes.
22. Nikolausfeier.
23. Siebelzierden.

11. Die Drucklegung des Briefwechsels von Justus Möser ist in günstigem Fortschreiten. Die noch zu leistenden Arbeiten des jetzigen Bearbeiters, Staatsarchivassessor Dr. Beins-Osnabrück, sind inzwischen erledigt bis auf den Orts- und Personenweiser; auch dieser wird bald fertig sein, so daß das Buch wohl im Spätherbst dieses Jahres fertig vorliegen wird. Es wird rund 285 Briefe von und an Möser enthalten.

12. Der kurz vor der Tagung fertiggestellte erste Band der Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674—1714 wurde der Versammlung vom Verfasser, Staatsarchivar Dr. Schnath, vorgelegt, der in längeren Ausführungen die Entstehung und Anlage des Werkes erläuterte. Der mehr als 800 Seiten starke, bis 1692 reichende Band ist das Ergebnis etwa zehnjähriger Forschungen in den Archiven von Hannover, Berlin, Wien, Dresden, Wolfenbüttel, London, Paris, Kopenhagen, Stockholm u. a. m. und verarbeitet rund 1100 Aktenstücke, die aufeinandergelegt einen Turm von etwa 55 m Höhe bilden würden. Nur 50 der allerwichtigsten Dokumente sind im Aktenanhang abgedruckt; der übrige Stoff ist unter sehr sorgfältiger Ausgestaltung der

Anmerkungen (etwa 3500) in die Darstellung hineingearbeitet. Ein Personen- und Ortsnamenverzeichnis mit etwa 8000 Einzelangaben ist beigelegt. Wann und in welcher Weise der Schlußband des Werkes herausgebracht werden kann, läßt sich zur Zeit noch nicht sicher übersehen.

13. Der zweite Band des Urkundenbuches von Saldern, bearbeitet von Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend-Hannover, wird in nächster Zeit zum Druck befördert werden.

14. Bei der Bauernforschung haben leider die Hemmungen und Schwierigkeiten sachlicher und persönlicher Art angehalten. Besser als im Regierungsbezirk Hildesheim, wo Studienrat Hueg nur wenig vorwärtsgekommen ist, konnte in Regierungsbezirk Hannover die Arbeit gefördert werden. Hier hat Dr. Probst namentlich im Bereich der alten Grafschaft Hoya und Diepholz unter tätiger Anteilnahme von Mitarbeitern durchweg bäuerlichen Standes erfreuliche Fortschritte erzielt. In einer neuen Schriftenreihe „Bauernforschungen“ sollen die Ergebnisse dieser leider nur langsam fortschreitenden Forschung herausgegeben werden. Als Heft 1 ist die von der Kommission unterstützte Arbeit von H. Hüner über das Bauerntum an der mittleren Aller übernommen, als Heft 2 wird eine Untersuchung von F. Sander über Dorste im Kreis Osterode als ein sehr lehrreiches Beispiel aus dem südhannoverschen Realteilungsgebiet erscheinen.

Nach der Berichterstattung über die Arbeiten des letzten Jahres wurden als neue Mitglieder gewählt die Herren: Prof. Dr. Siegfried Raehler, Stadtarchivdirektor Dr. Wilhelm van Kempen, Pastor Albrecht Saathoff und Bibliothekar Dr. Götz von Selle, sämtlich in Göttingen; aus Hannover Provinzialkonservator Dr. Hermann Deckert, Museumsdirektor Dr. Ferdinand Stuttmann und Oberst a. D. Dr. h. c. Bernhard Schwertfeger. Der Ausschuß wurde ergänzt durch Prof. Dr. Hans Mortensen und Prof. Dr. Percy Ernst Schramm-Göttingen.

Sodann fand die feierliche Abgabe des Voritzes statt. Geh.rat Prof. Dr. Brandi bezeugte in längeren Darlegungen noch einmal seinen Dank dem Landeshauptmann der Provinz, Herrn Dr. Geßner, und dem Ersten Schatzrat, Herrn Dr. Hartmann, für das ihm in außerordentlichem Maße stets gewährte Vertrauen und alle weitgehende Unterstützung, die den von der Kommission geleisteten Dienst an der Heimat neu begründet und befestigt habe. In vollem Einvernehmen mit der Provinzialverwaltung und den übrigen Stiftern wie mit dem Ausschuß sei die Frage der Nachfolgerschaft geregelt worden, für die schon gelegentlich der 25. Gründungstagung der in der allgemeinen Geschichtsforschung und in der Kommissionsarbeit seit langem rühmlichst bewährte Staatsarchivar Dr. Schnath-Hannover ausersehen sei. Ihm wurde nunmehr mit Handschlag der Vorstand übergeben. Dr. Schnath dankte seinerseits für die ihm mit der Übertragung dieses schweren Amtes bewiesene hohe Ehre. Er hoffe, das Vertrauen durch seine Amtsführung zu rechtfertigen, für die er die Richtlinien in klaren, mit

starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen aufzeigte. Ferner teilte er mit, daß man beschlossen habe, die Verdienste des Gründers und ersten Vorsitzenden durch Ernennung zum Ehrenvorsitzenden noch besonders zu würdigen. Dieser Beschluß wurde von der Versammlung durch allseitigen Beifall bestätigt, nicht minder der Dank unterstrichen, den Erster Schatzrat Dr. Hartmann namens der Provinz und der übrigen Stifter dem scheidenden Vorstand überbrachte. Er gab der ungeminderten Anerkennung für die hohen Leistungen der Kommission Ausdruck und verband damit den Wunsch für eine weitere gute Zusammenarbeit. Als letzte der geschäftlichen Mitteilungen erfolgte die Bekanntgabe, daß für Prof. Dr. Entholt-Bremen den Platz des Stellvertreters des Vorstandes Landesarchivdirektor Dr. Lübbing-Oldenburg eingenommen habe und als Tagungsort für 1939 Hameln ausersehen sei. Hieran schloß sich noch ein Vortrag an, in dem Museumsdirektor Dr. Neukirch-Celle einige Ausschnitte aus seinen nun hoffentlich bald zu glücklichem Ende geförderten Werke über die Renaissanceeschlößer Niedersachsens an Hand von Lichtbildern erläuterte. —

Den Ausklang der Tagung bildete wieder eine Kraftwagenfahrt in die benachbarte Landschaft. Am Freitagmorgen fuhr eine stattliche Teilnehmerzahl durch das in leuchtendem Grün leuchtende Niemetal nach Bursfelde, wo ein kurzer Vortrag von Prof. D. S. Dörries in trefflicher Weise in die Geschichte des Klosters einführte. Die Weiterfahrt unterbrach in Münden ein Rundgang durch die Stadt und eine knappe Mittagspause. Dann gelangte man an der Werra entlang vorbei an der großen Brücke der Reichsautobahn nach Wixenhausen. Hier ließ Geh.rat Prof. Dr. Edward Schröder, langjähriges Ausschußmitglied und unermüdlicher Berater der Kommission, es sich nicht nehmen, persönlich durch die besonders sehenswerten Teile seiner Vaterstadt zu führen. Den Dank an ihn spendete Dr. Schnath hernach bei der Kaffeetafel in herzlichen Worten. Nur zu bald mußte dann die Rückfahrt nach Göttingen angetreten werden, wo man sich dankbar von den örtlichen Betreuern der Tagung trennte, um mit den Abend-M.

Historische Kommission

für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe u. Bremen.

Verzeichnis

der Stifter, Patrone, des Vorstandes und Ausschusses sowie der Mitglieder

nach dem Stand vom 1. Oktober 1938.

Stifter:

Der Provinzialverband von Hannover, Hannover.
Die Oldenburgische Staatsregierung, Oldenburg i. O.
Die Braunschweigische Staatsregierung, Braunschweig.
Die Schaumburg-Lippische Staatsregierung, Bückeburg.
Der Senat der Freien Hansestadt Bremen, Bremen.
Der Historische Verein für Niedersachsen, Hannover.
Der Braunschweigische Geschichtsverein, Wolfenbüttel.
Der Verein für Geschichte u. Landeskunde von Osnabrück, Osnabrück.

Patrone:

S. R. H. Herzog Ernst August zu Braunschweig u. Lüneburg, Blankenburg a. S.
S. Durchl. Prinz Wolrad zu Schaumburg-Lippe, Bückeburg.
Werkbesitzer Heinz Appel, Hannover.
Die Landschaft f. d. Fürstentum Ostfriesland, Aurich.
S. Eminenz Fürsterzbischof Kardinal Dr. Bertram, Breslau.
Der Oberbürgermeister, Braunschweig.
Die Braunschweigische Ritterschaft, Wolfenbüttel.
Die Braunschweigische Staatsbank, Braunschweig.
Die Handelskammer, Bremen.
Das Staatsarchiv, Bremen.
Die Landschaft des Fürstentums Lüneburg, Celle.
Der Oberbürgermeister, Celle.
Die Ritterschaft des Fürstentums Lüneburg, Celle.
Die Stiftungsbücherei beim Oberlandesgericht Celle.
Das Oberbergamt, Clausthal.
Der Bürgermeister, Einbeck.
Der Verein für Geschichte der Stadt Einbeck, Einbeck.
Die Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer, Emden.
Graf von Görz, Schloß Wrisbergholzen, Bez. Hildesheim.
Der Oberbürgermeister, Göttingen.
Der Verein f. Geschichte Göttingens, Göttingen.
Die Bedekindsche Preisstiftung an der Universität Göttingen.
Der Oberbürgermeister, Goslar.
Die Bibliothek der Freien und Hansestadt Hamburg.
Das Staatsarchiv Hamburg.
Der Oberbürgermeister der Hauptstadt Hannover.
Die Landschaftliche Brandkasse, Hannover.

Die Industrie- und Handelskammer, Hannover.
Die Klosterkammer, Hannover.
Die Niedersächsische Landesbank, Hannover.
Der Oberfinanzpräsident, Hannover.
Das Landeskirchenamt, Hannover.
Der Oberbürgermeister, Hildesheim.
Verlagsbuchhändler August Lax, Hildesheim.
Rittergutsbesitzer G. v. Lenthe, Alt-Schwarmstedt, Hann.
Die Stadtbibliothek Lünebeck.
Der Oberbürgermeister, Lüneburg.
Der Museumsverein f. d. Fürstentum Lüneburg, Lüneburg.
Baron Hans von Lüneburg, Bathlingen.
Der Heimatbund der Männer vom Morgenstern, Bremerhaven.
Der Regierungspräsident, Osnabrück.
Landschaftsrat Georg von Reden, Reden.
Professor Dr. E. Rütger, Bergedorf b. Hamburg.
Pastor S. Rütger, Harburg-Wilhelmsburg.
Dr. jur. Ernst Enno Russell, Hohenborn, Post Zierenberg.
Der Kreisauschuß der Grafschaft Schaumburg, Rinteln/Weser.
Gutsbesitzer F. Scheidemann, Ballenhausen, Post Obernjesa.
Der Geschichts- u. Heimatverein, Stade.
Die Ritterschaft des Herzogtums Bremen, Stade.
Beh. Kommerzienrat Dr. Stalling, Oldenburg i. O.
Der Bürgermeister, Ulfen.
Der Harzverein für Geschichte und Altertumskunde, Bernigerode/Harz.
Der Oberbürgermeister, Wilhelmshaven.
Werkbesitzer Dr. h. c. Oskar Wolff, Walsrode.

Vorstand und Aushuß:

Beh. Reg.-Rat Prof. Dr. Brandt, Göttingen, Ehrenvorsitzender.

Vorstand:

Staatsarchivdirektor Dr. Schnath, Hannover, Vorsitzender.
Archivdirektor Dr. Lübbling, Oldenburg i. O., stellvertretender Vorsitzender.

Aushuß:

Vertreter der Stifter:

Landeshauptmann Dr. Geßner, Hannover.
Erster Schatzrat Dr. Hartmann, Hannover.
Archivdirektor Dr. Lübbling, Oldenburg i. O.
Oberregierungsrat Dr. Meyer, Bückeburg.
Staatsarchivdirektor Dr. Prüfer, Bremen.
Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Grotesend, Hannover.
Archivdirektor i. R. Dr. Voges, Wolfenbüttel.
Oberstudienrat Dr. Schirmeyer, Osnabrück.

Gewählte Mitglieder:

Generaldirektor Dr. Brandes, Hannover, Schatzmeister.
Bibliotheksdirektor Dr. May, Hannover, Schriftführer.
Professor Dr. Brüning, Hannover.
Professor Dr. Entholt, Staatsarchivdirektor i. R., Bremen.
Museumsdirektor Prof. Dr. Jacob-Friesen, Hannover.
Rittergutsbesitzer G. v. Lenthe, Alt-Schwarmstedt/Hann.

Professor Dr. Mortensen, Göttingen.
Pastor Dr. Reimers, Spiekeroog.
Professor Dr. Schramm, Göttingen.
Archivdirektor Dr. Dr. Spieß, Braunschweig.

Altmitglieder:

Geheimer Archivrat Dr. Krusch, Staatsarchivdirektor i. R.,
Hannover.
Stadtarchivdirektor i. R. Prof. Dr. Mack, Braunschweig.
Geheimrat Prof. Dr. P. J. Meier, Braunschweig.
Geheimrat Prof. Dr. Edward Schröder, Göttingen.

Mitglieder:

Baasch, Ernst, Dr. phil. et rer. pol., Bibliotheksdirektor i. R., Frei-
burg i. Br.
Becker, Karl, Dr., Regierungsbaurat, Goslar.
Beins, Ernst, Dr., Archivassessor, Osnabrück.
Beutin, Ludwig, Dr., Studienrat, Bremen.
Boedeker, Ernst, Geh. Regierungsrat, Hannover.
Boehn, Otto von, Stadtarchivar, Celle.
Borchers, Karl, Dr., Studienrat, Direktor d. Stadtarchivs, Goslar a. S.
Borchling, Konrad, Dr., o. Universitätsprofessor, Hamburg.
Bornhardt, Wilhelm, Dr., Berghauptmann i. R., Goslar a. S.
Brandi, Karl, Dr., D. litt. h. c., o. Universitätsprofessor, Geh. Reg.-
Rat, Göttingen.
Brauch, Albert, Dr. phil., Hannover.
Brenneke, Adolf, Dr., Staatsarchivdirektor, Berlin-Friedenau.
Brüning, Kurt, Dr., Prof., Stiefelholz, b. Wunstorf.
Büttner, Ernst, Dr., Oberstudienrat, Hannover.
Burchard, Mag, Dr. jur., Oberregierungsrat, Hannover.
Busch, Friedrich, Dr., Direktor d. Stadtbibliothek, Hannover.
Cappelle, Richard, Dr., Studienrat, Wesermünde-L.
Dekert, Hermann, Dr., Landeskonservator, Hannover.
Dörries, Hans, Dr., o. Universitätsprofessor, Münster i. W.
Dolfen, Christian, Domvikar, Osnabrück.
Eggers, Albert, Dr., Staatsarchivrat i. R., Aurich. †
Ellissen, Otto Adolf, Dr., Studienrat i. R., Einbeck.
Engelke, Bernhard, Dr., Senator, Stadtrat i. R., Hannover.
Entholt, Hermann, Prof. Dr., Staatsarchivdirektor i. R., Bremen.
Fahlbusch, Otto, Dr., Museumsdirektor, Göttingen.
Feilichsch, Freiherr von, Staatsminister i. R., Bückeburg.
Feise, Wilhelm, Studienrat i. R., Prof. Dr. h. c., Einbeck.
Fick, Richard, Prof. Dr., Bibliotheksdirektor i. R., Göttingen.
Fink, Erich, Dr., 1. Staatsarchivrat i. R., Osnabrück.
Fink, August, Dr., Museumsdirektor, Braunschweig.
Fuhse, Franz, Prof. Dr., Museumsdirektor i. R., Braunschweig,
Gebauer, Johannes Heinrich, Prof. Dr., Studienrat u. Stadtarchivar
i. R., Hildesheim.
Grieser, Rudolf, Dr., Staatsarchivrat, Hannover.
Grohne, Ernst, Dr., Museumsdirektor, Bremen.
Grosse, Walthar, Dr., Amtsgerichtsrat, Wernigerode.
Grotfend, Otto, Dr., Staatsarchivdirektor i. R., Hannover.
Gummel, Hans, Dr., Museumsdirektor, Osnabrück.
Sagedorn, Anton, Dr., Staatsrat i. R., Hamburg.

- Hartmann, Wilhelm, Mittelschulrektor, Hildesheim.
 Hennecke, Edgar, D. Dr., Pfarrer, Göttingen.
 Herbst, Hermann, Dr., Bibliotheksrat, Wolfenbüttel.
 Herse, Wilhelm, Dr., Bibliotheksdirektor, Wolfenbüttel.
 Holsten, Rektor, Stade.
 Huel, Adolf, Studienrat, Kreisheimatpfleger, Northeim.
 Jacob-Friesen, Carl Hermann, Prof. Dr., 1. Direktor des Landes-
 museums und Landesarchäologe, Hannover.
 Jesse, Wilhelm, Dr., Direktor des Städt. Museums, Braunschweig.
 Kähler, Siegfried, Dr., o. Universitätsprofessor, Göttingen.
 Kempen, Wilhelm van, Dr., Stadtarchivdirektor, Göttingen.
 Kindervater, Josef, Dr., Bibliotheksdirektor, Münster i. W.
 Kochs, Ernst, Lic., Pastor, Emden.
 Kramer, Otto, Dr., Studienrat, Braunschweig.
 Kreßschmar, Johannes, Dr., Staatsrat, Lübeck.
 Krieg, Martin, Dr., Stadtarchivar, Minden i. W.
 Krusch, Bruno, Dr., Staatsarchivdirektor i. N., Geh. Archivrat, Han-
 nover. †
 Lange, Karl, Dr., Studienrat, Braunschweig.
 Lauffer, Otto, Prof. Dr., Museumsdirektor, Hamburg.
 Lehe, Erich von, Dr., Archivrat, Hamburg.
 Leonhardt, Karl Friedrich, Dr., Stadtarchivdirektor, Hannover. †
 Lonke, Alwin, Professor, Bremen-Burg.
 Lübbling, Hermann, Dr., Landesarchivdirektor, Oldenburg i. O.
 Lüders, Wilhelm, Dr., Studienrat, Harzburg.
 Mack, Heinrich, Professor Dr., Archivdirektor i. N., Braunschweig.
 Magunna, Oswald, Landesoberbaurat i. N., Hannover-Kirchrode. †
 Maßberg, Karl, Mittelschullehrer, Wolfenbüttel.
 May, Otto Heinrich, Dr., Bibliotheksdirektor, Hannover.
 Meier, Paul Jonas, Dr., Museumsdirektor i. N., Geh. Hofrat, Braun-
 schweig.
 Menge, Paul, Dr., Oberstudiendirektor i. N., Hannover.
 Meyer, Gerhard, Dr., Bibliotheksrat, Hannover.
 Meyer, Philipp, Landeskirchenrat, Pastor, Adelebsen b. Göttingen.
 Mortensen, Hans, Dr., Universitätsprof., Göttingen.
 Neukirch, Albert, Dr., Museumsdirektor, Celle.
 Nirnheim, Dr., Direktor d. Staatsarchivs i. N., Hamburg.
 Ottenjann, Heinrich, Dr., Studienrat, Kloppenburg.
 Pefler, Wilhelm, Dr., Museumsdirektor, Hannover.
 Plettke, Friedrich, Museumskonservator i. N., Wesermünde-G.
 Pröve, Heinrich, Prof. Dr., Kreis Schulrat, Celle.
 Prüfer, Friedrich, Dr., Staatsarchivdirektor, Bremen.
 Reimers, Heinrich, Dr., Pastor, Spiekerooog.
 Reinecke, Wilhelm, Dr., Stadtarchivar u. Museumsdirektor i. N.,
 Lüneburg.
 Rossmann, Reinhard, Dr. med. vet. h. c., Landrat i. N., Hannover.
 Rother, Hermann, Dr., Ministerialrat, Münster i. W.
 Rühning, Gustav, Prof. Dr., Geh. Studienrat i. N., Oldenburg i. O.
 Saathoff, Albrecht, Pastor, Göttingen.
 Schecker, Heinz, Dr., Oberstudienrat, Bremen.
 Schirmeyer, Ludwig, Dr., Oberstudienrat, Osnabrück.
 Schnath, Georg, Dr., Staatsarchivdirektor, Hannover.
 Schramm, Percy Ernst, Dr., o. Universitätsprofessor, Göttingen.
 Schröder, Edward, Dr., o. Universitätsprof., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.

- Schroller, Hermann, Dr., Museums-Kustos, Hannover.
Schübeler, Paul, Oberstudienrat, Wesermünde.
Schwertfeger, Bernhard, Oberst, Dr. h. c., Hannover.
Seedorf, Wilhelm, Prof. Dr., Göttingen.
Selle, Götz von, Dr., Bibliotheksrat, Göttingen.
Sidentopf, Paul, Vermessungsdirektor i. R., Hannover.
Smidt, Wilhelm, Dr., Staatsarchivdirektor, Osnabrück.
Specht, Heinrich, Rektor, Nordhorn (Grafsch. Bentheim).
Spieß, Werner, Dr. jur. et phil., Archivdirektor, Braunschweig.
Stalman, Albrecht, Präsident der Klosterkammer, Hannover.
Steinacker, Karl, Prof. Dr., Museumsdirektor i. R., Braunschweig.
Stuttman, Ferdinand, Dr., Museumsdirektor, Hannover.
Tardel, Hermann, Professor, Bremen.
Tidemann, Heinrich, Prof., Studienrat, Bremen.
Ulrich, Oskar, Dr. h. c., Studiendirektor i. R., Hannover.
Vizthum, Georg Graf, Dr., o. Universitätsprof., Göttingen.
Voges, Hermann, Dr., Landeshauptarchivdirektor i. R., Wolfenbüttel.
Wagner, Fr., Prof. Dr., Stadtarchivar i. R., Göttingen.
Weidemann, Heinz, Lic. Dr., Landesbischof, Bremen.
Westerich, A., Professor, Bückeburg.
Wiebald, Robert, Amtsgerichtsrat, Bredstedt b. Husum/Solst.
Wöbken, Karl, Pastor, Sillenstede b. Jever.
Wolters, Albrecht, Dr., Pastor, Schliestedt b. Schöppenstedt.
-

Veröffentlichungen

der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig,
Schaumburg-Lippe und Bremen.

(Zu beziehen durch die Buchhandlungen, nicht durch den Verlag
oder die Geschäftsstelle!)

- I. **Renaissanceschlösser Niedersachsens.** Bearb. von Dr. Albert Neukirch und Diplom-Ing. Bernhard Riemeyer. Hannover: Selbstverlag d. Histor. Kommission (Th. Schulze's Buchhandlung). 2°.

Tafelband (84 Tafeln in Lichtdruck). Textband, Hälfte 1:
Anordnung und Einrichtung der Bauten. Von Bern-
hard Riemeyer. Mit 168 Textabbildungen. 1914.
Vergriffen.

Textband, Hälfte 2 im Druck.

- II. **Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas von Nieder-
sachsen.** Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. gr. 8°.

Heft 1. Robert Schertwatzky: Die Herrschaft Blesse. Mit
1 Karte. 1914. 4,50 RM.

Heft 2. Adolf Siedel: Untersuchungen über die Entwick-
lung der Landeshoheit und der Landesgrenze des
ehemaligen Fürstbistums Verden (bis 1686). 1915.
4,50 RM.

Heft 3. Georg Sello: Die territoriale Entwicklung des
Herzogtums Oldenburg. Mit 3 Kartenskizzen im Text,
1 Karte und einem Atlas von 12 Tafeln. 2°. 1917.
Vergriffen.

Heft 4. Fritz Mager und Walter [richtig Werner]
Spieß: Erläuterungen zum Probeblatt Göttingen
der Karte der Verwaltungsgebiete Niedersachsens um
1780. Mit 2 Karten. 1919. 4,50 RM.

Heft 5. Günther Schmidt: Die alte Grafschaft Schaum-
burg. Grundlegung der histor. Geographie des Staates
Schaumburg-Lippe und des Kreises Grafschaft Hin-
teln. Mit 2 Kartentafeln. 1920. 6,— RM.

Heft 6. Martin Krieg: Die Entstehung und Entwicklung
der Amtsbezirke im ehemaligen Fürstentum Lüneburg.
Mit 1 Kartentafel. 1922. 7,20 RM.

- Heft 7. **Georg Schnath**: Die Herrschaften Everstein, Hornburg und Spiegelberg. Grundlegung zur historischen Geographie der Kreise Hameln und Holzwinden. Mit 1 Kartentafel und 3 Stammtafeln. 1922. 6,30 RM.
- Heft 8. **Erich von Lehe**: Grenzen und Amtier im Herzogtum Bremen. Altes Amt u. Zentralverw. Bremerhörbe, Land Wursten und Gogericht Achim. Mit 3 Kartenbeilagen und Registern. 1926. 12,00 RM.
- Heft 9. **Lotte Hüttebräuer**: Das Erbe Heinrichs des Löwen. Die territorialen Grundlagen des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg. Mit 1 Ahnentafel u. 1 Kartenbeilage. 1927. 7,50 RM.
- Heft 10. **Gertrud Wolters**: Das Amt Friedland und das Gericht Leineberg. Beiträge zur Geschichte der Lokalverwaltung und des welfischen Territorialstaates in Südhannover. Mit 1 Kartentafel. 1927. 5,00 RM.
- Heft 11. **Heinrich Bröve**: Dorf und Gut im alten Herzogtum Lüneburg. Mit 9 Kartenbeilagen. 1929. 7,50 RM.
- Heft 12. **Karl Maßberg**: Die Dörfer der Vogtei Großdenkte, ihre Flurverfassung und Dorfanlage. Mit 6 Tabellen, 19 Dorfgrundrissen und 3 Karten. 1930. 7,50 RM.
- Heft 13. **H. W. Klewik**: Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums Hildesheim. Mit der Scharnhorst'schen Karte von 1798. 1932. 6,00 RM.
- Heft 14. **Werner Spieß**: Die Großvogtei Calenberg. Mit 4 Karten. 1933. 9,60 RM.
- Heft 15. **Joseph Prinz**: Das Territorium des Bistums Osnabrück. Mit 6 Karten. 1934. 12,60 RM.
- Heft 16. **Heinz Germer**: Die Landgebietspolitik der Stadt Braunschweig bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts. Mit einer farbigen Karte. **Werner Spieß**: Die Heerstraßen auf Braunschweig um 1500. 1937. 8,50 RM.
- Heft 17. **Willy Moormeyer**: Die Grafschaft Diepholz. Mit 2 Karten. 1938. 6,50 RM.

Die Preise der „Studien und Vorarbeiten“ sind wesentlich herabgesetzt. Bei Abnahme von mindestens 3 Heften tritt außerdem eine Preisermäßigung um 20 v. H., bei Abnahme der ganzen Reihe (Heft 3 ist vergriffen) um 33½ v. H. ein.

- III. **Topographische Landesaufnahme des Kurfürstentums Hannover von 1764—1786.** Lichtdruckwiedergabe im Maßstab 1 : 40000. Hannover: Selbstverlag der Historischen Kommission. 1924—1931. qu.-gr. 2°. Vertrieb durch die Buchhandlung Schmorl & v. See-

feld Nachf., Hannover 1 M, Adolf-Hitlerstraße 14. 156 Blatt. Einzelpreis 2,00 RM. (teilweise vergriffen). Übersichtskarte 1,00 RM. Begleitwort von Hermann Wagner 2,00 RM

In Lieferungen:

Neue Folge 1. Lieferung (alte 2. Lief.) Südhannover	22 Blatt, 25,00 RM
Neue Folge 2. Lieferung (alte 3. Lief.) Calenberg, Hoya, Diepholz	40 Blatt, 40,00 RM.
Neue Folge 3. Lieferung (alte 4. Lief.) Bremen = Verden	38 Blatt, 40,00 RM.
Neue Folge 4. Lieferung (alte 5. Lief.) Lüneburg Nordhälfte, Lauenburg	34 Blatt, 35,00 RM
Neue Folge 5. Lieferung (alte 6. Lief.) Lüneburg, Südhälfte	25 Blatt, 25,00 RM.
Das ganze Werk einschließlich Über- sichtsblatt und Begleitworte	165,00 RM

In neuer, verbesserter Auflage liegen vor die Blätter: 27. Harburg, 75. Syle, 76. Bruchhausen, 78. Balzrode, 83. Golenstedt, 84. Ehrenburg, 94. Nienburg, 97. Winfen (Aller), 116. Wunstorf, 129. Springe=Calenberg. Weitere Neu drucke in Vorbereitung.

Umgebungskarte von Hannover (Zusammendruck der Blätter 117, 118, 123, 124) 5,— RM.

IV. Historisch-statistische Grundkarten von Niedersachsen. Maßstab 1:100 000. Selbstverlag der Historischen Kommission. gr. 2°. 22 Blätter nebst Übersichtsblatt für Nordwestdeutschland mit Angaben der Bezugsquellen für die angrenzenden Gebiete. Zu beziehen durch die Firma Schmorl & von Seefeld, Hannover, Adolf-Hitlerstr. 14. Preis des Doppelblattes 1,— RM. (lieferbar mit und ohne topographischen Untergrund).

V. Niedersächsischer Städteatlas.

Abt. 1: Die braunschweigischen Städte. Bearb. von Paul Jonas Meier. 2. Aufl. Braunschweig, Berlin, Hamburg: Georg Westermann 1926.

Mit 17 farbigen Tafeln sowie 13 Stadtansichten und 2 Karten im Text (50 S.) 36 × 48 cm. Mappe 40,— RM.

Abt. 2: Einzelne Städte. Herausgegeben von Paul Jonas Meier u. a. — Braunschweig, Berlin, Hamburg: Georg Westermann.

Lieferung 1: Hildesheim—Hannover—Hameln. Mit 9 farbigen Tafeln sowie 6 Stadtansichten und 5 Karten im Text. 1933. 36 × 48 cm. Mappe 15,— RM.

Lieferung 2: Osnabrück—Northeim—Einbeck. Mit 6 farbigen Tafeln u. Textabb. 1935. Mappe 10,— RM.

- VII. Beiträge zum Urkunden- und Kanzleiwesen der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg im 13. Jahrhundert. Von Friedrich Busch. Teil I. Bis zum Tode Ottos des Kindes 1200—1252). Wolfenbüttel: Zul. Zwißlers Verlag in Komm. 1921. gr. 8° 3,— RM.
- VIII. Jahresberichte 1—27 über die Geschäftsjahre 1910/11—1936/37. Die Jahresberichte 2, 3, 6, 13, 14 u. 25 sind vergriffen. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle, Hannover, Am Archive 1.
- IX. Matrikeln niedersächsischer Hochschulen.
- Abt. 1: Album Academiae Helmstadiensis. Bearb. von Paul Zimmermann, Bd. 1. 1574—1636. Hannover: Selbstverlag d. Hist. Komm. 1926. (Kommissionsverlag für Deutschland: August Bag, Hildesheim, für das Ausland: Otto Harrassowitz, Leipzig.) 4° 31,50 RM.
- Abt. 2: Die Matrikel des Pädagogiums zu Göttingen 1586 bis 1734 . . . Hrsg. von Georg Giesecke und Karl Kahle. Göttingen: 1936 Dietrichsche Universitätsbuchdruckerei (W. Fr. Kaestner). 12,50 RM.
- Abt. 3: Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734—1837. Hrsg. von Götz von Selle. Text u. Hilfsband. Hildesheim u. Leipzig: August Bag. 1937. 40,— RM.
- X. Niedersächsisches Münzarchiv. Verhandlungen auf den Kreis- und Münzprobationstagen des niedersächsischen Kreises 1551 bis 1625. Bearbeitet von Max von Bahrfeldt. Halle (Saale): A. Riechmann & Co. Bd. 1. 1551—1568. 1927. 4°. 54,— RM. Bd. 2. 1569—1578. 1928. 63,— RM. Bd. 3. 1579 bis 1601. 1929. 54,— RM. (Der Schluß-Bd. 4 ist nicht von der Kommission herausgegeben!)
- XI. Regesten der Erzbischöfe von Bremen. Von Otto Heinrich Man. Bd. I (bis 1306). Hannover: Selbstverlag der Hist. Kommission. Kommissionsverlag: Arthur Geist Verlag (vormals G. Winters Buchhandlung Fr. Quelle Nachf.) Bremen. Liefg. 1 (bis 1101) 1928. 4°. 8,— RM. Liefg. 2 (bis 1306) 1933. 26,— RM. Liefg. 3 (Schluß) 1937. 6,— RM.
- XII. Vor- und nachreformatorische Klosterherrschaft und die Geschichte der Kirchenreformation im Fürstentum Calenberg-Göttingen. Von Ad. Brenneke. (Geschichte des hannoverschen Klosterfonds. Erster Teil: die Vorgeschichte.) 2 Halbbände. Hannover: Helwingsche Verlagsbuchhandlung 1928 und 1929. 4°. Geheftet 12,— RM., geb. Halbl. in 1 Bd. 16,— RM., in 2 Bdn. 18,— RM.

- XIII. **Urkunden der Familie v. Salbern**, bearb. von Otto Grotefend. Bd. 1. 1102—1366. Hildesheim u. Leipzig: August Bag. 1932. 4^o. 18,— RM. Bd. 2: 1366—1500. Hildesheim und Leipzig: August Bag 1938. 4^o. 20,— RM.
- XIV. **Niedersächsischer Volkskundeatlas**, bearbeitet von Wilhelm Pfeiler. Diefg. 1: Braunschweig: Georg Westermann. 1933. 2^o. 6,— RM. Diefg. 2. 1936. 6,— RM. Diefg. 3. 1937. 6,— RM.
- XV. **Paul Zimmermann: Der schwarze Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig**. Mit 11 Abb. auf 10 Taf. Hildesheim u. Leipzig: August Bag 1936. 4,— RM.
- XVI. **Bibliographie der niedersächsischen Geschichte für die Jahre 1908—1932**. Von Friedrich Busch. Hildesheim u. Leipzig: August Bag 1937. 12,80 RM. Für Mitglieder der der Kommission angeschlossenen Vereine 9,60 RM.
- XVII. **Karte von Niedersachsen um 1780**. Landschaftsbild und Verwaltungskarte 1: 200 000. Lieferung 1 (4 Doppelblätter). Entwurf und Zeichnung von Joseph Prinz. Hannover 1938 (Schmorl & v. Seefeld). Mit Begleittext 7,50 RM. Einzelblatt 2,— RM.
- XVIII. **Georg Schnath: Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674—1714**. Bd. 1. 1674—1692. Hildesheim u. Leipzig: August Bag 1938. br. 19,50; geb. 24,50 RM.
- XIX. **Bauerntumsforschungen**. Hildesheim und Leipzig: August Bag.
- Bd. 1. **Harald Hüner: Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen des Bauerntums in der Landschaft der mittleren Aller von etwa 1880 bis 1932**. 1937. 3,60 RM.
- Bd. 2. **Friedrich Sander: Wesen und Wandlung des Bauerntums in Dorfte (Kr. Osterode am Harz) in der Zeit von 1880 bis 1932**. 1938. 2,40 RM.
- XX. **Geschichtlicher Handatlas Niedersachsens** (im Druck).
- XXI. **Justus Möser, Briefe**. Herausgegeben von Ernst Beins und Werner Pleister, Osnabrück: J. Schöningh (in Kommission). (Im Druck).

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. (Mit: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte.) (Neue Folge der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen.) Band 1 ff. Hildesheim, August Bag, 1924 ff. 8^o. Band 1: vergriffen, Band 2—4: je 4,50 RM., Band 5: 5,40 RM., Band 6: 6,30 RM., Band 7: 6,30 RM., Band 8: 7,— RM., Band 9: 7,— RM., Band 10: 6,— RM., Band 11: 6,— RM., Band 12: 6,— RM., Bd. 13: 6,— RM.

Von den Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas von Niedersachsen ist Heft 3 (Sello: Die territoriale Entwicklung des Herzogtums Oldenburg) vergriffen. Das Heft wird mit oder ohne Atlas von der Historischen Kommission oder dem Verlag (Wandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) zurückgekauft. Angebote erbeten!

Historischer Verein für Niedersachsen zu Hannover.

103. Vereinsjahr 1937/38.

Jahresbericht.

Der Mitgliederbestand betrug am Schluß des vorigen Vereinsjahrs 549. Ausgeschieden sind 23, darunter durch Tod 5, und eingetreten sind 27, so daß am Schluß dieses Geschäftsjahres 553 Mitglieder vorhanden sind.

Vorträge sind gehalten:

1. am 21. 10. 37 von Museumsdirektor Dr. Beßler = Hannover: „Vom Schmuck in Niedersachsen und Friesland“ (mit Lichtbildern)
2. am 18. 11. 37 von Staatsarchivar Dr. Grieser = Hannover: „Lothar von Supplinburg, deutscher Kaiser, ein Sohn unserer Heimat.“ (Zu dessen 800. Todestag am 4. Dezember 1937.)
3. am 9. 12. 37 von Staatsarchivdirektor Dr. Schmidt = Osnabrück: „Vom Nachrichtenverkehr des Mittelalters, unter besonderer Berücksichtigung Niedersachsens.“
4. am 20. 1. 38 von Studentat Dr. Beyer = Hannover: „Hannovers Straßennamen.“
5. am 17. 2. 38 von Dr. Drögereit = Hannover: „Niedersachsen und England im Mittelalter.“ (Mit Lichtbildern.)
6. am 17. 3. 38 von Staatsarchivar Dr. Ulrich: „Staatsverwaltung und Staatsgliederung Niedersachsens in der franz.-westf. Zeit.“
7. am 7. 4. 38 von Stadtarchivdirektor Dr. Leonhardt: „Aus der Geschichte des hannoverschen Bürgerhauses.“ (Mit Lichtbildern.)

Ausflüge und Besichtigungen haben stattgefunden:

1. am 20. 6. 37 Ausflug nach Lüneburg.
2. am 28. 6. 37 Besichtigung von Schloß Herrenhausen unter Führung von Dr. Schnath.
3. am 10. 7. 37 Besichtigung der Ausgrabungen auf der Bennigserburg.
4. am 12. 9. 37 Ausflug nach Verla zur Besichtigung der Ausgrabungen auf der Kaiserpfalz unter Führung von Dr. Schroller = Hannover.
5. am 26. 3. 38 Ausflug ins Calenberger Land, mit verschiedenen Besichtigungen.

Eine Beiratsitzung fand am 18. 3. 38 statt, die ordentliche Mitgliederversammlung am 7. 4. 38 im Anschluß an den Vortrag von Stadtarchivdirektor Dr. Leonhardt.

Beröffeentlichungen des Geschäftsjahres sind:

1. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Band 46: Anna Wendland, Prinzenbriefe zum hannoverschen Primogeniturstreit 1685—1701.

2. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Band 47: Erich Müller, die Entstehungsgeschichte der sächsischen Bistümer unter Karl dem Großen.
3. Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Band 14.
4. Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge Band 4, Heft 2, dazu das Sonderheft von Becker: Kurzgefaßte Chronik Alt-Hannovers bis zum Tod des Königs Ernst-August 1851.

K a s s e n b e r i c h t.

I. E i n n a h m e n :

1. Vortrag aus der vorjährigen Rechnung	868,32 RM.
2. Zuschüsse und Beihilfen von Behörden und Verwaltungen	2450,— RM.
3. Patronats- und Mitgliedbeiträge	3181,01 RM.
4. Einnahmen für ein im Druck befindliches Register zum Calenberger Urkundenbuch	1500,— RM.
5. Einkünfte aus verkauften Veröffentlichungen	158,08 RM.
6. Zinsen, Porto und sonstige Einnahmen	384,20 RM.
7. Sonderkonto der Stadt Hannover (früher Verein f. Geschichte der Stadt Hannover) (siehe Ausgabe 9)	980,64 RM.

Insgesamt: 9522,25 RM.

II. A u s g a b e n :

1. Botendienste, Schreibarbeit und Reisekosten	286,20 RM.
2. Für Papier- und Schreibbedarf, Portokosten, Fernspreckgebühren, Frachtkosten, Buchbinder- u. Druckarbeiten	481,01 RM.
3. Für Lieferung des Niedersächsischen Jahrbuchs an Vereinsmitglieder und für den Tauschverkehr einschl. Versandkosten	2375,83 RM.
4. Druckkostenzuschuß für die Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Band 46 und 47, Ankauf der Veröffentlichung für Band 46 und Honorar für das Register zum Calenberger Urkundenbuch	1417,30 RM.
5. Honorar für Hannoversche Geschichtsblätter	698,75 RM.
6. Für Mitgliederbeiträge an Verbände usw.	272,— RM.
7. Für Vorträge und Ausflüge	150,33 RM.
8. Für unvorhergesehene Fälle	266,89 RM.
9. Sonderkonto der Stadt Hannover (siehe Einnahme 7.)	980,64 RM.

Insgesamt: 6928,95 RM.

I. Einnahme 9522,25 RM.

II. Ausgabe 6928,95 RM.

2593,30 RM.

Davon festgelegt für das im Druck befindliche Register zum Calenberger Urkundenbuch	2200,— RM.	
Eingegangene Mitgliederbeiträge für 1938/39	240,— RM.	2440,— RM.
	Mithin überschuß: 153,30 RM.	

Braunschweigischer Geschichtsverein.

Ein Bericht über die Tätigkeit des Vereins in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1937 ist im Jahrbuche des Vereins II. Folge Band 9, 1937, Seite 121—129 abgedruckt.

Im ersten Halbjahre 1938 fanden vier Versammlungen (Nr. 352 bis 355) statt, davon drei in Braunschweig und eine in Wolfenbüttel. In ihnen sprachen:

Hilfslehrer Helmut G l e i ß über die Geschichte des Hospitals St. Jodoci zu Braunschweig;

Studienrat Prof. Otto S a h n e über „Das Pferd im Volksglauben und Brauchtum der deutschen Stämme“;

Lehrer Hans W i s m e über die „Agrarpolitik niederfächsischer Zisterzienserklöster“;

Museumsdirektor i. R. Geh. Hofrat Prof. Dr. P. J. M e i e r über „Osna-brück und die deutsche Markt- und Stadtsiedlung“.

Am 29. Juni nachm. veranstaltete der Verein eine Besichtigungsfahrt nach Herrenhausen, wo Staatsarchivar Dr. Schnath durch den Großen Garten und das Schloß führte, am 28. August unter Geheimrat P. J. Meiers Führung eine solche nach Halberstadt und am 17. September nachm. eine Fahrt zur Harliburg bei Bienenburg, wo Studienrat Dr. Lüders aus Bad Harzburg einen erläuternden Vortrag hielt, sowie nach den Domänen und Burgen Wiedelah und Bienenburg, auf denen Museumsdirektor Prof. Dr. Steinacker die Erklärungen gab.

In der Reihe der „Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte“ wurde als ein neuer Band (10) eine Untersuchung von Alfred Keilig „Die Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges in den Wittumsämtern des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel“ herausgegeben. Ferner veröffentlichte der Verein ein „Inhaltsverzeichnis zu den Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig und des Braunschweigischen Geschichtsvereins“, bearbeitet von S. Voges.

Berein für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgegend.

Jahresbericht 1937.

über die Verwaltung des Einbecker Heimatmuseums sind zwischen der Stadt Einbeck und dem „Berein für Geschichte und Altertümer“ neue Vereinbarungen getroffen, um klare Rechtsverhältnisse zu schaffen. Diese Vereinbarungen haben ihren Niederschlag in der „Ordnung über die Verwaltung des Städtischen Heimatmuseums vom 4. Februar 1937“ gefunden.

In den Bestand des Museums sind im Laufe des Jahres 165 Gegenstände neu aufgenommen. Die Stadtbrauerei hat ein Zimmer des Museums zum Ausstellungsraum für das Einbecker Brauwesen eingerichtet. Das Zimmer „Einbecker Brauwesen“ reiht sich den anderen Abteilungen des Museums würdig an, ebenso die Abteilung über Tapetenherstellung. Dank dem großen Entgegenkommen der beiden Einbecker Tapetenfabriken und der Formstecherei Saalfeld sowie des Tapetenmuseums in Kassel konnte zugleich einem der großen Söhne Einbecks, dem Tapetenfabrikanten, Kommerzientrat Carl Herting, ein Denkmal gesetzt werden. Die Abteilung „Das Handwerk in Einbeck und Umgegend“ ist noch im Aufbau. Als fertig kann die Uhrmacherei und die Klempnerei angesehen werden. Ältere Abteilungen wurden vervollständigt. So kann heute der ganze Verlauf des Nachbarschaftsfestes in Fotos vorgeführt werden. Die vorgeschichtliche Abteilung ist durch neue Anschauungsbilder und Karten ergänzt, und einige Siedlungsfunde sind eingereiht.

Der Besuch des Museums hat in diesem Jahre erfreulich zugenommen.

Am 5. Februar fand ein Lichtbildervortrag von Lehrer B a r n e r = A l f e l d über „Eiszeitliche und nacheiszeitliche Jägerkulturen im unteren Leinebergland“ statt. Am 15. März sprach Maurermeister A r n o l d D e h n e über „Alteingefessene Familien im Amte Hunnesrück“. Am 6. Mai unternahm der Einbecker Geschichtsverein gemeinsam mit den Göttinger und Northheimer Geschichtsvereinsfreunden einen Ausflug nach Fredelsloh, Lauenberg, Wellerfen und Rotenkirchen. Am 18. Oktober sprach Museumsdirektor Dr. P e h l e r = H a n n o v e r an Hand von Lichtbildern über „Sinnbilder in Volkskunst und Brauchtum in Niedersachsen“. Am 29. November hielt Prof. Dr. h. c. F e i s e einen Vortrag „über Blüte und Niedergang des Einbecker Handwerks“ und am 13. Dezember war ein Klönabend mit dem Thema „Einbecker Erinnerungen von 1835—1885 des verstorbenen Senators Domeier“.

Am Ende des Jahres hatte der Verein 135 Mitglieder. 2 Mitglieder sind verzozen, 1 Mitglied trat aus, 8 sind verstorben, 18 kamen neu hinzu.

E r n f t.

Göttinger Geschichtsverein.

Jahresbericht für 1937.

Das Jahr 1937 war das 45. Vereinsjahr des Göttinger Geschichtsvereins. Unter den 8 Sitzungen (313.—320.) waren 2 Ausflüge und 2 Lichtbildervorträge. Die Vorträge fanden mit einer Ausnahme im „Frankfurter Hof“ statt, nur der Novembervortrag mußte des starken Besuches wegen im Hörsaal der Anatomie abgehalten werden. Die durchschnittliche Besucherzahl war 67. Der Vorstand trat zweimal zusammen (im Juli und Oktober).

Die Mitgliederzahl des Vereins beträgt 220. Im vergangenen Jahre sind 17 neu eingetreten. Die Zahl der durch Tod Abgerufenen und der freiwillig Ausgeschiedenen wurde durch die Neueintritte um 1 Mitglied überschritten. Unter den Toten des Vereins beklagen wir vor allem den Architekten **W i l h e l m R a t h k a m p**; in ihm verloren wir nicht nur das älteste Mitglied, sondern auch den letzten Gründer des Vereins.

Die Rassenverhältnisse sind als gut zu bezeichnen; der Verein konnte all seinen Verpflichtungen nachkommen und behielt für das neue Jahr noch einen kleinen Überschuß.

übersicht über die Sitzungen.

313. Sitzung, 8. Januar (Jahreshauptversammlung): Museumsdirektor Dr. **F a h l b u s c h**: Erschließung des Sollings, seine wirtschaftliche Ausnutzung und landschaftliche Schönheit (mit Lichtbildern).

314. Sitzung, 5. Februar: 1. Reichsbahn-Oberinspektor i. R. **S c h a a r**: Das neugeschaffene ev.-luth. Kirchenbuchamt und das Superintendenten-Archiv in Göttingen; 2. Stadtarchivdirektor Dr. **v a n R e m p e n**: Die Neuordnung und die neuen Bestände des Stadtarchivs.

315. Sitzung, 5. März: 1. Mittelschullehrer **D e p p e**: Die Göttinger Flur und ihre alten Namen; 2. Mittelschullehrer i. R. **S a g e d o r n**: Verschundene Dörfer in der Göttinger Flur.

316. Sitzung, 9. April: Dr. **V i k t o r F r e i h e r r v o n S t o c k h a u s e n**: Grenzkirchen im Fürstentum Göttingen.

317. Sitzung, 6. Juni: **S o m m e r a u s f l u g n a c h F r e d e l s l o h** zur 800-Jahrfeier der Klosterstiftung, über Lauenberg, Schloß Wellerfen, Rotenkirchen, Burg Grubenhagen, Moringen.

318. Sitzung, 26. September: **H e r b s t a u s f l u g n a c h W e e n d e** über Heldendenkmal, Papiermühle, Klostergut, Felsbrücke, Schwedenfchanze zur Mafschmühle.

319. Sitzung, 12. November: Professor Dr. **T r i e r**, Universität Münster: Das Baugesüge des bäuerlichen Hauses im deutschen Nordwesten (mit Lichtbildern).

320. Sitzung, 3. Dezember: Geheimrat Professor Dr. **S c h r ö d e r**: Allerlei Wissenswertes und Kurioses aus der Göttinger Universitäts-Matrikel.

Außer den „Göttinger Blättern“ veröffentlichte der Verein zum 27. Niederachsentag Göttingen, Oktober 1937, eine Festgabe.

W. S a g e d o r n.

Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg.

Das Berichtsjahr ist erfüllt von den Arbeiten zur inneren Neugestaltung des Museums, von der an dieser Stelle bereits im Vorjahre gesprochen wurde. Fertiggestellt sind bisher die Abteilungen Mittelalter und Stadtgeschichte. Die Vorgeschichtliche Abteilung ist im Rohbau fertig, jedoch noch bis auf weiteres geschlossen.

Bei der Neuaufstellung galt es vor allem, die vorhandenen, in ihrer alten Form heute unerträglichen Räume so zu gestalten, daß sie eine möglichst gute Wirkung erzielen. Hier ist die tatkräftige Mitarbeit des Architekten Dipl.-Ing. *Matthaei* besonders förderlich gewesen. Durch Verkleidung der Granitsäulen und sorgfältig abgewogene Bemalung sind die Räume für ihre Bestimmung angemessen hergerichtet.

Neben dieser Tätigkeit, die im wesentlichen durch Hergabe von Vereinsmitteln ermöglicht wurde, stand die Fortführung der Erneuerungsarbeiten an dem alten Bürgerhaufe Am Berge 35, worüber bereits im Vorjahre berichtet wurde, im Vordergrund.

Mit folgenden Veranstaltungen trat der Verein an die Öffentlichkeit:

1. Museumsabende:

Freitag, den 4. Februar: Lichtbildervortrag Dipl.-Ing. *Matthaei*: Hamburg: Das Haus Am Berge 35.

Freitag, den 11. März: Vortrag Stadtarchivar Dr. *Rück*: Hermann Billung.

Freitag, den 22. April: Lichtbildervortrag Dr. *Rörner*: Die Langobarden.

2. Ausfahrten:

Sonnabend, den 23. Juli: Kloster Medingen.

Sonnabend, 20. August: Lichow und die Rundlinge Dolgow und Klennow.

3. Ausstellungen:

Sonntag, den 5. Mai: Eröffnung der Ausstellung: „Niederdeutsche Städte“ mit Werken von Prof. Arthur Illies und Prof. Fritz Höger durch Gauleiter Staatsrat Otto Telschow mit Einführungsvortrag von Prof. Dr. *Reinecke*.

4. Führungen:

Regelmäßige monatliche Führungen durch das Museum, durch die Kirchen und das Rathaus.

Ferner zahlreiche Führungen durch das Museum für Verbände und Gliederungen der Bewegung, Schulen und Militär.

Durch den Vorsitzenden des Museumsvereins, Oberbürgermeister *Wegel*, wurde eine Kreisarbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte und Volkskunde begründet, die in losem Zusammenhang mit dem Museumsverein steht.

Zur Verteilung an die Mitglieder gelangte der „Führer durch die Sammlung des Museumsvereins III, 2 Holzarbeiten (Bauschreinerei/Möbel)“ von Dr. Helmut K e i n e c k e.

Wie der Name des Vereins besagt, ist er eng mit dem Museum verbunden. Man wolle daher das in diesem Jahrbuch unter Museum Gefagte vergleichen.

Dr. Gerhard Körner.

Stader Geschichts- und Heimatverein.

In den durchweg gut besuchten Versammlungen des Vereins im Jahre 1937 sprachen:

am 17. 1. Major v. Solleuffer, Stud.-Rat Viertel, Dr. Wiesner über Fragen der Familienforschung;

am 20. 2. Stud.-Rat Cording über Naturschutz in der Heimat (Lichtbilder);

am 25. 2. Archivrat von Lehe = Hamburg über Kultur der Marschen im Mittelalter (Lichtbilder);

am 18. 4. Herr Geerdtis = Lüdingworth über Hadelner Familienquellen;

am 25. 4. Dr. Wohltmann: Jahresbericht; Studientrat Viertel: Quellen der Familiengeschichte in Stade;

am 22. 6. Teilnahme von 40 Mann an der Heimattagung in Zeven;

am 24. 10. Studientrat Viertel: Leichenpredigten als familiengeschichtliche Quellen;

am 18. 11. Heimatkundliche Tagung in Stade (500—600 Teilnehmer). Vorträge: Dr. Grabenhorst über Organisation, Aufgaben und Ziele der Niedersächsischen Heimatpflege, Studientrat Cording: Entstehung und Gestaltung unserer Stader Heimatlandschaft (Lichtbilder), Dr. Jacob = Friesen: Vorgeschichtliche Zeugnisse über germanische Religion (Lichtbilder), Dr. Wohltmann: Die Besiedlung unserer Heimat in geschichtlicher Zeit (Lichtbilder).

Heimatkundliche Wanderfahrten: Im Mai über Agathenburg (Schloß Königsmarck), Bliedersdorf (Kirche), Grundoldendorf (Hünenbetten) nach Burgthede (Kirche, Museum), Neuensfelde (Kirche mit Orgel).

Am 5. Sept. Besuch von Barchel (Privatsammlung), Dese (Kirche), Boggemühlen, Wasdahl (Ritterhaus), der Burgen an der Oste (Sandbostel, Altenburg). Anmeldungen so zahlreich, daß aus Platzmangel mancher zurückbleiben mußte.

Besondere Bemühungen um Verbindung mit Volksgenossen im Auslande. Weiter waren wir bestrebt, Hausinschriften, Flurnamen zu sammeln. Über die rege Forschungstätigkeit des letzten Jahres gibt unser „Stader Archiv“ Auskunft.

Wohltmann.

Archive, Bibliotheken und Museen **im Arbeitsgebiet der Historischen Kommission.**

Berichtszeitraum: 1. April 1936—31. März 1938.

Vgl. Niedersächsisches Jahrbuch 13 (1936) S. 334—345.

Es sind nur diejenigen Institute aufgeführt, von denen Berichte eingegangen sind.

Murich.

Staatsarchiv. Verstorben: Staatsarchivrat Dr. Kochendörffer am 16. 10. 1936.

Leitung seitdem: Staatsarchivassessor: Dr. Heise.

Veröffentlichungen: D. Bischoff, Ostfriesland in der deutschen Bewegung 1848/9 (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Heft 28, herausgegeben von Dr. Heise).

Die von Derschau'sche Bibliothek ist nunmehr im Regierungsgebäude untergebracht; ihre Verwaltung hat der Herr Regierungspräsident übernommen.

Die Archiivpflege ist im Rahmen der für die ganze Provinz neu eingerichteten allgem. staatl. Archiivpflege reorganisiert. Die neuen Archiivpfleger sind ernannt.

Neugeordnet neben zahlreichen Einzelbeständen ist die Kartensammlung (fast 3000 Karten).

Braunschweig.

Landesmuseum, Abt. f. Geschichte u. Volkstum. Museumsdirektor: Dr. Johannes Dürkop. Vertreter: wissenschaftl. Hilfsarbeiter Dr. Siegfried Hardung.

Besuchszeiten: von 9—17 Uhr durchgehend. (Eintrittsgeld 0,50 RM.) Mittwochs von 14—16 Uhr frei, Sonntags von 10—14 Uhr frei.

Vorkommnisse: Neuordnung der bürgerlichen und bäuerlichen Abteilung, Einrichtung einer Jagdabteilung.

Bremen.

Staatsarchiv (Tiefer, Eingang Klosterstraße 21). Direktor Prof. Dr. Entholt ist in den Ruhestand getreten. Nachfolger: Dr. Friedrich Brüseker.

Größere Aktenzugänge von den Finanzämtern, Gerichtsbehörden und der Reichspost.

Die „Veröffentlichungen aus dem bremischen Staatsarchiv“ erscheinen in der Regel einmal im Jahre. Letzte Hefte: S. Fatthauer, Die bremischen Metallgewerbe vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, S. 13 (1936), R. S. Schwebel, Bremens Beziehungen zu Kaiser und Reich, vornehmlich im 18. Jahrhundert, S. 14 (1937).

Staatsbibliothek. Bestand am 31. 3. 1938: 255 833 Bände, 1348 Handschriften.

Öffnungszeiten: Ab 1. 10. 1936: Lesesäle: Werktags von 10—13,45 Uhr und 16—19,30 Uhr. Ausleihe werktags von 12—13,30 Uhr und 16,30—19,30 Uhr. Vom 1. April bis 30. September ist die Bibliothek am Sonnabend nachmittags geschlossen. Am 31. Dezember 1937 wurde Bibliotheksrat Dr. Ilse Schunke in den Ruhestand versetzt. Dr. Bernhard Bruch übernahm am 1. März 1938 die Dienstgeschäfte des Bibliotheksrats.

Ausstellungen: 4.—25. April: Das wehrhafte Deutschland (in der Kunsthalle). Im September Bücher über Gartenbau aus Anlaß der Kleingarten-Ausstellung im Parkhaus. — 31. Oktober bis 7. November 1937: Die Zeit lebt im Buch (in der Börse anläßlich der Buchwoche). — Im Januar 1938 Lesesaalausstellung zum 60sten Geburtstag Rudolf Alexander Schröders.

In der Volksbüchereiabteilung wurde eine neue Zweigstelle eingerichtet. Am 1. Juli 1936 übernahm Dr. Kurd Schulz die Leitung der Volksbüchereiabteilung.

Emden.

Stadtarchiv. Das bisher in verschiedenen Räumen des Rathauses — vor allem auf dem Boden — behelfsmäßig untergebrachte Emdener Stadtarchiv hat im Sommer 1937 das ganze Untergeschoß des Südflügels des Rathauses bezogen. Damit wurde eine gründliche Neuordnung der reichen Archivbestände verbunden, die zur Zeit noch durchgeführt wird. Mit dieser Neuordnung und mit der Leitung des Archivs wurde vom Oberbürgermeister Ratsherr Dr. Louis Hahn in Emden betraut. Die älteren Bestände sind fertig aufgestellt, so daß ihre Benutzung schon möglich ist. Die Dienststunden wurden auf 9—13 Uhr und 16—19 Uhr (außer Mittwoch und Sonnabend, wo das Archiv nur vormittags geöffnet ist) festgesetzt.

Ostfriesisches Landesmuseum, Große Str. 34. Direktor: Dr. Carl Louis.

Geöffnet: Werktags 10—13; 14—18 Uhr (Winterhalbjahr bis 16 Uhr). Sonntags 11,15—13,15 Uhr.

Seit Ende 1937 ständig wechselnde Ausstellungen: „Gelehrte Ostfrieslands“, „Zwei ostfr. Maler der Romantik“, „Emden, Pläne und Bilder“, „Schätze des Landesmuseums“, „Schätze der Emdener Kistkammer“.

In jedem Winterhalbjahr eine Reihe von Vorträgen.

Veröffentlichungen: Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer. Schriftleitungsausschuß: Dr. Louis Sahn, Dr. Frh. Reimers, Dr. Carl Louis, Dr. Heise.

Bibliothek: 3. Zt. in Neuordnung. Etwa 8000 Bände; in der Hauptsache Ostfrisia und Frisia, daneben Kunst, Literatur und Theologie.

Göttingen.

Stadtarchiv (Adolf-Hitler-Platz 5). Öffnungszeiten: Montags, Diens- tags, Freitags 8,30—13, Dienstag, Donnerstags 15,30—18,30 Uhr.

Archivar Dr. van Kempen am 19. 5. 1937 zum Stadtarchiv- direktor ernannt, am 11. 10. 1937 zum ehrenamtlichen Archivpfleger für Göttingen-Stadt.

Starke Inanspruchnahme des Archivs. 1936 (1. Juli—31. Dez.): 385, 1937 (1. Jan.—31. Dez.): 702.

1937 wurden **Führungen** durch das Archiv und die neueingerich- tete Schausammlung eingeführt, in erster Linie für die Schulen. Für den 1. südhan. Lehrgang für Ortskirchengeschichte wurde im Juni 1937 eine Sonder-Fachausstellung geboten.

Archivalienzugänge: I **Deposita:** a) 1936 durch Ent- gegenkommen des Staatsarchivs Hannover für die Geschichte der Stadt und des Pädagogiums wichtige Archivalien der Regierung Hildesheim (16.—19., vornehmlich 18. Jhdt.). b) 1937 das bisher im Städt. Museum aufbewahrte Familienarchiv von Rippenhausen. — II. **Schenkungen:** 1937 vom Jurist. Seminar der Universität (Prof. Dr. Herbert Meyer): 1 Lehnsbrief Kurfürst Georg Ludwigs von 1699. — III. **übernahmen:** von der Universitäts-Bibliothek: Rücknahme der 1893 von der Stadt dort niedergelegten Archivalien: Lubecus, Brschw.-Lüneb. Chronik, Lubecus, Chronica der Stadt Göttingen, Lubecus, Genealogische Ta- bellen, Lehner, Brschw.-Lüneb. und Göttingische Chronik. Ferner gelegentlich der Luftschuß-Entrümpelungsmaßnahmen und der Alt- papierammlung, wozu das Archiv sich zur Vermeidung der Vernichtung wertvollen Gutes einschaltete, von der Stadtverwaltung neuere Akten des Stadtbauamtes, der Polizei- und Schulverwaltung, sowie die Akten der Maschgemeinde.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen: Beitrag „Göt- tingen“ für das im Auftrage des Dtsch. Gemeindetages und der Ver- einigung der landesgeschichtl. Kommissionen von Prof. Keyser-Danzig herauszugebende „Deutsche Städtebuch“ (noch nicht erschienen).

Universitätsbibliothek. Bestand 31. 3. 1938: 898 566 Bde.

25. 6.—16. 7. 1937: Ausstellung „200 Jahre Wissenschaft in Göttingen“ anlässlich des Göttinger Universitätsjubiläums. — 8. 10.—22. 10. 1937: Ausstellung „Wissenschaft im Dienst der Heimat“ zum 27. Nieder- sachsentag. — 1. 5. 1936: planm. Bibliothekarin Dr. Krüger wird zur Bibliotheksrätin ernannt. — 31. 12. 1937: Bibl.-Rat Dr. Schellen- berg und Bibl.-Rat Dr. Vogt werden in den Ruhestand versetzt. —

1. 3. 1938: Bibl.-Rat Dr. Will, bisher Vorstand der Bibliothek der Staatlichen Akademie Braunschweig, an die UB. Göttingen versetzt und mit der ständigen Vertretung des Direktors beauftragt.

Städtisches Museum. Direktor: seit dem 1. Juli 1936 Dr. Otto Fahlbusch. Geöffnet: Sonntags 11—13 Uhr freier Eintritt, Dienstag bis Freitag 11—13 Uhr und 15—17 Uhr, 10 Pfg. Eintrittsgeld. Schulen haben jederzeit Zutritt.

Das reiche Material, das Prof. Heyne und Dr. Crome gesammelt hatten, wurde in neugestalteten Räumen den heutigen Anschauungen entsprechend, daß ein Museum Volksbildungs- und Erziehungsstätte sein soll, neu aufgestellt. Wegen der Zweihundertjahrfeier der Universität wurde mit der Universitätsabteilung begonnen. In ihr wurde unter dem Motto: „Eine Universität geht ihren Weg“ die Universität als Pflegestätte der Wissenschaft und des geistigen Lebens, aber auch das studentische Leben zur Darstellung gebracht (7 Räume, darunter Kneipzimmer, Karzer, Bismarckecke.) Gleichzeitig mit der Universitätsabteilung wurde die Abteilung der „Kirchlichen Kunst“ neu geordnet. Sie umfaßt in 7 Räumen in der Hauptsache Skulpturen des 15. und 18. Jahrhunderts aus Südhannover. Auch die erdgeschichtliche (2 Räume) und die vorgeschichtliche Sammlung (5 Räume) konnten schon im Jahre 1937 der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden. In der Erdgeschichte wurde der Hauptwert auf die Verwendung der einzelnen Gesteinschichten in der heutigen Wirtschaft gelegt. In der Vorgeschichte wurden die Tierwelt, die steinzeitliche Kultur, die Bestattungsformen und einzelne Grabungen behandelt. Die Bodenfunde von der Zeitwende an stehen in einem Raum für sich. Sie leiten zur geschichtlichen Abteilung über, die 1938 in 4 Räumen eingerichtet wurde. An die Uebersicht über die Geschichte der südhannoverschen Landschaft und besonders der Stadt Göttingen reihen sich die Rechts- und Strafkaltertümer, Maße und Gewichte und Erinnerungsstücke aus der militärischen Vergangenheit Göttingens.

In Sonderausstellungen wurden die „Tiefstätten Südhannovers“, die Ausstellung „Lebendige Vorzeit“ und „Bäuerliches Leben und bäuerliche Trachten“ gezeigt.

Die Außenarbeiten wurden in erster Linie durch die Reichsautobahn bedingt; aber auch in der Stadt selbst konnte an 2 Stellen Besiedlung aus der jüngeren Steinzeit nachgewiesen werden. Ferner ergab die Arbeit des Spatens wichtige Aufschlüsse über die innere Stadtbefestigung.

Die Zugänge waren sehr zahlreich, besonders in studentischen Sachen, da einzelne Verbindungen die gesamten Erinnerungsstücke dem Museum übergaben. Die Zahl der Stammbücher Göttinger Studenten stieg allein um 60 auf 107. Lücken in der Sammlung wurden durch Käufe ausgefüllt.

Ein kleiner Führer durch die Universitäts- und studentische Abteilung sowie ein Führer durch die geschichtliche Abteilung sind bereits erschienen.

Der **Diplomatische Apparat** ist aus seinem bisherigen Unterkunftsraum in den Anbau der Universitätsbibliothek verlegt worden, der bis dahin dem Geographischen Institut diente. Das Urkunden-Archiv ist für sich im Direktorzimmer aufgestellt, die Bibliothek im Assistentenzimmer, während die Tafelwerke nunmehr den Studierenden auch außerhalb der Uebungen in einem besonderen Arbeitsraum zur Verfügung stehen. Statt der Mitbenutzung des Geographischen Hörsaals hat der Apparat einen neuen, für seine Bedürfnisse eingerichteten Vortragsraum erhalten. Die Verbindung mit der Universitätsbibliothek und die Zugänglichkeit des Archivs sind unverändert geblieben.

Goslar.

Sammlungen der Reichsbauernstadt Goslar. Direktor Dr. Borchers.

1. **Museum**: Direktor Dr. Borchers. Kunst- und kulturgeschichtliche, geologische und naturwissenschaftliche Sammlungen der Reichsbauernstadt Goslar und des Nordwestharzes. Geöffnet: Wochentags 9—13, 15—18 Uhr, Sonntags: Sommer 9—13, Winter 10—13 Uhr.
2. **Archiv**: Archivarin Frä. Th. Tappen. Wochentags 10—13 Uhr.
3. **Stadtbücherei mit Volksbücherei u. Lesehalle**: Amtshilfe Kellner. Wochentags 10—13, 15—18 Uhr.

Hameln.

1. **Museum**. Ein seit fast 40 Jahren bestehendes Museum, das von dem am 20. 10. 1898 gegründeten Museumsverein getragen wird, befindet sich seit 1910/11 in einem eigenen Bau, einem gestifteten Renaissance-Steinhaus von 1589. Seit 3 Jahren werden die Bestände im Sinne eines reinen Heimatmuseums völlig neu geordnet, nachdem 1935 ein Erweiterungsbau (nach der hinteren Hofseite zu) durchgeführt ist. Die Mittel zur Unterhaltung werden teils aus Mitgliederbeiträgen und Eintrittsgeldern, darüber hinaus in steigendem Maße durch öffentliche Zuschüsse aufgebracht. Verwaltung und innere Leitung erfolgen ehrenamtlich durch den Vorstand. Vereinsführer: Heinrich Meyer-Hermann, Schriftführer: Mittelschulrektor i. R. Berner, Leiter der Neuordnung: Studiendirektor i. R. Spanuth. Ein Hausmeister verwaltet und betreut das Gebäude und führt Besucher. Das Museum ist in der Regel ständig geöffnet, doch im Winter ungeheizt. Eintrittsgeld 0,25 Reichsmark, für Schulen und größere Gruppen je 0,10 RM. Besonders wertvoll eine Sammlung Hamelner Münzen, alte Ofenplatten und eine umfangreiche Sammlung von Quellen, Darstellungen, Abhandlungen zur Rattenfängerfage in Wort und Bild (1934—36 neu eingerichtet) sowie Diorama mit Sonneberger Puppenfiguren als Kinderzug der Sage.
2. **Stadtarchiv**. Dasselbe ist seit dem inneren Ausbau des Hochzeitshauses größtenteils in einem Raume vereinigt. Ältere Urkunden

und Handschriften, auch alte Rechnungen u. a. sind bis auf weiteres im Staatsarchiv zu Hannover (unter Dep. 17) in Verwahrung gegeben. Nach dem Tode des jahrelangen Archivverwalters Konrektor i. R. Meißel betreut durch Studiendirektor i. R. Spanuth, der in der Regel mittags zwischen 11—1 Uhr im Archiv anwesend ist. Für Besucher vorherige Anmeldung dringend erwünscht. Seit 1 Jahre Benutzung des Archivs, Ausleihung von Akten usw. nach den Grundsätzen öffentlicher Archive geordnet, also keine Ausleihung an private Stellen mehr. Eine Neuordnung der Archivbestände wird in Angriff genommen.

3. **Bibliotheken.** Am Ort besteht a) eine Gymnasialbibliothek (jetzt Bücherei der Oberschule für Knaben), in der die Bestände der alten Stiftsbibliothek, Pfarrbibliothek und anderer Büchereien gesammelt und aufbewahrt sind. Zahlreiche ältere Werke namentlich des 16. Jahrhunderts, auch einige alte Handschriften. Die Bücherei ist dem öffentlichen Leihverkehr angeschlossen. Lesezimmer nicht vorhanden. b) Eine öffentliche Volksbücherei. c) Die Bücherei des Heimatmuseums. Außer landes- und ortsgeschichtlicher Literatur enthält sie vor allem die wertvolle von Bennigsen'sche Bibliothek, u. a. die Vorarbeiten zu einem Handbuch des Niederfächsischen Adels. Die Bücherei verleiht nicht nach auswärts und ist zunächst für Mitglieder des Museumsvereins bestimmt. Seit etwa 1½ Jahren wird die Stammbücherei des Museums neu geordnet, nachdem fremdes Material ausgeschieden ist.

Hannover.

Staatsarchiv. A. **Personalnachrichten:** Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend wurde am 2. Oktober 1937 zum Leiter der Archivberatungsstelle der Provinz Hannover ernannt. Er trat am 31. August 1938 in den Ruhestand. Am 18. Okt. 1938 ist Dr. Schnath zum Staatsarchivdirektor ernannt. Die bisherigen Archivassistenten Dr. Drögereit und Dr. Möhlmann führen seit 1. 4. 38 die Dienstbezeichnung Staatsarchivassessoren.

B. **Arbeitsbericht:** Die Jahre 1936—38 standen hinsichtlich der Bestandsvermehrung im Zeichen einer allgemeinen, im Frühjahr 1935 begonnenen Aktion zur Erfassung der älteren Gerichtsbücher und -akten im ganzen Archivsprengel. Der größte Teil der Amtsgerichte wurde von Archivbeamten besucht und das z. T. in überraschenden Mengen vorhandene archivreife Material ausgesondert. Größere Ablieferungen kamen bis Ende März 1938 herein von den Amtsgerichten Bergen, Blumenthal, Bremerförde, Bruchhausen-Wilsen, Buxtehude, Celle, Dannenberg, Duderstadt, Einbeck, Elze, Göttingen, Goslar, Hameln, Hannover, Hann.-Münden, Harburg, Hoya, Isehagen, Koppensbrügge, Liebenburg, Lüneburg, Moringen, Neuhaus a. D., Northheim, Reinhausen, Rodenberg, Stolzenau, Uchte, Uelzen, Verden und Zeven. Außerdem lieferten ab die Amtsgerichte Achim, Burgdorf, Dorum, Geestemünde, Hagen Bez. Bremen, Herzberg, Lehe, Lesum, Medingen, Münder, Neustadt a. R., Osterholz. Besonders wertvoll war hierbei der

gewaltige Zuwachs an sippenkundlichen Quellen (Kontrakten, Ehe-
stiftungs-, Amtshandelsbüchern usw.), deren im Jahre 1936 veröffent-
lichtes Verzeichnis (Quellen zur bäuerlichen Sippen- und Hofgeschichts-
forschung, hg. von der Landesbauernschaft Hannover) inzwischen durch
diese Neuzugänge erheblich überholt ist. Die Aktion wird fortgesetzt.

Von Verwaltungsbehörden erfolgten größere Abgaben seitens der
Regierungen Hannover und Hildesheim, der Landratsämter Alfeld,
Dannenberg, Duderstadt, Hannover, Northeim und Zellerfeld, sowie des
Oberpräsidiums (Schulabteilung).

Als sehr wichtige Neuerwerbung erhielt das Staatsarchiv im No-
vember 1937 vom Staatsarchiv Marburg den größten Teil der Akten
und Gerichtsbücher aus dem Bereich des Kreises Grafschaft Schaumburg,
der am 1. Oktober 1932 von Hessen-Nassau zur Provinz Han-
nover gekommen ist. Jedoch wird die Ablieferung und Neuaufstellung
dieser Bestände, die in Hannover für die heimische Forschung ungleich
leichter zu erreichen sein werden als in Marburg, erst 1939 beendet sein.

Abgegeben wurden im Januar 1938 nach Magdeburg die aus
dem ehemaligen Kreis Zifeld (seit 1. Oktober 1932 zur Provinz
Sachsen gehörig) stammenden Urkunden und Akten. In beiden Fällen
sind die Zentralakten am Ort geblieben, d. h. die hessischen betr.
Schaumburg in Marburg, die hannoverschen betr. die Grafschaft Hohn-
stein und das Amt Elbingerode in Hannover.

Bei der Uebernahme des Gutes Ringelheim durch die Reichswerke
Hermann-Göring kaufte das Staatsarchiv im März 1938 den kleinen,
aber wertvollen Urkundenbestand des ehemaligen Klosterarchivs (23 Ur-
kunden 1153—1726).

Neue Deposita: 59 Knabenburg Lauenstein (Rudorff); 60—62
Judenachen verschiedener Stadtverwaltungen.

Die Vorbereitungen des Neubaus, für den ein Grundstück von
12 000 qm Fläche an der Viktor-Luise-Allee bereitgestellt ist, sind im
Berichtszeitraum fortgeführt.

Der unerträglichen Raumnot im Altbau und im Hilfsmagazin
Brandstr. 24 wurde inzwischen durch Aufstellung von Hilfsregalen und
durch Aufstapeln wenig benutzter Bestände außerhalb der Gestelle not-
dürftig begegnet.

Vormals Königliche und Provinzial-Bibliothek, Am Archive 1.
Bestand am 31. 3. 1938 (nach neuer Zählung): 224 113 Bände und
4227 Handschriften.

In den letzten beiden Jahren mußten infolge des bekannten Raum-
mangels wieder beträchtliche Bücherbestände außerhalb des Dienstgebäu-
des in Notunterkünften aufgestellt werden. Die nun schon über 20 Jahre
während ganz unzulängliche Unterbringung der Bibliothek beeinträch-
tigt in zunehmendem Maße die Benutzung und Verwaltung. Ein Ende
der Not- und Wanderjahre scheint noch nicht nahen zu wollen, da der
unumgängliche Umbau des Gebäudes zurückgestellt werden muß, so-
lange der bisher vom Preussischen Staatsarchiv benutzte Teil des Hauses
nicht geräumt werden kann.

Wie immer beteiligte sich die Bibliothek mit besonders bemerkenswerten und kostbaren Beständen an einer Reihe von Ausstellungen am Ort und außerhalb, so u. a. an der Ausstellung „Die Schrift der Deutschen“, an der Sonderchau „Stadthannoversches Zeitungswesen in drei Jahrhunderten“ und „Urdeutsches Niedersachsen“. —

Bibliothek der Technischen Hochschule. Bestand am 1. April 1938: 134 507 Bände. Geöffnet. Lesesäle Montags bis Freitags 9—13 und 15—19 Uhr, Ferien und Sonnabends 9—13 Uhr; Leihstelle Montags, Dienstags, Donnerstags, Freitags 10—13 u. 15—17 Uhr, Ferien, Mittwochs u. Sonnabends 10—13 Uhr.

Stadtbüchereien Hannover: Zentralverwaltung: Hildesheimer Str. Nr. 12.

1. Stadtbibliothek: Hildesheimer Str. 12.
2. Städt. Volksbücherei (Oststadtbücherei): Jakobistraße 5.
3. Städt. Volksbücherei (Nordstadtbücherei): An der Lutherkirche 16.
4. Städt. Volksbücherei (Südstadtbücherei): Memeler Str. 37.
5. Städt. Volksbücherei (Weststadtbücherei): Deisterstraße 19.

Bestand 31. 3. 38: 198 500 Bände. — Ausstellungen: Ausstellung von Handschriften jetzt lebender Dichter. — Plattdeutsches Schrifttum. — Musikwerke der Stadtbibliothek.

Niedersächsisches Volkstumsmuseum der Hauptstadt Hannover.

Volkskundliche Abteilung. Juni 1937: Nach längerem Umbau, während dessen das Museum zeitweise geschlossen werden mußte, wird das alte Vaterländische Museum der Stadt Hannover unter neuem Namen als „Niedersächsisches Volkstumsmuseum der Hauptstadt Hannover“ mit zwei Sälen wieder eröffnet. August 1938: Der dritte Saal wird der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Damit ist die Neuaufstellung vollendet. Im Hause in der Prinzenstraße ist nunmehr allein die volkskundliche Abteilung untergebracht, während die stadtgeschichtliche Abteilung einstweilen im Hause Calenberger Straße 37 untergestellt ist und die landesgeschichtliche Abteilung im Georgspalais neu aufgestellt wird.

Stadtgeschichtliche Abteilung. April 1936: Sonderausstellung „Althannoversches Handwerk“. Juli 1936: Sonderausstellung „Berühmte Hannoveraner“. Juni 1937: Sonderausstellung „Hannover 1820—1860“.

Landesgeschichtliche Abteilung. An der Neuaufstellung der landesgeschichtlichen Abteilung im Georgspalais (Georgengarten) wird zur Zeit gearbeitet.

Der Wissenschaft und der Volksbildung diene das Niedersächsische Volkstumsmuseum in gewohnter Weise weiterhin durch Schriften, Vorträge, Führungen, Lehrgänge in engster Zusammenarbeit mit den Gliederungen der Partei, dem Niedersächsischen Heimatbund, der Technischen Hochschule in Hannover, der Hochschule für Lehrerinnenbildung in Hannover und der Universität Göttingen.

Hildesheim.

Stadtbücherei, Kreuzstraße 8. Die Leitung der Stadtbücherei übernahm am 16. Januar 1937 Dr. Rudolf Z o d e r. Im Haushaltsjahr 1937 wurde die Reorganisation, verbunden mit einem Umbau der Ausleihe und einer Modernisierung der Arbeitsräume und der Jugendbücherei durchgeführt. Die Reorganisation erstreckte sich auf die Aussonderung eines sog. aktiven Volksbüchereibestandes, der in ein neues, den Erfordernissen der Gegenwart angemessenes System gefaßt wurde. Die Neugestaltung der Ausleihe brachte eine Umstellung auf Buchkartensystem und Präsenzkatalog, die bisher völlig fehlten. Die Benutzungsgebühren wurden im Durchschnitt weitgehend gesenkt, für den Lesesaal völlig abgeschafft. Alle diese Maßnahmen hatten einen erheblichen Aufschwung in der Benutzung der Bücherei zur Folge. Der Buchbestand mußte sich eine einschneidende Verminderung (um etwa 3000 veraltete bzw. verbrauchte Bücher) gefallen lassen, doch fand die Auscheidung selbstverständlich keine Anwendung auf die wissenschaftlichen Bestände. Der Gesamtbestand betrug am 31. 3. 38: 52 018 Bände. Die Öffnungszeiten wurden wieder auf den normalen Umfang gebracht; die Buchausgabe ist geöffnet werktäglich von 11—12,30 und von 17—19,30 Uhr mit Ausnahme des Dienstag- und Sonnabend-Nachmittags; der Lesesaal ist geöffnet werktäglich von 10—13 und 16—19,30 Uhr, in den Sommermonaten Mai bis August nur bis 19 Uhr; geschlossen ist der Lesesaal an allen Sonnabend-Nachmittagen. Die Jugendbücherei und der Jugendlesesaal sind geöffnet im Winterhalbjahr (Oktober bis März) am Donnerstag-Nachmittag von 15—17,30 Uhr.

Stadtarchiv. Am 30. Juni 1938 trat nach fast 28 jähriger nebenamtlicher Tätigkeit Stadtarchivar Oberstudienrat i. R. Professor Dr. Gebauer endgültig in den Ruhestand; seine Nachfolge übernahm am 1. Juli 1938 Dr. Rudolf Z o d e r als hauptamtlicher Stadtarchivar. Das Stadtarchiv befindet sich im Rathaus (2. Stock, Zimmer 24); es ist mit seinen 4 Räumen (1 Arbeits- und Benutzungsraum, 3 Magazinräume) bei der Fülle seiner Bestände außerordentlich beengt; ein Neubau ist daher als Anbau am Dienstgebäude der Stadtbücherei (Kreuzstr. 8) vorgesehen, was angesichts der Personalunion die richtige Lösung der Raumfrage bedeutet. Trotz der noch bestehenden räumlichen Trennung beider Institute konnten die Öffnungszeiten auch des Archivs schon jetzt erweitert werden; sie sind Montags 16—18 Uhr, Dienstags und Donnerstags 10—13 Uhr.

Aus Anlaß der Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins und des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Hildesheim fand am 7. Juni 1938 eine Archiv-Ausstellung statt; zum 70. Geburtstag am 8. August 1938 erfreute die Stadt Hildesheim ihren verdienten Stadthistoriker und Stadtarchivar i. R. Prof. Dr. Gebauer mit einer Neuherausgabe seiner wichtigsten Aufsätze zur Hildesheimer Geschichte nach eigener Auswahl.

Belizaens-Museum. 4530 Stücke. Die Aufstellung der Sammlung ist unverändert geblieben, zieht durch die künstlerische Höhenlage ihres

Bestandes aber immer wieder Besucher an, besonders auswärtige und aus dem Auslande. Die 6. Deutsche Hermopolis-Expedition hat im Frühjahr 1938 in Hermopolis (Mittelägypten) eine Ausgrabung gemacht, deren Ergebnis zunächst topographischer Art war und das „Tor der Sphinx“ als den reichgeschmückten Eingang zu dem heiligen Bezirk von 570 × 590 m Größe feststellte. Dieses Tor bildete den Zugang zu der großen Straße, die zu dem im Mittelpunkt gelegenen Tempel des höchsten Stadtgottes Thot führte. In den Fundamenten des mehrfach umgebauten Tores fanden sich zunächst über 100 Blöcke von einem Tempel des Reherkönigs Amenophis IV. mit Reliefs in seinem eigenartigen Amarna-Stil. Wir konnten sie erst bei niedrigem Stande des Grundwassers heben und werden auch die Fortsetzung in Zukunft nur nach dem Absinken des Nilwassers gewinnen können. Die wertvollen Fundstücke sind uns als Lohn für die Ausdauer zuteil geworden, mit der wir durch ein ganzes Jahrzehnt Schritt für Schritt die Stadtruine durchsucht haben.

Roemer-Museum. Im Roemer-Museum sind Aenderungen im Personal oder in Deffnungszeiten nicht entstanden. In den Sammlungen wird die völkerkundliche Abteilung wesentlich vereinfacht, die vorzügliche Sammlung Altperu (Inkazeit u. Borinkazeit) ist neu aufgestellt, neu ist eine ständige Ausstellung gemeinsam mit Landesbauernschaft Hannover in der naturkundlichen Abteilung „Kampf dem Verderb und Förderung der Erzeugungsschlacht“.

An Druckschriften sind erschienen Mitteilungen aus dem Roemer-Museum Nr. 40—43.

Lüneburg.

Stadtarchiv. Als wichtige familiengeschichtliche Quelle sind die Rekrutierungslisten der Stadt Lüneburg von 1793—1845 verzettelt worden, für das Deutsche Städtebuch der Abschnitt Lüneburg bearbeitet. Mit der Anlage einer zeitgeschichtlichen Sammlung (Zeitungsauschnitte, Fotos) ist begonnen worden. Für die Hypothekenbücher aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts sind Namenweiser angelegt.

Veröffentlichungen: Heinrich Borstelmann, Lüneburgs Backhäuser; Heinrich Borstelmann, Das Schmiedeamt zu Lüneburg; Heinrich Borstelmann, Das ehemalige Riemer- und Beutleramt zu Lüneburg; Dr. S. Rück: Familiengeschichtliche Quellen in Lüneburg (Museumsblätter, Heft 13, auch als Sonderdruck).

Ratsbücherei. Dank einem Zuschuß des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung konnte die Jugendabteilung der Volksbücherei erheblich ausgebaut werden. Die Ausleihe betrug 1936: 24 768 Bände, 1937: 23 761 Bände, die Leserschaft 1937: 1946. Zugang an Büchern 1937: 1105 Bände. Buchbestand 55 000 Bände, davon 8 500 in der Volksbücherei, 1100 Wiegendrucke (bis 1530), außerdem 880 Bände Handschriften. Aus dem Nachlaß des verstorbenen Architekten Dr. h. c. Franz Krüger wurden eine Reihe wertvoller Werke der Ratsbücherei zugeführt, außerdem konnten mehrere Sternsche Drucke erworben

werden. Zum Gautag und zur Buchwoche 1937 wurden Ausstellungen veranstaltet. Der inzwischen leider verstorbene ehrenamtliche Helfer, Oberstudiendirektor a. D. Dr. Wilhelm Radtke, veröffentlichte eine von ihm entdeckte und bisher unbekannte Handschrift des Antonius Corvinus: *Confutatio Augustani libri quem Interim vocant 1548*. Prof. Dr. Reinecke hat die Wiegendrucke in einem neuen Katalog zusammengestellt.

Museum für das Fürstentum Lüneburg. Nach seiner Emeritierung als Stadtarchivar (vgl. Niedersächs. Jahrbuch Bd. 13, 1936, S. 342) widmet sich Prof. Dr. Reinecke ganz dem Museum.

Am 20. Mai 1936 starb Dr. h. c. Franz Rügger, der die Abteilung Vorgeschichte sowie Formsteine und Skulpturen im wesentlichen betreute. An seine Stelle trat am 1. April 1937 Dr. Gerhard Körner als Leiter der Vorgeschichtlichen und Volkskundlichen Abteilung ein. Die Stelle ist damit hauptamtlich geworden. Ihr Träger ist der Oberbürgermeister der Stadt Lüneburg.

Die sonstigen Aufwendungen für das Museum von behördlicher Seite waren bescheiden. Die überwiegende Menge der Ausgaben muß nach wie vor der Museumsverein bestreiten.

Bedeutendere Erwerbungen: Stammhaus der Sülzmeisterfamilie v. Brömse, Am Berge 35 (vgl. Jahrbuch 14, 1937, S. 451). — Großer Fund mittelalterlicher Münzen in Lüneburg, Bardowickerstr. — Sandsteinköpfe von dem abgebrochenen Wixendorffschen Hause in Lüneburg, Bardowickerstraße.

Der Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung ist gleichzeitig Pfleger für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer im Landkreise Lüneburg und im alten Kreise Dannenberg. Gelegenheitsfunde und Funde aus systematischen Grabungen wurden in der Vorgeschichtlichen Abteilung eingestellt.

Gemäß seiner alten Tradition ist das Museum bestrebt, auch auf vorgeschichtlichem Gebiet Forschungsinstitut für Nordhannover zu sein. In dieser Absicht wurde mit der Aufstellung einer Kartei begonnen, die sämtliche vorgeschichtlichen Funde Nordhannovers in möglichster Vollständigkeit vereinen soll. Die wichtigeren Funde dieses Gebietes werden in Nachbildung beschafft. Größere systematische Grabungen wurden vorgenommen zu: Rieste, Kr. Uelzen mit Unterstützung des Landkreises Uelzen. — Schuttschur, Kr. Dannenberg, mit Unterstützung des Ldkr. Dannenberg. — Kirchgellersen, Kr. Lüneburg. — Amelinghausen, Kr. Lüneburg.

Ferner wurde, das gleiche Arbeitsgebiet umfassend, die Einrichtung zweier weiterer Karteien begonnen, die Materialien zur Sinnbildforschung und zur Hausforschung bergen.

Von Veröffentlichungen, die den Sammlungsstoff des Museums verwerten, sind besonders zu nennen: Dr. Helmuth Reinecke: *Der Meister der goldenen Tafel*, Bonn 1938. — Dr. Gerhard Körner: *Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit*, Hildesheim u. Leipzig 1938.

Durch den Auszug der Sammlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins sind Räume für eine Neuauftellung der Vorgeschichtlichen Sammlung frei geworden. In den bisherigen Räumen der Vorgeschichtlichen Abteilung ist die Abteilung Stadtgeschichte untergebracht und daher die mittelalterliche Abteilung entlastet worden. Auch hier wurde mit der Neuauftellung begonnen.

Die Besucherzahl hat sich im Berichtsjahre wesentlich gehoben.

Odenburg.

Landesarchiv. Leitung: Archivdirektor Dr. Lübbing. Die Neuauftellung der Bestände nach der Ueberfiedlung in das archiveigene Gebäude (im Frühjahr 1936) ist allmählich zu Ende gebracht. Dagegen konnte die dringend notwendige Neuaufnahme ganzer Gruppen mangels Personal nicht durchgeführt werden. Eine wesentliche *Veränderung* der Bestände, die der früheren Dreiteilung des Landes (Landesteile Odenburg, Lübeck-Gutin, Birkenfeld) folgte, wurde durch das Groß-Hamburg-Gesetz von 1937 veranlaßt. Die bei dem Domkapitel und anderen Behörden des vormaligen Bistums Lübeck erwachsenen Archivalien, hauptsächlich aus der Zeit des Römisch-Deutschen Reiches, sind nunmehr an das für Schleswig-Holstein zuständige Staatsarchiv Kiel abgegeben worden. Die älteren Birkenfelder Akten werden dem Staatsarchiv Koblenz zufallen. — Mit dem Abgang der Lübecker Archivalien hat das Landesarchiv einen bedeutsamen und durch seine schöne Urkundenüberlieferung wertvollen Bestandteil verloren. Ohne Frage werden aber die in die alte Heimat zurückgekehrten Archivalien nunmehr von der schleswig-holsteinischen Landesgeschichtsforschung fleißig bearbeitet und weit besser als in Odenburg nutzbar gemacht werden. — Die preußischerseits an das Landesarchiv im Interesse einer Flurbereinigung gemäß dem archivalischen Herkunftsgrundsatz abgegebenen Archivalien sind gering an Umfang und Bedeutung im Vergleich mit dem abgegebenen Lübecker Bestand; sie beschränken sich auf einige Akten des 19. Jahrhunderts über Wilhelmshaven (diese Stadt kam 1937 unter odenburgische Verwaltung), einige Delmenhorster Rechnungsbücher des 16. Jahrhunderts sowie eine kleine Anzahl mittelalterlicher Urkunden.

Eine sehr umfangreiche Hinterlegenschaft (Leihgabe) übernahm das Landesarchiv vom ev. luth. Oberkirchenrat in Gestalt des sogenannten *Generalkirchenarchivs*, umfassend im wesentlichen die geschichtlich bedeutsamen Protokolle der Kirchenvisitationen seit 1579, die Kirchenrechnungen der einzelnen Kirchengemeinden seit 1661, Zeitschriften der Kirchenbücher (meist ab 1800) und andere Verwaltungsakten des früheren Konsistoriums. Für die Überführung dieser Bestände vom Boden der Lambertikirche in das Landesarchiv war der Wunsch des Oberkirchenrats ausschlaggebend, die kirchlichen Archivalien in feuer sichereren, trockenen Räumen unter fachmännischer Verwaltung aufzubewahren und vor allem, sie weiten Kreisen der Volksgenossen für

heimat- und sippenkundliche Forschung zugänglich zu machen. Die Auswertung geschieht bereits in sehr erfreulichem Umfange, hat doch der Forscher nunmehr die Möglichkeit, gleichzeitig die kirchlichen und staatlichen Quellen nebeneinander zu benutzen.

An größeren **Ablieferungen** sind noch zu verzeichnen: Ämterakten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom alten Amt Ovelgönne, Wildeshausen, Westerstede (Apen und Zwischenahn). Ferner vom Oberlandesgericht: Akten der Ablösungskommission (19. Jahrhundert). Akten der Reichspostdirektion. Akten des Burgmannskollegs Behta (16.—18. Jahrhundert). Von größeren Privatarchiven wurden deponiert das Gutsarchiv Eghausen (Besitzer: Bothe), das Gutsarchiv Daren b. Behta (Besitzer: Freiherr von Frydag). Die Ordnung der Zugänge mußte wegen Personalmangel vielfach ruhen und wird erst nach Einstellung neuer Fachkräfte fortgeführt werden können.

Die Zweigstelle des Landesarchivs in Jever, umfassend hauptsächlich die Akten der früheren jeverschen Ämter Minfen, Tettens, Kniphausen (1. Hälfte 19. Jhd.) wird in Jever belassen und von Studienrat Dr. Andréa betreut.

Stadtarchiv, Rosenstr. 33. Änderungen: 750 Urkunden, 600 Karten und Pläne, 8000 Akten, 25 000 Bücher, 200 Blatt Sammlungen (Plakate, Flugschriften, Extrablätter usw.).

Landesbibliothek. Bestand 176 582 Bände. Der Landesbibliothek ist die am 1. 11. 1937 errichtete Staatliche Volksbücherei für das Land Oldenburg angegliedert, die von dem Direktor der Landesbibliothek geleitet wird.

Öffnungszeiten: a) der wissenschaftlichen Abtlg. (rechter Eingang): Montags, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends 10—13,30 Uhr, zudem Montags und Mittwochs 16—18 (15—17, 14—16) Uhr. b) der Abtlg. Volksbücherei (linker Eingang): Werktäglich 11—13,30 Uhr und (außer Sonnabends) 16—18 Uhr. Keine Benutzungsgebühr.

Museum für Naturkunde und Vorgeschichte. 1. Personalverhältnisse: Direktor R. Mich a e l s e n. 1 Präparator, 1 technischer Assistent, 1 Photograph u. Zeichner, 1 Verwaltungsgehilfe, 1 Tischler, 1 Hauswart.

2. Bestände der vorgeschichtlichen Sammlung aus allen vorgeschichtlichen Gebieten wesentlich durch Grabungen und Zufallsfunde erweitert.

Geringerer Zuwachs im naturkundlichen Teil (Vögel und Säuger).
Öffnungszeit: tägl. 11—14 Uhr.

Infolge des Zuwachses ist eine bedeutende Erweiterung des Magazins und der Werkstätten notwendig geworden.

Oldenburger Stadtmuseum (Theodor Francksen-Stiftung). Leitung: Mittelschuldirektor i. R. R. O r t h. Rosenstraße 32/33. Besuchszeiten: vorm. Sonntag, Dienstag, Donnerstag: 11—12 Uhr, nachm. täglich (außer Sonnabend u. Sonntag) 1. April bis 30. September 16—18 Uhr, 1. Oktober bis 31. März 15—17 Uhr.

Osnabrück.

Staatsarchiv. Staatsarchivrat Dr. K o s e r r wird zum 1. 2. 1937 vom Preußischen Geheimen Staatsarchiv an das Staatsarchiv Osnabrück versetzt; er tritt am 1. 6. 1938 in den Ruhestand. — Archivhilfsarbeiter Dr. B e i n s, ernannt am 1. 7. 1936 zum Archivassistenten (Staatsarchivassessor). — Dr. S c h r ö t e r, am 1. 10. 1937 zur weiteren Ausbildung überwiesen, wird am 1. 4. 1938 zum Staatsarchivassessor ernannt.

Im Jahre 1937 erhielt das Staatsarchiv eine größere Ablieferung von Archivalien der Stadt Osnabrück; damit ist das gesamte historische Archiv der Stadt im Staatsarchiv hinterlegt. — Das im Staatsarchiv beruhende bauerngeschichtliche Schriftgut wurde zusammengestellt und in den von der Landesbauernschaft Niedersachsen 1936 herausgegebenen „Quellen zur bäuerlichen Sippen- und Hofgeschichtsforschung in den Staatsarchiven Hannover, Osnabrück und Aurich“ angezeigt. — Anlässlich der Tagung der staatlichen Archivpfleger der Regierungs-Bezirke Osnabrück und Aurich fand am 23. April 1938 eine Führung durch das Staatsarchiv statt.

Museum der Stadt Osnabrück. Erfreuliche Mehrbewilligung von Geldmitteln seitens des Herrn Oberbürgermeisters (Stadtverwaltung), damit verbunden Neueinstellung eines wissenschaftlichen Assistenten (Dr. Hermann P o p p e), eines Tischlers und eines Hilfsaufsehers. Dadurch Möglichkeit, das Museum werktags von 10—13 und 15—17 Uhr dauernd geöffnet zu halten (vorher war Einlaß auf Klingelzeichen). Neueinrichtung von Ausstellungsräumen im Schloß. Dadurch Rücküberführung der Stüveschen Gemäldesammlung (vorwiegend Niederländer) ins Museum und Aufstellung im dortigen Oberlichtsaal, der infolgedessen für wechselnde Ausstellungen ausseidet.

Stade.

Archive der Ritterschaft und Landschaft der Herzogtümer Bremen und Verden: Seit 1. Mai 1936 neu geordnet und verzeichnet von Archivar Dr. G r a n z i n. Bau eines eigenen Archivgebäudes mit den notwendigen Betriebseinrichtungen (Benutzungsraum).

Stadtarchiv: Am 1. Oktober 1938 wird Archivar Dr. G r a n z i n die Neuordnung und Verzeichnung des teils im Rathaus, teils im Museumsgebäude, Admiral-Scheer-Straße 21, untergebrachten Stadtarchivs in Angriff nehmen, das er schon seit 1. 5. 1936 zusammen mit dem Ritterschaftlichen Archiv verwaltet.

Sammlungen des Stader Geschichts- u. Heimatvereins: 1. V o r g e s c h i c h t s m u s e u m, Adm.-Scheer-Str. 21. Bedeutungsvolle Funde und Erwerbungen: Zahlreiche altsteinzeitliche Feuersteingeräte aus Stade, Agathenburg u. Dollern, Kr. Stade, durch die erstmalig der sichere Nachweis einer Besiedlung der Stader Gegend vor etwa 2000 Jahren erbracht wird. Ein hölzernes Wagenrad (Scheibenrad) aus Beckedorf, Kr. Stade, Moorfund aus der frühen Bronzezeit oder dem Ende der Steinzeit. 20 sächsische Urnen nebst Beigaben vom Urnenfriedhof Perlberg b. Stade. Erworben wurde die Vorgeschichtsammlung von Dr.

König in Harfefeld. Sie enthält vor allem zahlreiche Funde von dem langobardischen Urnenfriedhof in Harfefeld.

Veranstaltungen: Vom 4.—6. Januar 1937 urgeschichtlicher Lehrgang im Stader Museum, veranstaltet vom Landesmuseum Hannover.

Regelmäßige kostenlose Führungen 1 oder 2 mal im Monat (Sonntags). Geöffnet täglich von 10—17 Uhr.

2. **Museum Inselstraße:** Einrichtung einer Bauernstube, darin ein Webstuhl mit Bespannung, ein beachtenswertes Delgemälde von Prof. Winter-Oldenburg: Altländer Frauen in ihrer alten Tracht. Geöffnet täglich von 10—17 Uhr.

3. **Bücherei u. Archiv des Geschichts- und Heimatvereins** (Adm.-Scheer-Str. 21): Geöffnet Mittwochs von 15,30—16,30 Uhr, sonst jederzeit nach Anmeldung (bei Dr. Goffel, Adm.-Scheer-Str. Nr. 19). Entleihungen können jederzeit erfolgen.

Wesermünde.

Städtisches Morgenstern-Museum. Seit 1. 4. 1936 Leiter des Städtischen Morgenstern-Museums: Dr. **L i n k e**, vorher am Landesmuseum Hannover. — Herbst 1936: Naturwissenschaftliche Sammlung magaziniert und nicht zugänglich. — Überführung der gesamten Sammlung Müller-Brauel nach Wesermünde; Neuaufstellung eines Teils der volkskundlichen Bestände, der kirchlichen Kunst und der Ortsgeschichte sowie des Steinzeitraums der urgeschichtlichen Abteilung; Neuaufstellung der geologischen Abteilung durch Herrn Dr. **Hamm**, Landesmuseum Hannover. Zugänge f. Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 28 (1937) Seite 134 ff. Neue Öffnungszeiten: Mittwochs 15—17 Uhr, Sonntags 11—13 Uhr, sonst Voranmeldung. Eintritt frei.

Wolfenbüttel.

Herzog-August-Bibliothek. Direktor: Dr. **Herse**. Bibliotheksrat (Stellvertreter d. Direktors): Dr. **Herbst**. Bestand: ca. 400 000 Bände, darunter ca. 8000 Handschriften. Dauernde Ausstellung wertvoller Handschriften und Drucke.

Öffnungszeiten: Lesesaal: wochentäglich 9—13 Uhr, Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 15—18 Uhr. Bücherausgabe: wochentäglich 11—13 Uhr, Dienstag u. Freitag 15—17 Uhr. Führung durch die Ausstellung: wochentäglich 12—13 Uhr.

Veröffentlichung: 1937/38: Herbst, S.: Die neuen Wolfenbüttler Otfried-Fragmente. In: Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. 74 (1937).

Archivberatung und Archivpflege

Im Anhang „Die Archivpflege“ konnte das vorige Jahrbuch (1937, Band 14, Seite 459—466) über die ersten Anfänge einer planmäßigen landschaftlichen Archivpflege auf Grund des Runderlasses des Reichsinnenministeriums vom 4. August 1937 berichten.

Der Aufbau und Ausbau der Archivberatungsstelle der Provinz Hannover hat in dem seither verfloffenen Jahre Fortschritte zu verzeichnen. Am 2. Oktober 1937 berief der Herr Landeshauptmann den Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend zum Leiter der Archivberatungsstelle, die ja nach dem genannten Erlaß eine Einrichtung der Provinzialverwaltung ist, aber in Personalunion mit der Leitung des Staatsarchivs stehen soll. In der Provinz Hannover, die bekanntlich drei Staatsarchive aufweist, ist der Direktor des Staatsarchivs Hannover der gegebene Leiter der Archivberatungsstelle für die ganze Provinz; die Staatsarchive in Osnabrück und Aurich bauen die Archivpflegeorganisation ihrer Bezirke im Einvernehmen mit der Archivberatungsstelle und nach ihren Richtlinien, im übrigen aber selbständig auf.

Dr. Grotefend ist am 31. August 1938 durch Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand getreten. Die Archivberatungsstelle hat also unter seiner Leitung nur die ersten und in mancher Hinsicht schwersten Schritte tun können. Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß Herr Staatsarchivdirektor i. R. Grotefend sich der Archivberatung auch weiterhin als Mitarbeiter zur Verfügung gestellt hat. Er wird insbesondere bei der Vereisung der Provinz zum Besuch der einzelnen Pflegebezirke mithelfen. Im übrigen ist die Leitung der Archivberatungsstelle mit dem 1. September 1938 zunächst vertretungsweise auf seinen Amtsnachfolger Staatsarchivdirektor Dr. Schnath übergegangen.

Die Tätigkeit der Archivberatungsstelle im Berichtszeitraum (1. Oktober 1937 — 30. September 1938) wurde vorwiegend von der Aufstellung und Schulung ihres Helferkorps, der Archivpfleger, in allen Teilen der Provinz in Anspruch genommen. Nachdem hierin ein gewisser Abschluß erreicht ist, geben wir anhangsweise eine Liste sämtlicher Pfleger nach dem Stande vom 1. Oktober 1938. Der Unterschied zwischen Archivpflegern und Archivpflegerstellvertretern ist aus Zweckmäßigkeitsgründen fallengelassen. Es ist den einzelnen Pflegern überlassen, ihre Sonderbezirke in den einzelnen Kreisen gegeneinander abzugrenzen.

Lehrgänge für Archivpfleger fanden statt: in Hannover (Reg.-Bezirke Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade) am 11. und 12. Oktober 1937 (Jahrbuch 14, Seite 462), in Osnabrück (Reg.-Bezirke Aurich und Osnabrück) am 22. und 23. April 1938, in Lüneburg (Reg.-Bezirke Lüneburg und Stade) am 26. und 27. August 1938. Auf allen drei Tagungen sprachen Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend und Dr. Schnath, in Osnabrück außerdem Staatsarchivdirektor Dr. Smidt, über Grundsätze, Aufgaben und Möglichkeiten der Archivpflege sowie über praktische Winke für ihre Durchführung.

Die praktische Arbeit der Archivpfleger kommt langsamer in Gang als wünschenswert ist; in die Augen fallende Einzelergebnisse sind im ersten Jahre der Archivberatungsstelle nicht erzielt bzw. nicht berichtet. Wenn auch mit einer gewissen Anlaufzeit der ganzen Einrichtung gerechnet werden muß, und wenn auch die ehrenamtliche Tätigkeit der Archivpfleger sich vielfach unbemerkt und in der Stille vollzieht, so muß doch für die Zukunft allgemein eine stärkere Aktivität verlangt werden. Gute Berichte über ihre Tätigkeit und Bestandsaufnahmen gingen ein von den Archivpflegern

Baier-Dannenberg (Stadt Dannenberg),

Behne-Lüchow (Kreis Dannenberg),

Dr. Granzin-Stade (Kreis Stade),

Kloppenburg-Hildesheim (Landkreis Hildesheim, Kr. Marienburg),

Kretschmar=Duderstadt (Stadt Duderstadt),
E. Meyer=Verden (Kreis Verden),
Specht=Nordhorn (Kreis Graffchaft Bentheim),
Dr. Wesche=Hillerse (Kreis Gifhorn),
Zobel=Salzgitter (Landkreis Goslar).

Neben und unter die amtliche Archivpflege, in der die Selbstverwaltung der Provinz und ihrer Kreise mit den Staatsarchiven zusammenarbeiten, trat eine entsprechende Einrichtung für das kirchliche Archivgut, eine kirchliche Archivpflegeorganisation, die für die Evangelisch-lutherische Landeskirche bereits weitgehend ausgebaut, für die Katholische Kirche (Diözesen Osnabrück und Hildesheim) vorbereitet ist. Es bedarf kaum betont zu werden, daß es der staatlichen Archivaufsicht durchaus willkommen ist, wenn die Kirchen, die durchweg besonders wertvolles und altes Schriftgut in Verwahrung haben, — man denke nur an die Kirchenbücher als Grundlage der gesamten Sippenforschung — eine eigene Aufsichtseinrichtung für ihr Schriftgut aufziehen, alle daran Beteiligten immer wieder an ihre Pflichten erinnern und sie für deren Wahrnehmung schulen. Die Pfleger der Archivberatungsstelle sind daher angewiesen, die kirchliche Archivpflege zu respektieren und im Bedarfsfalle das Aufsichtsrecht des Staates, das selbstverständlich dem kirchlichen Archivgut gegenüber im vollen Umfange aufrechterhalten bleibt, nicht unmittelbar, sondern nur auf dem Wege über die Archivberatungsstelle auszuüben. Daß umgekehrt die kirchliche Archivpflege sich ständig des Rates und der Hilfe der Archivberatungsstelle bedient, sollte sich von selbst verstehen. So hat sich die Staatsarchivverwaltung an den Lehrgängen der kirchlichen Archivare und Archivpfleger in Berlin-Dahlem (7. bis 11. März 1938) und Hannover (29. bis 30. August 1938) durch Vorträge und Übungen beteiligt.

Die vom Reichsjustizminister (A. B. vom 4. November 1937) bei allen Justizbehörden, in erster Linie bei den Land- und Amtsgerichten, eingesetzten Archivpfleger der Justizverwaltung haben mit der allgemeinen Archivpflegeorganisation nichts zu tun, da sich ihre Tätigkeit auf die gerichtseigenen Archivalien beschränkt, die als staatliches

Archivgut außerhalb der ehrenamtlichen Archivpflege liegen und von den Staatsarchiven unmittelbar kontrolliert werden.

Anhang.

1. Die Archivpfleger der Archivberatungsstelle für die Provinz Hannover.

Nach dem Stande vom 1. Oktober 1938.

Regierungsbezirk Hannover:

Kr. Grafschaft Diepholz: Moormeier, Dr., Wilhelm, Stemshorn; Constabel, Mittelschulrektor, Sulingen; Lohmeyer, Lehrer, Düste.

Kr. Grafschaft Hoya: Dierking, Lehrer, Heiligenfelde; Grimsehl, Lehrer, Harpstedt; Sieling, Lehrer, Helzendorf; Schacht, Rektor, Kirchwehhe; Brunotte, Lehrer, Schwarme; Kolls, Lehrer, Bassum; Dörges, Lehrer, Kl. Köhren; Krehe, Mittelschullehrer, Hoya; Winkelmann, Lehrer, Kirchwehhe; Bredemeyer, Lehrer, Schwarme.

Kr. Grafschaft Schaumburg: Ande, W., Studiendirektor, Hinteltn; Weber, Pastor, Apelern.

Kr. Hameln-Stadt: Spanuth, Studiendirektor i. R., Hameln.

Kr. Hameln-Pyrmont: Oppermann, Dr., Hameln; Garbe, Kreis Schulrat, Hameln.

Kr. Hannover-Land: Behrmann, Hauptlehrer, Anderten; Schröder, Dr., Hauptlehrer, Hohenbostel.

Kr. Neustadt a. Abge.: Thiele, Lehrer, Lutter; Schöne-meier, Lehrer, Kl. Heidorn; Langer, Lehrer, Idensen; Köhler, Lehrer, Rodewald.

Kr. Nienburg: Lomberg, Landwirtschaftsrat, Nienburg; Niechers, Lehrer, Labelsloh.

Kr. Springe: Parisius, Rektor a. D., Lauenau; Garbe, Rektor, Bad Münder.

Regierungsbezirk Hildesheim:

- Kr. Alfeld: Barner, Lehrer, Alfeld; Klages, Lehrer, Esbeck.
- Kr. Duderstadt: Buerchaper, Lehrer, Bernshausen; Kretschmar, Richard, Duderstadt.
- Kr. Einbeck: Feise, Prof. Dr. h. c., Einbeck; Rupperzberg, Archivdirektor i. R., Dr., Einbeck, Hubeweg 17.
- Kr. Göttingen=Stadt: van Kempen, Dr., Stadtarchivdirektor, Göttingen; Fahlbusch, Dr., Museumsdirektor, Göttingen.
- Kr. Göttingen=Land: Fahlbusch, Dr., Museumsdirektor, Göttingen; Scheidemann, Bauer, Ballenhausen.
- Kr. Goslar=Stadt: Borchers, Dr., Direktor der Städtischen Sammlungen, Goslar; Tappen, Fr. Theda, Archivarin, Goslar.
- Kr. Goslar=Land: Zobel, Fr., Lehrer, Salzgitter.
- Kr. Hildesheim=Stadt: Zoder, Dr., Hildesheim, Archiv; Gebauer, Dr., Professor, Hildesheim, Archiv.
- Kr. Hildesheim=Land: Kloppenburg, Mittelschullehrer i. R., Hildesheim, Rüchenthalstr. 27; Söding, Hauptlehrer, Borsum.
- Kr. Marienburg i. H.: Blume, H., Konrektor i. R., Hildesheim, Bahrfeldstraße 7; Mock, August, Rektor, Bockenem.
- Kr. Münden: Quentin, Lehrer, Hann.=Münden; Lauenstein, Hauptlehrer, Landwehrhagen.
- Kr. Northeim: Hueg, Studienrat, Northeim.
- Kr. Osterode: Rageler, Studienrat, Osterode a. Harz; Lampe, Lehrer, Harriehausen.
- Kr. Peine: Finger, Studienrat, Peine; Wesche, Hauptlehrer, Gr. Solschen.
- Kr. Zellerfeld: Dittmann, Konrektor, Clauzthal-Zellerfeld; Westermann, Pastor prim., St. Andreasberg.

Regierungsbezirk Lüneburg:

Kr. Burgdorf: Knigge, Rektor i. R., Lehrte; Nolte, Dr. med., Burgdorf.

Kr. Celle = Stadt: von Boehn, Celle, Stadtarchiv.

Kr. Celle = Land: Barenscheer, Rektor, Wieze; Hohls, Rektor, Bergen.

Kr. Dannenberg: Baier, Mittelschulkonrektor, Dannenberg; Behne, Mittelschullehrer, Lückow.

Kr. Fallingb. ostel: Stuhlmacher, Lehrer, Schneeheide; Weufthoff, Mittelschullehrer, Walsrode; Nolte, Lehrer, Borg; Hanekopf, Lehrer, Walsrode.

Kr. Gifhorn: Besche, Dr., Hillerse; Ahrens, Mittelschullehrer, Wittingen.

Kr. Harburg: Mehne, Dr., Hauptlehrer, Moisburg.

Kr. Lüneburg = Stadt: Rüd, Dr., Lüneburg.

Kr. Lüneburg = Land: Alm, Hauptlehrer, Scharnebeck; Nietwerth, Lehrer, Walmzburg.

Kr. Soltau: Baurichter, Rektor, Soltau; Meyer, R., Lehrer, Schneverdingen.

Kr. Uelzen: Matthias, Rektor, Uelzen, Witistraße; Meyerholz, Mittelschulrektor i. R., Uelzen.

Regierungsbezirk Stade:

Kr. Bremervörde: Bachmann, A., Kulturpfleger, Bremervörde; Müller, Joh., Hauptlehrer, Zeven.

Kr. Land Hadeln: Alend, Lehrer, Mindorf; Badenius, Lehrer, Steinau.

Kr. Osterholz: Lilienthal, Lehrer, Heideberg; Müller, Lehrer, Grohn.

Kr. Rotenburg: Dreyer, Lehrer, Ostervesede; Hüttmann, Kantor, Kirchwalsede.

Kr. Stade ausschließlich Altes Land: Granzin, Dr., Stadtarchivar, Stade.

Kr. Stade = Altes Land: Siemens, Rektor, Forf.

Kr. Verden: Meyer, Stadtoberinspektor, Verden; Rosenbrock, Rektor, Verden.

Kr. W e s e r m ü n d e = S t a d t : Rischnid, Stadtamtman, Weseermünde.

Kr. W e s e r m ü n d e = L a n d : Steinbeck, Hauptlehrer, Bedertesa; Rührmund, Lehrer, Sandstedt.

Kr. C u r h a v e n = S t a d t : Dellerich, Lehrer, Cuxhaven, Westerwischweg 26; Höpcke, Lehrer, Cuxhaven, Badehausallee 51.

R e g i e r u n g s b e z i r k O s n a b r ü c k :

Kr. A s c h e n d o r f = H ü m m l i n g : Rohr, H., Buchhändler, Papenburg.

Kr. G r a f s c h a f t B e n t h e i m N o r d : Specht, Rektor, Nordhorn.

Süd: Edel, Dr., Schüttorf.

Kr. B e r s e n b r ü c k S ü d : Barwig, Rektor, Bersenbrück.

Ost: Twelbeck, Dr., Kaufmann, Gehrde.

Mitte: Grüter, Postmeister a. D., Ankum.

West: Riebartsch, Lehrer, Volklage.

Kr. M e l l e S ü d : Fredemann, Lehrer, Neuenkirchen.

Nord: Menke, Lehrer, Eiken-Bruche.

Kr. M e p p e n : noch nicht ernannt.

Kr. O s n a b r ü c k N o r d : Vinke, Dr., Gretesch.

Mitte: Kiepe, Lehrer, Borgtrup.

Ost: Westerhold, Lehrer i. R., Schledenhäusen.

Kr. L i n g e n : Behrenz, R., Stud.=Nat, Lingen; Hiltensbach, Museumsleiter, Lingen.

Kr. W i t t l a g e O s t : Bahle, Lehrer, Bad Effen.

West: Büttner, Hauptlehrer, Hunteburg.

S t a d t k r e i s O s n a b r ü c k W e s t : Twelbeck, Prof. Os nabrück.

Ost: Geppert, Stud.=Nat., Os nabrück, Domsfreiheit 1.

Regierungsbezirk Aurich:

Stadtkreis Emden: Louis, Dr., Emden; Hahn, Dr., Emden.

Ar. Aurich: Ohling, Dr., Stud.-Rat i. R., Aurich; Blickslager, Hauptlehrer i. R., Hartum.

Ar. Leer: Dreesmann, Lehrer, Weenermoor; Müller, Dr., Stud.-Rat, Leer.

Ar. Norden: de Buhr, Gerhard, Bewfum; Beenema, G., Norden.

Ar. Wittmund: Meents, Tierarzt, Esens; Schoone, Direktor, Esens; Keents, Bauer, Uttel.

2. Richtlinien der Archivpfleger.

1. Um einer weiteren Vernichtung und Zerstreuung des nichtstaatlichen, in Privathand oder in der Hand von Vereinen und Körperschaften befindlichen alten Schriftgutes entgegenzutreten, ist für die Provinz Hannover eine Archivpflege-Einrichtung ins Leben gerufen, die die sorgsame Pflege des gesamten alten Schriftgutes und seine Erschließung für die Benutzung gewährleisten soll.
2. Die Oberleitung dieses Schriftgutschutzes in der Provinz Hannover befindet sich bei der Archivberatungsstelle der Provinz Hannover (Hannover, Staatsarchiv). Für bestimmte Pflegebezirke werden Archivpfleger und zu ihrer Unterstützung und Vertretung Archivpflegerstellvertreter bestellt.
3. Das Amt des Archivpflegers verpflichtet zur Verschwiegenheit gegenüber Außenstehenden, soweit dem Archivpfleger eine solche von den Schriftgutbesitzern zur Wahrung ihrer Interessen auferlegt wird, und zur Vermeidung aller Handlungen, aus denen den Archivbesitzern in Rechtsfragen oder sonst Nachteile erwachsen könnten.

4. Die Archivpfleger erhalten einen Ausweis, der sie zum Zutritt zu den Archiven und Registraturen der Selbstverwaltung ermächtigt und sie Privatpersonen, Vereinen usw., die Besitzer von Archiven oder Schriftgut sind, für ihre Aufgabe amtlich ausweist.

Für die evangelischen Pfarr- und Kirchenarchive besteht eine besondere kirchliche Archivpfleger-Einrichtung des Landeskirchenamtes zu Hannover, mit der loyal zusammenzuarbeiten das Bestreben der Archivpfleger sein soll.

5. Für ihre ehrenamtliche Tätigkeit haben die Archivpfleger keinerlei Vergütung zu beanspruchen; dagegen werden ihnen im Rahmen der vom Kreis bzw. von der Stadt zur Verfügung gestellten Mittel alle Portoauslagen, kleine Unkosten und Reisekosten erstattet. Reisen sind jedoch erst nach vorheriger Fühlungnahme mit dem Leiter der Archivberatungsstelle und mit dessen Genehmigung auszuführen.

Die Archivpfleger und ihre Stellvertreter werden auf Vorschlag des zuständigen Landrats (Oberbürgermeisters) und im Einvernehmen mit dem Oberpräsidenten (Verwaltung des Provinzialverbandes) vom Leiter der Archivberatungsstelle berufen und abberufen.

6. Die Berufung erfolgt nur für die Zeit, in der der Pfleger im Pflegebezirk wohnt.

Jeder Archivpfleger ist verpflichtet, seinen beabsichtigten Rücktritt vom Amte wenigstens 4 Wochen vorher der Archivberatungsstelle anzuzeigen und für die Einföhrung seines Nachfolgers in seine Geschäfte nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der aus der Tätigkeit als Archivpfleger entstandene Schriftwechsel, insbesondere der Schriftverkehr mit der Archivberatungsstelle ist nicht persönliches Eigentum des Archivpflegers, sondern der Archivberatungsstelle der Provinz Hannover und ist als solches in geordne-

tem Zustande mit besonderem Übergabeprotokoll dem Nachfolger zu übergeben. Nach beendeter Tätigkeit sind die Ausweise der Archivberatungsstelle im eingeschriebenen Brief zurückzusenden.

7. Die Archivpfleger haben die Pflicht, das in ihrem Bezirk vorhandene alte Schriftgut, das sich nicht in staatlicher oder sonst sachmännischer Verwaltung und Obhut befindet, im Einvernehmen mit dem Verfügungsberechtigten ausfindig zu machen und für seine gesicherte Aufbewahrung und Zugänglichmachung zu sorgen.

Als solches zu betreuendes altes Schriftgut kommen alle landes-, orts- und familiengeschichtlich bedeutsamen Aufzeichnungen amtlicher oder privater Natur (Urkunden, Rezesse, Akten, Protokolle oder sonstige Amtsbücher, Rechnungen, Karten, Testamente, Nachlässe, Brieffsammlungen, chronikalische Aufzeichnungen, Siegelstempel usw.) in Betracht. Auch wichtiges Schriftgut aus neuerer Zeit ist zu beachten (etwa Briefe von Politikern).

Aufbewahrungsstellen oder Fundstellen sind vor allem: Boden- und Kellerräume öffentlicher Gebäude, Heimatmuseen, Diensträume und Wohnungen der Bürgermeister (Schulzen), Amtsvorsteher, Gutsbesitzer bezw. Gutsverwalter, Erbhofbauern, Mühlenbesitzer und sonstiger Grundeigentümer, der Vorsteher und Leiter von genossenschaftlichen Verbänden aller Art (Innungen, Ackerkommunen, Wassergenossenschaften, Deichverbände, Fischereigenossenschaften, Schützengilden usw.), von Stiftungen, der ehem. politischen Parteien, von Interessenvertretungen, bedeutenden Wirtschaftsunternehmungen, bedeutenderen Vereinigungen kultureller Art aus neuerer Zeit, die Wohnungen ehemaliger Amtsträger oder der Nachkommen solcher, von Erben historischer Persönlichkeiten, von Lehrern, Sammlern usw.

8. Dagegen unterstehen die bei s t a a t l i c h e n Behörden befindlichen Archivalien, welcher Art und welchen A-

ters sie auch immer sein mögen, nicht der Aufsicht der Archivpfleger. Insbesondere ist es den Archivpflegern untersagt, irgendwelche Schritte zu tun oder Besprechungen mit den Leitern oder Registraturbeamten örtlicher Dienststellen zu pflegen, die darauf abzielen, derartige Archivalien der ordnungsgemäßen Ablieferung an das Staatsarchiv zu entziehen.

Vielmehr haben sie die Pflicht, wo sie solches den Behörden bereits entfremdetes amtliches Schriftgut auffinden, für unverzügliche Ablieferung an das Staatsarchiv Sorge zu tragen.

9. Ist ein Bestand alten Schriftgutes (Archiv) festgestellt, so hat sich der Archivpfleger darüber Rechenschaft abzulegen, ob die Unterbringung so beschaffen ist, daß die Belassung der Materialien an Ort und Stelle verantwortet werden kann. Als Voraussetzung hierfür gelten trockene, gut zu lüftende und zu säubernde, gegen fremden Zugriff und Feuergefährdung möglichst gesicherte, von schädlichem Ungeziefer freie Räume (also nicht offene Dachböden, feuchte Keller); ferner muß Gewähr geboten sein für dauernde gewissenhafte Verwaltung und leichte Benutzbarkeit, soweit eine solche im allgemeinen Interesse zu fordern ist.
10. Liegen Mißstände vor, so soll der Archivpfleger unter gleichzeitigem Bericht an die Archivberatungsstelle solche Maßnahmen veranlassen, die dem beabsichtigten Zwecke dienen und im Bereich des Möglichen liegen. Der Archivberatungsstelle steht im allgemeinen die letzte Entscheidung zu. Eine Hinterlegung im Staatsarchiv, bei der dem Eigentümer volles Eigentums- und Verfügungsrecht vorbehalten bleibt, wird in solchen Fällen anzuregen sein, wo wertvolles Schriftgut an Ort und Stelle in angemessener Weise nicht unterzubringen ist, und eine andere geeignete Stelle dafür (Stadtarchiv) nicht in Frage kommt. Der Archivpfleger hat sich durch in gewissen Abständen zu wiederholende Besuche davon zu überzeugen, daß im Laufe der Zeit keine Verschlechterungen im Zustand eintreten (be-

sondere Gefahrenquellen: Umbauten, Gutsverläufe, Zwangsversteigerungen, Übersiedlung des Besitzers an andere Orte oder gar ins Ausland, Amtswechsel usw.).

11. Von wichtigen Funden sollen die Archivpfleger der Archivberatungsstelle sofort Mitteilung machen. In jedem Falle soll eine **B e s t a n d s a u f n a h m e** erfolgen. Diese muß Angaben enthalten über den Umfang des Schriftgutes (Zahl der Pergamenturkunden, Aktenhefte, losen Blätter, Schätzung nach Aktenpaketen), die zeitlichen Grenzen, die Herkunft (Provenienz), den Hauptinhalt, den Ordnungszustand, das Vorhandensein eines Verzeichnisses und über bemerkenswerte Einzelstücke. Zugleich ist Mitteilung über die Aufbewahrung und Verwaltung und die gegebenenfalls getroffenen Maßnahmen zu machen.
 12. Die Durchführung einer Ordnung und genauen Verzeichnung des Schriftgutes wird dagegen von den Archivpflegern **n i c h t** verlangt. Ihre freiwillige Mithilfe dabei ist erwünscht; Anleitungen dazu werden von der Archivberatungsstelle der Provinz Hannover gern gegeben werden.
 13. Eine weitere Aufgabe der Archivpfleger soll für **s p ä t e r** die durch planmäßige Vereisung des gesamten Pflegebezirkes zu erreichende Anlage einer Schriftgutrolle sein, die alles zu schützende wertvolle Schriftgut bestandsmäßig genau aufführt und eine dauernde Kontrolle ermöglicht.
-

Nochmals: Die Vorgänge in Verden 782.

Ein Nachtrag.

Nachdem die Revision meines Aufsatzes (S. 1—41) längst abgeschlossen war, ist der 93. Band der Westfälischen Zeitschrift und in ihm auf S. 151 ff. die Abhandlung von Fr. von Klocke „Um das Blutbad von Verden und die Schlacht am Süntel 782“ erschienen. Es war mir infolgedessen natürlich nicht möglich, zu den Ausführungen von Klockes noch Stellung zu nehmen. Ich möchte indessen bemerken, daß ich, auch wenn das möglich gewesen wäre, keine Veranlassung gehabt hätte, in meinem Aufsatz etwas zu ändern, vor allem nicht in dem, was ich über die Zahl 4500 und den Verlauf der Schlacht am Süntel gesagt habe.

Halle a. S., Oktober 1938.

M. L i n g e l.

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte

Schriftleitung:

Museumsdirektor Prof. Dr. Jacob-Friesen
Hannover, Landesmuseum

Nr. 12

1 9 3 8

August Lag, Verlagsbuchhandlung, Hildesheim

Die Pflugformen des nordischen Kulturkreises und ihre Bedeutung für die älteste Geschichte des Landbaues.

Von

Prof. Dr. E. B e r t h.

(Mit 23 Abbildungen und einer Karte.)

Die fast überall im ganzen Pflugbaukulturkreise zu beobachtende Tatsache, daß in den Einzelgebieten in der Regel mehrere Pflugformen nebeneinander auftreten, ist nur ein klarer Ausdruck für das mosaikartige Gefüge jeglicher Kultur. Diese Tatsache mußte zusammen mit der Erkenntnis, daß der Anbau von Getreide (ursprünglich) nur mit dem Pflugbau verbunden und dem Hackbau (von sich aus) fremd ist, erwarten lassen, daß eine geographische und historische Analyse der Pflugformen auch wichtige Aufklärungen zur Geschichte unserer Getreidearten und ihres Anbaues bringen würde. Die Vielheit der Pflugformen auf engem Raum ist auch nicht etwa erst eine Erzungenschaft jüngerer Zeit, sondern greift — wie wir schon lange, z. B. an der Hand der Mannigfaltigkeit der Pflugformen im alten Babylonien wissen — geschichtlich weit zurück. Und eine Reihe glücklicher Funde hat uns in den Stand gesetzt, dasselbe in unserem Nordischen Kulturkreise sogar für die prähistorische Zeit feststellen zu können. Man hat den Eindruck, daß die Prähistoriker vielfach sich dieser wichtigen Tatsache haben verschließen wollen, daß sie immer nur mit dem Pfluge und dementsprechend mit einem sehr einfachen Gefüge der alten Landbaukultur in Europa gerechnet haben, dem dann natürlich auch ein ebenso einfacher geschichtlicher Werdegang zu Grunde gelegen haben müßte. Die Gesamtheit der bisher nach dieser



Abb. 1: Bronzezeitliche Felszeichnung eines Pfluggespannes von Boshuslän in Schweden (nach S. Müller: Charrue, joug et mors. Memoires de la Soc. Roy. des Antiquaires du Nord 1902, S. 39). Die Abbildung stellt einen Grabstockpflug dar.



Abb. 2: Gebräuchliche Pflugform — Grabstockpflug — im heutigen südlichen Mesopotamien (nach S. Prinz: Babyloniens Landwirtschaft einst und jetzt. Weltwirtschaftliches Archiv 8, 1916, 2, S. 1 ff.).

Richtung bekannten Tatsachen läßt einen solchen oder ähnlichen Schluß in keiner Weise zu. Ein genaueres Studium der einzelnen Pflugformen und ihrer geographischen Verbreitung in Parallele mit dem der wichtigsten Getreidearten — zumal auch der heute im Aussterben begriffenen primitiven Formen unter ihnen — hat in der Tat zu überraschenden Ergebnissen über die Beziehungen bestimmter Getreidearten zu bestimmten Pflugformen geführt, und damit zu wichtigen historischen Zusammenhängen den Schlüssel geliefert. Soweit diese Dinge unseren Nordischen Kulturkreis (der hier im weitesten Sinne gemeint ist) be-

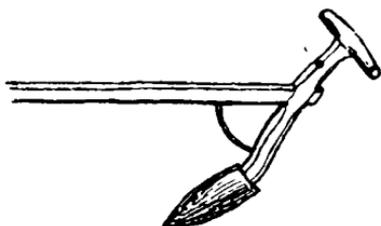


Abb. 3: Kropbacher „Hoch“ (nach Leser, a. a. O. Tafel 4 b).

treffen, sollen sie im folgenden im kurzen Umriß zur Darstellung gelangen.

Die primitiven sohlenlosen Pflüge, die wir als Grabstockpflug zusammenfassen wollen, weil sie sich ohne weiteres als ein mit einer Zugvorrichtung (Pflugbaum, Grindel, seltener auch ein Zugseil) versehener Grabstock darten, sind heute noch über den ganzen Pflugbaukulturkreis, wenn auch vielfach sehr zerstreut, verbreitet, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, von Schweden und Estland, Nord-Mongolei und Nord-Japan im Norden bis Abessinien und Java im Süden. Gelegentlich, wie in ganz Süd-Mesopotamien, treten sie sogar als alleinige oder vorherrschende Form auf (Abb. 2); oft sind sie neben anderen Pflügen nur für besondere Arbeiten noch im Gebrauch (siehe weiter unten). Für Europa können wir derartige Primitivformen — für die der oft wiedergegebene Pflug der bronzezeitlichen Felszeichnungen von Bohuslän mit dem Kindergespann (Abb. 1) für uns den Prototyp bilden

mag — nachweisen für Nordschweden, Ostland, West-Deutschland (Rheingebiet): hier als „Stichelflug“ (Schwarzwald) oder „Hoch“ (gleich Haken, gotisch: hōha; im Siegerland, im Hunsrück und der Eifel, Abb. 3) bekannt, Erzgebirge und Nord-Böhmen („Sprunghaken“ u. a.), Mähren, Ukraine („Kalo“), Südost-Alpen (Kärnten, „Riß“), Spanien, Italien und Sizilien wie Bosnien. Über die Bedeutung dieser Geräte für die Entwicklungsgeschichte des Pfluges, zumal im germanischen Raum, wird

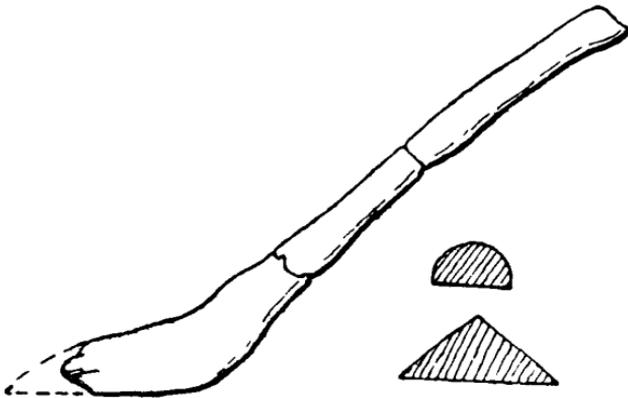


Abb. 4: Jungsteinzeitlicher „Pflug“ von Bodmann am Bodensee (3. T. nach Reinerth: a. a. D.).

weiter unten noch behandelt werden (S. 39). Prähistorisch kennen wir sie, wie jedem Leser dieser Blätter bekannt ist, nicht nur von Bohuslän (siehe oben und Abb. 1), sondern auch von frühbronzezeitlichen Felsbildern der Seealpen in Italien, wo gleich eine ganze Reihe solcher Pflüge mit Gespann und Lenker dargestellt ist¹. Zum Vergleich mit dem Pflug von Bohuslän ist (in Abb. 3) ein „Hoch“ aus dem Siegerland dargestellt, als bis heute überbliebener Repräsentant dieses einfachen Pflugtypus. Der Hoch- wie Stichelflug unterscheiden sich von dem bronzezeitlichen Pflug nur durch die Zutat eines Eisenschuhes

¹ E. Bidnell: Le figure incise sulle rocce di Val Fontalpa. Atti della società Ligustica di scienze naturali e geographiche Bd. 8, S. 391 ff. und Tafel 11—13.

(eiserne Pflugchar) und die Stütze („Griesssäule“) zwischen Pflugbaum und Sterze bzw. Hinterbaum. Im übrigen scheinen mir diese Primitivtypen bei Betrachtungen über prähistorischen Pflugbau über Gebühr hervorgehoben zu sein; höher entwickelte Formen — die u. a. auch auf den Felsbildern von Bohuslän vertreten sind — sind ohne Zweifel von größerer kulturhistorischer Bedeutung.

Über die oft genannte und wiederholt abgebildete² hölzerne „Pflugchar“ von Bodmann (im Rosgartenmuseum in Konstanz, der Neolithischen Pfahlbaukultur zugehörig) ist es schwer zu einer klaren Vorstellung zu gelangen. Ich gebe in nebenstehender Abbildung das Stück nach Reinerth wieder (Abb. 4). Danach ist dasselbe aus drei Bruchstücken wieder zusammengeleimt worden und an der Spitze (vorn unten) stark beschädigt. Es dürfte hier — falls man es als Sterze-Scharstück eines Pfluges auffassen will — also etwa wie unsere Abbildung zeigt, zu ergänzen sein. Das erhaltene Holz hat folgende Maße, die mir auf briefliche Anfrage der Direktor des Rosgartenmuseums in Konstanz, Herr Dr. Leiner, mitzuteilen die große Freundlichkeit hatte. Die ganze Länge von der Spitze (unten) bis zur Bruchstelle des Stieles (oben) beträgt 53 cm. Der Stiel hat eine flache Unter- bzw. Hinterseite von 5 cm Breite, und seine gerundete Vorder- bzw. Oberseite läuft abwärts in die dreikantige „Pflugchar“ ein. Diese hat eine untere Fläche von 10 cm Breite, während die beiden oberen, firstartig zusammenstoßenden Flächen 6 cm bzw. 6,5 cm breit sind. Diese Maße habe ich als Querschnittsbilder durch die Nebenabbildungen rechts zu veranschaulichen versucht.

Denken wir uns nun die Verbindung des vorliegenden Pflugholzes mit einem Pflugbaum etwa in der Art des Grabstockpfluges (Stichel-Pflug oder Hoch), so vermiffen wir eine entsprechende Durchbohrung des Stieles, oder,

² J. Heierli: Pfahlbauten, 9. Bericht. Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft Zürich, Bd. 22, S. 38 und Tafel 20, Abb. 2. — E. v. Tröltzsch: Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes. Stuttgart 1902, S. 47 ff. — G. Reinerth: Pfahlbauten am Bodensee. Augsburg-Stuttgart 1922, S. 49, Tafel 13. — Ders.: Die jüngere Steinzeit der Schweiz, Augsburg 1926, S. 52 u. 53, Abb. 10, Nr. 1.

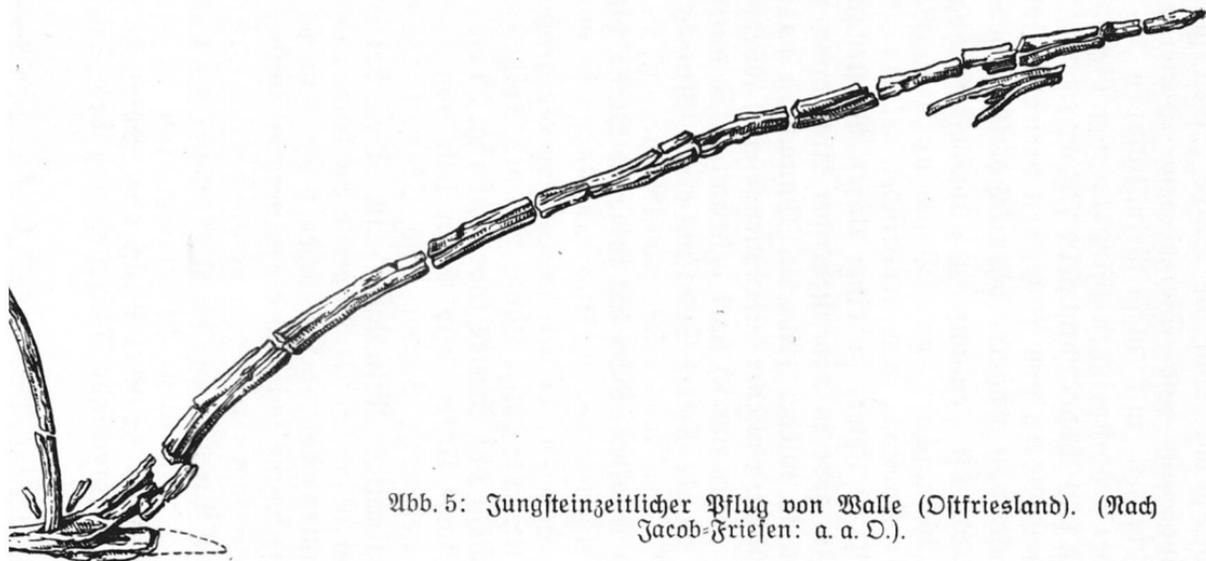


Abb. 5: Jungsteinzeitlicher Pflug von Walle (Ostfriesland). (Nach
Jacob-Friesen: a. a. O.).

falls wir diese über der Abbruchstelle desselben ansehen wollen, was zur Not vielleicht auch noch möglich wäre (vgl. den erzgebirgischen Sprunghaken), so erscheint doch der Stiel dazu viel zu zart. Man stelle sich vor, wie schwach müßte der Pflugbaum sein, der durch ein Loch in dem nur im ganzen 5 cm breiten Sterzenholz (Stiel) geführt werden könnte! Doch könnte man ja schließlich an die Möglichkeit denken, daß umgekehrt die Sterze durch ein Loch im Pflugbaum durchgesteckt gewesen war. Doch für eine solche Rekonstruktion fehlen uns in Europa alle ethnographische Parallelen, ebenso wie für die zahlreichen Pflug-„Ergänzungen“ in der Literatur, welche die Verbindung zwischen Sterze und Pflugbaum durch Verschnürungen bewirkt sein lassen wollen. Ergänzen wir aber das Holzstück nach Art des Hunszpfluges (siehe weiter unten), wozu die Gesamtform vielleicht am ehesten einladen möchte, so stört der Querschnitt des Stieles, der eine Verbindung vom Pflughaupt und Krümel in dieser Art kaum möglich erscheinen läßt.

Es wäre nun aber ganz verkehrt, etwa zu glauben, daß von dem Stehen oder Fallen der „Pflugchar“ von Bodmann am Bodensee auch unsere Auffassung der Landbaukultur der Pfahlbauten als Pflugbau oder nicht (Hackbau) unmittelbar abhängig wäre. Keineswegs. Die Gesamtkultur der (neolithischen) Pfahlbauten bietet uns auch sonst Beweise und Anhaltspunkte genug, um ihren Landbau als unzweideutigen Pflugbau ansprechen zu müssen. Das gilt ebenso auch für andere europäische Jungsteinzeitkulturen (ja auch für das mesolithische Campignien [vgl. unten]), für die der Fund eines Pfluges selbst noch nicht vorliegt. So z. B. auch für die donauländische handkeramische Kulturgruppe, deren „Schuhleistenstücke“ man wohl als Pflugteile hat ansprechen wollen, was jedoch „Ergänzungen“ ergeben hat, die nicht nur technisch unmöglich erscheinen, sondern auch jeglicher ethnographischer Parallelen entbehren.

Alle höherentwickelten Pflüge fassen wir im Gegensatz zu den *G r a b s t o c k p f l ü g e n* als *Sohl*pflüge zusammen.

Bei ihnen liegt ein Teil des Gerippes — eben die „Sohle“ — wagerecht auf dem Boden und gleitet beim Gebrauch des Gerätes unmittelbar hinter der Schar in der von dieser gerissenen Furche. Dabei kann der vorderste, zugespitzte Teil der Sohle unmittelbar die Schar darstellen, oder es ist eine besondere, hölzerne (oder metallene) Schar auf oder vor der Sohlenspitze befestigt. Es ist einleuchtend, daß ein Sohlenpfug einen weit sichereren Gang hat als ein sohlenloser, den man auf der Spitze des Hinterbaumes balanzieren muß, und entsprechend leichter zu lenken ist.

Unter den Sohlpflügen lassen sich nun wieder 2 Typen unterscheiden, die sich morphologisch-technisch nicht auseinander herleiten lassen, sondern sich offensichtlich getrennt aus dem primitiven Grabstockpflug entwickelt haben und kulturgeschichtlich nebeneinander herlaufen. Es sind das der sogenannte *Krümelpflug* und der *Bierkantpflug*, die beide auch für den Nordischen Kulturkreis eine hervorragende Bedeutung erlangt haben.

Der *Krümelpflug* ist so benannt nach seinem im hinteren Teil mehr weniger plötzlich abwärts gebogenen (also gekrümmten) und hier im typischen Falle mit der Sohle verwachsenen Pflugbaum, der daher als „*Krümel*“ bezeichnet wird. So steht das Gerät im neolithischen Pflug von *Walle* vor uns (Abb. 5). Dieser ist aus Eichenholz gearbeitet: die etwa 60 cm lange Sohle und der etwa 3 m lange *Krümel* (Pflugbaum, Deichsel) bestehen aus einem Stück, und die „*Sterze*“ ist, und zwar in ein viereckiges Loch, dem hinteren Teil der Sohle, eingefügt und durch Holzkeile festgemacht worden. Die *Sterze* trägt eine Handhabe, und dem vorderen Deichselende ist ein besonderes Holzstück mit Asthaken (zur Anschirrung der Zugtiere) offenbar angebunden gewesen (Abb. 5). Es ist bekannt, daß der *Waller Pflug* (*Walle* bei *Murich*, *Ostfriesland*) in einem Moor nahe der Unterseite der dortigen, 1,70 m mächtigen Torfschicht gefunden wurde und demgemäß von vornherein auf ein hohes Alter schließen ließ. Durch pollenanalytische Untersuchungen sowohl des Pfluges selbst wie der Fund-

schichten ließ sich der Pflug von Walle in eine sehr frühe Phase der jüngeren Steinzeit (Neolithikum) verweisen³.

Dem Waller Pfluge schließt sich unmittelbar der von P a p a u an. Er hat genau dieselbe Form und ist ebenfalls aus Eichenholz gearbeitet. Sein Krümel ist etwa 3 m lang (Fochpflug) und gleichfalls mit der Sohle aus einem Stück; das vordere zugespitzte Ende der letzteren dürfte als Schar gedient haben, während in ihrem hinteren Teile ein senkrechtes Loch sich findet, in das die nicht erhaltene Sterze zu ergänzen ist (Abb. 6). Nach R. Moszynski's⁴ Angaben hat

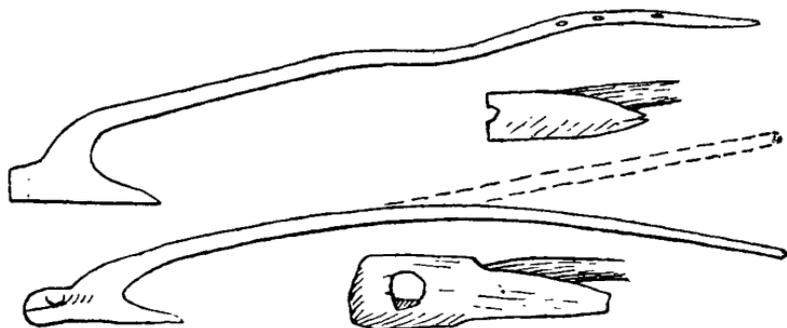


Abb. 6: Die ausgegrabenen Pflüge von Graudenz (oben) und Papau (unten). (Nach Moszynski: a. a. D.) Die Nebenfiguren geben die Ansicht auf die Sohlenfläche wieder.

der Papauer Pflug eine Gesamtlänge von 3,20 m; die Sohle ist 61 cm lang, am hinteren Ende 16 und ungefähr in der Mitte des sich zuspitzenden Vordertheiles noch 10,5 cm breit; das Sterzenloch hinten in der Sohle ist — wie beim Pflug von Walle — mehr weniger viereckig, mit einem

³ R. S. Jacob-Friesen: Einführung in Niedersachsens Vorgeschichte. Hildesheim und Leipzig 1931, S. 54—58. — Derf.: Der älteste Pflug der Welt: in Deutschland. Natur und Volk, Jahrgang 64, 1934, Heft 3. — F. Overbeck und H. Schmitz: Zur Geschichte der Moore, Marschen und Wälder Nordwestdeutschlands I. Mitteilungen der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege, Hannover, Heft 3, 1931. — E. Werth und M. Klemm: Der älteste Pflug der Welt. Deutsche landwirtschaftliche Presse, 61. Jahrg., 1934, S. 401 u. 402. — E. Werth: Nochmals zum Alter des Pfluges von Walle. Die Kunde, Jahrg. 2, S. 86 ff.

⁴ R. Moszynski: Kultura ludowa Slowian. Teil I: Materielle Kultur. Krakau 1929, Abb. 119 A.

größten Durchmesser von 6,5 cm (Nebenabbildung = Sohle von unten gesehen). Der Pflugbaum, den man sich, wie in unserer Abbildung angedeutet, auch mit seinem vorderen Teil schräg aufwärts gestreckt zu denken hat, ist hochkant gearbeitet und hat ungefähr in der Mitte seiner Länge sieben, auf der Grenze ca. zwischen erstem und zweitem Viertel (vom Sohlenansatz gerechnet), 8,5 cm größten Durchmesser. Auch dieser Pflug dürfte in das Neolithikum gehören. Er wurde 1858 auf dem Gute P a p a u bei T h o r n „auf einer Wiese beim Ausfahren torfartigen Moderz in einer Tiefe von 3 $\frac{1}{2}$ Fuß“ (= ca. 1,10 m) gefunden⁵ und befindet sich im Städtischen Museum in Thorn. Es handelt sich also um ein Wiesenmoor, d. h. Flachmoor, was auch das Kartenbild (preuß. Generalstabskarte) deutlich erkennen läßt. Wenn nun auch die Tiefenangabe an sich über das Alter unmittelbar nichts auszusagen vermag, so liegen doch heute bereits so viele pollenanalytische Untersuchungen und entsprechende archäologische Vergleiche derselben auch über Flachmoore (Niederungsmoore) unseres Gebietes vor, daß es erlaubt sein dürfte, vergleichsweise Schätzungen auszuführen bei Funden, wo solche Spezialuntersuchungen fehlen. Im Moor von M e n t u r r e n (Kreis Darlehmen) fand H. Groß⁶ in 200 cm Tiefe, „unter dem Gipfel der Haselkurve“ eine frühmesolithische Fundschicht; unmittelbar darunter beginnen die holozäne Schichten mit dem Gipfel der Birkenkurve. Und in einem Flachmoor bei Abschruten W (Kr. Birkallen) wurde nach demselben Autor bereits in 2 m Tiefe streckenweise der untere Spätglazialton angeschnitten (ebenda S. 76). Im Flachmoor des Rhinluches in der Provinz Brandenburg stieß ich selbst bereits in noch nicht 1 m Tiefe auf ein kiesen-birkenzeitliches „Lardenoisien“⁷. D. Schröder

⁵ J. Werner: Die Zoche, eine primitive Pflugform, Zeitschr. für Ethnologie Bd. 35, 1903, S. 716 ff.

⁶ H. Groß: Die ältesten Spuren des Menschen in Nordostdeutschland. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, 13. Jahrg., 1937, S. 73 ff.

⁷ E. Werth und M. K l e m m: Pollenanalytische Untersuchungen einiger wichtiger Dünenprofile und submariner Torfe in Nord-

fand in einem Erlbruchwaldtorf der Gegend von Ulsnis bei Schleswig (der von Sphagnumtorf unterlagert war) ein Kiefern-Hasel-Maximum — bei dem wir nach unseren bisherigen Erfahrungen frühestens das beginnende Mesolithikum ansetzen dürfen — in 145 cm Tiefe⁸. Diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen*, mögen hier des Raummangels wegen genügen, um zu zeigen, daß wir



Abb. 7: Teilfigur aus der „Aussendung des Triptolemos“ von einem attischen Glockenkrater des 5. Jahrhunderts v. Chr. (Nach A. de Ridder: Catalogue des Vases Peints de la Bibliothèque Nationale II. Paris 1902).

(nach den pollenanalytischen Erfahrungen) bei einem Flachmoor damit rechnen können, in mehr als 1 m Tiefe auf Schichten zu treffen, die kein jüngeres als jungsteinzeitliches Alter haben. Wenn damit auch keine exakte Altersbestimmung des Pfluges von Papau gegeben ist, so wird es dadurch doch äußerst wahrscheinlich; daß dieser

deutschland. Beihefte zum Botanischen Zentralblatt Bd. LV 1936, Abt. B, S. 95 ff.

⁸ D. Schröder: Zur Waldentwicklung im Schleswiger Jungmoränengebiet. Abhandlungen des naturforschenden Vereins zu Bremen, Bd. XXIX, 1935, S. 281 ff.

* Während des Druckes dieser Arbeit erschien Heft 5, Jahrgang 1938 des Nachrichtenblatt für Deutsche Urzeit, in dem von H. Groß weitere Beispiele hierzu gebracht werden. So z. B. zwei nodia- bzw. späteiszeitliche Lyngby-Beile in nur 1,20 bzw. 1 m Tiefe bei Saalfeld, Kreis Mohrungen und bei Widminnen, Kreis Lötzen in Ostpreußen.

Pflug mindestens prähistorisch ist, vermutlich sogar steinzeitliches Alter hat.

Bereits J. Hoops hat mit Recht den Papauer Pflug mit dem altgriechischen verglichen, wie er uns auf zahlreichen bildlichen Darstellungen vom 7. Jahrhundert v. Chr. ab bekannt ist (Abb. 7), ferner mit demjenigen Pflug, den der Bauer auf dem hallstattzeitlichen Bronzeimer aus der



Abb. 8: Bauer mit Pflug und Rindern von dem hallstattzeitlichen Bronzeimer aus der Certosa bei Bologna (nach M. Hoernes: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Weimar 1898).



Abb. 9: Altetruskischer Pflug, nach Entfernung der Sterze (nach S. Müller: a. a. D. S. 37, Abb. 6 — Spiegelbildlich wiedergegeben). Deckt sich fast genau mit dem Pflug von Papau!

Certosa bei Bologna kopfunter auf der Schulter trägt, die Gespannrinder vor sich hertreibend (Abb. 8). Weit besser als bei irgendeiner anderen Pflugform sind wir über die Geschichte dieses einfachen Krümelpfluges (Tryptolemos-Pflug) unterrichtet. Wir kennen ihn heute also aus dem Neolithikum (Walle, Papau), aus der Bronzezeit (von einem altorientalischen Siegelzylinder), aus der frühen Eisenzeit (aus hallstattzeitlichen, etruskischen [Abb. 9], vorrömischen, römischen wie griechischen Darstellungen) und bis in die späte römische Kaiserzeit (3. Jahrhundert n. Chr.) hinein. Und schließlich finden wir ihn

heute noch im ganzen Mittelmeergebiet in genau den gleichen Formen, so daß wir an der lückenlosen Persistenz durch die Jahrtausende hindurch nicht zweifeln können.

Ein in allem wesentlichen gleicher Pflug, wie der von Papau, ist in Wiewiórki bei Graudenz (Weichsel) „ausgegraben“ und ist jetzt im Städtischen Museum Graudenz aufgestellt. Über die Lagerungsverhältnisse des Fundes wird nichts angegeben. Für die auch hier fehlende Sterze ist hinten an der Sohle eine Kerbe (kein Loch) vorgesehen. (Moszynski, a. a. O. Abb. 119 a, unsere Abb. 6 oben). Dieser



Abb. 10: Prähistorischer Pflug von Döstrup in Jütland (nach S. Müller: a. a. O. S. 21).

Graudenzener Pflug hat nach dem genannten Autor eine Gesamtlänge von 3,48 m und 45 cm Sohlenlänge.

Die geschilderte Form des Krümelpfluges ist aber nicht die einzige, die uns hier interessieren muß und die wir aus dem Nordischen Kulturkreise prähistorisch belegen können. Allen Prähistorikern bekannt ist der Pflug von D ö s t r u p in J ü t l a n d — jetzt im Nationalmuseum in Kopenhagen (Abb. 10). Aber in seiner technisch=entwicklungsgeschichtlichen Stellung wurde er bisher, soweit ich sehe, fast immer verkannt, indem er mit dem Grabstockpflug von Bohuslän verglichen wurde (z. B. Hoops S. 502). In Wirklichkeit ist er ein richtiger Krümelpflug. Der hinten stark abwärts gekrümmte Pflugbaum (Krümel) geht bis zum Boden (endet nicht hoch in der Sterze wie beim Pflug von Bohuslän), und bildet hier durch eine leichte Verbreiterung (in der Sohlenrichtung des Pfluges) den ersten Anfang einer Sohle. Im Gegensatz zu den Grabstockpflügen vom Typus des Bohusläner ist beim Döstruper

die Sterze durch ein Loch im Krümel geführt, nicht umgekehrt. Nach all dem haben wir im Döstruper Pflug eine technische Vorstufe des vollendeten Krümelpfluges, wie er uns im Typus von Walle und Papau wie auch in dem Triptolemos-Pflug der altgriechischen Vasen usw. vorliegt. Die Abbildungen 12 (Nordmesopotamien) und 13 (Spanien) mögen uns zeigen, wie technisch stufentweise die mit dem Krümel verwachsene Sohle des Krümelpfluges zustande gekommen ist. Solche Vorstufen (Typus Döstrup)

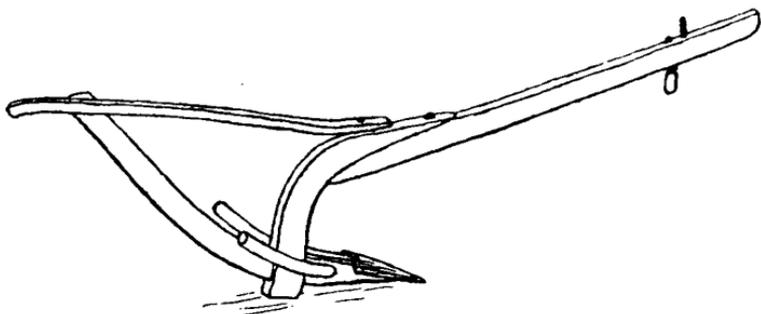


Abb. 11: Neuzeitlicher Pflug aus Riviik im südöstlichen Schonen, Sammlung Alnarp, Akarp in Schweden (Originalzeichnung nach Photographie von Prof. Dr. Seedorf-Göttingen).

des vollendeten Krümelpfluges finden sich noch heute zerstreut, aber gar nicht selten, im ganzen Bereich des Krümelpfluges neben diesem (von Frankreich und Spanien bis Makedonien, von Schweden und Estland bis Syrien und Mesopotamien. Beispiele s. u. a. bei Leser a. a. D.).

Was endlich das Alter des Pfluges von Döstrup angeht, so kann hier etwas Bestimmteres, als beim Papauer Pflug gesagt werden. Der Pflug von Döstrup (Himmerland) wurde in 1,5 m Tiefe in einem „Torfmoor“ bereits 1884 gefunden, aber neuerdings durch die Pollenanalyse als zur frühesten Eisenzeit gehörig bestimmt^{8a}. Seine Form ist aus unserer Abbildung zu ersehen. Der vorn mit einem Haken versehene Krümel hat eine erhebliche Länge (der ganze Pflug

^{8a} G. Satt: Landbrug i Danmarks Oldtid. Kopenhagen 1937.

wird mit 3,40m Länge angegeben — Hoops a. a. O. —), der Pflug dürfte also als Jochpflug gefahren sein.

Es ist nun gewiß sehr interessant und bemerkenswert, daß sich, wie schon angedeutet, Pflüge ganz gleicher Konstruktion, wie der prähistorische jütländische, noch heute in Skandinavien finden. Ich verdanke die Kenntnis des Pfluges unserer Abbildung 11 der Güte Prof. Seedorfs in

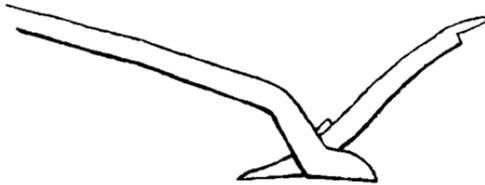


Abb. 12: Primitiver Pflug aus dem nördlichen Mesopotamien (Originalzeichnung).

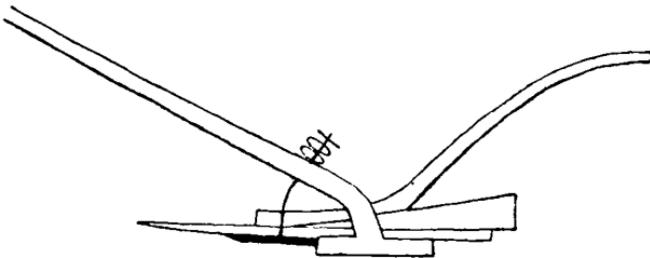


Abb. 13: Moderner Pflug von Espluga in Spanien (nach A. Griera: El jou, l'arada i el llaurar. Butlletí de dialectologia Catalana, Gener-Juny 1923, S. 80 ff.).

Göttingen, welcher das Gerät in der Sammlung des Landwirtschaftlichen Instituts in Alnarp (zwischen Lund und Malmö) in Südschweden photographiert hat und mir die Aufnahme für meine Untersuchungen zur Verfügung stellte. Was diesen Pflug vom Döstruper unterscheidet, sind wieder nur einige zweifellos nachträgliche Zutaten: die Streichpflöcke, unten hinter der Schar, und die Verbindungsleiste zwischen Krümel und Sterze, die eine Art „Rahmensterze“ ergibt, wie sie in Schweden sonst an Vierkantpflügen (siehe weiter unten) gebräuchlich ist. Statt der eisernen Schar unseres modernen Pfluges hat der Döstruper eine aus (ge-

härtetem) Holz, die über dem Pflughaupt (unterster Teil der Sterze) durch die Öffnung des Krümelz greift. Ganz gleiche Pflüge wie der von Arnarp (wobei jedoch im Grundtypus der Krümel nicht, wie bei dem Exemplar von Arnarp zusammengestückt ist) finden sich noch heute z. B. in Schonen (daher Nr. 95318 des National-Museums Stockholm), Smaland und Westergötland und — in etwas abgewandelter Form — auf der (von Schweden bewohnten) Insel Ruhnö im Rigaischen Meerbusen⁹.

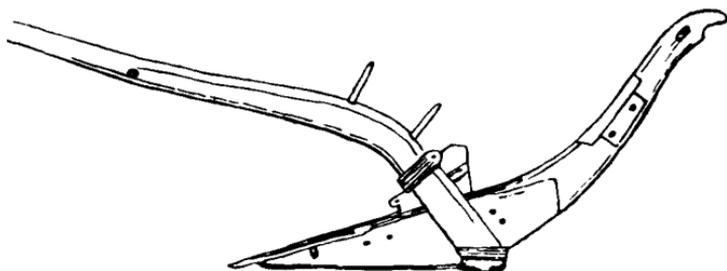


Abb. 14: Hölzerner Hunspflug aus Burgen a. Mosel; Streichbrett, Sech und Spreize zum Verstellen des Sechs fehlen (nach Lesfer: a. a. O. Abb. 23).

Eine zweite Provinz von modernen Pflügen des Döstruper Krümeltypus innerhalb des Nordischen Raumes wird durch das Rheintal — von Bingen bis zur oder nahe der holländischen Grenze — und seinen Nebentälern: Nahe (Nordende), Mosel, Brohl, Ahr, Wied, Sieg, Wupper, gegeben¹⁰. Es ist das der sogenannte Hunspflug, der in seiner älteren, aus Holz gefertigten Form, seiner Zutaten beraubt (Abb. 14), unverkennbar den Typus des Döstruper verrät. Der „Hunspflug“ läßt sich am Rhein, durch einen Relief- und zwei Modellfunde bezeugt, bis in die römische Zeit zurück verfolgen, das römische Bronzemodelle aus Köln¹¹ gleicht mit seinen Streichpflöcken und der einge-

⁹ J. Manninen: Die Sachkultur Estlands, 2. Bd. Tartu (Dorpat) 1933, S. 46 u. 54.

¹⁰ Vgl. B. Lesfer: Entstehung und Verbreitung des Pfluges Münster i. W. 1931.

¹¹ R. Schumacher: Der Ackerbau in vorrömischer und römischer Zeit. Kulturgeschichtlicher Wegweiser durch das römisch-germanische Zentralmuseum Nr. 1. Mainz 1922.

festen spießförmigen Pflugschar fast aufs Haar dem Annarper Pflug (Abb. 11).

Schließlich ist hier noch der prähistorische Pflug von Svarvarbo (Uppland, Schweden — jetzt im Universitätsmuseum Upsala) zu nennen, der meines Erachtens nicht anders als zu dem hier behandelten Typus zu ergänzen ist (Abb. 15). Sein Alter wurde zunächst¹² als steinzeitlich, später¹³ als zur älteren Bronzezeit gehörend, bezeichnet. Da der erhaltene Teil (ein Sterze-Haupt [bzw. Sohle-] = Stück) nach den Darstellungen des Bearbeiters offensichtlich

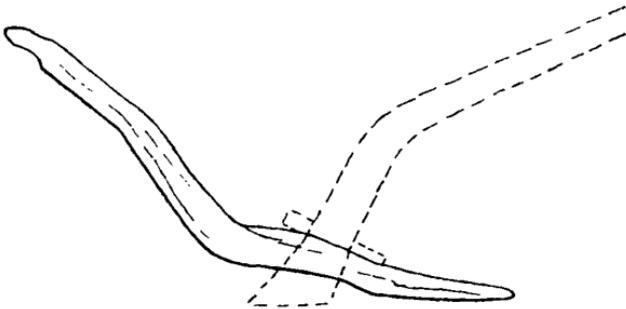


Abb. 15: Prähistorischer Pflug von Svarvarbo (Uppland, Schweden) (nach H. Larsen: Ein steinzeitlicher Pflug aus Schweden. Die Umschau, Jahrg. 29, 1925, S. 95 ff.). Rekonstruktionsversuch des Verfassers.

keinerlei Durchbohrung zeigt, so kann er nur einem huns-pflugartigen Gerät angehört haben und damit eine schwedische Parallele zum dänischen Döstrup-Pflug darstellen. Der Pflug von Svarvarbo wurde im obersten Lehm unter einer Moorlage gefunden. Der erhaltene (Sohle-Haupt-) Teil hat eine Länge von 1,85 m und ist ebenfalls aus Eichenholz gearbeitet. Bemerkenswert ist die fingerförmige, aus dem oberen Sterzenende herausgearbeitete Handhabe, die sich gerade bei diesen Pflügen (Abb. 12 u. 14) häufig findet.

Überhaupt ist die Gesamtheit der heutigen und früheren Krümelpflüge durch viele Einzelheiten eng mit-

¹² H. Larsen: Ein steinzeitlicher Pflug aus Schweden. Die Umschau 1925, Jahrgang 29, S. 95 ff.

¹³ Derf.: Svarvarbo. Reallexikon der Vorgeschichte, Band 13, S. 147/148.

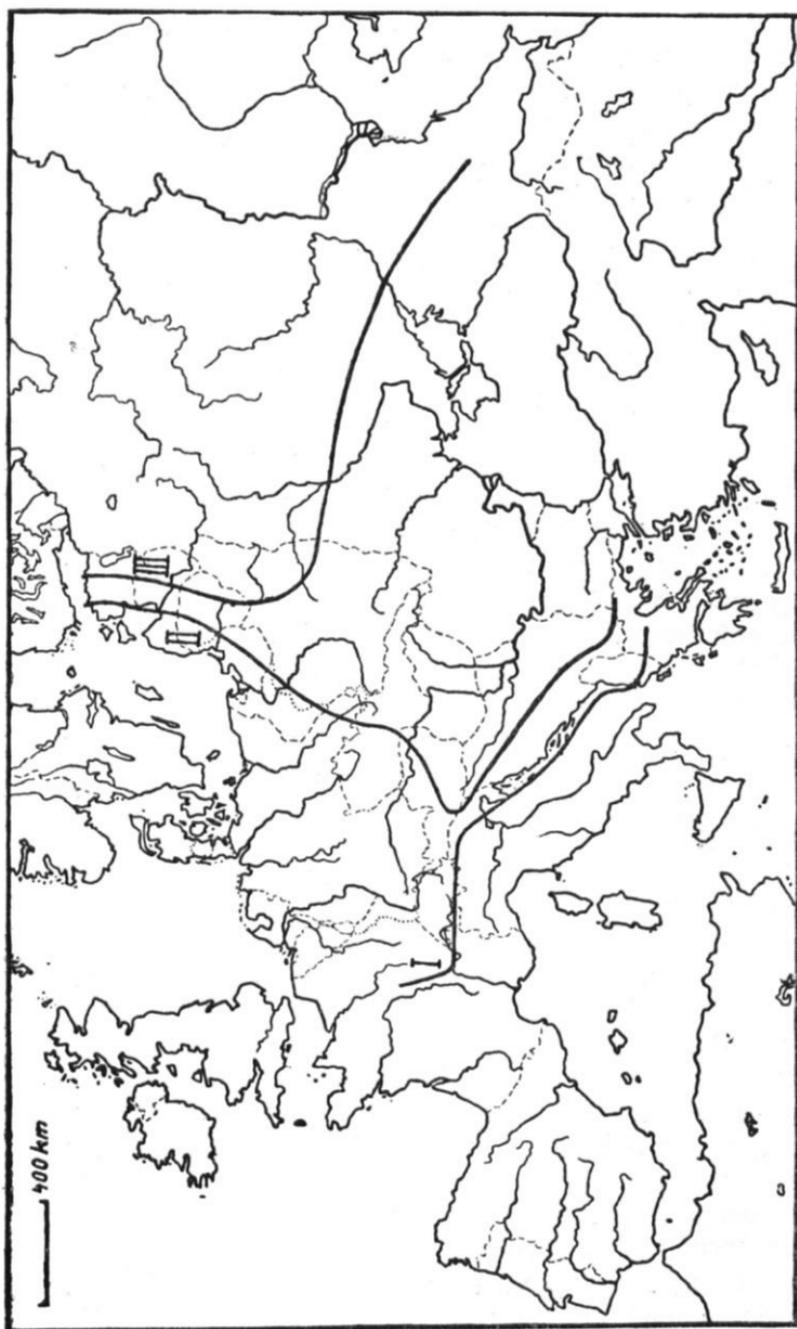
einander verbunden. Sie lassen in ihrer Verbreitung deutlich ein Hauptareal erkennen (in dem diese Pflugformen fast überall vorherrschen), das sich mit dem Mittelmeergebiet deckt und das von der Sahara (bzw. der absoluten Südgrenze des Pfluges) im Süden begrenzt wird, im Osten Syrien und Nordmesopotamien noch mit umfaßt und dessen Nordgrenze Cypern, Griechenland, vielleicht auch noch Mazedonien und Albanien einschließt, dann (s. die Karte, Seite 20) nordwestwärts zwischen Balkanhalbinsel und Italien nach Istrien und den Zentralalpen zieht, dann diesen letzteren ungefähr entlang westwärts etwa bis zum Hauptknie der Rhone verläuft und weiterhin ungefähr der oberen Loire folgt und sich von hier, Südfrankreich einschließend, zum Atlantischen Ozean wendet. An dieses Hauptareal schließen sich mehrere Streuungsgebiete an. So eines sehr spärlichen Vorkommens, das ostwärts bis Indien reicht; eins, das das Kaukasusgebiet und (in unreinen Formen) die Ukraine umfaßt; ein kleines — ebenfalls in nicht ganz reinen, durch benachbarte Pflugformen beeinflussten Geräten — im Tatarengebiet an der Wolga und Kama, und schließlich das für uns wichtigste: im mittleren und nördlichen Europa.

Die Ostgrenze dieses letzteren Streugebietes — in dem der Krümpelpflug zusammen mit dem (hier herrschenden) Vierkantpflug (siehe weiter unten) vorkommt¹⁴ — zweigt in den Ostalpen vom Hauptareal ab und wendet sich über Südböhmen gegen die untere Weichsel, den Westen der baltischen Länder und Mittelschweden (siehe Karte, Seite 20, Linie II). Gegen Westen und Südwesten ist das so umschlossene Gebiet durch zerstreute Vorkommen in England und Nordfrankreich mit dem Hauptareal verbunden. Für den eigentlichen nordischen Bezirk kommen außer den schon genannten Formen des Döstruper Typs (rheinische und schwedische Pflüge) die wichtigen nordöstlichen Formen von den Inseln vor dem Rigaischen Meerbusen (Moon und Desel: von letzterer Insel befindet sich ein Exemplar

¹⁴ Dazu kommt noch ein schmaler Streifen von der Südwestkante der Balkanhalbinsel, auf dem sich beide Pflüge — der Krümpelpflug nur sehr spärlich und z. T. in unreinen Formen — überdecken.

in der neu aufgestellten, noch nicht eröffneten, europäischen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde — es sind Krümelpflüge mit kurzer, unmittelbar hinter dem Krümel endigender und hier mit dieser verfalzter Sohle, mit Griesssäule und hinten im Krümel eingefesteter Sterze —) und in ähnlicher Form (zum Teil mit zwei großen Streichblättern) auch von dem westlichsten Festlandteil von Estland (F. Manninen, a. a. D. S. 46 ff.) in Betracht. Vor allem ist aber dann hier noch der „Mecklenburger Hacken“ zu nennen, auf den wir noch zurückzukommen haben.

Schon 1934 hatte ich die Vermutung ausgesprochen, daß der einfache Krümelflug mit der alten Emmer-Kultur in Zusammenhang stehen möchte („Die Kunde“ a. a. D. S. 88). Die Gesamtverbreitung der alten, älteren und heutigen Emmer-Kultur — der Emmer (*Triticum dicoccum*) ist eine im Aussterben begriffene primitive Weizenform — deckt sich so sehr mit dem Areal des Krümelpfluges, daß auch die erwähnten isolierten oder fast isolierten Streuvorkommen (siehe oben), wie die in Indien und bei den Wolga-Tataren, davon keine Ausnahme machen. Im östlichen Mittelmeergebiet — in Syrien und Mesopotamien bis Nordwest-Persien — befindet sich das Verbreitungsgebiet des Wildemmers (*Triticum dicoccoides*). Von hier aus muß also wohl der Emmer — vermutlich bereits zusammen mit der Gerste — von Menschen, die für die Bodenbearbeitung den Krümelflug (in verschiedenen Varianten) benutzten, verbreitet worden und über das winterarme Westeuropa weiter nach Mittel- und dem gemäßigteren Nordwesteuropa gelangt sein. Daß so die nordöstlichsten Vorkommen der Emmer Kultur — darunter auch mehrere bis in die Steinzeit zurückgehenden Funde — und gleichertweise der Krümelpflüge (siehe oben) an einer Januar-Isotherme aufgereiht liegen, wird bei der geschilderten Verbreitung durch das Wärmebedürfnis des Emmers verständlich. Daß aber dabei die betreffende Januar-Isotherme im Südosten heute — 1° , im Norden, im Bereich der Ostsee aber heute — $3\frac{1}{2}^{\circ}$ bedeutet, spricht m. E. deutlich dafür, daß der Getreidebau als Pflugbau bereits



Arte: Verbreitung europäischer Pflüge und Getreidekulturen: I. Südgrenze des geschlossenen Verbreitungsgebietes des Weizenpfluges und der alten Einkornkulturen, zugleich Nordostgrenze der kompakten Verbreitung des Weizenpfluges und des Hauptgebietes der Emmerkultur. II. Ostgrenze der Streuwirkommen des Weizenpfluges wie der alten Emmerkulturen. III. Nordostgrenze der jungsteinzeitlichen Ackerbaukulturen; zugleich auch Nordostgrenze des Weizenpfluges — nördlich und östlich dieser Linie herrscht der russische Pflug (Soche). Alle 3 Linien verlaufen im Sinne der Januar-Isothermen.

in verhältnismäßig früher postglazialer Zeit — mit dem Anheben des sogenannten postglazialen Klimaoptimums — im Nordischen Raum Eingang gefunden hat, als im Zusammenhang mit der Vitorina-Überflutung des Ostseebeckens (nach Ausweis der damaligen Verbreitung bestimmter Pflanzen [Haselnuß, Wassernuß] und der damaligen höheren Lage der Laubholzgrenze in den deutschen Mittelgebirgen) die Wintertemperaturen um $2\frac{1}{2}^{\circ}$ milder waren als heute (so daß also — $3\frac{1}{2}^{\circ}$ Januar-Temperatur am heutigen Ostseebecken nur — 1° Januar-Temperatur an der Ostküste des damaligen Vitorina-Meeres bedeutete)¹⁵.

Ehe wir nunmehr auf den schon erwähnten Mecklenburger Haken zurückkommen, müssen wir noch kurz den Pflug von Dabergoß erwähnen. Dieser befindet sich im Ziethen-Museum in Neuruppin (Provinz Brandenburg) und stammt aus dem benachbarten Dabergoß (Abb. 16 mitten). Vom Waller und Papauer Pflug (Abb. 5 und 6) unterscheidet er sich durch eine besondere, ruderförmige Schar, deren zugespitztes Blatt vor der Sohlenspitze angebracht ist, wobei ihr Stiel in einer Durchbohrung des Krümmels steckt. Dergleichen Durchbohrungen sind bei Krümmelpflügen nicht selten und sind uns an der Hand der betrachteten Dorfusen (Abb. 10 bis 14) ohne weiteres verständlich. Wie beim Papauer Pflug müssen wir uns auch beim Dabergoßer die Sterze in das dafür vorhandene Loch (in der Sohle, hinter dem Krümmelansatz) ergänzen denken (Abb. 16). Für das für den Dabergoßer Pflug in der Literatur angegebene prähistorische Alter konnte die pollenanalytische und anderweite Untersuchung¹⁶ keine Anhaltspunkte gewinnen. Härte und Struktur des Holzes — nach mikroskopischer Untersuchung: Eichenholz — des Pfluggestelles machen keineswegs den Eindruck, als ob das Gerät (wie behauptet wird) Jahrtausende in einer mit Wasser ge-

¹⁵ Vgl. E. Berth: Zur Kenntnis des postglazialen Klima- und Vegetationswechsels. Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft. Jahrg. 1928, Bd. XLVI, S. 328 ff.

¹⁶ E. Berth und J. Baas: Das Alter und die kulturgeschichtliche Bedeutung des Pfluges von Dabergoß. Deutsche Landwirtschaftliche Presse, 63. Jahrg., 1936, S. 439.

sättigten Boden- oder Moorschicht gelegen hat. Der Pflug von Dabergoß dürfte nicht älter als geschichtlich zu bewerten sein. Immerhin ist aber für ihn, da seine Form uns nirgends in irgend einem abgelegenen Winkel im Gebrauch erhalten und auch keine Abbildung von ihm an irendeiner bisher bekannten Stelle auf uns gekommen ist, zum mindesten

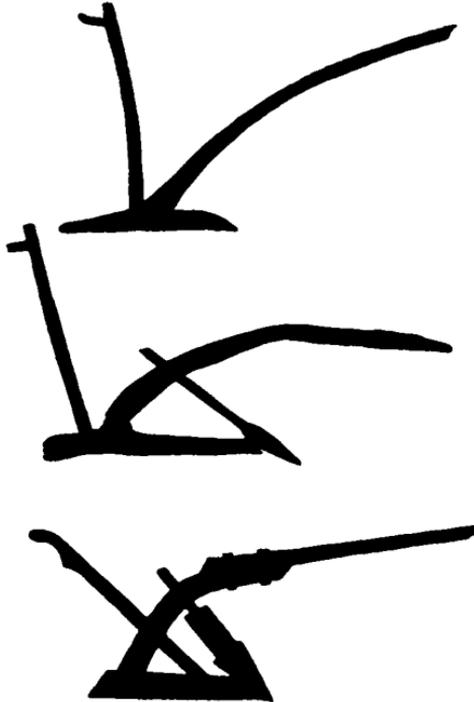


Abb. 16: Entwicklung des einfachen Krümelpfluges zum „Mecklenburger Haken“. oben: jungsteinzeitlicher Pflug von Walle, mitten: frühgeschichtlicher Pflug von Dabergoß (Sterze ergänzt), unten: heutiger „Mecklenburger Haken“ (Originalzeichnung).

auch wohl ein h o h e s fr ü h g e s c h i c h t l i c h e s A l t e r anzusehen.

Damit dürfte aber unser Pflug nicht nur seiner Form nach, sondern auch zeitlich ein Zwischenglied zwischen dem Pfluge von Walle und dem bis auf unsere Tage noch im Gebrauch gebliebenen „M e c k l e n b u r g e r H a k e n“ darstellen (Abb. 16 unten). Die drei genannten Pflugformen

gehören, wie wir nach unseren Ausführungen jetzt wissen, zur Gruppe des Krümelpfluges, der in seiner typischen Grundform, mit dem häufig als Ast natürlich mit der Sohle verwachsenen Krümel, wie schon wiederholt hervorgehoben, in dem Pflug von Walle (Abb. 16 oben) gegeben ist. Gelegentlich ist beim Krümelpflug eine besondere ruderförmige Schar vorhanden, deren Stiel in einer Durchbohrung des Krümel besfestigt ist. So ist es eben bei dem besprochenen Pfluge von Dabergoß der Fall. Schließlich hat der Krümelpflug nicht selten eine „Griesssäule“, das ist ein senkrechtcs Verbindungsstück zwischen Krümel und Sohle, das der Versteifung des Pfluggestelles dient. Diese wird aber auch erreicht, wenn die Sterze (Handhabe) nicht hinter dem Krümel, sondern durch diesen durchgreifend in die Sohle hineingeführt wird. Diese Sterzenbefestigung zeichnet, neben einer ruderförmigen Schar (wie beim Dabergoßer Pflug) den „Mecklenburger Haken“ aus (Abb. 16 unten). Es ist dabei wenig bedeutsam, daß heute bei dieser Pflugform die ruderförmige Schar mit einer besonderen eisernen, dreieckigen Spitze versehen ist.

So bildet der „Mecklenburger Haken“ eine besonders hoch entwickelte Form des Krümelpfluges, die, abgesehen von ganz wenigen Übertragungen durch deutsche Siedler, offensichtlich ganz auf Deutschland beschränkt ist und damit augenscheinlich hier erfunden und zuerst benutzt worden ist. Die Verbreitung dieser Pflugform erstreckt sich über Mecklenburg und seine Nachbargebiete: Teile von Holstein, Lauenburg, Hannover, Provinz Brandenburg und östlich bis nach Pommern hinein; sonst ist er nur an ein oder zwei Stellen (Sachsen-Altenburg und Schlesien [fraglich]) angegeben. Tragen wir dieses Verbreitungsgebiet in eine Karte ein, so springt sofort in die Augen, daß es sich um das Kerngebiet der niederdeutschen Sprache und der niederdeutschen Bauernhausform handelt; es deckt sich aber auch mit einem wesentlichen Teil der Verbreitung der jungsteinzeitlichen Hünengräber auf deutschen Boden und dem der Campignienkultur (Röfken-Möddinger) in Deutschland.

Wir wissen nun (siehe oben), daß das Hauptgebiet des Krümelpfluges überhaupt, wie er uns u. a. als Triptole-

mos-Flug von den attischen Vasenmalereien des klassischen Altertums bekannt geworden ist, die Länder um das Mittelmeer bilden (Spanien, Italien mit Südalpen, Griechenland, Syrien, Mesopotamien, Nordafrika), und daß er ferner auch in Frankreich noch häufig ist und in England wie auf den Shetland-Inseln nicht fehlt, ja sogar bis nach Scandinavien hinüberreicht. So können wir die Gesamtverbreitung des Krümelpfluges — einschließlich des „Mecklenburgischen Hakens“, des rheinischen Hunsplugs“ und der beschriebenen skandinavischen Formen — recht gut mit der Gesamtverbreitung der Campignien-Kultur vergleichen, wie ich sie früher kurz umriß¹⁷ und — im Anschluß an den Getreidebau — auf die besonderen klimatischen Verhältnisse desselben Gebietes und der Zeit des klimatischen Optimums nach der Eiszeit (siehe oben) zurückgeführt habe. Das sehr frühe Auftreten des Pfluges von Walle bei Aurich, dessen Fundort, ebenso wie derjenige des Papauer Pfluges, sich dem skizzierten Verbreitungsgebiete ungezwungen einfügt, erscheint so in einem neuen Licht.

Wie ich glaube gezeigt zu haben, sind in der genannten Campignien-Kultur der Mittelsteinzeit die ältesten Spuren von Ackerbau und Viehzucht¹⁸ in Europa zu finden, und zwar gehören sie der Pflugbaukultur an. Wir haben danach in Mittel- und Nordeuropa seit dem ersten Aufkommen des Pflanzenbaues mit einer, aus klimatischen Gründen (Wintergetreide!) über den atlantischen (submediterranen) Westen nach den nördlicheren Gebieten gekommenen Pflugbau zu rechnen. Daß dieser Pflugbau in erster Linie auf Gerste und Emmer begründet war, kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein.

Wir dürfen nach Obigem daher mit größter Wahrscheinlichkeit in dem Mecklenburger Haken ein selbständig fortgebildetes und vervollkommnetes Überbleibsel aus der

¹⁷ E. Berth: Das Alter des Pflanzenbaues in Mittel- und Nordeuropa. Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Bd. 54, 1936, S. 2—5.

¹⁸ E. Berth und J. Baas: Wie alt sind Viehzucht und Getreidebau in Deutschland? Natur und Volk, 64. Jahrg., 1934, S. 495 ff

ältesten Zeit des Pflugbaues in Europa und damit eine urdeutsche Pflugform sehen. Als zeitliche und technische Vorläufer des Mecklenburger Hafens sind die Pflüge von Walle wie Papau und von Dabergoß zu betrachten.

Zusammen mit der geschilderten selbständigen Weiterentwicklung des Krümelpfluges im Nordischen Kulturraum kam es hier auch — von der Bronzezeit an — zum Anbau einer neuen Getreideart. Das ist der Hafer. (Haber, *Avena sativa*), der nach allgemein übereinstimmender Ansicht vom Wildhafer (*Avena fatua* und verwandten Arten) abstammt, der auch bei uns und bis weit nach Skandinavien hinein als ein zum Teil recht lästiges Ackerunkraut auftritt. Der russische Forscher Bawilow¹⁹ hat nun auf Grund der Untersuchung von rund 100 Emmer-Proben der verschiedensten Gebiete die ganz besondere Bevorzugung der Emmer-Kulturen von seiten der Unkraut-Hafer feststellen können. Er meint deshalb — und man wird ihm in dieser Ansicht wohl beistimmen können —, daß die Hafer-Kultur sich aus der des Emmers entwickelt habe durch Anpassung an die gleichen Kulturbedingungen und Überflügelung und Verdrängung der Mutterkulturen bei, für den Hafer günstigeren Klimaverhältnissen. Wo aber diese erste Inkulturnahme des neuen Getreides erfolgte, darüber geben die Forscher bisher keine klare, geschweige befriedigende Antwort. Nun ist es gewiß kein Zufall, daß die allgemeine klimatische Einstellung des Kultur-Hafers durchaus dem kühl-ozeanischen Klima des nordischen Raumes entspricht und daß der Schwerpunkt des (altweltlichen) Haferanbaues — mehr Hafer als Brotgetreide — in eben diesem Raume liegt. Wenn wir nun ferner noch feststellen müssen, daß die ältesten — bronzezeitlichen — Haferfunde (sieben an der Zahl) mit einer Ausnahme (Bourget in Savoyen) im germanischen Sprachgebiet liegen und damit alle in das Gebiet (nördlich der Alpen) fallen, in dem Emmer und Einkorn, Krümel-

¹⁹ N. Bawilow: Studiens on the origin of cultivated plants (Russisch mit engl. Übersetzung). Bulletin of applied Botany. Leningrad, 16/2. S. 1 ff.

und Bierantpflug sich überdecken, und daß die gute nördliche Hälfte dieses Überdeckungsgebietes mit Schluß der Zeit des postglazialen Klimaoptimums (= Bronzezeit) in eine für den Emmer-Anbau recht ungünstige Lage geriet, dann wird man kaum noch daran zweifeln können, daß die Träger der gesamt-nordischen Kultur es waren, welche die neue Getreideart: Hafer zuerst in Kultur genommen haben. Daß dieses Korn im nordischen Raum noch in historischer Zeit in weit größerem Umfange als heute ein Volksnahrungsmittel war, worauf schon Plinius hingewiesen hat, und auch zur Bierbereitung benutzt wurde, mag in diesem Zusammenhang erwähnt sein.

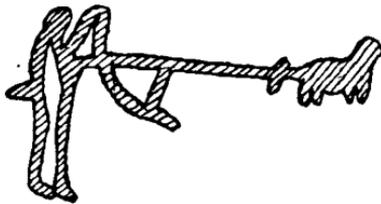


Abb. 17: Bronzezeitliche Pflugzeichnung von Bohuslän (nach Balzer: a. a. O. Abb. 27/29, Nr. 6, links oben).

Zur selben Zeit wurde auch in der Südwestecke des heutigen deutschen Sprachgebietes, da, wo infolge des Alpenzuges die Winterisothermen und mit ihnen die mediterrane Landbaukultur-Strömung ziemlich plötzlich von der West- sich in eine Nordrichtung umkehrt, und daher die Einkornkultur (vergl. weiter unten) in ihrem westlichsten Teil in dem so entstandenen Winkel eine Stauung erfahren mußte (Karte, Seite 20, Linie I), eine neue Getreideform in Kultur genommen. Es ist das der Spelz oder Dinkel (*Triticum spelta*), dessen älteste Spuren in bronzezeitlichen Pfahlbauenden vom Bieler See (Mörigen und Petersinsel), Zug, Zürich (Alpenkai) und Buchau (Federsee) vorliegen. Mittelalterliche Funde reichen bis Polen und Litauen. Aber noch heute ist die Anbauverbreitung des Dinkels eine derartige, daß man deutlich das bezeichnete Gebiete als Ausgangszentrum erkennt; und die wenigen entfernteren Streuvorkommen (Nordspanien, Siebenbü-

gen) lassen sich historisch leicht als Übertragungen von dem allemannisch-schweizerischen Zentrum aus verstehen.

Was nun die zweite Grundform und für die historische und bis in die jüngste Zeit hinein absolute Hauptform der Pflüge unseres Gebietes, den Vierkantpflug angeht, so sind wir da leider viel weniger mit prähistorischen Funden bedacht worden wie betreffs der Krümelpflüge. In natura kennen wir ein prähistorisches Stück, und zwar nur einen Pflugteil, der sicher diesem Typ zuzuzählen ist (siehe unten). Prähistorische Darstellungen (Felszeichnungen oder ähnliches) lassen uns in bezug auf den vollendeten Vierkant-

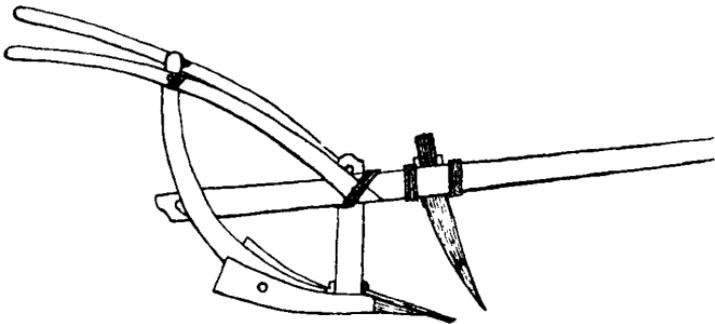


Abb. 18: „Dresdner Haken“ (nach C. U. Vincke: Die sächsische und altenburgische Landwirtschaft. Leipzig 1851 — Tafel II, Figur 2 — und einem Modell der Sammlung L. v. Rau im germanischen Museum in Nürnberg).

pflug gänzlich im Stich. Aber die bekannten bronzezeitlichen Felszeichnungen von Bohuslän in Schweden zeigen uns — nach den Wiedergaben in dem vortrefflichen Tafelwerk von Balzer²⁰ — mindestens 3 Pflugbilder, die m. E. nur als unmittelbare technische Vorstufen des Vierkantpfluges aufgefaßt werden können. Um diese Behauptung näher zu begründen, habe ich zwei der Pflüge in den beistehenden Abbildungen 17 und 20 (nach Balzer) wiedergegeben. Betrachten wir zunächst die erste Abbildung. Sie zeigt deutlich einen mit einem Tier bespannten Pflug, der aus drei Hauptteilen besteht: dem

²⁰ L. Balzer: Hällristningar fran Bohuslän. Göteborg 1881/1908.

der Bespannung und damit dem Ziehen dienenden, mehr weniger wagerechten Pflugbaum (Grindel), dem im hintersten Pflugteil mit dem genannten sich kreuzenden (in Wirklichkeit hier also mit ihm verzapft oder sonstwie verbunden gewesenen) stark (in ein Viertel Kreisform) gebogenen Hinterbaum, der offensichtlich zugleich Pflughaupt und Sterze darstellen soll (und an dessen oberes Ende demgemäß der dargestellte Mann [Pfluglenker] seine eine Hand gelegt hat), und die diese beiden größeren Teile als Stützholz verbindende mehr weniger senkrechte Griesssäule.

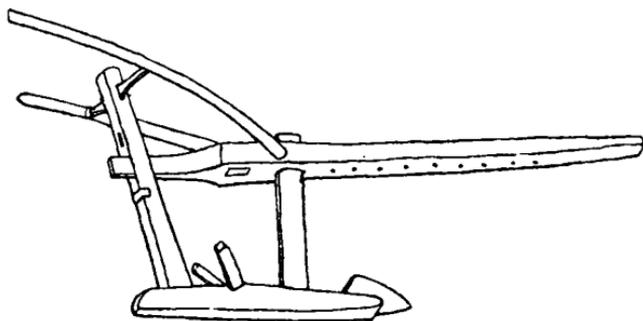


Abb. 19: „Rührer“ von Pommilitz (bei Döbeln), Sachsen (nach Leser: a. a. O. Figur 19).

Pflüge solchen Baues sind heute noch in Europa und angrenzenden Gebieten nicht selten; ich kenne sie z. B. aus Anatolien, Albanien und Serbien. Aber auch im nordischen Raum ist die Form heute noch wiederzuerkennen. Abb. 18 stellt den sogenannten „Dresdner Haken“ dar. Denken wir uns an demselben die offensichtlich späteren Zutaten: die schmalen Streichbretter (unten), das Sech (Vorschneider, vorn) und die, ganz unorganisch mit der ganzen Konstruktion verbundenen, fast wagerecht liegenden zwei Sterzen, einmal weg, so haben wir einen einsterzigen Pflug genau von der Form unseres Bildes von Bohuslän vor uns. Nun ist in der Gegend nördlich von Dresden, z. B. im Kreise Döbeln, noch heute eine primitive Pflugform erhalten geblieben und für bestimmte landwirtschaftliche Pflugarbeiten in Gebrauch, die uns, neben den Dresdner Haken gehalten,

zeigt, wie aus diesem letzteren ein richtiger Vierkantpflug wird. Wir brauchen den Viertelkreiszbogen des Hinterbaumes unseres „Hakens“, dessen unterer und vorderer Teil als Pflugsohle fungiert, nur etwa in der Mitte durchzuknicken, so steht der sogenannte „Rührer“ (Abb. 19) vor uns, der affkurat dieselbe — nachträglich zugefügte — Doppelsterze trägt, aber insofern noch primitiver als der Dresdener Haken sich erweist, als das Sech ihm noch fehlt und er an der Sohle statt der zwei Streichbretter nur ein Paar Streichpflocke (sogenannte „Ohren“) trägt, die natürlich den Boden nicht beiseite legen, sondern ihn nur durchrühren können, woher der Name „Rührer“ kommt. Im benachbarten Böhmen ist derselbe Pflug noch ohne die Zutat der Doppelsterze in Gebrauch (sogenannter „Radlo“). Wir haben also am „Rührer“ statt der drei Hauptteile des Dresdner Hakens: Grindel, Hinterbaum und Griesssäule, deren vier: Grindel, Hinterbaum (bzw. Sterze), Sohle und Griesssäule. Dadurch ist der charakteristische viereckige Rahmen entstanden, der diesem und ähnlichen Pflugtypen den Namen Vierkantpflug (vierseitiger Pflug oder ähnlich) gegeben hat. So ungefähr mag der Pflug ausgesehen haben, von dem ein Sohle-Griesssäulestück (in eins verwachsen, wie es von E. Frankowski — Hakenpflüge in Polen, Posen 1929 — von rezenten westpolnischen Vierkantpflügen belegt wird) schon vor mehreren Menschenaltern im Lommerby-Moor bei Silkeborg in Jütland gehoben wurde, aber erst neuerdings durch eine nähere Untersuchung weiter bekannt geworden ist. Die pollenanalytische Untersuchung verweist auch das Alter dieses Pfluges in die beginnende Eisenzeit^{8a}.

Ich glaube, daß es an der Hand der gegebenen Abbildungen nicht schwer hält, in dem bronzezeitlichen Bilde von Bohuslän einen unmittelbaren Vorläufer des Vierkantpfluges zu erkennen, der uns zu der Annahme berechtigt, daß aus ihm im Nordischen Raum der vollendete Vierkantpflug geworden ist, wie er uns zuerst in dem früh-eisenzeitlichen Bruchstück des Pfluges von Lommerby bezeugt ist. In dem in dem zweiten Bilde von Bohuslän (Abb. 20) wiedergegebenen Pfluge ist offenbar der untere

Teil des Hinterbaumes noch nicht zu einer in der Pflugfurche schleifenden Sohle geworden; er hat wohl nur mit seiner Spitze den Boden berührt. Aber er zeigt bereits eine leichte Knickung, die ebenfalls bei genügender Verstärkung zu einer Sohle führen kann. So können wir den Pflug vergleichen mit unserer Abbildung 21, die ähnliches bei heutigen Pflügen aus Schweden wie der — ebenfalls von Schweden besiedelten — Nordwesthalbinsel Estlands zeigt.

Um weitere Schlüsse auf die Geschichte des Vierkantpfluges zu ziehen, müssen wir uns seine Verbreitung des

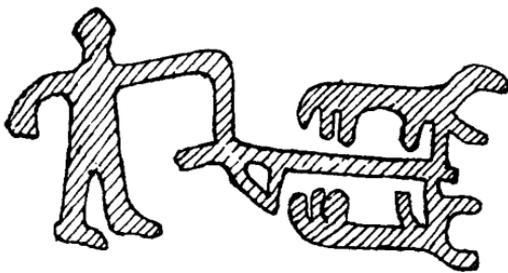


Abb. 20: Bronzezeitliche Felszeichnung von Bohuslän, Schweden (nach Balkler: a. a. O. Abb. 55/56 Nr. 4, Mitte oben).

näheren ansehen und zu dem Zweck möglichst alle in der Literatur wiedergegebenen und in den öffentlichen Sammlungen vorhandenen hierher gehörigen Pflugformen ihrem Fundort nach in eine Karte eintragen. Das so gewonnene Areal des Vierkantpfluges zeigt nun eine ganze Reihe sehr markanter Eigentümlichkeiten, die wichtige Schlüsse auf die Geschichte dieses Pflugtypes zulassen. Die Südwestgrenze des kompakten und herrschenden Vorkommens unserer Pflugform verläuft (siehe Karte, Seite 20, Linie I) etwa vom Golf von Saloniki westwärts zur Küste, dann dieser entlang nordwestwärts bis Istrien und bis an die Zentralalpen, denen sie dann westwärts bis nahe dem Hauptknie des Rhonelaufs folgt, um von hier aus, im Winkel zwischen den Oberläufen von Rhone und Loire, nordwärts zu ziehen. Südlich und westlich der genannten

Flußstrecken herrscht der Krümelflug (siehe oben), nördlich und östlich unser Typus, wie überhaupt beiderlei Formen in ihrem kompakten Verbreitungsgebiet ziemlich scharf gegeneinander abschneiden. Diese Südwestgrenze unseres Viertantpfluges ist nun zugleich auch die Südwestgrenze der Verbreitung des alten Einkorn-Anbaues. Es handelt sich um neolithische, bronze-, früheisen- und römische Funde, die alle südwestwärts nicht über die gekennzeichnete Linie hinausgehen, ja sogar schon in den neolithi-

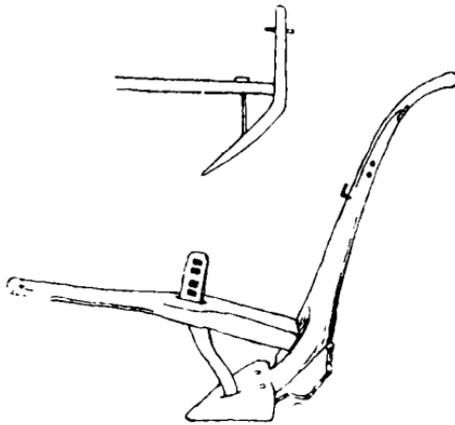


Abb. 21: Moderne Pflüge von der Halbinsel Nuckö (Estland) (oben) und Helsingland, Schweden (unten) (nach Leser: a. a. O. Abb. 50 [unten] und R. Rhamm: Etnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde, Bd. 2, 1. Braunschweig 1908. Tafel 2, Abb. 15 [oben]).

schen Funden allein — so spärlich sie auch sind — unverkennbar die geschilderte Grenzlinie andeuten. Daraus folgt m. E. nicht nur, daß beide Dinge (Einkorn und Viertantpflug) zusammengehören, sondern auch, daß beide damit bereits im Neolithikum diese Grenzlinie — gegen das geschlossene Vorkommen der Krümelpflüge, und damit, wie wir bereits wissen, gegen die zusammenhängende Emmer-Kultur — im großen ganzen inne hatten.

Im Nordosten aber reicht der Viertantpflug bis zu der Linie, die die jungsteinzeitlichen Landbaukulturen in dieser Richtung gegen die damaligen „eurasiatischen Jä-

gerkulturen“ abgrenzt²¹ (s. Karte, S. 20, Linie III) und von der ich früher gezeigt habe, daß sie noch heute durch die klimatische Linie angedeutet wird, welche (in Rußland) die Gebiete vorwiegenden Winterweizenbaues (im Südwesten) gegen das vorwiegenden Sommerweizenbaues (im Nordosten abgrenzt²². Auch diese Grenzübereinstimmung läßt wieder kaum eine andere Deutung zu, als die einer bereits im Neolithikum bestehenden Grenze auch für den Vierkantpflug oder seinen unmittelbaren technischen Vorläufer (siehe oben). Was den letzteren angeht, so begegnen wir ihm um so häufiger, je weiter wir uns nach Südosten begeben. So in Albanien, Südserbien und Makedonien — vereinzelt auch in Südrußland — und als Hauptpflugform in Thrazien und Anatolien. Der dortige Pflug hat eine Sohle und eine im typischen Fall mit ihm verwachsene Sterze, der Grindel ist im Winkel Sohle-Sterze eingefügt und mit der Sohle durch eine kurze Griesssäule verbunden. Dieser Typus („türkischer Pflug“) unterscheidet sich von dem „Dresdner Haken“ (siehe oben) nur dadurch, daß der Hinterbaum (Sohle-Sterze-Holz) bereits im stumpfen Winkel geknickt ist; aber die Einfügung des Pflugbaumes (Grindel) ist derart, daß gleichfalls noch kein richtiger Vierkantpflug entstanden ist. Ähnliche Pflüge lassen sich von Anatolien ostwärts über Persien und Afghanistan bis Indien verfolgen und finden sich auch in Turkestan, in den drei letztgenannten Gebieten in der primitivsten Form: mit sehr kurzer Sohle und ohne Griesssäule.

Wir sehen also von Indien im Südosten nordwestwärts nach Mitteleuropa fortschreitend eine allmähliche technische Vervollkommnung der betreffenden Pflugform, wobei der vollendete Vierkantpflug aber erst auf europäischem Boden in die Erscheinung tritt. Die mehr weniger isolierten Vorkommen des wirklichen Vierkantpfluges im

²¹ Dabei ist unsere Pflugform allerdings in den Baltischen Ländern nur spärlich und nur durch eine technische Vorläuferform (siehe oben) vertreten.

²² E. Werth: Die Polargrenze des Ackerbaues im steinzeitlichen Europa. Deutsche Landwirtschaftliche Presse, 1935, Nr. 20.

Kaukasus-Gebiet und im nordwestlichsten Persien dürfen — da hier damit fast immer relativ moderne Zutaten (Sech und Radvorgestell) verbunden sind — als jüngere Einführung von Europa aus gedeutet werden, was auch für Radvorgestell und Sech in Südrußland gilt. Somit ist in der Tat der vollendete Vierkantspflug auf das heutige germanische Sprachgebiet und seine nächste Nachbarschaft beschränkt. Seine enge Grenzverknüpfung mit der alten Einkornnatur, deren Herkunft auf den Südosten weist, wo von Persien und Syrien über Kleinasien bis in die Balkanhalbinsel das Einkorn (*Triticum monococcum*) noch heute seine wilde Stammform (*Triticum aegilopoides*) hat, wie ebenso die technische Vorläuferform des Vierkantspfluges, die wir rückwärts bis Indien verfolgen konnten und die damit auf die Heimat des gewöhnlichen Weizens, im Gebiet zwischen Nordwestindien und dem Kaspiensee weisen, lassen im Zusammenhang mit allem, was wir über Verbreitung und Geschichte unserer Getreidearten wissen, wohl keinen Zweifel daran, daß eine Kulturströmung, die den echten Weizen, und zwar zunächst wohl in der Form des Zwergweizens (*Triticum compactum* oder nahestehende Form) — der auch für die steinkupferzeitliche „Indus-Kultur“ (Mohengo-daro)²³ nachgewiesen werden konnte — nach Europa brachte, für diese Kultur den primitiven indischen Sohlspflug in verschiedenen Varianten in Gebrauch hatte und bei seiner Ausbreitung im Gebiet des Wilden Einkorns auch diese anspruchslöse Getreideform mit in Kultur nahm, und sich nach Nordwesten bis in das Herz Europas vorschob, wo dann aus der primitiven Vorläuferform der eigentliche Vierkantspflug sich entwickelte.

Dieser wird zunächst etwa die Form gehabt haben, wie der böhmische „Radlo“ oder der sächsische „Rührer“ (Abb. 19), wenn wir uns die offenkundig späteren Zutaten an diesen wegdenken (siehe oben). Damit war aber seine Entwicklung und Vervollkommnung lange noch nicht abgeschlossen. Es traten eine zweite Sterze und Streichpflöcke

²³ J. Marshall: Mohengo-daro and the Indus-Civilisation. London 1931, 3 Bände.

hinzu, die später durch Streichbretter und schließlich durch das einseitige große Streichbrett verbessert wurden; vor dem eigentlichen Pflug wurde am Pflugbaum der „Vorschnieder“ oder das „Sech“ angebracht und die Beweglichkeit und Lenkbarkeit des Gerätes wurde durch die Einschaltung des Radvorgestell (d. h. eines kleinen Karrens) zwischen Pflug und Gespann wesentlich erhöht. In dieser Form stellte der Vierkantpflug lange Jahrhunderte ohne Zweifel die technisch vollkommenste und



Abb. 22: Angelsächsische Kalenderabbildung eines Vierkantpfluges mit Radvorgestell, Sech usw. aus dem 11. Jahrh. n. Chr. (aus „Die Ernährung der Pflanze“ 1926, 2. Beil. zu Nr. 22).

wirtschaftlich brauchbarste Pflugform des ganzen Pflugbaukulturkreises dar — die so noch in meiner Jugend bei allen Bauern in Gebrauch war —, bis die ganz modernen reinen Eisenkonstruktionen aufkamen, die aber auch zu einem großen, wenn nicht größten Teil auf die geschilderte Grundform zurückgehen dürften.

In dieser höchsten technischen Form (Abb. 22), d. h. mit Doppelsterze, einseitigem Streichbrett, Sech und Radvorgestell, können wir diesen Pflug in Europa bis in das 10. Jahrh. n. Chr. zurückverfolgen²⁴. Ja, wenn man die oft herangezogene Stelle bei Plinius²⁵ ohne allzugroße grammatikalische Bedenken sinngemäß zu verdeutschen sucht, so wird man kaum umhin können, darin einen Beleg für

²⁴ Vgl. z. B. P. Leser: Entstehung und Verbreitung des Pfluges. Münster 1931, S. 83 ff. und 159 ff., sowie Beilagen zu Nr. 22, vom 15. November 1926 „Die Ernährung der Pflanze“.

²⁵ Plinius: Naturalis historia, 18, 172.

die Existenz von Radvorgestellpflügen zur Zeit des Plinius (gestorben 79 n. Chr.) zu erblicken. Da außerdem das Sech für die römischen Außengebiete sicher ist, so könnte der erst für das 10. Jahrhundert durch Abbildung belegte oben beschriebene mittel- und nordeuropäische Pflug wohl schon in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung erfunden gewesen sein. (Das Sech scheint nach Behlen²⁶ bereits für die La-Tène-Zeit nachgewiesen werden zu können — vergleiche hierzu auch Hatt^{8a}). Doch daß unser Pflug damals schon ein einseitiges Streichbrett besaß, dafür fehlen uns noch alle Unterlagen. Sowohl die eben zitierte Pliniusstelle, wie eine Bemerkung des Servius zu Vergils Georgica I, 174 lassen erkennen, daß sowohl zu Plinius' wie noch zu Servius' Zeit, d. h. im 4. Jahrhundert n. Chr., die gemein-römischen Pflüge ohne Räder waren und daß das Radvorgestell damals vom Norden bis in das Alpengebiet (Nätien) vorgebracht war. Wo nun aber unser technisch vollkommenster und praktisch brauchbarster Pflug, der Vierlantpflug mit Doppelsterze, einseitigem Streichbrett, Sech und Radvorgestell, zuerst hergestellt, d. h. erfunden wurde, darüber kann uns vielleicht seine Verbreitung Auskunft geben.

Zunächst ist unser Pflug im ganzen heutigen Deutschland allgemein verbreitet, wenn auch daneben, wie wir gesehen haben, sich auch primitivere Formen bis auf unsere Zeit erhalten haben, ebenso in Belgien (und wohl auch Holland). In Frankreich sind Belege für das Radvorgestell nur aus dem nördlichsten Teil des Landes vorhanden, während Doppelsterze, Sech und einseitiges Streichbrett auch weiter im Süden noch einzeln auftreten, hier aber gar nicht an Vierlantpflügen, sondern an echten Krümelpflügen. In Großbritannien ist den Vierlantpflügen, die der modernen Eisentkonstruktion vorangingen, einseitiges Streichbrett, Sech und Doppelsterze zum meist eigen, aber das Radvorgestell fehlt den meisten Belegen, die z. B. Lefer (a. a. O. S. 157 bis 159) bringt; es sind fast alles sogenannte „Schwingpflüge“, wie sie dort

²⁶ H. Behlen: Der Pflug und das Pflügen bei den Römern und in Mitteleuropa in vorgeschichtlicher Zeit. Dillenburg 1904.

z. B. für die Landschaften Devon, Suffex, Essex, Suffolt, Norfolk, Cambridge, Warwick, Stafford, York, Durham, Deanstone und die Hebriden angegeben sind; auch der dort in Abbildung 42 gebrachte Pflug aus einem „sehr alten“ angelsächsischen Manuskript (Stiel und Tracht nach wohl dem 11. Jahrh. n. Chr. angehörend) zeigt einen solchen Schwingpflug (also ohne Radvorgestell). In Skandinavien ist der Radvorgestellpflug nur bis in das südlichste Schweden (Schonen) vorgebrungen, dasselbe gilt für die Doppelsterze; dagegen gehen einseitiges Streichbrett und Sech, auch zusammen mit Radstelze, weit nach Norden. In den Ländern auf der Ostseite der Ostsee und des Botnischen Busens kommt unsere Pflugform nicht vor. Südlich der Alpen und Pyrenäen ist er nur im nördlichsten Italien (also kaum anders wie zu Plinius' Zeit) und ganz vereinzelt (mit Doppelsterze, Radvorgestell und Sech) in Nordportugal (siehe Abbildung 185 bei Lesfer a. a. D.) zu finden; dagegen treten Einzelteile (Doppelsterze, Sech, auch Radvorgestell) ganz gelegentlich auch sonst noch auf.

Im Osten von Deutschland wird bald der russische Pflug (Boche) herrschend, doch kommt, südwestlich davon, unser Pflug noch bis nach Galizien hin vor. Einzelteile davon, darunter auch das Radvorgestell, finden wir vereinzelt bis nach Sibirien hin (Loboff) ²⁷. Doppelsterze, einseitiges Streichbrett, Sech und Radvorgestell, sind dann in Südrußland häufig, aber auch hier keineswegs an den Vierkantpflug gebunden. Dagegen treffen wir im Gebiet des Kaukasus bis nach Nordwestpersien hinein alle diese Teile, wenn auch kaum jemals alle vereinigt, wieder vorwiegend im Zusammenhang mit dem Vierkantpflug an. Es kann bei dem zerstreuten Vorkommen in diesen beiden Gebieten keinem Zweifel unterliegen, daß hier, zum Teil bis in die neueste Zeit reichende Beein-

²⁷ H. Chevalier: Les charrues à l'exposition de Nijni-Novgorod. Le Génie civil, Bd. 32, 1898, S. 238—240, Abb. 10. Vgl. auch Derselbe: Les anciennes charrues de l'Europe. Mémoire et compte rendu des travaux de la société des ingénieurs civils de France. 1912, I, S. 41 ff.

flussungen von Mitteleuropa aus vorliegen, Beeinflussungen, die uns ja schon für das Neolithikum (vgl. z. B. die Verbreitung des breitnackigen Flintbeiles) bekannt sind.

Anderz sieht das Bild im engeren Südosten aus. Hier begegnen wir — wie schon gesehen — über **B ö h m e n**, **S t e r r e i c h** und **U n g a r n** dem Bierantpflug bis weit in die **B a l k a n h a l b i n s e l** hinein. Doch reichen unter den wirklich einheimischen Pflügen (d. h. also von Einführungen in den letzten 60, 70 Jahren abgesehen) Bierantpflüge der hier zur Behandlung stehenden Form: mit Doppelsterze, einseitigem Streichbrett, Sech und Radvorgestell, oder doch wenigstens das letztere südwärts bis nach **B o s n i e n** und **B u l g a r i e n** hinein, und südlich der Wasserscheide zwischen Donau und Ägäischem Meer herrschen bereits die oben erwähnten Vorstufen des Bierantpfluges vor, denen wir dann weiterhin in ganz Anatolien so gut wie ausschließlich begegnen.

Diese Angaben mögen hier genügen. Sie zeigen klar und deutlich, daß sich das Areal des Bierantpfluges weitgehend mit dem heutigen germanischen Sprachgebiet deckt, derart, daß die darüber hinausgehenden Vorkommen ohne Zwang, lediglich als Ausstrahlungen von demselben aufgefaßt werden können. Sie zeigen ferner, daß die höher entwickelte Form des Bierantpfluges — die wir berechtigt sind als den technisch vollkommensten Pflug der Welt (vor Herstellung der reinen Eisenkonstruktionen) hinzustellen —, mit Doppelsterze, einseitigem Streichbrett, Sech und Radvorgestell ihren Schwerpunkt im südgermanischen Sprachgebiet hat. Man müßte danach aber der Sache einen Zwang antun, wollte man sowohl die erste Entstehung des Bierantpfluges wie auch seine weitere Entwicklung zu dem vollendeten Gerät der geschilderten Art wo anders hin verlegen als in den Raum des alten **N o r d i s c h e n K u l t u r k r e i s e s**²⁸.

Man kann dabei vermuten, daß zur Anbringung der **z w e i t e n S t e r z e**, die von Anfang an — wie der alt-

²⁸ Vgl. dazu auch J. S o o p s: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905, S. 506 ff.

ägyptische Pflug! — zweiflerzige Zoche (russischer Pflug)²⁰ des östlichen Nachbargebietes die Anregung gegeben hat³⁰. Das *R a d v o r g e s t e l l* ist natürlich dem — im ganzen Pflugbaukulturkreise (und zunächst nur hier) bekannten — Wagen entlehnt. Trotz der weiten Verbreitung des Wagens liegt aber dennoch der Gedanke der Übertragung der Räder an den Pflug durchaus nicht so völlig auf der Hand. „Rad und Wagen waren den Ägyptern und Babyloniern, sind den Indern, Chinesen, Japanern usw. bekannt, aber bei keinem von ihnen ist ein Radvorgestell erfunden worden“ (Leser a. a. O. S. 137). Rührpflöcke kommen auch, aber seltener, an Krümelpflügen vor. Jedenfalls ist ihre Verbreitung derart, daß man daraus schließen muß, daß sie ursprünglich am Bierantpflug oder einem primi-

²⁰ Die Zoche, russisch *Соха*, ist ein im Grundtyp zweiflerziger und zweiflerziger Pflug, der in Europa den beiden anderen Haupttypen des Pfluges vollkommen fremd gegenübersteht und den man sich aus der, in verschiedenen tropischen Hackbauländern üblichen paarweisen Anwendung von Grabstöcken entstanden denken muß. Die Zoche greift nur mit dem Südwestzipfel ihres Areal in den Nordosten unseres Reiches (Ostpreußen bis westlich der unteren Weichsel und vielleicht Schlesien) über. Prähistorisch ist über die Zoche unmittelbar gar nichts bekannt. Aber ihr geschlossenes Gesamtverbreitungsgebiet in Europa, in dem sie in einer ganzen Reihe von Einzelformen und Abänderungen vorkommt, deckt sich so überraschend mit dem zusammenhängenden Verbreitungsgebiet der neolithischen *Ramm- und Grübchen-Keramik*, daß ein Zusammenhang nicht von der Hand zu weisen ist. Man gewinnt daraus die Vorstellung, daß die *Ramm-Keramiker*, die in der Steinzeit selbst noch dem großen Nord-eurasischen Jägerkulturkreise angehört haben dürften, aber sich durch die selbständige Ausübung der Töpferei bereits benachbarten Landbauvölkern kulturell genähert hatten, spätestens noch in der Bronzezeit den Ackerbau auf der Grundlage der (vermutlich in Turkestan entstandenen) neuen *Roggenkultur* mit dem zweiflerzigen Zochenspflug aufgenommen haben. Für letzteres spricht das, was wir prähistorisch-historisch über die Verbreitung der Roggenkultur in Europa wissen, wie auch die Tatsache, daß der Schwerpunkt der Roggenkultur noch heute mit dem der Zoche zusammenfällt.

³⁰ Auch die Benutzung des Pferdes als Zugtier vor dem Pflug, die m. W. für unser Gebiet zuerst für die Mitte des 15. Jahrhunderts n. Chr. durch eine Abbildung im *Codex germanicus* der Berliner Staatsbibliothek („Die Ernährung der Pflanze“ a. a. O.) sowie eine Initiale aus dem Gesetzbuch des Königs Magnus Erikson (S. Chevalier: a. a. O. (l'Europe, Abb. 7) belegt wird, könnte von Osten gekommen sein, da die Zoche — im Gegensatz zu der Regel bei allen anderen Pflügen der Welt, die mit Rindern bespannt zu werden pflegen — immer von einem Pferde gezogen wird.

tiveren Vorläufer desselben erfunden sind. Mit der Ersetzung dieser Streichpflöcke durch Streichbrettchen ergab sich bei weiterer Entwicklung die Möglichkeit allmählicher Flächenvergrößerung an denselben, die bei Erreichung eines gewissen Maßes m. G. schließlich das einseitige (große) Streichbrett als praktischer erweisen mußte. Der Vorschneider, das Sech, stellt gewissermaßen einen zweiten, sehr einfachen Pflug dar, der dem Hauptpflug vorangeht, mit der Aufgabe, das Erdreich erst einmal in der Pflugrichtung zu zerschneiden. Daß dem so ist, scheint

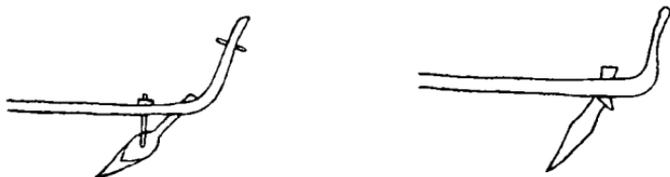


Abb. 22: Link: Moderner estländischer Ochsenpflug, Rechts: „Riß“ aus Unterkärnten (nach R. Rhamm: a. a. O. Abb. 14 u. 5 — spiegelbildlich).

mir daraus hervorzugehen, daß in den Grenzgebieten unseres vollendeten Vierkantpfluges mit Sech und dem anderen genannten Zubehör im Norden wie Süden, im Westen wie Osten Einrichtungen im Gebrauch sind, die, wie es scheint, meist neben anderen Pflügen benutzt werden und u. a. zum ersten Aufreißen von Rohboden (Waldboden) dienen. Solche primitiven Pflüggeräte sind im Westen der „Schwarzwälder Stichelpflug“, der ähnlich auch in der Pfalz vorkommt, und der nach demselben Grundplan gebaute „Hoch“ des Hunsrück, der Gifel, des Siegerlandes usw. (Abb. 3). Im Osten treffen wir dann wieder auf ähnliche Geräte im Erzgebirge („Sprunghaken“) und Böhmen („Sandpärz“ und „Schwinghaken“), wie Mähren und schließlich in Rußland („Kalo“, Ukraine — Leser, a. a. O. Abb. 91). Ganz im Norden finden wir in Schweden (z. B. Angermanland, Norrland) ein Gerät, das ausdrücklich als Vorschneider vor der eigentlichen Pflugarbeit mit dem Vierkant benutzt wird, um die Erde aufzureißen, und dessen schneidender Teil einem Sech bereits auf ein Haar ähnlich

sieht. Und ähnliche Geräte sind auch aus den, von Schweden bewohnten, Teilen Estlands bekannt (Abb. 22). In Schweden heißt dieser Vorschneidepflug: „Rift“. Und im Süden, in den Südalpen (Samntaler Alpen, Gurtal, Görttschitzal, Ratschtal, Tiefertal) begegnen uns unter dem Namen „Riß“, den schwedischen und estländischen verblüffend ähnliche sohlenlose Pfluggeräte, die den dortigen Vierkantpflügen ebenfalls als „Vorschneider“ dienen (Abb. 22). Man braucht nur die wenigen hier gegebenen Abbildungen (Abb. 3, 21, 22 und 18) nebeneinander zu halten, um zu erkennen, daß das „Sech“ aus den Vorschneidepflügen und diese aus den einfachen Grabstockpflügen, wie „Stichel“ und „Hoch“ oder der der Felsbilder von Bohuslän (Abb. 1), hervorgegangen sind. Damit wird es uns auch verständlich, warum sich solche primitiven Pflugtypen jahrtausendlang neben hochentwickelten Formen erhalten haben³¹.

Schluf. Wenn ich nun am Schluß meiner Ausführungen einen kurzen Überblick geben soll über das, was auf den vorigen Blättern im einzelnen behandelt wurde,

³¹ Bei den obigen Ausführungen über den Vierkantpflug (vierseitiger oder viereckiger Pflug) habe ich die Tatsache mit Stillschweigen übergangen, daß wir auch in Ostasien Pflüge haben, die wir dem Bau ihres Skelettes nach ebenfalls mit gleichem Namen bezeichnen können. Ich muß diese Pflugform, die m. E. am besten und treffendsten einfach als Ostasiatischer Pflug zu benennen wäre, hier wenigstens kurz erwähnen, um dem etwaigen Vorwurf zu entgehen, daß ich die Existenz dieses Gerätes bei meinen Studien zur Entwicklung der Pflüge gar nicht berücksichtigt hätte. Abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, daß der Ostasiatische Pflug in letzter Linie auch auf den primitiven indischen Pflug mit kurzer Sohle, und gelegentlich auftretender Gries säule, zurückgeht, haben beiderlei Vierkantpflüge offensichtlich sich gänzlich unabhängig voneinander entwickelt, so daß das Endergebnis an beiden Enden denn auch ein wesentlich verschiedenes ist. Der Ostasiatische Pflug hat immer nur eine Sterze. Er zeigt nicht die selbständige Entwicklung der Streichbretter wie der europäische; kommt an ihm gelegentlich ein, nur nach einer Seite abwerfendes Streichbrett vor, so ist es wesentlich anders gestaltet und angebracht wie die europäischen, „es liegt, im Gegensatz zu diesen, vollständig vor der Gries säule und ragt auch nicht erheblich über die Schar hinaus in die Furche“ (Lefler, a. a. O. S. 392). Stets fehlt das Sech dem Ostasiatischen Pflug und, wie wir vorhin schon angedeutet haben, natürlich das Radvorgestell. Und endlich ist das Ostasiatische Gerät niemals als Jochpflug ausgebildet.

so läßt sich das vielleicht am besten tun in der Form von Folgerungen aus den dargetanen Tatsachen für den Werdegang der Landbaukultur im prähistorischen Europa, insbesondere im Nordischen Kulturkreise desselben. Solche Folgerungen sind natürlich, so bestimmt sie auch in ihrer knappen Form hier ausgesprochen werden, bei jedem in Betracht kommenden vorgeschichtlichen Neufund oder bei entsprechender Erweiterung unserer Kenntnisse über die großen Zusammenhänge auf ihre Folgerichtigkeit hin nachzuprüfen und dementsprechend von vornherein als Folgerungen und nicht als Tatsachen zu nehmen und zu werten. Immerhin glaube ich, daß man aus den angeführten Tatsachen, im Zusammenhang mit manchem, was des zur Verfügung stehenden Raumes wegen nur angedeutet werden konnte, ungefähr den im folgenden skizzierten Werdegang für den ältesten mittel- und nordeuropäischen Ackerbau anzunehmen berechtigt ist.

1. Vermutlich schon mit Beginn der ersten deutlichen Klimabesserung nach der Eiszeit, d. h. also schon im Mesolithikum, gelangte die Kenntnis eines einfachen Ackerbaues mit dem R ü m e l p f l u g und G e r s t e wie E m m e r als einzige (oder wichtigste) Getreidepflanzen aus dem Mediterrangebiet über das klimatisch begünstigte (wintermilde) Westeuropa in den Nordischen Kulturraum, wo diese Kultur sich in der „P o s t g l a z i a l e n W ä r m e z e i t“ als (m e s o l i t h i s c h e) C a m p i g n i e n - K u l t u r ³² weit über die Uferländer des Ostseebeckens ausbreitete.

2. Mit dem Bollneolithikum machte sich ein weiterer Landbaukulturstrom und zwar vom Südosten her geltend, der den Anbau von E i n k o r n und (Nacht-) W e i z e n — vermutlich zunächst nur in der Form des Z w e r g w e i z e n s — mit einem technischen Vorläufer

³² Man braucht sich dabei die Träger der Campignien-Kultur zunächst durchaus nicht als ausschließliche Bauern vorzustellen; es ist vielmehr wohl wahrscheinlicher, daß zunächst überhaupt nur ein Bruchteil der Campignien-Bevölkerung sich wirklich — neben Jagd und Fischerei — mit dem Anbau von Pflanzen beschäftigte und daß diese Beschäftigung erst ganz allmählich mehr und mehr die anderen wirtschaftlichen Grundlagen zurückdrängte.

des Bierantpfluges nach Mittel- und Nordeuropa vorschob. Hier überdeckte diese Kultur in einem nach Norden immer breiter werdenden Raum die Kultur des Emmers mit dem Krümelpflug, beide bis in das Baltikum reichend. Im Gegensatz aber zu der ausgesprochenen Ost- und Südostgrenze von Emmer und Krümelpflug (von der nördlichen Adria zu den Baltischen Ländern, Karte, Seite 20, Linie II) hatte die Verbreitung des Bierantpfluges (in einer Primitiv- oder Vorläuferform) eine Nordostgrenze, die mit der absoluten Kontinentalgrenze des steinzeitlichen Ackerbaues in Europa gleich war (vgl. Karte, Seite 20, Linie III). In der so entstandenen südosteuropäischen Landbauprovinz („Tripolje“-Kultur der bemalten Keramik und handkeramische Kultur im weiteren Sinne) wurde der von Osten kommende Hirsebau aufgenommen und westwärts weitergegeben, aber kaum über das Gebiet des Bierantpfluges bzw. der Einkornkultur hinaus (Karte, Seite 20, Linie I).

3. Mit der Verschlechterung des Klimas zur Bronzezeit verlor der Emmeranbau im nordischen Raum an Bedeutung und an seine Stelle trat, zumal im Nord- und Ostseegebiet, ein neues Getreide, der Hafer, dessen Ausgangsform, der Wildhafer, als Unkraut mit der Emmerkultur nach Mittel- und Nordeuropa gelangt war. Auch in der Südwestecke des geschlossenen Gebietes des Bierantpfluges, im Bereiche der Pfahlbaukulturen, wurde zu dieser Zeit eine neue Getreideform: der Spelz oder Dinkel in Kultur genommen. Und vom Osten und Nordosten Europas her — wo zur Steinzeit noch Jägerkultur geherrscht hatte — begann eine Landbaukultur mit dem Bohrenpflug und dem Roggen als Hauptkorn westwärts in den Nordischen Kulturkreis überzugreifen.

4. In der Folgezeit breitete sich der Roggen weiter im Nordischen Kulturraum aus; die Stappen dieser Ausbreitung sind durch die verschiedenzeitlichen Funde deutlich angezeigt und offensichtlich in der heutigen Anbauintensität des Roggens noch zu erkennen. Die Primitivform des Bierantpfluges entwickelte sich zum reinen Bierant und

weiterhin zu dem vollendetsten Pflug der Welt mit Doppelsterze, einseitigem Streichbrett, Sech (Vorschneider) und Radvorgestell. Auch der Krümelpflug erhielt innerhalb der Nordischen Kultur die bestmögliche Ausgestaltung in der Form des „Mecklenburger Saten“.

Der so kurz skizzierte Gang der Ereignisse läßt deutlich erkennen, daß auch im nordalpinen Europa, zumal im Gebiete und bei den Menschen der (späteren) Nordischen Kultur, die im Bauerntum fußende Grundlage der ganzen Wirtschaft und Lebenseinstellung Eingang gefunden hat, sobald die — nach Schluß der Eiszeit zunächst noch sehr rauhen und für Ackerbau ungeeigneten und erst allmählich sich bessernden — Klimaverhältnisse es eben zuließen. Er zeigt ferner, daß das übernommene Erbe im Nordischen Raum bestens assimiliert und eigentkulturell weiterentwickelt wurde und trotz der landbaulichen Ungunst der klimatischen Verhältnisse — durch Neues ergänzt, ersetzt und verbessert — verhältnismäßig schnell zu einer Höhe der Landbaukultur führte, die sonst im gesamten Pflugbaukulturkreise ihresgleichen sucht.

Die Untersuchung eines Einzelgrabhügels von Osterbrock, Kreis Meppen.

Von

Dr. Albert G e n r i c h.

(Mit 3 Abb. auf Taf. 1 und 3 Abb. im Text.)

1. Die Grabung.

Die Untersuchung des Hügels wurde veranlaßt durch das vorbildliche Verhalten des Siedlers Hennekes in Osterbrock. Um ein Stück Land zu kultivieren, trug er eine kleine Bodentwelle ab, die als Grabhügel ohne weiteres nicht zu erkennen war. Als er in die Nähe der Bestattung kam, fiel ihm bereits auf, daß er eine künstliche Erhöhung vor sich hatte. Da er ohne jedes Wissen von urgeschichtlichen Dingen war, grub er jedoch weiter, bis er auf einen Flintabschlag und eine Streitart stieß. Er lieferte beides ordnungsgemäß über den Lehrer des Ortes an das Landratsamt ab, das die Meldung an das Landesmuseum weitergab.

Die Untersuchung wurde sofort im Dezember 1937 vorgenommen. Sie wurde erschwert durch die herrschende Kälte, die eine Abtragung des ganzen Hügels verbot, da der Boden so gefroren war, daß er z. T. mit der Spitzhacke aufgelockert werden mußte.

Nach einer Glättung der Fläche und des Profils war folgendes zu erkennen. Das Grab erstreckte sich in seiner Längsrichtung von Südwesten nach Nordosten. Es war nur zum Teil abgedeckt. Über seinem Südwest-Ende wölbte sich noch der Hügel, so daß es auch im Profil noch erkennbar war. Die Stelle, wo Hennekes die Streitart und den Flintabschlag gefunden hatte, war noch zu erkennen, da

dort in einem Umkreis von etwa 25 cm tiefer gegraben war. Der Hügel selbst war aus einem einheitlichen gelbbraunen Sand aufgeschüttet, der von Ortsteinbändern und Zapfen durchsetzt war. Das Grab selbst war etwas in den gewachsenen Boden eingetieft. Seine Umrisse wurden von einem viereckigen Holzkohlestreifen gebildet. Die Untersuchung von Dr. Schneider, Botanisches Institut der Technischen Hochschule Hannover, stellt fest, daß es sich um Eichenholz handelte. Die Grabgrube selbst war mit einem grauen Sand gefüllt und wurde nach oben zu breiter. Der untere Teil war von Holzkohle durchsetzt. Aus dieser Schicht stammen auch die Funde. Der ganze Hügel war von einer Schicht grauen Wehlandes überdeckt, der ihm auch die unregelmäßige Form einer Düne verschaffte, so daß er als Grabhügel ohne weiteres nicht zu erkennen war (Abb. 1).

Das Grab war also eine unter Bodenniveau angelegte Bohlentiste aus Eichenholz. Beim Zusammensturz dieser Riste bildete sich darüber die beobachtete Mulde, die späterhin von Wehland wieder ausgefüllt wurde.

Beim Ausräumen des Grabes fanden sich noch die Scherben eines schön verzierten Bechers. Der viereckige Holzkohlestreifen konnte vor allem in dem ungestörten Südwestteil des Grabes besonders deutlich beobachtet werden.

Eine Umfassung des Grabhügels durch Palisaden oder einen Kreisgraben war nicht vorhanden.

2. Der Grabbau.

Das Grab entspricht nach der Lage im Hügel und der Bauform den jütischen Untergräbern. Daß in Jütland häufige Steinpflaster findet sich allerdings nicht. Wir müssen uns nach dem Grabungsbefund vorstellen, daß für den Toten eine Bohlentiste errichtet wurde, in der der Tote, nach der Länge des Grabes von etwa 2 m zu urteilen, vielleicht in gestreckter Lage bestattet wurde. Die umrahmenden Bohlen konnten mit aller Deutlichkeit noch erkannt werden, während die waagerechten Teile durch den Einsturz der Riste so zerstört wurden, daß von ihnen nur noch die erwähnten Holzkohlerefte zeugen. Auffällig ist es, daß die im benachbarten Holland so oft beobachtete Einfassung

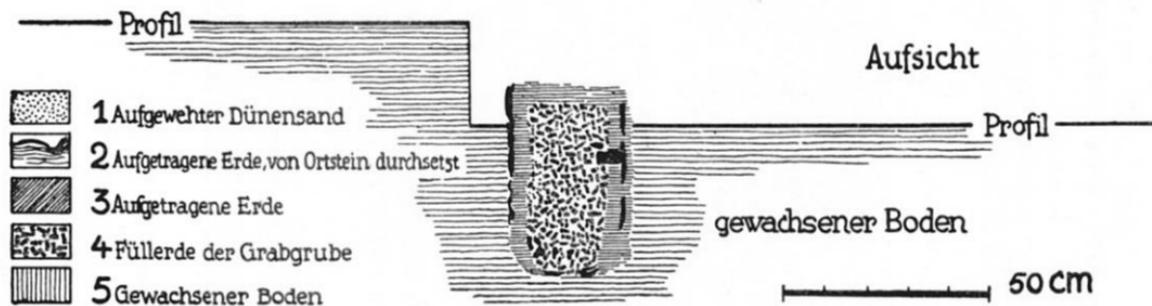
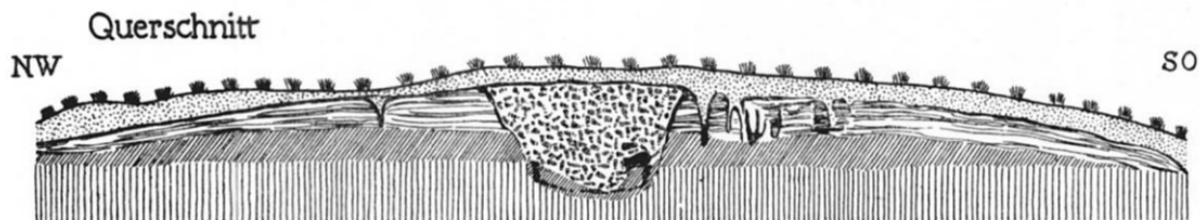


Abb. 1.

des Grabhügels durch Palisaden oder Kreisgräben nicht vorhanden war (Abb. 2).

Neben den schon erwähnten jütischen Untergräbern kommen ähnliche Anlagen auch in Mitteldeutschland¹ in der älteren sächsisch-thüringischen Schnurkeramik vor, wo ebenfalls z. T. Holzeinbauten vorhanden waren.

3. Die Funde.

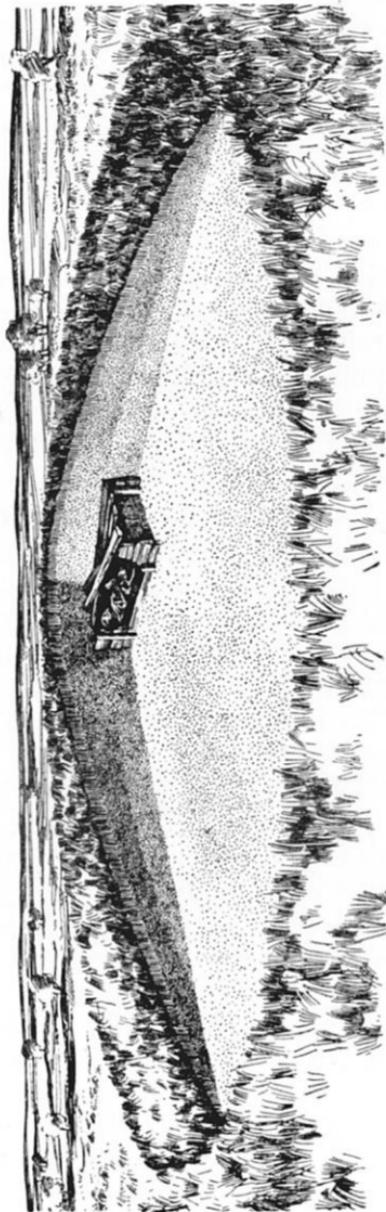
Der Becher, der schon in alter Zeit, wahrscheinlich beim Zusammenstürzen der Bohrentiste, zerstört war, konnte im Landesmuseum wieder zusammengesetzt werden. Die fehlenden Teile wurden ergänzt (Taf. 1 a).

Es handelt sich um ein schlankes Gefäß mit geschweiftem Profil von rötlich gelber Farbe mit sorgfältiger Glättung. Die Wandung ist sehr dünn. Der Fuß ist zuerst ein wenig eingezogen. Dann folgt der bauchige Unterteil. Darüber erhebt sich, ohne vom Unterteil abgesetzt zu sein, ein wenig ausschwingender Oberteil. Die Verzierung besteht aus fünf Zonen von Schnureindrücken, die durch zwei spiralförmig umgelegte Schnüre erzeugt wurden, so daß vier oder fünf Schnurpaare übereinander jeweils eine Zone bilden (Taf. 1 b). Die oberste Zone setzt wenig unter dem Rand an, die unterste befindet sich etwas über der größten Weite des Unterteils.

Der beschriebene Becher wird durch die Verzierung und seine Form, vor allem den sehr schlanken Bodenansatz in die Gruppe der Schnurzonenebecher gestellt. Gewöhnlich wird die Anordnung der Verzierung in Zonen auf den Einfluß von Glodenbechern zurückgeführt, von denen jedoch die meisten Zonenbecher durch ihre sehr schlanke Form unterschieden sind. Es läßt sich natürlich nicht ohne die Bearbeitung und Vorlage eines größeren Materials nachweisen, daß diese Verzierung auch auf andere Einflüsse zurückgehen kann.

In Mitteldeutschland kommt bisweilen schon an Gefäßen, die einen vom Unterteil abgesetzten Oberteil haben, die Verzierung durch in Zonen angeordnete Schnur-

¹ Göze, Neolithische Gräber bei Poserna, Kr. Weißenfels.



216b. 2.

eindrücke vor². Viel eher als mit der ganz andersartigen Verzierung der Glockenbecher möchte man die Verzierung unseres Bechers mit diesem Muster aus umgelegten Schnüren in Verbindung bringen, wie sie auch an jütischen Bechern der Untergrabzeit üblich ist³.

Unser Becher unterscheidet sich von den oben angeführten Formen durch sein geschweiftes Profil, steht ihnen aber durch seinen hohen steilen, wenig geschwungenen Hals noch ziemlich nahe.

Durch die schon erwähnte Ausbildung des Oberteils, überhaupt durch seine ganze Form wird er von den sonst bekannten Zonenbechern⁴ unterschieden. Er mag ein besonders altes Stück innerhalb dieser Gruppe darstellen. Ein wenig jünger ist wohl der Becher vom Uddeler Meer in Holland⁵, der jedoch aus einem Hügel stammt, der bereits mit einem Kreisgraben umgeben war. Verwandt ist er unserem Becher durch die Form und durch die Verzierung des Oberteils durch Schnurzonon.

Die aus unserem Grabe stammende Streitart, anscheinend aus Porphyrt, hat eine nur wenig konkave Oberseite, die Unterseite ist fast gerade. Der Nacken ist dick und nicht sorgfältig ausgearbeitet. Er ist, anscheinend durch den Gebrauch, etwas ausgesprungen. Die Schneide ist überhaupt nicht nach unten ausgeschwungen. Das Schaftloch ist etwas nach dem Nacken zu verlagert. In der Höhe des Schaftloches ist die Art verdickt, so daß an den Seitenflächen etwas gerundete Kanten entstehen. Die Seitenflächen sind nur wenig gewölbt, so daß der Querschnitt fast rechteckig ist. Sowohl auf der Oberseite als auch auf der Unterseite finden sich flache Mulden (Abb. 3).

Sowohl der rechteckige Querschnitt, wie auch die gerade Oberseite und die Mulden auf der Unter- und Oberseite

² Göze, Präh. Ztschr. I, S. 188 ff., Tafel XX, Abb. 4.

³ Schwantes in Pauls-Scheel: Geschichte Schleswig-Holsteins, Bd. I, Abb. 294.

⁴ Stampfuß, Die jungneol. Kulturen in Westdeutschland, Tafel X—XIII.

⁵ Holwerda P. 3. IV 1912, S. 368 ff., Taf. 35, 2.

stellen unsere Art in eine Linie mit den Streitärten der jütländischen Untergräber⁶.

Der ebenfalls der Bestattung beigelegte Flintspan ist ein langer, spitz auslaufender, leicht gebogener Abschlag

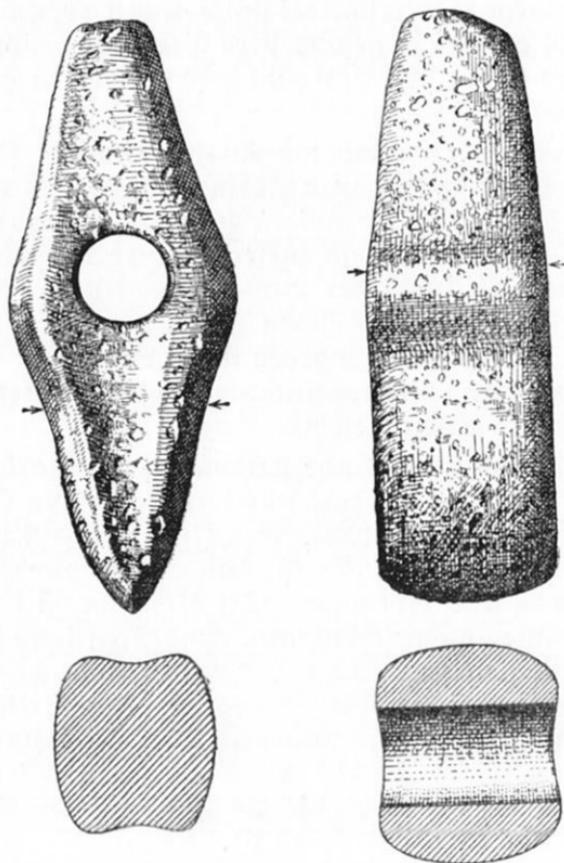


Abb. 3.

aus grauem Feuerstein, dessen Ranten nur wenig ausgesprungen, aber nicht retuschiert sind. Lediglich wenig unter dem Schlagbuckel finden sich an einer Kante zwei

⁶ Schwantes a. a. O., Tafel 25, Aberg, Das nordische Kulturgebiet, S. 40 ff.

Einferbungen, die möglicherweise zur Befestigung einer Schäftung gedient haben. Jedoch kann es zweifelhaft erscheinen, ob die Kerben willkürlich erzeugt wurden (Taf. 1 c).

Die Zeitstellung.

Das beschriebene Grab mit der unter Bodenniveau gelegenen Bohlenkiste entspricht nach Lage und Anlage den jütischen Untergräbern und den Schachtgräbern mit Holzeinbau der älteren sächsisch-thüringischen Schnurkeramik. Die im benachbarten Holland so häufige Einrahmung durch Palisaden oder Kreisgräben fehlt, so daß wir damit rechnen können, daß das Grab von eben eingewanderten Einzelgrableuten angelegt wurde, die diese Art der Hügelanlagen noch nicht kannten.

Auch der Becher läßt sich mühelos mit Formen der jütischen Untergrabzeit und der älteren mitteldeutschen Schnurkeramik vergleichen. Er mag etwas jünger sein, da der Oberteil nicht mehr scharf abgesetzt wird. Zur gleichen Zeitansetzung gelangen wir durch die alte Form der Streitart.

Es ist bisher noch nicht gelungen, das Ursprungsland der Schnurkeramik einwandfrei festzulegen⁷. Mitteldeutschland und Norddeutschland sind dafür in Anspruch genommen worden. So müssen wir uns also mit der Feststellung begnügen, daß wir hier eine der älteren Bestattungen des über ganz Mittel- und Osteuropa verbreiteten Volkes der Schnurkeramiker oder Einzelgrableute in dem westlichsten Teil unserer Provinz vor uns haben. Dieser Vorstoß dürfte etwa gleichzeitig mit dem sein, der die Einzelgrabstätte in der Gestalt der Untergräber nach Jütland und dem übrigen Norden gelangen ließ.

⁷ Schwantes a. a. D., S. 237.

Ein Einzelgrab bei Amelinghausen, Kr. Lüneburg mit Nachbestattungen aus der Zeit der Stufe von Wessensfeldt.

Von

Dr. Gerhard R ö r n e r.

(Mit 8 Abbildungen im Text.)

Auf dem Grundstück des Gärtners Kliefoth in Amelinghausen, das als nördlicher Zipfel der Amelinghäuser Feldmark in die Gemarkung des Dorfes Sottorf einbuchtet, schnitten Kinder beim Höhlenbau zwei Urnen an. Die Fundstelle ist ein schmaler grasbestandener Felddrain an der Grenze von Kliefoths Grundstück und der Feldmark Sottorf. Hier fällt das Gelände sanft vom 93,8 m hohen Haselhop zum Lopautal ab, nur der Felddrain bildet auf 80 m Höhe eine leichte Schwelle, die dadurch noch markiert wird, weil der untere Rand abgetragen ist, um Unebenheiten des Bodens auszugleichen.

Die Ausgrabung ergab drei dicht nebeneinanderstehende Urnen und eine größere Steinpackung in nächster Nähe. Es schien sich, nach der grob abgeschätzten Form der Gefäße zu urteilen, um einen Friedhof der Jastorfstufe zu handeln und die dabeiliegende Steinpackung schien eine der bekannten Steinpflaster auf Jastorffriedhöfen zu sein. Als jedoch in dieser Steinpackung ein Dolch aus Feuerstein und im Abraum der Störungsgrabung Randscherben eines Einzelgrabbechers gefunden wurden und bei der Entleerung der Urnen Beigaben aus der Zeit der Stufe von Wessensfeldt zu Tage kamen, änderte sich das Bild. Hinzu kam, daß der Besitzer mitteilte, die Stelle habe früher ein hügelartiges Gepräge gehabt und sei später abgetragen worden. Ferner seien in der Nähe viele Feldsteine aus-

getriegt und bei Gelegenheit auch ein Steinbeil gefunden, das zwar im Augenblicke verloren war, sich aber später wieder an fand und von Frau Kliefoth auch dankenswerter Weise dem Museum übergeben wurde. Es handelt sich dabei um eine durchlochte Felsgesteinart, die ich für eine sehr degenerierte jütländische Art ansprechen möchte.

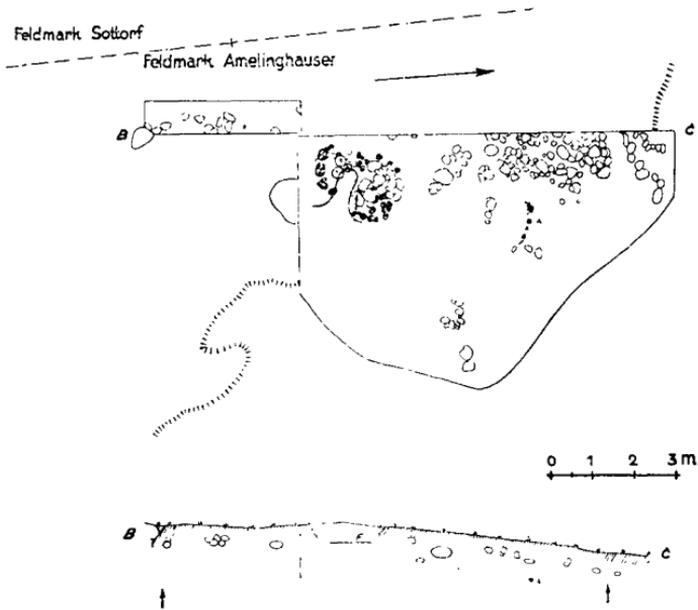


Abb. 1. Amelinghausen. Grabungsplan.

Um die so entstandene Unsicherheit zu klären, wurde daher eine größere Abdeckung des umgebenden Geländes unternommen, die vor allem etwas westlich von der Fundstelle einen Profilschnitt lieferte, der auch die gewünschten Ergebnisse brachte. Die Grabung wurde mit Hilfe von vier Männern aus dem Arbeitsdienstlager Soderstorf ausgeführt. Dem Arbeitsdienst, sowie dem Bodenkulturzweckverband Lühetal, der die Kosten für die Arbeitsmänner trug, Herrn und Frau Kliefoth, die die Grabung auf ihrem Grundstück gestatteten, den Schulkindern aus Amelinghausen, die tüchtig beim Graben halfen, sowie dem treuen

Helfer unseres Museums, Herrn Brigge sei hier noch einmal Dank gesagt.

Das Hügelgrab war äußerlich als solches nicht mehr zu erkennen. Nur im Profilschnitt, der wie auf dem Lageplan (Abb. 1) ersichtlich, zwischen B und C durch das Gelände geführt wurde, zeigt die Verdickung der Humusschicht an den beiden im Profil (Abb. 1 unten) mit einem Pfeil gekennzeichneten Stellen, daß hier der Ansatze des Hügels gewesen sein kann. Dazwischen dürfte der wohl nur flache Hügel im Laufe der Zeit abgegraben worden sein. Unter der Humusschicht liegt gelber Sand, der absetzlos in den gewachsenen Boden übergeht, so daß in ihm eine Auftragung nicht mehr zu erkennen war, vielmehr der Eindruck bestand, es hier mit bodenständigem Material zu tun zu haben. Die dicht unter der Humusschicht liegenden Steine lagen zum Teil in einer zusammenhängenden Packung und sind durch Menschenhand in den Hügel gebracht worden. Die Steinlage war zumeist einschichtig und dürfte eine alte Bedeckung des Hügels oder einer seiner Schichten gewesen sein. In der Mitte, leider durch die Höhlengrabung gestört (siehe Strichellinie auf dem Plan Abb. 1), befand sich in etwa 0,80 m bis 1 m Tiefe unter der Oberfläche ein länglicher viereckiger aus Feldsteinen gesetzter Rahmen von 2,20 m Länge und 1,60 m Breite (schraffierte Steine in Abb. 1). Auf diesen dürfte die Bestattung vorgenommen worden sein, denn hier fand sich an der durch den Pfeil auf Abbildung 1 oben hingewiesenen Stelle ein Dolch aus Feuerstein (Abb. 3). Dieser wurde in alter Lagerung mit der Spitze nach Norden zeigend und nach unten neigend gefunden und lag im nördlichen Teil der Steinpackung wo diese höher aufgeschichtet war, zwischen zwei Steinen eingeklemmt etwa 0,80 m unter Oberfläche. In der gleichen Schicht wurden die Scherben eines geschweiften Bechers gefunden. Auch im Abraum des bei der Störungsgrabung ausgeworfenen Erdreichs fanden sich mehrere zum Becher gehörige Scherben, die zusammengesetzt, die Wiederherstellung des Bechers ermöglichten (Abb. 2). Da die Scherben zum Teil alten Bruch aufwiesen, ist der Becher nicht erst bei dem Höhlenbau zertrümmert worden,

sondern wahrscheinlich bereits durch die Nachbestattung dreier Urnen, die gerade über dem Einzelgrab vorgenommen wurde (Abb. 1 oben). Die Einsetzungstiefe der Gefäße läßt sich, ebenso wie alle bisher gegebenen Tiefenmaße, nur ungefähr angeben, da bei der Ausgrabung die Oberfläche abgeplaggt war. Sie mögen mit ihrer Standfläche wohl 50 cm unter der Oberfläche gestanden haben. Die Linie F im Profilschnitt (Abb. 1 unten) soll ihre Standtiefe andeuten. Die Gefäße schienen in einer losen Steinpackung zu stehen, doch können die hier gefundenen Steine auch noch zum Aufbau des Einzelgrabes gehört haben. Urne 1 und 3 trugen Deckschalen. In Urne 2 war das Unterteil eines Gefäßes aufrecht, anscheinend auch als Deckel hineingestellt. Alle drei Gefäße standen so dicht, daß man annehmen kann, sie seien teilweise bereits bei der Einsetzung zu Bruch gegangen. Urne 1 und 2 waren durch den Störungsgraben ange schnitten.

Im Nordteil der Grabung fand sich bei A in 1,50 m Tiefe eine schwarzthohlige Verfärbung, die im Profilschnitt halbrund war. Zu beiden Seiten setzte sich die Dunkel färbung in einem kleinen Sektor fort. Die hier entnommene Erde ist bisher nicht untersucht worden. Die mullige Struktur der gefundenen kohligen Reste scheint es ausgeschlossen zu machen, daß es sich um Pfostenreste handelt. Bei einer dieser Verfärbungen wurde ein Knochenstück gefunden. Im Osten der Grabung zeigten sich nur wenig Steine, während sie sich zur Profilkante zu einer einlagigen Packungsschicht häuften. Es ist wahrscheinlich, daß im Ostteil auch ursprünglich Steine vorhanden gewesen, aber bereits früher weggenommen sind, als die auf dem Plan ange deutete Böschungskante durch das Gelände gelegt worden ist. Bei der noch vorhandenen Packung dürfte es sich, wie gesagt, um den Belag einer Aufbausicht des Hügel s handeln. Auch der nach Süden bis B verlängerte Schnitt, der dazu dienen sollte, den Profilverlauf festzustellen, zeigt noch eine lose Steinlage.

An diesem Punkt wurde die Grabung vorläufig abgebrochen. An Funden ist das Nachfolgende zutage gekommen.

1. Einzelgrab.

Als zweifellos zum ursprünglich angelegten Grab gehörig, erweisen sich Becher und Dolch.

Der Becher ist einer der in unseren Einzelgräbern üblichen geschweiften Becher. Der Boden fehlt leider, doch ist aus kleinen Ansätzen zu ersehen, daß er einen Standfuß ausgebildet hatte, wie ihn die Zeichnung veranschaulicht.

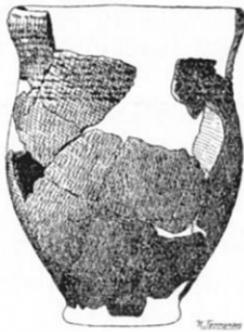


Abb. 2. Amelinghausen
Geschweiffter Becher aus dem
Hügelgrabe.

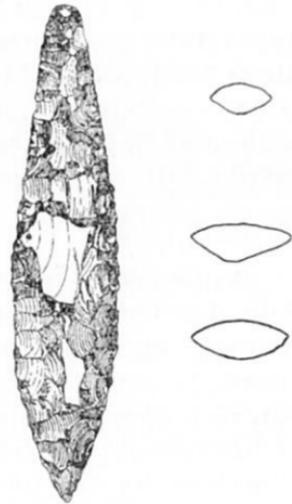


Abb. 3. Amelinghausen.
Flintdolch aus dem
Hügelgrabe.

Die Wandung baucht sanft zum hochliegenden runden Umbruch aus, um wieder zum Halse einzuneigen und wiederum in sanftem Schwunge zum Rande auszubiegen. Der Mund ist leicht einwärts gezogen. Er bildet eine dicke, innen scharf gesäumte Lippe. Diese Mundeinneigung teilt der Becher mit einem ebenfalls im Lüneburger Museum stehenden Exemplar, das unweit von unserer Fundstelle zu Dehnsen, Kr. Lüneburg, von Franz Krüger ausgegraben ist und das er PZ 15, S. 65 veröffentlicht hat. Der Rand unseres Stückes ist bis kurz unter den Hals durch 13 parallel

umlaufende, mit einer Schnur eingedrückte Riefen verziert. Die Oberfläche des Gefäßes war ursprünglich geglättet und ist von brauner bis ins Gelbliche spielenden Färbung. Der Bruch ist schwarz. Das Gefäß ist aus Scherben mit z. T. alten Bruchflächen zusammengesetzt und ergänzt. Große Teile der Wandung und des Randes, sowie der Boden fehlen. Die Maße sind: größte Weite 11,4 cm, Durchmesser der Mündung 11 cm.

Der **D o l c h** besteht aus Feuerstein, hat Lorbeerblattähnlichen Umriss und ist oberflächlich in sehr feiner Muschelung retuschiert. Das Blatt ist dünn, es zeigt spitzovalen Querschnitt, das Griffende desgl. mit schwachem Anklang an einen rhombischen Querschnitt. Das Griffende ist nur durch ganz flache Kerben auf beiden Seiten vom Blatt abgesetzt. Die Länge beträgt 12,1 cm und die Breite 2,6 cm.

2. Die Nachbestattungen.

Grab 1. Urne mit übergestülpter Deckschale. Das Grab stand mit dem Unterteil in einer Steinpackung. Um das Oberteil und über dem Grab waren keine Steine vorhanden. Behältnis und Deckel waren zerbrochen. Die Urne war mit Knochen gefüllt. Darin lagen an Beigaben ein Rasiermesser, eine Schwanenhalsnadel und ein pfriemenartiges Gerät. Sämtlich aus Eisen.

Die **U r n e** (Abb. 4) hat hohe tonnenartige Form. Über leicht abgesetztem Standfuß baucht die Wandung hoch aus, um über den tiefliegenden, runden Umbruch in sanftem Schwunge zum Halse einzuziehen und im Rande wieder auszuneigen. Unter dem Halse befindet sich eine nur schwach spürbare Ausbauchung der Wandung. Unter ihr ist die Wandung bis zum Boden hin ungeglättet, während sie darüber glattgestrichen ist. Das Gefäß ist aus Scherben zusammengesetzt, ein Teil der unteren Wandung fehlt und ist bei der Störungsgrabung verlorengegangen. Die Maße des Gefäßes betragen: Durchmesser der Standfläche ca. 11,5 cm, größte Weite 27,8 cm in 14 cm Höhe, Durchmesser der Mündung 23,4 cm, Höhe 30,1 cm.

Die **D e c k s c h a l e** (Abb. 4) hat ein trichterförmiges Unterteil über einer nur sehr kleinen Standfläche. Über

diesem unteren Teil der Wandung biegt dieselbe gerundet in den schmalen, senkrecht stehenden, oben leicht verdickten Rand ein, der schräg nach innen abgeschnitten ist. Vom Rand zieht sich ein breiter Bandhenkel drei Zentimeter tief hinunter. Auffallend ist der dünne, leicht eingezogene Boden. Die Farbe des Gefäßes ist lederbraun. Es ist aus Scherben zusammengesetzt. Seine Maße betragen: Durch-

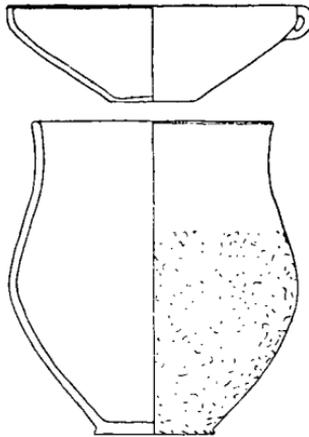


Abb. 4. Amelinghausen. Urne und Deckelschale aus Nachbestattung Grab 1.

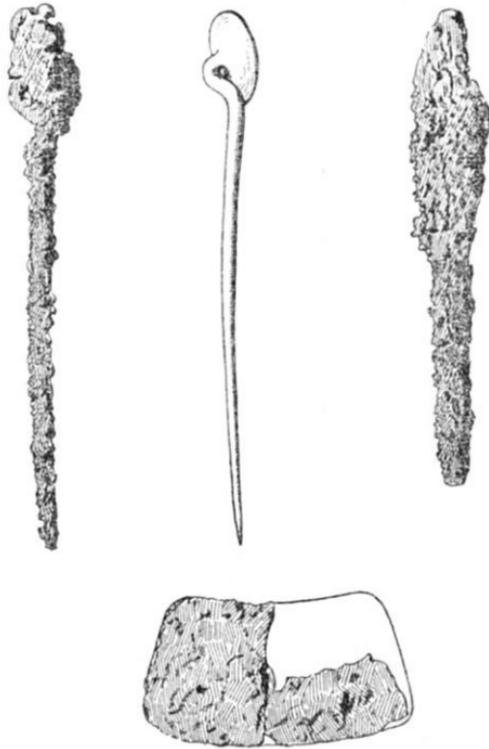
messer der Standfläche 8,4 cm, Durchmesser der Mündung 28 cm, Höhe 9,2 cm.

An Beigaben zu diesem Grabe fanden sich:

eine *Schwannenhalsnadel* (Abb. 5) mit scheibenförmigem, wohl ursprünglich leicht gewölbtem Kopf. Das Gerät besteht aus Eisen und ist stark verrostet. Der Kopf ist blasig aufgetrieben. Das Stück war in vier Teile zerbrochen. Seine Länge beträgt 12,9 cm. Neben der Zeichnung des Urstückes ist auf Abb. 5 dargestellt, wie die Nadel ohne Kopf zu denken ist.

Rasiermesserlinge (Abb. 5) von trapezförmiger Gestalt, bei gekrümmten Breitseiten. Die Ecken sind ab-

gerundet. Eisen, stark verrostet. Die eine Hälfte lag in der Urne, ein Bruchstück der anderen fand sich in der ausgeworfenen Erde der Störungsgrabung. Die Höhe des Gerätes beträgt 3,5 cm.



U. Fernandez

Abb. 5. Amelinghausen. Beigaben zur Nachbestattung Grab 1.

Pfriemenartiges Gerät (Abb. 5) aus Eisen. Gleichfalls verrostet. Am oberen Ende ausgebrochen. Holzreste lassen vermuten, daß hier ein hölzerner Griff gewesen ist. Das andere Ende wird schmal und endigt in einer Meißel- oder stemmeisenähnlichen Schneide. In 3 Teile zerbrochen. Länge 11,4 cm.

Grab 2. Urne mit eingeseßtem Gefäßunterteil. Auch dieses Grab stand unten in Steinen. Ob Beigaben hierzu vorhanden gewesen sind, läßt sich mit Sicherheit nicht verneinen, da ein großer Teil der Bestattung durch die Kinder zerstört war.

Die Urne (Abb. 6). Schalenförmiges Gefäß. Über flachem, nur kurz abgeseßtem Standfuß eine in einem Schwung über den runden, hochliegenden Umbruch sich wölbende Wandung. Im Rande etwas ausklappend, darunter schmale Halsbildung. Dunkelbraun. Geglättete, wenn

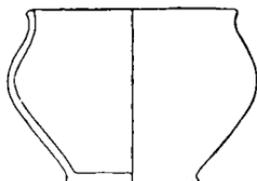


Abb. 6. Amelinghausen. Urne aus Nachbestattung Grab 2.

auch jetzt zerstörte Oberfläche. Aus Scherben zusammengesetzt. Große Teile des Leibes fehlen. Maße: Durchmesser der Standfläche 12,8 cm, größte Weite 24 cm in 9,8 cm Höhe, Durchmesser der Mündung 20,5 cm, Höhe 16,8 cm.

Unterteil eines größeren, steilwandigen Gefäßes. Als Deckel benutzt. Flache Standfläche. Ton schwärzlich-braun.

Grab 3. Brandbestattung in Urne mit übergestülpter Deckschale. Fundumstände wie die vorigen. Nur war das Grab ungestört. In dem Gefäß lag ein Abschlag aus Feuerstein und eine eiserne Kugelpfannnadel. Außerhalb des Grabes, in Halshöhe, dicht an der Urne, fiel mir ein Wallstein in die Hände, der möglicherweise als Beigabe aufgefäßt werden kann, zumal er an einer Stelle gefunden wurde, wo die Urne zerbrochen war.

Die Urne (Abb. 7) ist ein hohes tonnenförmiges Gefäß, das der so gern als Typ von Wessenstedt geltenden

Urne aus Grab 7 von Wessenstedt¹ recht ähnlich sieht, insofern nämlich auch hier über einem hohen, in sanftem Schwünge in den Umbruch übergehenden Unterteil das Oberteil, wenn auch nicht so deutlich wie in Wessenstedt, so doch markant abgesetzt ist und nun bei seiner konischen Einneigung zum Rand eine deutlich spürbare Aufblasung der

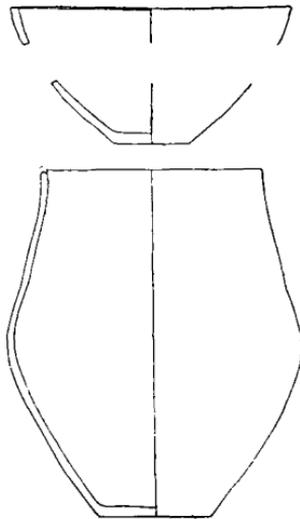


Abb. 7. Amelinghausen. Urne und Deckschale aus Nachbestattung Grab 3.

Wandung erfährt. Das Gefäß ist unverziert. Die Oberfläche ist glatt und von gelbbrauner bis ins Rötliche spielender Farbe. Auch dies Gefäß aus Scherben zusammengesetzt. Die Maße sind: Durchmesser der Standfläche ca. 10,5 cm, größte Weite 28,5 cm in 16,8 cm Höhe, Durchmesser der Mündung 21,7 cm, Höhe 33,5 cm.

Deckschale (Abb. 7). Kumpfförmige Gestalt. Standfläche klein, Wandung gerundet. Der Rand ist waagrecht abgesehritten und zeigt eine dünne, bei der Herstellung durch Streichen erfolgte Furchung. Die Oberfläche ist glatt und von braunroter Farbe. Das Stück war gänzlich zerbrochen

¹ Schwantes, Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Uelzen und Lüneburg, 1911, S. 18

und hat bisher noch nicht wieder zusammengesetzt werden können. Maße: Durchmesser der Standfläche 7 cm, Durchmesser der Mündung ca. 27,6 cm, Höhe fraglich.

An Beigaben sind zu diesem Grab folgende vorhanden:

Eisen nadel (Abb. 8) mit kleinem flach gerundetem Kopf, von zusammengepreßt kugeliger Gestalt. Das Stück

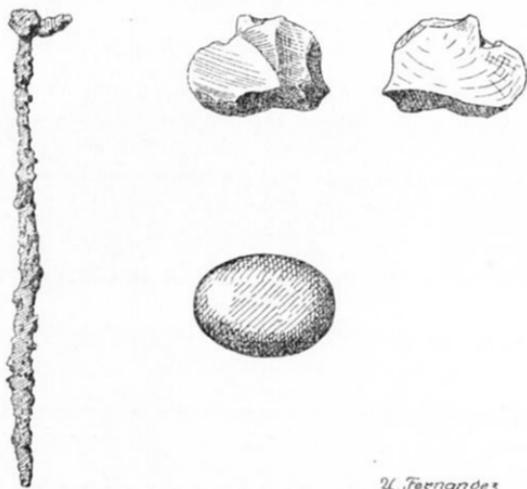


Abb. 8. Amelinghausen. Beigaben zu Nachbestattung Grab 3.

war in vier Teile zerbrochen, die Spitze fehlt. Start verrostet, Kopf blasig aufgetrieben. Länge 11,7 cm.

Feuersteinabschlag (Abb. 8).

Wallstein (Abb. 8).

Damit möchte ich meinen Fundbericht abschließen. Ich glaube, annehmen zu dürfen, daß sowohl dem steinzeitlichen Einzelgrab, wie der zu Beginn unserer Eisenzeit in dem Grabhügel der Ahnen erfolgten Nachbestattung für gewisse chronologische Fragen unserer heimischen Urgeschichte gerade wegen des jeweiligen gesichert beobachteten geschlossenen Fundzusammenhangs eine Bedeutung zuzumessen ist. Hierauf aber näher einzugehen, verbietet mir meine Zeit: ich hoffe mit der Vorlegung des Fundberichts und der Vorweisung der Funde gedient zu haben.

Ein frühbronzezeitlicher oder endsteinzeitlicher Wagenradfund in Beckdorf, Kr. Stade.

Von

A. C a s s a u, Stade.

(Mit 2 Abb. im Text und 2 Abb. auf Tafel 2.)

Einen bedeutenden vorgeschichtlichen Moorfund machten am 27. Mai 1937 zwei Torfgräber im Beckdorfer Moor. Sie entdeckten in der untersten Moorschicht, also auf dem sandigen Untergrund des Moores, einen großen, in der Mitte durchlochtes „Holzdeckel“, der bald darauf als Wagenrad erkannt wurde. Die beiden Finder waren der Schmied Ludwig Meyer und der landwirtschaftliche Arbeiter Herbert Petersen, beide aus Apensen. Ferner war noch der Vater des Letztgenannten, Wilhelm Petersen, bei der Auffindung zugegen. Das Rad wurde von den Findern gehoben, wobei es leider wegen seines aufgeweichten Zustandes in der Mitte durchbrach. Da sie unter dem „Holzdeckel“ einen alten Brunnen vermuteten, gruben sie noch ein bis zwei Spatenstiche tiefer, jedoch ohne Erfolg. Am nächsten Tage benachrichtigte L. Meyer den Hauptlehrer G. Dräger in Apensen, der sogleich das auf der Mooroberfläche liegende Wagenrad zum Schutze gegen Austrocknung bedecken ließ und mir die Fundmeldung erstattete. Ihm und den beiden Findern gebührt das Hauptverdienst daran, daß dieses seltene vorgeschichtliche Werkstück der Nachwelt erhalten wurde. Die Finder lehnten zudem die angebotene Fundbelohnung ab und schenkten das Wagenrad dem Stader Heimatmuseum. Für ihr verständiges und uneigennütziges Verhalten sei ihnen und dem Hauptlehrer Dräger, der mich ferner später mehrfach an der Fundstelle tatkräftig unterstützte, auch an dieser Stelle gedankt.

Am 31. Mai besichtigte ich das Fundstück sowie die Fundstelle und entnahm neben dieser aus der senkrechten Moorwand in Glasröhren Torfproben für die pollenanalytische Untersuchung. Da ich jedoch wegen der späten Abendstunde nur aus den unteren Schichten ein lückenloses Profil bekommen hatte, holte ich später nochmals Proben, die 5 m neben der Fundstelle in Abständen von 5 bzw.

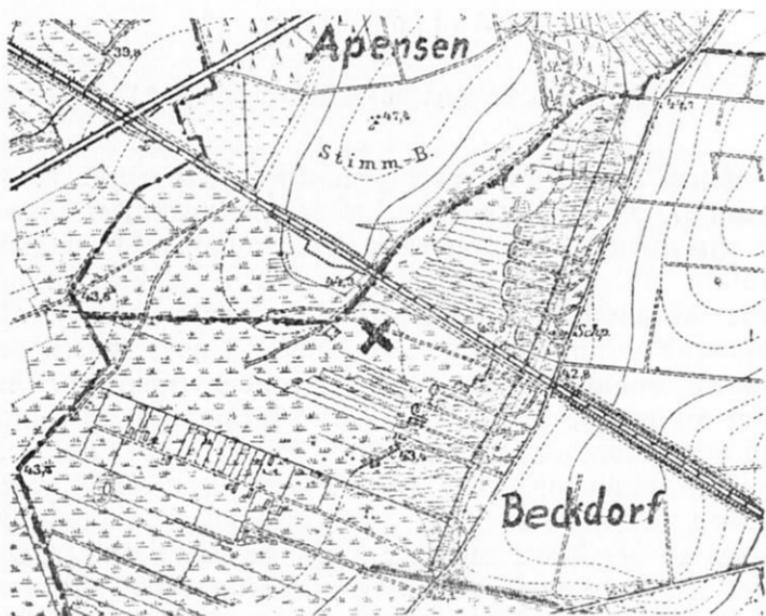


Abb. 1. Ausschnitt aus Blatt Harfeld. X = Fundstelle.
1 : 25 000, Nr. 1119.

10 cm entnommen wurden. Beide Probenreihen wurden von Dr. Siegfried Schneider, Hannover, untersucht. (Siehe dessen Beitrag „Die pollenanalytische Altersbestimmung des Wagenrades von Beckdorf, Nr. Stade“ in diesem Heft.)

Die Fundstelle (Abb. 1) befindet sich auf dem Moorgrundstück des Bauern Heinrich Meinde in Beckdorf. Sie liegt 2,3 km westnordwestlich vom Bahnhof Beckdorf, und zwar 154 m südlich der Bahnlinie Bremervörde—Buchholz. Die Geländehöhe beträgt + 43,75 NN. Der nächstgelegene

Geestrand liegt 150 m nordwestlich der Fundstelle und gehört zu dem *Stimmberg*, einer flachen diluvialen Anhöhe, die sich nasenförmig in die Moorniederung vorschiebt und nur bis 47,4 m über NN ansteigt. Leider war es mir bisher noch nicht möglich, die Abhänge des Stimmberges nach Feuersteinschlagplätzen und anderen Siedlungsplätzen abzusuchen. Schon vor reichlich zehn Jahren wurde im Beckdorfer Moor, höchstwahrscheinlich etwa 7—800 Meter west-südwestlich der Fundstelle, ein 11,7 cm langes bronzenes Lappenbeil (Mus. Stade 1164) gefunden. Etwa 1,5 km nördlich und nordwestlich der Fundstelle liegen, vorwiegend in der Gemarkung Apenfen, zwei Hügelgruppen, die ehemals mindestens 18 bzw. 20 Hügelgräber umfaßten. Darunter befindet sich auch das noch leidlich gut erhaltene größte Hügelgrab des Kreises Stade, das einen Durchmesser von 33 m hat und 4,20 m hoch ist. Da auch das östlich der Fundstelle gelegene Geestgebiet der Gemarkung Beckdorf noch eine Anzahl Hügelgräber aufweist und bereits bedeutende Fundstücke geliefert hat, entstammt somit das Wagenrad von Beckdorf einer Gegend, die in vorgeschichtlicher Zeit dicht besiedelt war.

Das Moor zeigte unmittelbar neben der abgetragenen Fundstelle, von oben nach unten betrachtet folgende Schichten:

- 0,0 bis —1,05 m hellbraunen Torf, teils mit grobfaserigen Bestandteilen („weißer“ Torf);
- 1,05 bis —1,70 m dunkelbraunen, teils schwarzbraunen Torf;
- 1,70 bis —2,0 m braunen, fast hellbraunen Torf (ohne faserige Einschlüsse) mit dunklerer Unterfante (Mudde).

Eigenartigerweise liegt hier also, wie wir auch im Juni 1938 in der Nähe der Fundstelle nochmals feststellten, unter dem dunklen Torf wieder eine fast hellbraune Torfschicht. Daher und wegen des Fehlens des schwarzen Torfes, der aber nach Angabe eines Torfgräbers östlich der Fundstelle in reichlich 2 m Tiefe vorkommen soll, hielt ich zunächst das gesamte Moor der Fundstelle für jüngeren

Bleichmoostorf und datierte das Rad schätzungswise in den Beginn der Eisenzeit. Jedoch ist es erfreulich, daß die Pollenanalyse eindeutig ein höheres Alter des Wagenrades ergeben hat. Danach wird dieses bereits der älteren

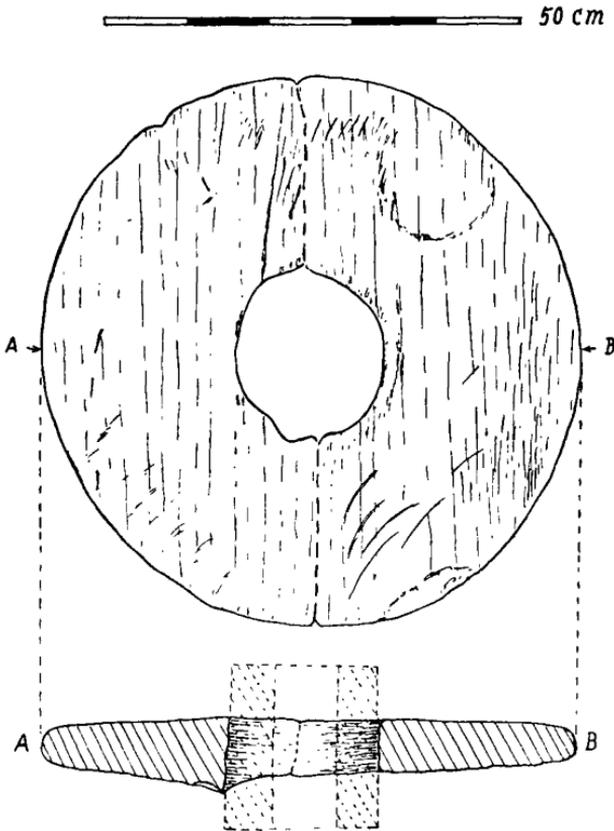


Abb. 2. Wagenrad von Beckdorf; Vorderseite und Querschnitt mit Andeutung der fehlenden Nabe.

Bronzezeit oder gar dem Ende der Steinzeit angehören; der Grenzhorizont wurde bei —1,05 m festgestellt, so daß die darunter liegenden Schichten den älteren Bleichmoostorf bilden. Auch die unterste (hellere) Torfschicht war bereits stärker zersezt; sie hat sich

wahrscheinlich durch schnelles Wachstum und bei hohem Grundwasserstand gebildet.

Über der Fundstelle des Wagenrades, das in der untersten Moorschicht, auf dem Sanduntergrund des Moores lag, hatte sich bereits wieder Moorschlamm und Grundwasser angesammelt. Bei ihrer erneuten Freilegung ließ sich nichts mehr beobachten, was zu dem Fundstück in Beziehung gestanden hätte. Das war wohl schon deshalb nicht mehr möglich, weil die Finder, wie oben erwähnt, bereits nachgegraben hatten. Da das betr. Grundstück in diesem Jahre weiter abgetorft wurde, ohne daß bisher, im Umkreis von 5—10 m, neue Funde auftauchten, muß das Wagenrad von Beckdorf vorläufig als Einzelfund angesehen werden.

Das Wagenrad (Abb. 2 und Tafel 2, a, b; Mus. Stade 3690) ist aus einer einzigen Bohle herausgearbeitet und hat in Richtung der Holzmaserung einen Durchmesser von 67 cm, quer dazu einen solchen von 65,5 cm. Die Dicke beträgt am Außenrande etwa 5 cm, in der Mitte 7 cm, teils bis 10,5 cm. In der Mitte befindet sich ein rundliches Loch von etwa 20 cm Durchmesser und mit stellenweise ausgebröckelten Rändern. Darin ruhte ursprünglich nicht unmittelbar die Achse des Wagens, sondern, wie mehrere Vergleichsfunde zeigen, eine röhrenförmige Holznahe, die leider bei dem Beckdorfer Rad fehlt. Nach den Angaben der Finder sind in dem Rad oder in dessen Nähe keinerlei Holzstücke beobachtet. (In Abb. 2 habe ich im Querschnitt die Form einer solchen Nahe mit gestrichelten Linien angedeutet.) Die Vorderseite des Rades ist durch sorgfältige Bearbeitung ganz eben geworden; eine geringe wulstartige Erhebung an einer Seite des Nabenloches (Tafel 2 a, rechts) dürfte durch den Druck der Achse entstanden sein. Die Rückseite des Rades ist nur wenig nachgearbeitet. Ihre Furchen und andere Unebenheiten bezeugen, daß die betr. Bohle durch Spalten eines Baumstammes gewonnen wurde. Durch diese einzig mögliche Herstellungsweise erklärt sich auch die verschiedene Dicke des Rades. Bemerkenswert ist noch eine große stark angekohlte Stelle auf der Rückseite des Rades, und zwar unmittelbar am Nabenloch. Sie hebt sich auf

Tafel 2b über dem Nabenloch als heller(!) Fleck deutlich ab, da der Glanz der Kohle das Licht stärker reflektiert hat. Vielleicht ist sie durch eine der folgenden Ursachen entstanden: Das große, etwas unregelmäßige Nabenloch ist natürlich nicht durch Bohrung entstanden; benutzte man außer Axt und Meißel auch das Feuer zu seiner Herstellung? — Oder hatte der Bauer die Wagenachse zu wenig geschmiert, so daß bei einer schnellen Fahrt nicht nur Achse und Nabe, sondern auch das Rad selbst durch die Reibung in Brand geriet? — Oder betont diese verkohlte Stelle den vielfach angenommenen kultischen Charakter solcher Wagenradfunde im Moor?

Der Außenrand des Rades ist leicht abgerundet. Das wird wahrscheinlich absichtlich geschehen sein, um ein Abbröckeln der Ranten der Lauffläche zu verhindern. Jedoch kann es auch mehr oder weniger durch die Reibung in den Wagen Spuren verursacht sein.

Sowohl auf der Vorder-, als auch auf der Rückseite des Rades befinden sich hier und da einige bogenförmig verlaufende, rillenähnliche schwache Eintiefungen, die anscheinend durch Menschenhand entstanden sind. Einige kurze kräftige Furchen sind möglicherweise Spuren von Weilschlägen.

Die Untersuchung einer Holzprobe durch Dr. Schneider, Hannover, ergab, daß das Wagenrad aus *Erlenholz* besteht. (Näheres hierüber im Bericht über die pollenanalytische Altersbestimmung.) Dieses Ergebnis ist überraschend, weil die *Erleweißholz* besitzt, und weil es Erlenstämme von fast 70 cm Durchmesser jetzt höchstwahrscheinlich nicht mehr gibt. Da von anderer Seite eine härtere Holzart angenommen wurde, sandte ich später ohne nähere Angaben eine schon konservierte und eine nicht-konservierte Holzprobe des Wagenrades an das Botanische Institut der Universität in Frankfurt a. M., wo Dr. J. Baas zu folgendem Ergebnis kam: „Beide Holzproben stammen von der *Erle*. Das Holz ist sehr gut erhalten und läßt alle anatomischen Einzelheiten gut erkennen. Leider ist durch die Konservierung das eine Holz derart verändert, daß die

Bestimmung erschwert wurde.“ Somit ist die Frage nach der Holzart eindeutig beantwortet. Den beiden genannten Forschern sei auch an dieser Stelle für ihre Mitarbeit Dank gesagt.

Wagenräder aus einem Stück, wie das von Beckdorf, bezeichnet man vielfach als *Scheibenräder*. Sie sind stets aus einer durch Stammspaltung gewonnenen breiten Bohle hergestellt und zeigen daher Längsmaaserung. Scheibenräder quer aus dem Stamm, also mit Ringmaaserung, gibt es nicht¹. Andere Räder ähnlicher Form bilden eine aus drei Teilen zusammengefügte Scheibe. Solche bezeichnet man wohl zweckmäßig, im Gegensatz zu den echten, als *zusammengesetzte Scheibenräder*.

In der Provinz Hannover sind außer dem Beckdorfer Rad noch keine Scheibenräder gefunden². Betreffs Schleswig-Holstein teilt Dr. Santuhn mir folgendes mit:

„... Bei dem kümmerlichen Rest des Scheibenrades von Thorsberg handelt es sich anscheinend um ein wirkliches Scheibenrad. Für das Auftreten solcher Räder oder Radteile in Moorfundten habe ich noch zwei weitere Beispiele aus Schleswig-Holstein. Eine Radachse wurde in Rustrup bei Hadersleben, jetzt Dänemark, gefunden (Mus. vorg. Altertümer, Kiel; Akten 7/1899), und das Museum Berlin bewahrt Teile von zwei verschiedenen Radfelgen aus Schalkholz in Dithmarschen (Katalog I m 2235/36). Die in Rustrup und Schalkholz gefundenen Radteile gehören nicht zu Scheibenrädern, sondern zu Felgenreibern.“

In Dänemark gibt es nach einer Mitteilung von Dr. Mackeprang vom Nationalmuseum in Kopenhagen zwei solche Holzräder ohne Speichen. Beide Räder stammen aus Jütland. Sie sind von Sophus Müller publiziert. Während

¹ Mitteilung von Museumsdir. Michaelsen, Oldenburg.

² Auskunft des Landesmuseums Hannover durch Dr. Schrollner. — Das im Diepholzer Moor gefundene Stück ist ein aus drei Bohlen zusammengefügtes Rad, desgleichen ein in Holland geborgenes. Aus den Fundakten des Oldenburger Museums geht nicht klar hervor, ob die Fundstelle des Diepholzer Rades noch zur Provinz Hannover oder schon zu Oldenburg gehört (Mitteilung von Dr. Michaelsen, Oldenburg.)

das zuerst gefundene³ aus drei Teilen zusammengesetzt ist, stellt das andere ein echtes Scheibenrad dar⁴.

Am stärksten sind jedoch solche Scheibenräder in Oldenburg verbreitet, wie deutlich aus einem von Museumsdirektor Michaelsen, Oldenburg, freundlichst übersandten Verzeichnis hervorgeht. Danach sind in den Mooren Oldenburgs sechs echte Scheibenräder geborgen, und zwar vier in Glum, Gem. Wardenburg, sowie je eins in Rostrup, Gemeinde Zwischenahn, und in Thausen, Gem. Westerstedde.

Da den Moorfunden aus vorgeschichtlicher Zeit bekanntlich oft eine kultische Handlung zugrunde liegt, erklärt sich das verhältnismäßig häufige Vorkommen von vorgeschichtlichen Wagenrädern im Moor höchstwahrscheinlich auf dieselbe Weise, zumal in den meisten Fällen nur ein einziges Rad gefunden wurde. (Wahrscheinlich gehören jedoch die oben erwähnten vier fast gleichen Räder von Glum zu einem Wagen⁵). Hinsichtlich dieser „Opferung von Wagenrädern“ nimmt Jantuhn an, „daß wir durchaus an eine Verknüpfung dieses Opfers mit dem Sonnenrad denken können, wie ja selbst in späterer Zeit die Strafe des Räderns und des Auflechtens auf das Rad als ein Opfer an den Sonnengott empfunden worden ist...“⁶ Nach Hoops Reallexikon war „das Rädern ursprünglich wohl ein Hinwegfahren über das Opfer mit dem Götterwagen...“ (S. 436 unter „Rädern“, v. Schwerin). Unwillkürlich denkt man hier ferner an den uralten Brauch, zu Ostern und bei der Sonnenwendfeier „Feuerräder“ von den Bergen hinabrollen zu lassen.

Somit sind solche Wagenradfunde nicht nur die ältesten Zeugen eines leistungsfähigen nordischen Stellmacher- (Wagner-)Handwerks, sondern zugleich Urkunden über religiöse Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren vor 3—4000 Jahren. Darum ist es besonders zu begrüßen, daß

³ Aarbøger for nordisk Oldhyndighed og Historie 1907, S. 75 ff., Abbildung 1.

⁴ Fundort: Tindboek, Ksp. Skjern, Middelsom Herred; Aarbøger... 1920, S. 90 ff., Abb. 2.

⁵ Mitteilung Michaelsen, Oldenburg.

⁶ Briefliche Mitteilung vom 3. 12. 37.

in diesem Jahre über die im nordischen Kulturkreis gefundenen Räder wohl noch zwei andere Arbeiten erscheinen werden, und zwar von Dr. A. Oldeberg, Stockholm, über die skandinavischen Stücke⁷ sowie von Museumsdirektor Michaelsen über die im Oldenburger Museum für Naturkunde und Vorgeschichte befindlichen Funde.

Der Wagen ist das „nachweislich älteste bewegliche und künstlich hergerichtete Verkehrsmittel“; sein Name stammt, ebenso wie *W e g*, von der indogermanischen Wurzel *weg* = ziehen, fahren, und auch die Worte für einzelne Wagen-
teile sind indogermanisch, z. B. Rad und Rabe. (Nach Hoops Reallexikon S. 391 „Verkehrswesen“, Ingvar Nielsen.) Es ist natürlich nicht festzustellen, ob das Wagenrad von Beckdorf von einem ein- oder zweiachsigen Wagen stammt. Die vier steinzeitlichen⁸ Räder von Glum, Oldenburg, deuten darauf hin, daß es wahrscheinlich damals schon zweiachsige Wagen gab.

Da die Scheibenräder höchstwahrscheinlich lange Zeit üblich gewesen sind, kann ein Einzelfund wie das Wagenrad von Beckdorf nur durch eine sorgfältige pollenanalytische Untersuchung des gesamten Moorprofils näher datiert werden. Für die Durchführung dieser mühsamen Arbeit und für das erfreuliche, anschließend folgende Ergebnis bin ich Dr. Siegfried Schneider, Hannover, zu besonderem Dank verpflichtet.

⁷ Sie werden publiziert in Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitetsakademiens Handlingar. (Mittteilung von Dr. A. Oldeberg).

⁸ Mittteilung Michaelsen.

Die pollenanalytische Altersbestimmung des Wagenrades von Beckdorf, Kr. Stade.

Von

Dr. Siegfried Schneider,
Botanisches Institut der Tierärztlichen Hochschule und der
Technischen Hochschule Hannover.

(Mit 2 Abbildungen.)

Zur Untersuchung wurden an zwei Stellen aus der Stichtwand Torfproben entnommen, eine nicht ganz durchgehende Probenreihe unmittelbar an der Fundstelle und eine zweite in 5 m Entfernung mit 5 und 10 cm Probenabstand von der Oberfläche bis zum Sanduntergrund.

In beiden Profilen liegt der Grenzhorizont zwischen 100 und 105 cm; unmittelbar über ihm hat der jüngere Hochmoortorf seine geringste Zerfetzung. Das Verhalten der einzelnen Bäume ist in beiden Profilen sehr ähnlich, so daß wir uns bei der Betrachtung des Kurvenverlaufes auf das durchgehende Profil beschränken können (Abb. 1). Das Diagramm beginnt mit einer Dominanz der *Erle*, die auch in dem ganzen weiteren Verlauf erhalten bleibt. Der *Eichenmischwald* (*Eiche*, *Ulme*, *Linde* = *Eichenmischwald* = *EMW.*) pendelt im älteren Hochmoortorf mit geringen Ausschlägen um 20 Prozent; *Linde* und *Ulme* treten nur noch vereinzelt und in geringen Prozentsätzen auf. Die *Buche* ist durchweg, wenn auch im Anfang nur mit geringem Anteil, vertreten; in dem Profil an der Fundstelle setzt sie an 2 Stellen aus. Die *Hainbuche* tritt unterhalb des Grenzhorizontes (abgefürzt *GH.*) nur in 3 Proben auf und schließt sich erst im jüngeren Hochmoortorf zu einer durchgehenden Kurve. In dieses gleichförmige Bild unter dem *GH.* bringt die *Hasel*-Kurve mit einem kräftigen

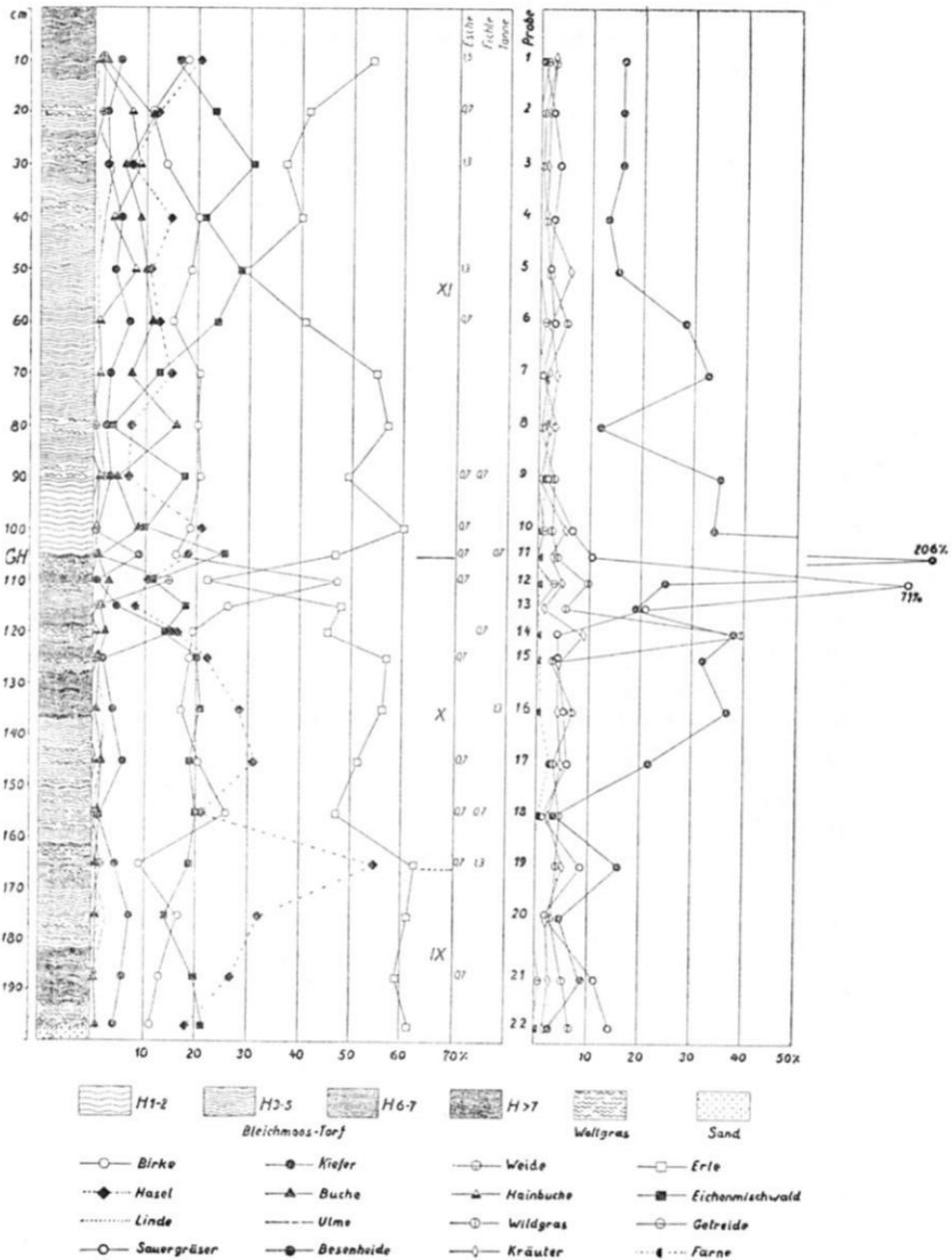


Abbildung 1.

Anstieg und einem Gipfel bald nach dem Beginn des Moorwachstums und dem dann folgenden Abfall zum G. hin eine Gliederung hinein.

Das nach diesem Haselgipfel vor dem G. dann einsetzende Absinken dieser Kurve, die dauernde Vertretung und der langsame Anstieg der Buchen-Kurve, und ein hier nur undeutlich zum Ausdruck kommender Abfall der G.M.W.-Kurve zum G. kennzeichnen einen Abschnitt, der sich in vielen Diagrammen Niedersachsens abgrenzen läßt und der Ausdruck für eine Periode allmählicher Klimaver schlechterung ist. In dem Versuch einer Zonengliederung nordwestdeutscher Diagramme (Overbeck und Schneider 1938)¹ wird dieser Abschnitt als Zone X zeitlich ungefähr mit der Bronzezeit gleichgesetzt. Die Proben unter dem Haselgipfel gehören danach zur Zone IX (der 1. Eichenphase der Eichenmischwald-Haselzeit) dieser Gliederung und fallen noch in das Neolithikum.

Der gleichmäßige Verlauf der Kurven wird in Probe 12 durch einen Birken- und einen ganz lokalen Weidengipfel von 14 Prozent unterbrochen. Auffallend ist auch in dieser Probe der steile Gipfel der Sauergräser und die stärkste Vertretung der Getreidepollen im Diagramm mit 3,3 Prozent, während sie sonst nur mit 0,7—1,5 Prozent erscheinen.

Zum Vergleiche mit dem Diagramm von Beckdorf seien nun noch einige Diagramme aus dem gleichen Gebiet herangezogen, die durch Funde aus der Bronze- und der jüngeren Steinzeit zeitlich datierte Horizonte haben. Es sind dies die Diagramme von Minstedt (Schubert 1933)² mit einem Bronzebeil aus der zweiten Periode nach Montelius 1600—1400 v. Chr., von Iselersheim (Schubert 1933) mit einem Steindolch aus der jüngeren Steinzeit und von Wiepenkathen (Bertsch, F. 1935)³ mit einem

¹ Overbeck, F. und Schneider, S., Mooruntersuchungen bei Lüneburg und Bremen und die Reliktnatur von *Betula nana* L. in Nordwestdeutschland. (Zur Geschichte der Moore, Marschen und Wälder in Nordwestdeutschland VI) Zeitschrift f. Bot. Bd. 32, 1938, im Druck.

² Schubert, E., Zur Geschichte der Moore, Marschen u. Wälder Nordwestdeutschlands II. Das Gebiet an der Oste und Niederelbe. Mitt. d. Provinzialst. f. Naturdenkmalpflege, Hannover, Heft 4, 1933.

³ Bertsch, F. in Cassau, A. Ein Feuersteindolch mit Holzgriff und Lederscheide aus Wiepenkathen, Kr. Stade. Mannus 1935.

Steindolch vom Ende der jüngeren Steinzeit. In Abb. 2 sind aus diesen Diagrammen und dem von der Fundstelle des Rades die Kurven der Buche, des E M B. und der H a s e l besonders herausgezeichnet. Die einzelnen Dia-

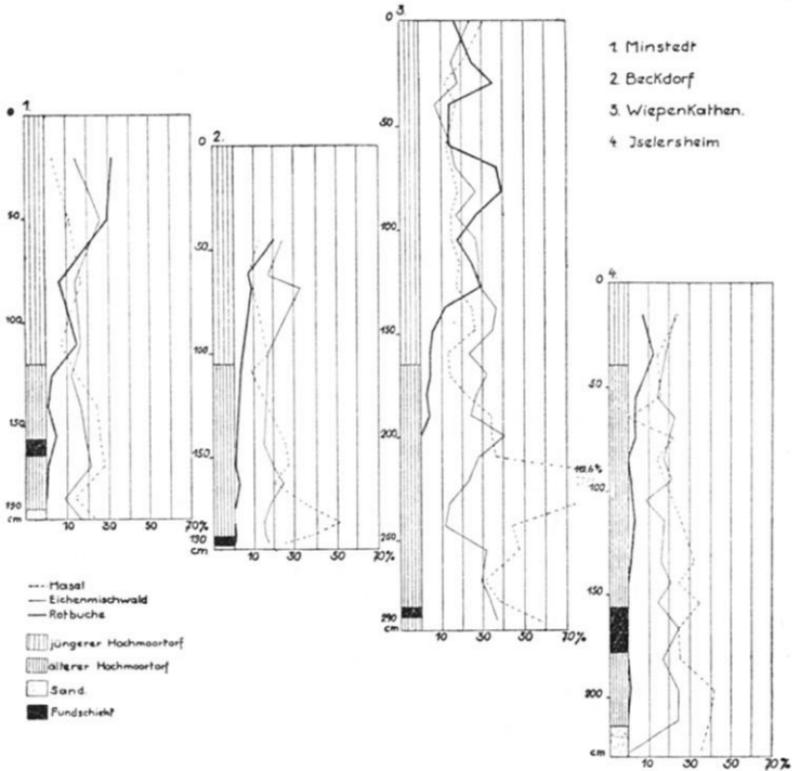


Abbildung 2.

gramme sind mit ihrem Grenzhorizont auf gleiche Höhe gebracht und in gleichem Maßstab gezeichnet. Bei dem Diagramm von Wiepenkathen sind die von F. Bertsch angegebenen Pollenprozentage, — es sind hier Baumpollen und Haselpollen zusammen auf 100 Prozent gezählt —, in der üblichen Zählweise dargestellt. Nach anfänglichem Hochstand sinkt hier die H a s e l kurve ab und erreicht dann wieder einen Gipfel, von dem aus die Kurve endgültig zum Grenzhorizont hin abfällt, ebenso verhält sich die E M B.-Kurve.

In dem Diagramm von Beckdorf ist der erste Hochstand der Kurven nicht erfaßt, doch dann verhalten sich die Kurven ähnlich. Einen Unterschied zeigen dagegen die beiden Buchenkurven, lang ausgezogen und langsam ansteigend in Beckdorf, und erst kurz unter dem Grenzhorizont gleich mit 4 Prozent einsetzend in Wiepenkathen. Hierbei muß man nun berücksichtigen, daß von Bertsch die Haselpollen mit in die Gesamtbaumpollensumme einbezogen sind, und somit die Zahl der Baumpollen um so stärker herabgesetzt wird, je mehr Haselpollen auftreten. Da jeweils nur 100 Pollen gezählt sind, so sind im Bereich des Maximums der Haselkurve unterhalb des Beginns der Buchenkurve nur 50—70 Baumpollen gezählt. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß sich nur in wenigen Pollen ankündigende Erscheinen der Buche nicht zu erfassen. In den untersten 4 Proben von Beckdorf wurde der erste Buchenpollen als 62., 61., 75., 89. gezählt. Bei einer Zählung von 50—70 Baumpollen würden diese Pollen nicht mehr mitgezählt worden sein, und so der Beginn der Buchenkurve nach oben hin verschoben worden sein. (Beim Diagramm Beckdorf sind 150—200 Baumpollen gezählt.)

Dieses späte Erscheinen der Buche gegen Ende der Bronzezeit, wie es das Diagramm von Wiepenkathen mit dem jungsteinzeitlichen Dolche scheinbar zeigt, entspricht auch nicht ihrem Verhalten in anderen mit Funden verknüpften Diagrammen. So tritt die Buche in Iselersheim schon tief unter dem Grenzhorizont oberhalb der mutmaßlichen Fundschicht des Dolches in einer geschlossenen Kurve und in einer Probe auch unterhalb der Fundschicht auf. Auch im Diagramm von Minstedt setzt der Beginn der Buchenkurve unterhalb des Fundhorizontes, also spätestens zu Beginn der Bronzezeit ein. Auch in zwei eigenen noch unveröffentlichten Diagrammen aus der Gegend von Aurich und Achim b. Bremen mit Funden aus der Bronze- und jüngeren Steinzeit liegt der Beginn des Auftretens der Buche in der jüngeren Steinzeit.

Wir können also trotz des späten Erscheinens der Buche im Diagramm von Wiepenkathen den Horizont über der Fundstelle des Wagenrades, der durch den hohen Hasel-

gipfel auszeichnet ist, mit dem bei 2,20 m in Wiepenkathen gleichsetzen. Damit wäre der Beginn der Moorbildung in Beckdorf an die Wende von jüngerer Steinzeit zur Bronzezeit oder in den Beginn der Bronzezeit einzusetzen. Diese unterste Torfschicht ist der Fundhorizont des Rades, und dieses müßte dann auch aus der gleichen Zeit stammen. Doch können wir nicht mit Sicherheit auf ein gleiches Alter der Torfschicht und des in ihr gefundenen Rades schließen, denn es bleibt uns unbekannt, wie das Rad an seine Fundstelle gelangte.

Zur Bestimmung des Holzes erhielt ich ein schon konserviertes kleineres Stück. Das Holz war zerstreut-porig, die Gefäße in Radialreihen angeordnet mit leiterförmigen Gefäßdurchbrechungen. Die Markstrahlen sind meist einschichtig, nur vereinzelt zweischichtig und schließen sich auch zu falschen Markstrahlen zusammen. Demnach ist das Rad aus Erlenholz angefertigt. Heute wird das Erlenholz als einziges Laubholz nicht mehr vom Wagner benutzt; doch sind in dänischen Mooren zwei Räder⁴ gefunden worden, die auch aus Erlenholz angefertigt sind. Eins davon war auch aus einem Stück hergestellt und von ungefähr der gleichen Größe wie das Beckdorfer Rad. Dem Typ nach entsprachen sie dem Rad, das von Prejawa⁵ in der Nähe eines Bohlweges im Diepholzer Moor gefunden wurde und deren Typ S. Müller⁴ durch Vergleich mit gleichen Rädern aus Schweden und Italien an die Wende der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit stellt. Es handelt sich hier um Räder mit einer Nabe und einem halbmondförmigen Ausschnitte auf der Radfläche auf zwei gegenüberliegenden Seiten. Auf Grund der pollenanalytischen Untersuchung können wir das aus einer Erlenbohle hergestellte Rad von Beckdorf mit einigem Vorbehalt in die gleiche Zeit einordnen.

⁴ Arböger f. nord. Oldkund. Bd. 42, 1907, Bd. 52, 1917.

⁵ Die Denkmalspflege III, 1901.

Das Flechtwerkhaus von Hambühren, Kr. Celle.

Ein Beitrag zur Hausbauforschung der nachchristlichen Eisenzeit.

Von Dr. W. D. A s m u s.

(Mit 4 Abb. im Text und 2 Abb. auf Tafel 3.)

Erst im letzten Jahrzehnt ist es durch die fortgeschrittene Grabungsmethode möglich geworden, in größerem Umfange vorgeschichtliche Häuser systematisch zu untersuchen. Insbesondere wurde durch Ausgrabungen in Niedersachsen eine Anzahl von Hausgrundrissen festgestellt, die durch ihre weitgehende Auswertbarkeit hinsichtlich der Rekonstruktion von großer Wichtigkeit für die vorgeschichtliche Forschung geworden sind. Dies gilt vor allem von den bekannten Hausgrundrissen von Dohnsen Kr. Celle, Sottorf Kr. Harburg und Baven Kr. Celle. Gegenüber diesen in die Steinzeit bzw. Bronzezeit zurückgreifenden Fundorten läßt sich eine weitaus größere Anzahl von Hausgrundrissen der Eisenzeit von verschiedenen Fundplätzen belegen. Trotzdem steht die Hausbauforschung dieser Periode noch in ihren Anfängen. Einen Beitrag zur Kenntnis des eisenzeitlichen Flechtwerkbaues mag das Nebengebäude von Hambühren liefern, zumal gerade aus dem nördlichen Teile der Provinz, dem Langobardengebiet mit seinen Grenzonen, Hausrekonstruktionen der Eisenzeit kaum vorhanden sind.

Im September 1936 wurde vom Landesmuseum die Untersuchung des Hauses von Hambühren vorgenommen. Der Fundplatz war als Kulturschicht von Dr. W a g n e r = Hannover im Rahmen der Flurbegehungen des Hambührener Landheims der Sophienschule entdeckt und gemeldet worden.

Der Fundplatz liegt etwa 700 m nordwestlich vom Dorf am Nordostabhang einer sandigen, flachen Anhöhe, die sich nach der Allerniederung hin langsam senkt. Am gleichen Ort sind Scherbenfunde der Steinzeit und der vorchristlichen Eisenzeit beobachtet worden. Nicht weit entfernt sind weitere Siedlungsstellen der ersten Jahrhunderte nach der Zeitenwende festgestellt, so am linken Allerufer östlich von Hambühren und etwas allerabwärts bei Oldau und bei Südwinsen.

Die Untersuchung der anstehenden Kulturschicht war bereits von Dr. Wagner begonnen, sie wurde weiter gemeinsam mit ihm und Herrn Schwieger vom Landesmuseum fortgeführt.

Zunächst hob sich die Hausverfärbung nur schwach ab. Sie zeigte ein leichtes Rehbraun mit einzelnen etwas dunkleren Verfärbungen. Auch im anstehenden Querprofil war die Kulturschicht zunächst nur schwach zu erkennen. Erst in einer Tiefe von gut 80 cm unter der Erdoberfläche hob sich im hellen, unberührten Sande scharf ein Rechteck von dunklerem, humosen Boden von 3,5 m \times 4 m Ausdehnung ab (Abb. 1). Darin eingesprengt fanden sich einzelne Kohle- und Hüttenlehmreste.

Die an sich recht einheitliche Verfärbung der anstehenden Fläche nahm im Nordostwinkel einen besonders dunklen Charakter an. Dort verlief von NNW nach SSO ein 25 cm breiter und 125 cm langer Streifen, der sich später als längliche Grube entwickelte. Ferner hob sich innerhalb der zunächst ganz scharf absetzenden Grenzlinie der Verfärbung in 35 cm Abstand vom Rande eine parallel mit demselben verlaufende etwas dunklere Bodenverfärbung ab, die die ganze innere Hausfläche erfüllte. Dadurch entstand ein „Kernschatten“ von dunklerer Farbe, als der herumgelagerte „Randschatten“.

Innerhalb der beschriebenen rechteckigen Gesamtverfärbung waren nun die Hüttenlehm- und Holzkohlereste nicht gleichmäßig verteilt. Sie fanden sich mit Ausnahme der erwähnten Grubenverfärbung vor allem an der Grenze der dunkleren Kernverfärbung mit der helleren Randverfärbung.

In der Schicht, die sich zwischen 0,95 und 105 cm unter der Oberfläche erstreckte, wurden besonders zahlreiche Scherbenfunde beobachtet. Ferner lagen in der Schicht

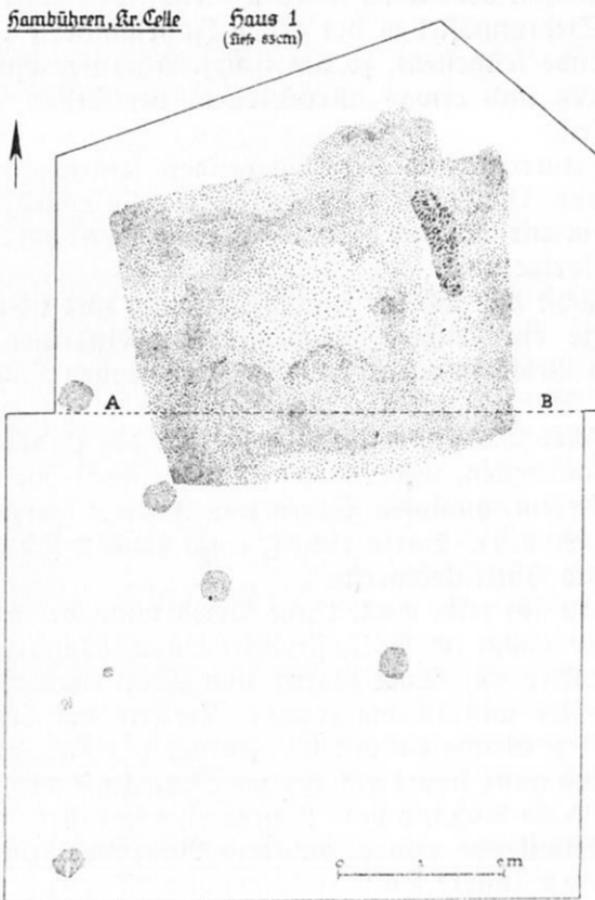


Abbildung 1.

zahlreiche Reste von Webegewichten. In dieser Höhe zeichnete sich auch im Profil, das zur Kontrolle in einem Erdriegel stehen geblieben war, ein besonders dunkles Humusband ab (Abb. 2). Damit war offenbar der Boden der Hütte erreicht. Darüber liegende, waagrecht verlaufende

Bänder stellten sich als Einsturzschichten, bezw. als Einschwemmungsschichten heraus. Sie werden während oder nach der Zerstörung des Hauses entstanden sein und zeigen im Gegensatz zur Hüttenbodenschicht kaum Fundeinschlüsse.

Der obere Teil des Hausprofils zeigte eine starke neuzeitliche Durchwühlung des Bodens durch Kartoffelmieten. Dadurch war es nicht möglich, die absolute Tiefe des ehemaligen Hüttenbodens unter dem umgebenden Niveau genau zu ermitteln. Sie muß jedoch mindestens 50 cm betragen haben. Die Eintiefung der Hausgrube geschah mit



Abbildung 2.

ziemlich steilen, fast senkrechten Wänden. Am Boden war irgendein Belag nicht nachweisbar.

Es fiel zunächst auf, daß die nördliche Längsseite des Hauses nicht klar zu erkennen war. Von der Nordseite aus verlief der Rand der Bodenverfärbung unregelmäßig von SW nach NO (Abb. 1). Diese Flucht ließ sich zunächst nicht mit dem Gesamtplan in Einklang bringen, zumal auch später hier außerhalb des Hauses ein Pfostenloch sichtbar wurde. Es mußte an eine spätere Ausbesserung der alten Wand gedacht werden. Dies bestätigte sich im Verlauf der fortschreitenden Grabung.

Schon oben war erwähnt worden, daß an der Grenze der dunkleren Kernverfärbung und der helleren Randverfärbung besonders zahlreiche Hüttenlehmreste zutage gekommen seien. Es lag nahe, diese Erscheinung mit der Standspur der alten Hauswand in Einklang zu bringen. Diese Annahme bestätigte sich bald insofern, als in etwas tieferer Schicht die eigentliche Kulturschicht verschwand, und sich im Gebiete der alten Gesamtverfärbung das Haus

durch seine Pfostenlöcher deutlich abhob (Abb. 3). Zunächst wurden die größeren Hauptpfosten sichtbar. Sie waren in ihren Pfostengruben gut zu erkennen. Der unregelmäßige Querschnitt der Pfostenverfärbung läßt die Vermutung zu, daß Spalthölzer, ähnlich wie sie beim Bau der gleichaltrigen Wurtenhäuser nachgewiesen worden sind, Verwendung fanden. Am unteren Ende waren diese Pfosten nach Ausweis der später angelegten Profilschnitte waage-

Fambühren, Str. Cella Haus 1 (Netz 100 cm)



Abbildung 3.

recht abgefägt. Während die beiden Giebelträger bis zu einer Tiefe von 40 cm in den gewachsenen Boden eingriffen, waren die anderen Pfosten ganz ungleichmäßig tief gesetzt worden. Man hatte ihre Enden vor dem Eingraben, nach Ausweis der Holzkohlreste im Profil der Pfostenverfärbungen, angekohlt, um ein frühzeitiges Vermodern zu unterbinden.

Innerhalb des Hauses wurde eine Anzahl von Pfosten festgestellt, die sich zunächst nicht in ein festes Schema einordnen ließen, und die offenbar irgendeinem Ausstattungsgegenstand des Hauses angehört hatten. Dieser Gegenstand muß die Hauptfläche des Hüttenbodens eingenommen ha-

ben. Zunächst fielen auf der Westseite der Fläche zwei größere Pfosten auf, später zwei etwas kleinere, die sich mit den beiden zuerst entdeckten in ein unregelmäßiges Viereck setzen ließen. Die beiden zuerst entdeckten Pfosten gaben vielleicht die Orientierung des Einbaues im Hause an.

Beim Schürfen waren im Boden immer wieder kleine, gut daumenbreite, runde Verfärbungen innerhalb des beschriebenen, unregelmäßigen Vierecks von Pfosten in der Hütte aufgefallen. Sie stellten sich als kleine Pfostenlöcher heraus, die eng nebeneinander lagen und 15—25 cm tief in den weißen Sand hineinreichten. Offenbar sind sie in irgend einen Zusammenhang mit dem Instrument zu bringen, dem auch die eben erwähnten starken Pfosten angehörten.

Eine wichtige Beobachtung ließ sich unter dem helleren Rande der Gesamtverfärbung machen. Dieser Rand löste sich sehr bald in eine Reihe kleinerer Pfostenlöcher mit einem Durchmesser von 2—3 cm auf (Taf. 3 a). Damit war die Standspur der Hüttenwand, die schon vorher hier vermutet worden war, nachgewiesen. Diese Wand lehnte sich an das Hauptpfostengerüst an, d. h. die Eckpfosten standen hinter der eigentlichen Wand innerhalb des Hauses. Die Wand selbst verlief damit im Bogen vor den Eckpfosten herum. Dies trat besonders klar an der Ostwand hervor. Auf der Nordseite, also an der Stelle, die bereits in oberen Schichten durch den ungleichmäßigen Abschluß der Verfärbung aufgefallen war, trat anstatt der sonst einfachen Spurreihe der Flechtwand eine doppelte Reihe von Pfostenlöchern zutage (Taf. 3 b). Diese Doppelreihe wies eine Gesamtbreite von 20 cm auf.

Die dunklere Bodenverfärbung innerhalb des Gesamtgrundrisses erwies sich nun als der eigentliche Hüttenboden, der durch starke Ablagerung organischer Massen dunkler gefärbt wurde als seine Randteile. Das Auftreten von Hüttenlehm am Rande dieser dunklen Kernverfärbung erklärt sich damit, daß die oberirdischen Wand- und Dachteile bei der Zerstörung, die offenbar durch Brand erfolgte, in den eingetieften Innenraum stürzten und innerhalb der Wand liegen blieben. Der eigentliche Fußteil der Hütten-

wand, der zum Teil von Erde bedeckt war und deshalb vom Brande nicht erfaßt wurde, verging; hier war bei der Ausgrabung weder angebrannter Hüttenlehm noch Holzkohle nachzuweisen. Da an der Nordostecke des Gebäudes eine starke Anreicherung von Kohlereften auftrat, muß angenommen werden, daß die Hütte bei Südwestwind verbrannte.

Ein Herd wurde nicht nachgewiesen, wohl aber eine Art Herd- oder Heizgrube (Taf. 3 b). Diese Grube hatte eine Länge von 125 cm und eine Breite von 25 cm. Sie lag in NNW—SSO = Richtung parallel der Ostwand, etwa 50—60 Zentimeter von derselben entfernt. In dieser Grube, die einen ungleichmäßig tiefen Boden aufwies, befand sich eine dunkle, humose Erde, die stark mit Kohlereften, calcinierten Knochenteilen und gebranntem Lehm durchsetzt war.

Als Eingang zum Hause kommt nach der Anordnung der gesamten Pfostenlöcher im Grundriß nur die südliche Hälfte der Ostwand in Frage. Dort setzten die kleinen Pfostenlöcher unter der Wand südlich vom Giebelträger fast aus. Ferner ist hier die Möglichkeit eines ungehinderten Eintritts gegeben, wenn man die Lage der Heizgrube und die Stellung des Pfostengerüstes im Hause in Betracht zieht.

Die Wand selbst muß in der üblichen Art der Flechtwände hergestellt worden sein. Die zahlreichen Reste von Hüttenlehm mit Rutenabdrücken und die gleichmäßigen Abstände der kleinen Wandpfosten deuten darauf hin. Die Annahme, daß die Doppelreihe kleiner Wandpfosten auf der Nordseite vielleicht auf eine Wandverstärkung zurückgeht, muß wohl zugunsten der Annahme, daß es sich hier um eine Ausbesserung der Wand handelt, aufgegeben werden. Das geht auch aus der Betrachtung der Gesamtverfärbung hervor, die gerade an dieser Stelle eine ungleichmäßige, verschwommene Begrenzung aufweist.

Außerhalb des Hauses fanden sich im hellen Sande verschiedene Gruben, die eine Breite von etwa 40 cm und eine gleiche Tiefe aufwiesen. Diese Gruben waren in den oberen Schichten nicht sichtbar, sie mußten also mit hellem, unvermengtem Sandboden zugeschüttet worden sein. Der Inhalt dieser Gruben wies dunkle, kohlehaltige Erde auf. Merkmale, die auf eine Verwendung dieser Gruben

schließen lassen, waren nicht nachzuweisen. Offenbar handelt es sich um Abfallgruben, die nach Benutzung mit weißem Sand zugeschüttet worden sind.

Die Datierung des Hauses ist durch eine Anzahl von Scherben aus der Kulturschicht gegeben (Abb. 4). Wichtig sind vor allem einige Randstücke und ein Bruchstück eines Henkels. Von besonderer Bedeutung ist die Scherbe eines

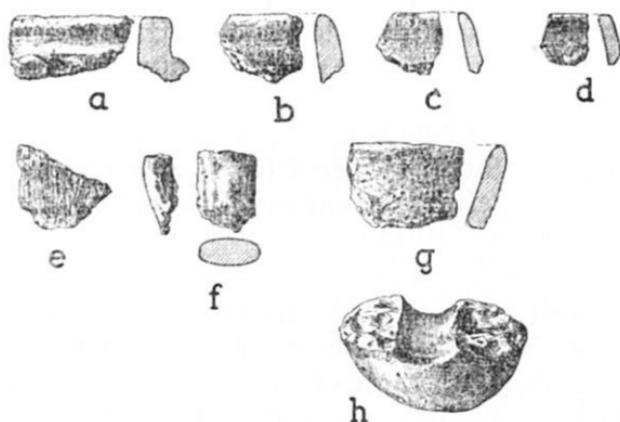


Abbildung 4.

schweren, dickwandigen Gefäßes, dessen Rand in scharfem Knick fast rechtwinklig auf die Schulter setzt (Abb. 4a). Die Randpartie ist recht dick und auf der Oberseite flach abgestrichen. Dieser Typ weist auf Gefäßformen hin, wie sie etwa um 200 nach Zeitw. erscheinen. Sie sind mir durch Grabfunde aus dem Elbgebiet wiederholt bekannt geworden. Ferner sind derartige Randbildungen unter dem gut datierbaren Siedlungsmaterial der Wurtten um 200 nach Zt. nachweisbar. — Daneben sind drei Randstücke von Bedeutung (Abb. 4b—d), die einem Typ angehören, den R ö r n e r¹ als rein suebische Gefäßart bezeichnet und den v o n U s l a r² in etwas verwaschener Form u. a. als typisch für Nordwestdeutschland angibt.

¹ Die südelbischen Langobarden S. 17, Tf. 5, 8—13

² Marburger Studien, S. 250.

Diese Gefäßform erscheint etwa um die Zeitwende und füllt die ersten Jahrhunderte in ziemlich gleichbleibender Form aus. Als zweite typische Gefäßform im westelbischen Niedersachsen bezeichnet von Uslar³ einfache Näpfe mit gleichmäßig ausladender, unprofilierter Randung. Dieser Typ stellt neben den Näpfen mit eingezogener Randung die gewöhnlichsten und gebräuchlichsten Gebrauchsgefäße der Siedlungskeramik. Auch aus unserer Siedlung liegt eine Handscherbe der letztbeschriebenen Art vor (Abb. 4 g). Daß die Hambührener Kulturschicht nicht mit dem ersten Auftauchen der eben genannten Gefäße beginnt, beweist außer der anfangs genannten um 200 nach Zw. datierbaren Scherbe auch ein Henkelstück von flacher, handförmiger Gestalt (Abb. 4 f). Derartige Henkelbildungen sind der frühen nachchristlichen Zeit fremd und erscheinen erst mit dem ausgehenden zweiten Jahrhundert.

Demnach müssen wir die Siedlung in die Zeit um 200 nach Zw. oder etwas später ansetzen.

Das Haus von Hambühren ist kein Wohngebäude im engeren Sinn, sondern stellt ein Bauwerk dar, das als Nebengebäude irgendeinem besonderen Zwecke zu dienen hatte. Über die besondere Verwendung geben die Befunde keinen Aufschluß, es läßt sich nur mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuten, daß die Hütte zur Aufnahme eines umfangreichen Pfostengerüsts diente, das durch 4 starke und eine ganze Anzahl dünner Pfosten gebildet wurde (Abb. 3). Dieses Pfostengerüst ließ die östliche Seite des Hauses frei. Dies war notwendig, um den Platz für den Eingang zu schaffen. Außerdem war für die Herdgrube ein Raum notwendig. Dieser stand durch die gewählte Anordnung neben dem Eingang an der Ostwand des Hauses zur Verfügung. Der schmale, von Pfostenlöchern freie Gang auf der Süd- bzw. Westwand mag deshalb vorhanden gewesen sein, damit man neben dem Pfostengerüst an der Wand entlang die Südwestecke des Hauses erreichen konnte. Vielleicht läßt sich das häufige Auftreten von Webegewichten (Abb. 4 h), die sich unregelmäßig über den Hüttenboden verteilt fanden,

³ Westgermanische Bodenfunde S. 75.

in irgendeinen Zusammenhang mit dem Hütteneinbau bringen. Besondere Webehütten aus dem germanischen Gebiet sind durch römische Schriftsteller überliefert.

Daß die Feuergrube lediglich die Aufgabe hatte, den Raum zu erwärmen und nicht für Kochzwecke verwendet wurde, geht aus ihrer Art ohne weiteres hervor.

Der Typ der Hütte ist immer wiederkehrend unter den bislang festgestellten, gleichaltrigen Hausgrundrissen. Es ist bislang wohl nirgends möglich gewesen, die Flechtwerk-wände in so ungestörtem Zustande bei einem vergangenen Geesthause nachzuweisen wie es im vorliegenden Falle möglich war. Der Charakter der Flechtwand, der die Ruten des Geflechtes nicht mit den Hauspfosten verbindet, sondern sie im Bogen um die Eckpfosten herumführt, mag zunächst befremden, aber gerade diese Eigenart ist bei dem gut erhaltenen Hausmaterial der gleichaltrigen Wurten ähnlich nachgewiesen worden. Das Haus von Hodorf weist z. B. die gleiche Wandführung mit gerundeten Hausecken auf.

Die Kleinheit und Einräumigkeit dieser Geesthäuser, die im Gegensatz zu den ausgedehnten Wurtenhäusern steht, ist wiederholt zur Kennzeichnung stammeseigener Bauformen herangezogen worden. Dies ist wohl nur soweit zulässig, als man gewisse Stammeseinheiten einer besonderen Landschaft zuweist, die auch ihrerseits bestimmend auf den Hausbau einwirkte. Es ist bezeichnend, daß die kleinen, einräumigen Häuser ursprünglich auf trockenem Gelände auftreten, in einem Gebiet, das eine Entwicklung des Gehöftes in größerem Raume erlaubt. Das offene Gehöft mit mehreren kleinen Gebäuden als die ursprünglich germanische Siedlungsform, wie sie sich u. a. in den „Kämpagrar“, den „Heldengräbern“ Gotlands noch heute mit seinen mannigfachen Hausgrundrissen kund tut, mußte offenbar auf den engen Wurten der Marsch wie auch an andern Orten, an denen zwingende Gründe vorlagen, aus Raum-mangel abgeändert werden. Hier wurde deshalb schon frühzeitig das größere Wurtenhaus entwickelt, das allen Aufgaben zugleich dienen mußte.

Auch die Eintiefung des Geesthauses ist sicher nicht in seiner Entwicklung von primitiven Erdwohnungen herzuleiten. Hier war bestimmt die Tatsache ausschlaggebend,

daß die nur wenig wetterbeständige, mit luftgetrocknetem Lehm verstrichene Flechtwand auf die Dauer keine ausreichende Widerstandskraft gegen die Wettereinflüsse bot. Man mußte deshalb den unteren Teil durch Erdverkleidung schützen, während der nur niedrige, freistehende Oberteil offenbar durch das stark überzogene Dach seinen Schutz erhielt.

Die Möglichkeit des Wandschutzes durch Eintiefen in den Erdboden bot sich begreiflicherweise in dem feuchten Baugrund der Burten nicht. Hier mußte man zu einer anderen Lösung des Wandschutzes kommen. So zog man das Dach, das bei den Geesthäusern weniger über den niedrigen Oberteil des Hauses gezogen werden brauchte, mehr herab. Damit wurde aber eine Stütze des weit überragenden Daches notwendig. Diese Notwendigkeit mag beim Marschenhaus schon vor der Zeitwende zur Entwicklung des Rübblingshauses geführt haben. Vielleicht ist mit dieser Entwicklung auch ein Bautyp in Verbindung zu bringen, der z. B. auf der Stellerburg in Dithmarschen nachgewiesen wurde. Hier hatte man in jüngerer Zeit um die eigentliche Hauswand in geringem Abstand eine zweite schwache Wand mit aufrechten Pfosten gezogen.

Dem schon früh ausgebildeten Typ des Burtenhauses gegenüber weisen viele Hausgrundrisse, die ein Jahrtausend später auf der Geest entstanden sind, wie diejenigen der frühgeschichtlichen Burgen Niedersachsens, noch nicht einmal die Anfänge eines Rübblingshauses auf. Auf diese Erscheinung mag hier nur kurz hingewiesen werden.

Diese kurzen Darlegungen über die Entwicklung der Hausformen erheben keinen Anspruch auf allgemeine Anwendbarkeit. Sie sollen vielmehr eine Anregung dazu geben, die Entwicklung des germanischen Hausbaues weniger, als es bisher vielfach üblich war, von den vorhandenen entwickelten Bautypen als vielmehr von den ursprünglichen naturgegebenen Verhältnissen herzuleiten. Es werden neben dem kleinen Gebäude von Hambühren bald weitere wichtige Urkunden vorliegen, die es erlauben, alle Einzelheiten des Flechtwerkbauers auch dort, wo es bislang nicht möglich war, noch eingehender zu beleuchten.

Die Flechtwerkbauweise des Hauses von Hambühren.

Von

Dr.-Ing. M. B. R u d o l p h ,
Technische Hochschule Braunschweig.

(Mit 4 Abbildungen im Text.)

Der vorgeschichtliche germanische Hausbau ist seit der Entdeckung und Auswertung der Standspuren, die vergangene Holzbauten im Erdboden hinterlassen haben, durch mancherlei Rekonstruktionen dargestellt worden. Die Unsicherheit, aus Erdverfärbungen Schlüsse über den Aufbau von zimmermannsmäßig gefügten Bauwerken zu ziehen, bleibt jedoch im allgemeinen groß. Nach den zahlreichen Grabungen der letzten Jahre, durch die vor- und frühgeschichtliche Holzbauten noch im wirklichen Baustoff — in konserviertem Eichenholz — erhalten aufgedeckt wurden, und durch die somit der Bauforschung ein ganz neues und reiches Arbeitsfeld erschlossen worden ist, kann die Forderung erhoben werden, daß Folgerungen über den germanischen Hausbau allein von den dort erreichbaren und weitgehend gesicherten Feststellungen ausgehen müssen.

Wenn hier dennoch ein vorgeschichtliches Haus, das sich nur im Grundriß als Erdverfärbung erhalten hat, nach seiner Bauweise und Rekonstruktionsmöglichkeit untersucht werden soll, so ist dies nicht nur deshalb durchführbar, weil sich an ihm die wesentlichsten Merkmale der Wandkonstruktion ablesen lassen, sondern weil es auch mit einem frühgeschichtlichen Bau in Verbindung gebracht werden kann, der mit erhaltenen Holzteilen aufgefunden wurde.

An dem vollständig erkennbaren Grundriß des Hauses von Hambühren zeichnen sich die tragenden Teile des Holzbaues durch sechs Pfostengruben ab, in denen Rundpfosten von durchschnittlich 25 cm Durchmesser — im Erdboden ein-

getieft — gestanden haben. Vier dieser Pfosten bildeten die Eckstützen des kleinen, etwa $3,50 \times 4,80$ m messenden Baues, während zwei, die in der Mitte der Schmalseiten eingesetzt waren, auf die Ausbildung eines Giebels an der Ost- und an der Westseite schließen lassen (Abb. 1). Wir haben es demnach mit einem Pfostenbau zu tun, der von einem Satteldach mit ost-westlicher Firstrichtung überdeckt war.

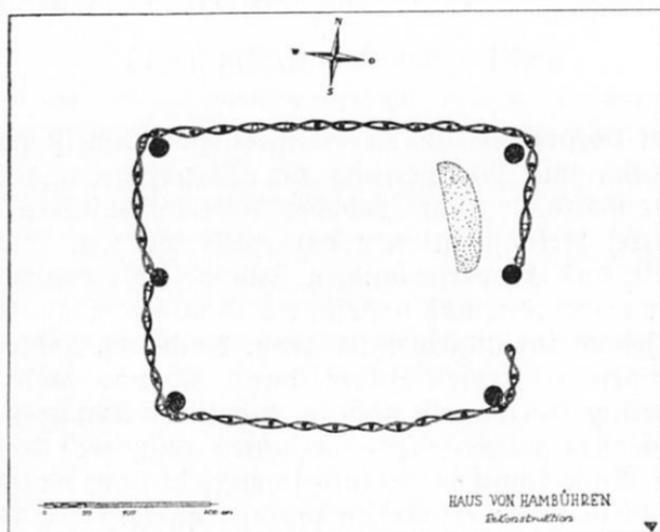


Abb. 1. Haus von Hambühren. Rekonstruierter Grundriß.

Die Bauart der Wände läßt sich an dem Haus ausnahmsweise gut durch die Erdverfärbung feststellen. Oft deuten an Verfärbungsgrundrissen nur dunkle Streifen den Verlauf der Wände an, so daß Rückschlüsse über die einstige Konstruktion kaum gezogen werden können. Hier aber umziehen den Grundriß dichte Reihen von kleinen, kreisförmigen Verfärbungen, die wir nach Kenntnis der Ausgrabungen in Schleswig-Holstein und an der Nordseeküste eindeutig als Standspuren von Stangenhölzern deuten können. Diese meist 5 cm starken Stangen wurden als Gerüst von Flechtwänden in den Erdboden getrieben und mit horizontal eingeflochtenen Ruten zu einem Geflecht

verbunden, das nachträglich mit Lehm betorfen und gedichtet wurde. Während an den im Holz erhaltenen frühgeschichtlichen Bauten allgemein festgestellt werden konnte, daß die Stangen im Abstand von etwa 30 cm eingesetzt waren, fällt an dem Haus von Hambühren die dichte und teilweise doppelreihige Stellung der Hölzer auf. Es kann dies nur durch verschiedene Bauperioden und die Vornahme von Ausbesserungsarbeiten an den Wänden erklärt werden. Ursprünglich werden auch hier die Stangen im Abstand von 30 bis 40 cm gestanden haben.

In besonderem Maße gibt das Verhältnis des Ständergerüsts zur Wand Aufschluß über die Bauweise. An allen vier Hausseiten ist nämlich deutlich zu erkennen, daß die Flechtwände nicht zwischen die Eckpfosten eingespannt, sondern außen um diese herumgeführt waren, wobei sich aus der Flechtwerktechnik heraus eine Abrundung der Ecken ergab. Die Wand stellte also ein ganz selbständiges Bauglied dar, das mit dem tragenden Gerüst des Hauses in keinem Verband stand und wahrscheinlich erst nach dessen Aufrichtung hergestellt worden ist. Dieses eigenartige Nebeneinander von Pfostenwerk und Wand läßt sich auch an frühgeschichtlichen Hausbauten beobachten, die in Werten der Nordseeküste ausgegraben sind, so in *E z i n g e*, *S o d o r f* und neuerdings wieder in so gut erhaltenem Zustande in *E i n s w a r d e n*. Während aber an jenen Alt-sachsenhäusern die Außenseiten durch die Reihung der Außenständer gegliedert, und die Wände hinter diesen im Innern entlanggeführt waren, zeigt das Haus von Hambühren die Umkehrung dieses Prinzips: die Stützen der Dachschwelle sind im Hausinneren eingesetzt worden, und die Flechtwände umhüllten wie ein Zelttuch das Hausgerüst, so daß im Außen ein ungegliederter Baukörper mit abgerundeten Ecken entstand (Abb. 2).

Für diese Bauweise kann als Vergleich ein Haus herangezogen werden, das auf der wikingergezeitlichen *S t e l l e r b u r g* in Norderdithmarschen ausgegraben worden ist¹. Unter den zahlreichen und verschiedenartigen Holz-

¹ Vergl. *G. S a f e l o f f*, Die Stellerburg, die Ergebnisse der Ausgrabungen. Nordelbingen, Bd. 13, 1937, S. 48 u. f.

bauten jener Burg fällt das Haus 10 durch die Anordnung seiner Flechtwände auf, die z. T. noch gut erhalten waren und deshalb ein genaues Studium der Technik erlaubten. Das Pfostenwerk bestand aus baumkantigen Halbhölzern und Spaltbohlen, die an den vier Hausecken, der Länge des Hauses entsprechend aber auch in der Mitte der Längs-

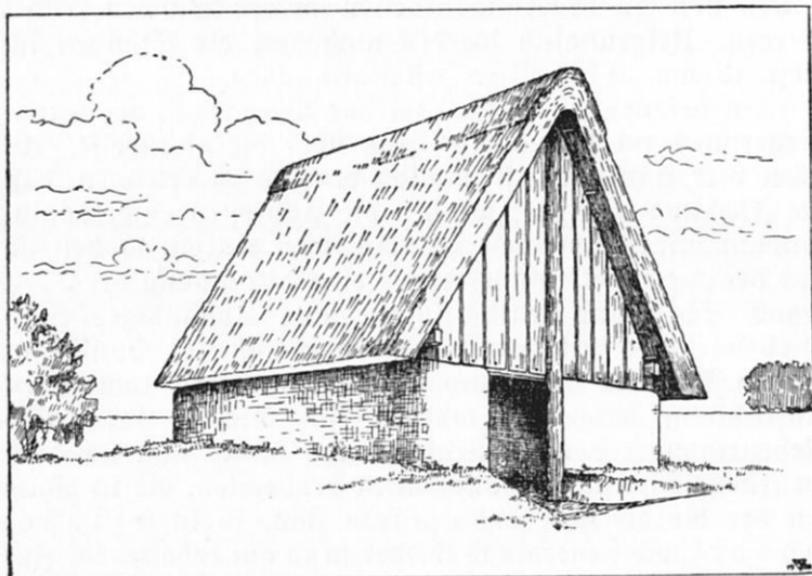


Abb. 2. Haus von Hambühren. Rekonstruierte Ansicht von SO.

wände eingefügt und die wahrscheinlich durch Ankerbalken zu Gebinden zusammengefaßt waren (Abb. 3). Die raumschließenden Wände sind unabhängig von dem Hausgerüst erstellt worden; sie verliefen außen vor diesem und umhüllten es auf allen Seiten. Wir können also an jenem Bau, der nach der Funddatierung dem 9. Jahrh. zuzuschreiben ist, den gleichen Gedanken wiederfinden, dem der Aufbau des Hauses von Hambühren aus dem 2. Jahrh. n. Zt. zugrunde lag. Es kann dies als ein Zeugnis für die lange Dauer einer alten Bauüberlieferung gewertet werden.

Der Flechtwerkbau ist als Urform des Fachwerks anzusprechen. In der Entwicklungsreihe von der einfachsten

Reifighütte bis zum kunstvoll gezimmerten Stockwerkbau des Mittelalters scheint die am Haus von Hambühren festgestellte Bauweise eine sehr frühe Form darzustellen. Die Entwicklung führte von dem ursprünglichen Nebeneinanderstehen von Pfostenwerk und Wand zum organischen Zusammenwachsen aller Bauglieder. Diesen fortschreitenden Gang der Vervollkommnung können wir an den Bauten der Stellerburg bereits erkennen, da an deren Haus 16 (Großes Flechtwerkhau) die Flechtwand schon zwischen die tragenden Pfosten eingefügt war und so eine Ausfachung des Hausgerüsts darstellte². Der nächste Schritt ist der gewesen, das Ständergerüst auf eine Schwelle zu setzen und in Gefache aufzuteilen, welche durch das lehmbeorfene Geflecht aus Staken und Ruten ausgefüllt wurden. Immer aber ist der Sinn der ursprünglichen Bauweise beibehalten worden, im Baukörper zwei Funktionen zu erkennen und diese verschiedenen Baugliedern zuzuweisen, also das Stützen und Tragen dem schweren Ständerwerk, das Schließen des Raumes aber leicht eingespannten Wänden. Dieser Baugedanke ist typisch westgermanisch. Er konnte sich nur am Flechtwerkbau entwickeln, nicht aber an den reinen Holzbauweisen, wie Stabbau, Blockbau und Bohlenständerbau, die im nordgermanischen Lebensraum ausgebildet worden sind und zu ganz anderen Formen geführt haben.

Wenn daher das Haus von Hambühren nach den Feststellungen, die über seine Bauweise aus dem Grundriß zu treffen sind, in die Entwicklungsgeschichte des westgermanischen Holzbaues eingereiht werden kann, so muß sich auch die Rekonstruktion in allen den Punkten, in denen ein Ergebnis aus dem GrabungsbeFund nicht zu gewinnen ist, auf die im westgermanischen Gebiet bekannten ältesten Bauformen stützen. Dies bezieht sich vor allem auf die Ausbildung des Daches und der Dachschwellekonstruktion.

Es ist bei der Auswertung von Grabungsgrundrissen vorgeschichtlicher Häuser üblich geworden, Pfosten, die in der Mitte der Schmalseiten aufgefunden werden, als Trä-

² Vergl. M. B. Rudolph, Die Bedeutung der Stellerburg für die frühgeschichtliche Hausforschung, Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, Jg. 14, 1938, S. 22 u. f.

ger von Firstbalken oder Pfetten anzusprechen und demnach ein Dach zu rekonstruieren, dessen Sparren von Pfetten unterstützt werden. Derartige Folgerungen sind jedoch nur möglich, wenn die Konstruktion in der späteren, uns bekannten Entwicklungsreihe des Hauses jener Landschaft auftritt, da die Baugespflogenheiten eines Stammes bis an die Stufe der Gegenwart unverändert weitergetragen worden sind. Das Pfettendach ist nun von vielen Forschern als eine ursprünglich nichtgermanische Bauform bezeichnet worden. So sagt Oberbaurat **G o e h r z** in „Das niedersächsische Bauernhaus im Reg.-Bez. Hannover“³: „... Es ist nicht verständlich, wie man zu der Annahme hat kommen können, daß die Urform des nordwestgermanischen Hauses die kegelförmige Hütte gewesen sei, in deren Mitte bei größeren Abmessungen eine Firstsäule gestanden habe. Wenn für das gewöhnliche germanische Wohnhaus diese Form jemals üblich gewesen wäre, hätte dieser Gedanke nicht zur Aneinanderreihung einzelner Gebinde, sondern zu einem Dachstuhl mit Pfetten und Bindern führen müssen, und in Niedersachsen, wo die germanische Bevölkerung am sephaftesten geblieben ist, hätte sich in den ältesten Bauten eine Spur finden müssen, die auf eine solche Bauweise schließen ließe. Es ist jedoch hier auch nicht einmal eine leise Erinnerung zu spüren, während in anderen Gegenden, die von den Germanen rund 2000 Jahre später als Niedersachsen besetzt worden sind, noch heute Häuser mit Firstsäulen und Firstpfetten erhalten sind (Eifel, Oberschwalm, Oden- und Westerwald).“

Und weiterhin: „... Ein Firstpfette mit Firststiel ist auch bei dem mitteldeutschen Hause nicht vorhanden, es hat keine Andeutung bewahrt, die an sie erinnern könnte. Der Dachverband besteht aus einem Rehlbalkendach; der häufig vorhandene Firststiel ist in die Längsversteifung der beiden Giebel eingebaut und hat nicht die Aufgabe, eine Firstpfette zu tragen, sondern die Längsversteifung der beiden Giebel mit dem Dachgespärre zu verbinden. Wie oben bereits ausgeführt, gehört die Firstsäule nebst Pfettendach-

³ Heft 8 des Niedersächs. Heimatbuches, Oldenburg 1935.

stuhl und die damit zusammenhängende runde Hütte als Ausgangsform des Hauses einem anderen Kulturkreise an.“

An der Entwicklungsreihe des westgermanischen Hauses ist eindeutig zu erkennen, daß die Dachkonstruktionen immer aus Sparrenpaaren, die durch Rehlbalken zusammengehalten wurden, gebildet worden sind und so reine Sparrendächer ohne Pfettenunterstützung darstellten. Es besteht

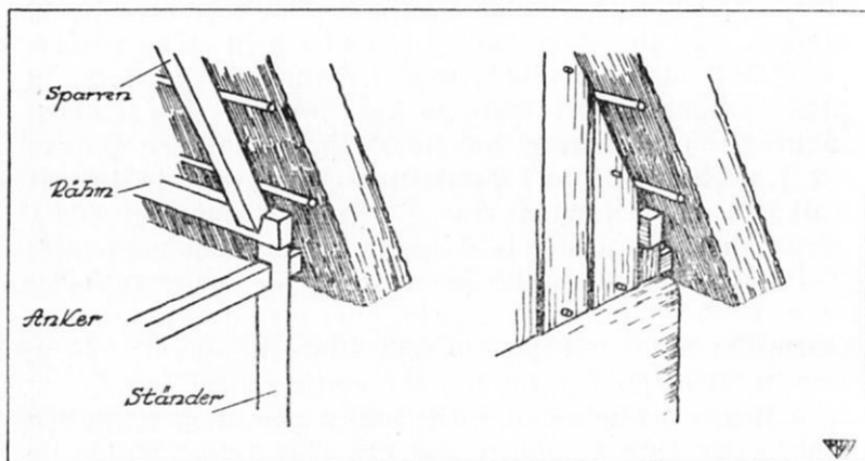


Abb. 4. Haus von Hambühren. Rekonstruktion des Dachfußes nach der ältesten Bauform des Niedersachsenhauses.

daher kein Anlaß, für Häuser vorgeschichtlicher Zeiten eine ganz andere Bauweise anzunehmen und zu rekonstruieren. Das leicht und sinnvoll gezimmerte Rehlbalkendach das von dem Gedanken des Steildaches ausgeht, wird hier schon früh entwickelt worden sein. Im nordgermanischen Raum dagegen ist unter der Bedingung des schwer gedeckten Flachdaches die Pfettenkonstruktion ausgebildet worden, die nach dem altnordischen ans (= Balken) als Ansbach bezeichnet wird. Diese Ansbächer sind in den Grabungsflächen von Haithabu und Stellerburg mehrfach nachzuweisen und müssen dort als Einfluß der Wikinger gewertet werden. Sie dokumentieren sich durch starke Pfosten, die in der Längsachse der Hausgrundrisse entweder frei im Innen-

raum oder außen vor den Giebeln eingesezt sind. Solche frei und ohne Zusammenhang mit dem Ständerwerk und den Wänden stehende Pfosten können nur als Träger von Firstpfeifen, also als Firstsäulen angesprochen werden. Bei Pfosten jedoch, die in der Mitte von Giebelwänden im Zuge der Wände stehen, kann dies nicht ohne weiteres angenommen werden. Es besteht vielmehr die Möglichkeit, auf die auch Goehrß weist, daß sie zur Versteifung der Giebel und zu deren Verbindung mit dem Dachgespärre eingebaut waren.

Diese Bedeutung scheinen auch die beiden Pfosten be-
fassen zu haben, die beim Haus von Hambühren in den
Mitten der Giebelseiten zu erkennen sind. Nach ihrer Stel-
lung zu den Eckpfosten zu urteilen, müssen sie im Verband
mit dem Ständergerüst des Hauses gestanden haben. Es
waren also keine frei aufragenden Firstsäulen; ihre Er-
richtung kann nur der Versteifung der Giebel gedient haben.
Das Dach ist daher entsprechend den anderen Übereinstim-
mungen mit westgermanischen Bauweisen als steiles
Sparrendach ohne Firstunterstützung zu rekonstruieren.

Ebenso müssen die übrigen Teile des Zimmermanns-
werkes nach Art der hier üblichen Holzbautechnik angenom-
men werden. Die älteste am Niedersachsenhaus zu be-
obachtende Form des Ständerverkaufbaues ist folgende:
die Ständer tragen ein über Zapfen geschobenes Rähm,
auf das die Sparren des Daches unmittelbar aufgesezt
sind, und zwar in ursprünglicher Weise im Verband der
Geißklaue aufgeklaut; die Querversteifung des Hauses wird
durch Ankerbalken bewirkt, die an den Ständern mittels
Durchschlitzung und Zapfenschloß unterhalb des Rähm-
auflagers befestigt und quer durch den Innenraum ge-
spannt sind. Da wir noch keine ältere Konstruktion kennen,
ist es nur möglich, diese bei der Rekonstruktion des Hauses
von Hambühren zugrunde zu legen (Abb. 4).

Reihengräberschädel des karolingerzeitlichen Grabfeldes Holle, Kr. Marienburg (Hannover).

Von

Dr. Gisela A s m u s.

(Mit 8 Abbildungen auf Taf. 4—11.)

Im Herbst 1936 wurde auf dem Kirchberg bei Holle (Kreis Marienburg, Hannover) durch das Landesmuseum Hannover eine Grabung vorgenommen¹, nachdem beim Kiesabfahren — der Kirchberg ist eine kiesig-sandige Kuppe — wiederholt menschliche Skeletteile und Schädel in der oberen Schicht zutage getreten waren. — Die Nachgrabung ergab ein sächsisches Skelettgräberfeld, Reihengräber, wie sie in der Provinz Hannover aus den merowingerzeitlichen Grabfeldern von Rosdorf und Grone bei Göttingen und dem von Anderten bei Hannover in der anthropologischen Literatur schon vorher bekannt waren.

Da die in Ost-West-Richtung gelagerten Skelette z. T. schon hart an der Abbruchkante der nach Nordwesten und Südwesten offenen Kiesgrube lagen, waren von einigen der Bestatteten nur noch der Rumpf, bezw. die unteren Extremitäten im Boden anzutreffen, während der Schädel und die oberen Gliedmaßen im weiteren Sinn schon aus der Kieswand heraus in die Kiesgrube hinabgerollt waren. Ein Teil der so ans Tageslicht gelangten und geborgenen Schädel konnte durch das Entgegenkommen von Herrn Lehrer Rieschel und Herrn Dr. Kuhlmann in Holle dankenswerterweise für die Bearbeitung herangezogen werden.

So kamen im ganzen 23 meßbare Schädel zur Bearbeitung, nachdem einige zu Messungen nicht mehr geeignete

¹ Vergl. S. 113.

ausgesondert waren. Aus technischen Gründen unterblieb die Bearbeitung der teilweise erhaltenen Unterkiefer. Es wurde vorerst auch auf eine Bearbeitung der übrigen Skeletteile verzichtet.

Die Farbe der Hollar Schädel ist hellbraun bis gelblich, der Erhaltungszustand der Knochensubstanz teils gut, teils recht schlecht. Um das Material nach Möglichkeit nicht noch mehr zu verkleinern, wurden teilweise die Meßpunkte ergänzt, und die so erhaltenen Zahlen (vergl. Meßtabelle) in Klammern gesetzt. — Natürlich ist der Erhaltungszustand der einzelnen gemessenen Schädel unterschiedlich je nach dem persönlichen Alter der Bestatteten und nach der individuellen Veranlagung, so daß im ganzen die Schädel Jünglicher weniger gut erhalten waren als die der Erwachsenen.

Es ist auffallend, daß in dem Grabfeld von Hölle hauptsächlich Schädel geborgen wurden (es waren 14, darunter 10 ♂ und 4 ♀), die bei ihrem Tode mehr oder weniger adult waren, d. h. im Alter von etwa 25 bis 40 Jahren, 5 ♂ Schädel waren juvenil bis adult, also wohl Anfang 20. Nur 4 ♂ Schädel wiesen mature Merkmale auf, standen also in einem Alter zwischen 40 und 60. —

Ob Männer und Frauen getrennt bestattet lagen, war nicht festzustellen, da bei der Grabung nur 1 ♀ Schädel (XXVI) gefunden und hier bearbeitet wurde. Die übrigen ♀ Schädel waren Einzelfunde, die schon vor der eigentlichen Grabung geborgen waren. Es mag erwähnt sein, daß das einzige gegrabene ♀ Skelett am Nordende der von Nord-Ost nach Süd-West verlaufenden Grabungskante lag, jedenfalls nicht in der Reihe der bisher gegrabenen ♂ Skelette, sondern abseits davon. — Da bis zur Abfassung dieser Arbeit an dem Nordende nicht weiter gegraben wurde, und man doch wohl mit weiteren ♀ Skeletten zu rechnen hat, besteht immerhin die Möglichkeit, daß dort noch mehr ♀ Skelettbestattungen zu finden sind.

Bei der anthropologischen Bearbeitung wurden 13 ♂, 5 ♀ und 5 Schädel von Jünglichen erkannt. Da die letzteren noch nicht ausgewachsen waren und den Erwachsenen gegenüber ihre eigenen (Wachstums-) Proportionen auf-

wiesen, wurde Abstand davon genommen, die Meßergebnisse der juvenilen Schädel in der Maßtabelle am Schluß der Arbeit mit aufzuführen. Es könnte andernfalls für das Ganze ein falsches Bild aufkommen. Die ♀ Schädel wurden für sich gesondert bearbeitet, da auch der ♀ Schädel im Vergleich mit männlichen seine eigenen Gesetzmäßigkeiten im Bau hat. Frauenschädel sind durchweg in den absoluten Maßen kleiner und im allgemeinen gerundeter als die männlichen, so daß sie als weniger „typisch“ angesehen werden müssen. — Es kommt also den 13 ♂ Schädeln aus Hölle in Ausmaßen und Konturen eine besondere Bedeutung zu. —

Bei den hier untersuchten Hölle Schädeln handelt es sich um eine hauptsächlich dolichokrane (langköpfige) Bevölkerung. Räumen wir dem ♀ Schädel IV eine Sonderstellung ein, da er mit einem Längen-Breiten-Index von 83.80 aus dem Rahmen herausfällt, dann schwankt der Längen-Breiten-Index für die übrigen 22 Schädel zwischen 70,10 und 78.07 mit deutlicher Neigung zur Langschädeligkeit. 15 von den im ganzen 21 meßbaren Schädeln waren dolichokran (11 ♂, 3 ♀ und 1 jugendlicher); 5 waren mesokran, es handelte sich dabei um 2 ♂, 1 ♀ und 2 juvenile Schädel). Nur ein brachykraner Schädel, zudem ein ♀, fand sich unter dem Material. — Dieser eine rundköpfige Schädel (♀) braucht aber von einer brachykranen Beimischung bei der Gesamtbevölkerung noch nicht unbedingt etwas zu besagen. — Bei 2 jugendlichen Schädeln konnte wegen des schlechten Erhaltungszustandes der Längen-Breiten-Index nicht ermittelt werden.

Es mögen hier einige knappe Worte über den Index allgemeinhin gesagt werden. Heute erfährt vielleicht mancherorts der Index (d. h. das Prozentverhältnis eines Maßes durch ein anderes ausgedrückt) eine Überschätzung. Vergleichen wir einmal 2 Schädel mit der gleichen absoluten größten Hirnschädellänge, aber von verschiedener Hirnschädellbreite. Der Schädel mit geringer Breite wäre dann indergemäß „langköpfig“, während der Schädel, der die gleiche absolute Länge hat, dazu aber breiter ist als der erste, „kurzköpfig“ wäre. Von einer eigentlichen „Kurz-

köpfigkeit“ könnte in diesem Fall, wie auch sonst wohl in manchen Fällen bei einem erhöhten Längen-Breiten-Index nicht die Rede sein. (Aus dieser Erwägung ist es vielleicht auch richtiger, zwischen „rundköpfig“ und „kurzköpfig“ zu unterscheiden.) Nicht nur für den Längen-Breiten-Index gilt dieser Vorbehalt, er ist auch für andere Indices zutreffend. Man kann nicht nur mit Verhältniszahlen arbeiten, sondern muß, um ein richtiges Bild zu bekommen, auch die Zahlen der absoluten Maße mit heranziehen. —

Diese Reihe von langen Schädeln bei geringer oder mäßiger Breite könnte vielleicht auf den Gedanken bringen, es handele sich bei dem Hollar Grabfeld um eine einheitliche Bevölkerung. Dem ist jedoch nicht so. — Schon die Schädelhöhe zeigt an, daß die Serie aufzuspalten ist in eine hohe und mittelhohe Gruppe und in eine ausgesprochen niedrigschädelige. Zur ersteren gehören die Schädel: Kü. II, XXXI, — Kü. VII, —VII, —XII, —XXX₁— A, — XXXI₂— XXVI, — S. S. 1, — Kü. I und Kü. IV. Zur zweiten gehören: B, —XXXI₃— Kü. VI — Kü. V, — Kü. III — XXXI, — und S. S. 2. — Die juvenilen Schädel wurden hierbei aus den oben angegebenen Gründen außer Acht gelassen. — Die eben durchgeführte Einteilung in die beiden Gruppen wurde auf Grund des Breiten-Höhen-Index vorgenommen. Der Längen-Höhen-Index wurde hier nicht mit berücksichtigt, er wurde aber in die Zahlentabelle am Schluß mit aufgenommen. — Die Kapazität konnte infolge schlechter Erhaltung nicht bei allen Schädeln gemessen werden. Es sei deshalb hier nicht weiter darauf eingegangen. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß die hohen Schädel eine größere Kapazität haben als die niedrigen. Der Schädelinhalt schwankt zwischen 1120 und 1540 cm.

Ein Blick auf die Indertabelle zeigt, daß wir es in dem Material von Hollar mit Schädeln zu tun haben, die überwiegend breitstirnig sind. Von 22 Schädeln, an denen der Fronto-parietalindex festgestellt werden konnte, sind 13 breitstirnig (XXXI₁; VII; Kü. II; XXII; XXX₁² Kü. III; XXXI₄; XXX₂² XXVI; A; Kü. 1; S. S. 1; L. S.²). 4 Schädel sind

² juvenile Schädel.

mittelbreitstirnig (Rü. VII; V; XXXI,₂;² S. S. 2) und 5 Schädel (B; XXXI,₃; Rü. VI; XV;² Rü. IV) schmalstirnig.

Wenden wir uns nun dem Gesichtschädel zu, so fällt auf, daß wir es hier mit einer Bevölkerung zu tun haben, die vorwiegend niedriges Obergesicht hat. Von 13 insgesamt gemessenen Schädeln (darunter 4 ♀) sind 8 (dabei 1 ♀)³ niedriggesichtig (euryn), 3 ♀ Schädel⁴ haben ein mittelhohes, mittelbreites Gesicht, sind mesen, und nur 2 ♂ Schädel⁵ haben ein hohes schmales Gesicht, sind lepten.

Da das niedrige, verhältnismäßig breite Gesicht bei den Holler Schädeln überwiegt, verhält es sich mit den Nasen ähnlich so, wie man in Hinsicht auf das niedrige Obergesicht erwarten konnte. Bei den 15 (davon 5 ♀) Schädeln treffen wir 7 mal⁶ (davon 3 ♀) niedrige und breite Nasen, 6 mal⁷ (davon 2 ♀) mittellange, mittelbreite und bei 2 ♂⁸ Schädeln lange, schmale Nasen.

Was die Augenhöhlen angeht, so haben wir bei den im ganzen 14 (davon 4 ♀) Schädeln bei 4 ♂ Exemplaren niedrige, eckig abgeknickte Orbitae (XXXI,₁ — B — VII — Rü. VI). Der Schädel XXXI,₃ hat dem Index nach hohe Augenhöhlen und ist damit hypsiconch. — Die restlichen 9 (davon 4 ♀) Schädel sind mesoconch mit ihrem Vorkommen von mittelhohen Augenhöhlen. (Rü. II — Rü. VII — XII — Rü. V — XXXI,₄; XXVI — Rü. I — S. S. 2 — S. S. 1.)

(Würden wir die vorsichtshalber beiseite gelassenen Maße der juvenilen Schädel mit bewertet haben, so wäre die Verhältniszahl für Niedrigschädelligkeit und Niedriggesichtigkeit noch mehr gestiegen; die Verhältniszahl für niedrige, breite und mittelhohes, mittelbreite Nasen würde sich gleichbleiben, während die Anzahl der an sich schon meist vertretenen mittelhohen Augenhöhlen sich noch weiter vergrößert haben würde.)

Es ist also ganz deutlich eine Linie für das häufigste Vorkommen gewisser Merkmale zu erkennen: langschädelig,

³ Rü VII — B — XXXI,₃ — VII — XXII — Rü VI — Rü V — XXVI.

⁴ H. S. 2 — H. S. 1 — Rü IV.

⁵ Rü II — XXXI,₁.

⁶ B XXXI,₃ — VII — XXXI — H. S. 2. — H. S. 1 — Rü. I.

⁷ Rü VII, — XXII, — Rü VI, — Rü V; — XXVI, — Rü IV.

⁸ Rü II — XXXI,₄.

dabei verhältnismäßig niedrig in der Schädellapfel, breitstirnig, niedrig- und verhältnismäßig breitgesichtig mit niedriger bis mittellanger Nase und mittelhohen Augenhöhlen. Das Vorkommen mittelhoher Augenhöhlungen wird hier dadurch begünstigt, daß die Maße der ♀ Schädel mit aufgeführt wurden. (Bekanntlich neigt der Frauenschädel ja mehr zur Bildung von mittelhohen bis hohen Augenhöhlen, während der Mann mehr zur Bildung niedriger Augenhöhlen neigt.)

Nach den hier gemessenen 23 Schädeln allein würde man vielleicht noch keine Rückschlüsse auf die Bevölkerung der Karolingerzeit in Hannover ziehen dürfen, da das Material für derartige Schlüsse wohl zu klein wäre. Aber die schon früher gemachten Funde aus den merowingerzeitlichen Reihengräbern von Grone und Rosdorf⁹ und Anderten bei Hannover¹⁰, deren vorzügliche Bearbeitung durch Hauschild grundlegend für die vorliegende Arbeit war, stimmen ziemlich gut mit den hier gezeitigten Ergebnissen überein.

Während in den süddeutschen Reihengräbern bis gegen Ende des ersten Jahrtausends der hochgesichtige Langschädel vorherrscht, der „Sohberg“=, „Nordendorfer“= oder „Reihengräber-Typ“, wie er direkt genannt wird, konnte Hauschild in den merowingerzeitlichen Reihengräbern Hannovers ein Überwiegen niedriggesichtiger Langschädel nachweisen. Der hochgesichtige Langschädel tritt für Südhannover mehr in den Hintergrund. Etwas anders liegen die Verhältnisse bei dem Grabfeld Anderten, doch davon später. Wir sehen also, daß in Niedersachsen anthropologisch genommen, gerade entgegengesetzte Verhältnisse wie in den Reihengräbern südlich der Mainlinie herrschen. Hauschild traf nun in Niedersachsen bei weitem am häufigsten den niedergesichtigen Langschädeltyp, kam aber dabei in seinen Ergebnissen doch vielleicht zu einem Fehlschluß.

⁹ Hauschild, Die Göttinger Gräberschädel, Zeitschrift für Morphol. u. Anthropol. Bd. 21.

¹⁰ Hauschild, Die menschl. Skelettfunde des Gräberfeldes von Anderten bei Hannover. Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 25

Er fand bei einem Vergleich der bisher bekannten 3 niedersächsischen Grabfelder, daß in Anderten der hochgesichtige Langschädel den niedriggesichtigen überwog, ein Befund, der für Grone und Rosdorf gerade in umgekehrtem Sinne zutrif. In Hinsicht auf die süddeutschen Verhältnisse der Merowingerzeit und deren rassistische Ausstrahlung entlang des Rheintales bis nach Nordwestdeutschland und Holland, glaubte Hauschild schließen zu können, daß sich aus dem nordwestlichen Verbreitungsgebiet der Hohbergtypen ein Keil entlang der Nordseeküste nach Osten geschoben hätte. Er erklärte weiter das Vorkommen des Hohbergtyps entlang des Küstenstreifens als einen Überschichtungsvorgang über die Friesen. Die Friesen, an sich anthropologisch den Sachsen ähnlich, wären schon unterworfen worden, als die Sachsen noch ihre Selbständigkeit hätten bewahren können. — Somit kommt Hauschild zu dem Schluß, daß der niedergesichtige Langschädeltyp, den er in reicherm Maße als den hochgesichtigen in Grone und Rosdorf antraf, der Prototyp des Niedersachsen sei. — Der niedergesichtige Typ trat gelegentlich auch schon in den süddeutschen Reihengräbern auf und ist dort wohl als ein Ausläufer des niedersächsischen Gebietes zu werten. Er wurde von His und Rüttmeyer nach einem Fundplatz Sion-Typ¹¹ genannt. Es wird noch weiter unten des näheren darauf einzugehen sein.

In der Tat finden wir auch in dem Grabfeld von Holle unter den 22 Langschädeln nur 2 Vertreter des hochgesichtigen Typs (Mü. II und XXXI,₁). (Taf. 4, 5, 6.) Während XXXI,₁ schon wieder andere Anklänge zeigt, vertritt eigentlich nur Mü. II hier den reinen hochgesichtigen Hohberg- oder Nordendorfer Typ. Das Kennzeichnende des Hohberg-Typs ist der hohe schmale Langschädel, dessen Scheitelverlauf ziemlich gleichmäßig gewölbt ist und dessen Scheitelhöhe etwa auf dem halben Ablauf der Scheitelturve liegt. Die Stirn ist breit und hoch, das Hinterhaupt ausladend. Das Gesicht hoch und schmal, mit langer schmaler Nase. Scheitel- und Stirnbeinhöcker sind verstrichen. Der Schädel, dessen Scheitelaufficht (*norma verticalis*) ein langes schmales Oval mit

¹¹ His und Rüttmeyer: „Crania Helvetica“ Basel 1864.

verbreiteter, abgeflachter Stirnregion darstellt, und dessen Hinterhauptaufficht (*norma occipitalis*) steile Seitenwände mit einem gewölbten Scheitel darüber zeigt, macht bei mittelschwerem Knochenbau einen gut modellierten Eindruck.

Ein Typ, der dem Hohberg-Typ in manchem nahesteht, dabei aber doch wieder seine eigenen Ausprägungen hat, tritt auch in Halle auf. Der Schädel, der im ganzen kleiner in den Ausmaßen ist, als der Nordendorfer-Typ, dazu von sehr feinem Knochenbau, zeigt eine äußerst feine und scharfe Modellierung. Infolge seines sehr leichten Knochenbaues findet man von diesem Schädeltyp häufig nur noch die Hirnkapsel, während der Gesichtsschädel nicht mehr erhalten ist. So sind auch hier in Halle nur Schädelkapseln dieses Typs gefunden. Dieser Schädeltyp zeigt eine mehr winklig abgetnickte Profillinie des Scheitelverlaufs, die mehr an Cro-Magnon-Formen anklängt. Stirn- und Scheitelhöcker treten deutlich hervor, ebenso ein trotz seiner Zierlichkeit scharf ausgeprägter Glabellartwulst. Zwischen dem Wulst über der Nasenwurzel und den Stirnhöckern liegt eine leichte Eintiefung. Dadurch bekommt das Stirnprofil etwas Steileres als es beim Hohbergtyp der Fall ist. In allem anderen steht, wie gesagt, dieser schmale und zierliche Typ dem Hohberg-Typ sehr nahe. Er kann als seine verfeinerte Ausgabe gelten und mag hier v o r e r st als eine Untergruppe dieses Typs aufgefaßt werden. Diese Untergruppe vertreten für Halle in reinsten Ausprägung die Schädel XXXI,₄ und A.

Den niedergefichtigen Typ, den Hauschild bei seinen Untersuchungen unter dem Groner Schädelmaterial häufiger antraf als den hochgefichtigen Reihengräbertyp, diesen „Groner Typ“ also, setzte er einmal gleich mit dem „Sion-Typ“ der süddeutschen Reihengräber und zum anderen mit dem Typ des Niedersachsen schlechthin. Vielleicht ist er damit einen Schritt zu weit gegangen. — Der Sion-Typ ist ein dem Hohbergtyp an sich nahestehender, hat aber als wichtigstes Unterscheidungsmerkmal das niedrigere Gesicht. Auch in der Schädelhöhe scheint er etwas mehr zur Niedrigkeit zu neigen als der Hohbergtyp.

Vom „Groner-Typ“¹² aber läßt sich diese Verwandtschaft zu dem süddeutschen Reihengräbertyp nicht so ohne weiteres festlegen. Unbewußt muß Hauschild doch wohl auch eine gewisse Fremdheit des Groner Typs gegenüber dem Nordendorfer empfunden haben, denn er schreibt von dem Ursprung des „reinen Groner-Typs“: „Aus den neolithischen Funden Mecklenburgs geht hervor, daß im Ostorfer Typus zweifellos die Ascendenten des Groner Typus zu erblicken sind.“ — Dazu muß bemerkt werden, daß der „Ostorfer Typ“ aber gegen den eigentlichen Reihengräbertyp recht fremd absticht. Bei einer neuerlichen Bearbeitung des Ostorfer Materiales fiel auch mir anfangs, ohne noch die Arbeiten Hauschilds gelesen zu haben, eine gewisse Verwandtschaft mit dem Groner Typ auf, so daß der Gedanke an eine Abstammung des Groner Typus vom Ostorfer nahelag. Er wurde jedoch wieder aufgegeben. Die Verwandtschaft der Ostorfer zu den Gronern ist doch wohl nur eine mittelbare. Über den möglicherweise gemeinsamen Ursprung beider Typen weiteres zu sagen, würde hier zu weit führen. Das soll deshalb einer weiteren Arbeit vorbehalten bleiben¹³. Es mag hier noch die Beschreibung des Groner Typs, wie sie Hauschild in seiner Arbeit von 1925/26 gibt, angeführt werden: „schmaler hoher Langschädel mit gleichmäßig turvulinem Scheitel, oval-ellipsoider Norma verticalis und pentagonoider Norma occipitalis, niedrigem

¹² Es konnte hier leider nur nach Literatur über den „Groner-Typ“ gearbeitet werden, das gleiche gilt von dem später zu besprechenden „Rosdorfer Typ“. Bekanntlich krankt ja die Literatur meistens an Mangel an Abbildungen. Photos der Groner und Rosdorfer Schädel waren leider den oben angegebenen Arbeiten nicht beigegeben. Das Bildmaterial beschränkt sich auf Zeichnungen, die doch meistens weniger objektiv und deutlich sind als Photos, daneben auch einseitiger. Die Schädel vom Groner und Rosdorfer Typ, die Hauschild in seiner Arbeit von 1925 abbildet, und die hier als Vergleichsphotos herangezogen wurden, sind dem Schädelmaterial von Anderten entnommen und doch vielleicht nicht so ganz „typisch“ wie in den ursprünglichen Grabfeldern. Es sei hier noch erwähnt, daß in der Arbeit über das Grabfeld von Anderten, die erst nach dem Tode Hauschilds erschien, die Beschriftungen „Nordendorfer Typ“ und „Rosdorfer Typ“ beim Druck verkehrtlich vertauscht worden sind.

¹³ G. Asmus. Die vorgeschichtlichen rassistischen Verhältnisse im urgermanischen Raum. Dissertation Kiel. 1937.

längeren Gesicht, chamaeconch, platyrhin¹⁴, prognath, mit starken Augenbrauenwülsten und tief eingezogener Nasenwurzel“. Er schreibt dann weiter: „Merkel hat bei den Rossdorfer Schädeln auf eine entfernte Ähnlichkeit mit den Australierschädeln hingewiesen, ich möchte bei den Groner Schädeln, die wahrscheinlich älter sind und reineren Typ bewahrt haben, ganz besonders noch einmal diese Ähnlichkeit betonen.“

Den „Groner Typ“ findet Hauschild unter den 10 ♂ Schädeln in Grone 3 mal in reiner Ausprägung. Einzelne Merkmale des Groner Typs sind dann unter dem weiteren Schädelmaterial noch anzutreffen. Auch unter der frühmittelalterlichen Bremer Schädelserie findet Hauschild Merkmale des Groner Typs. Er äußert sich darüber „... so daß Groner Typen nur in der Minderzahl, und zwar meist in Mischformen unter dem reichhaltigen Bremer Material verstreut sind.“ Da er der Ansicht ist, „der Groner- oder Siontyp ist der Typ für den Germanen“, geht leider nicht aus der Äußerung über das Bremer Material hervor, ob es sich um Merkmale des Hohberg-verbundenen Sion-Typs oder des eigentlichen Groner Typs handelt. — Jedenfalls ist zu beachten, daß der Groner Typ, wie Hauschild schreibt, hauptsächlich in Mischformen vorkommt. Also auch hier macht sich wie in Anderten eine Abgrenzung des niedergesichtigen Typs bemerkbar.

Es sei fern davon, hier Splittertypen, die die größere Linie sprengen könnten, aufstellen zu wollen. — Wenn man auch mit örtlichen Ausprägungen des niedergesichtigen Typs, mit „Gautypen“, die oft nur wenige Dorfgemeinschaften zu umfassen brauchen, rechnen muß, so scheint doch der eigentliche „Groner Typ“ genug eigene Merkmale zu haben, scheint auch weiter abwärts in früheren Zeiten Anschlußtypen zu besitzen, so daß ihm doch wohl neben den Siontypen in den merowingerzeitlichen Grabfeldern eine eigene Stellung eingeräumt werden muß. (Näheres siehe Dissertation G. Asmus. Kiel 1937.)

¹⁴ Der ältere Ausdruck „platyrhin“ ist heute durch das Wort „chamaerhin“ ersetzt worden.

Nach der Abschweifung in das Gebiet des Groner Typs in seinem Vorkommen an anderen Stellen sowie über seine grundsätzliche Ansetzung nun wieder zum Ausgangsgebiet. — Auch unter dem Schädelmaterial von Holle findet sich der eigentliche Groner Typ, aber im engeren Sinne, als Hauschild diesen Ausdruck gebraucht. Er findet hier seine beste Ausprägung in dem Schädel Mü. VII (Taf. 7). Außerdem wurden einzelne Merkmale dieses Typs an weiteren Schädeln beobachtet. Alles in allem tritt der Groner Typ für Holle als Vertreter der Niedergesichtigkeit nicht so sehr in den Vordergrund. In dem Grabfeld von Holle tritt die Verschiedenheit der beiden niedergesichtigen Typen, des eigentlichen Groner Typs und des Sion-Typs recht gut zutage. — Außer den von Hauschild gemachten Angaben über den eigentlichen Groner Typ fielen bei Mü. VII, als seinem Vertreter in Holle noch die ausgesprochene Flachheit des Nasendaches und der sehr breite, leicht parabolische Zahnbogen des Oberkiefers mit den verhältnismäßig nur wenig abgeschliffenen, starken Zähnen auf, mit Zähnen, die erst nach dem Tode ausgefallen sind. (Soweit sich an Hand der Abbildungen des Groner Typs, die Hauschild in seiner Anderten-Arbeit bringt, Vergleiche ziehen lassen, treffen diese eben noch angegebenen Merkmale auch für den Groner Typ Hauschilds zu; den Maxillo-Alveolar-Index bringt Hauschild leider nicht.) — Gerade dieser letzte Punkt, die starken, gut erhaltenen Zähne scheinen fast ein besonders kennzeichnendes Merkmal zu sein. Betrachtet man dazu den Maxillo-Alveolar-Index (Verhältnis der Breite des Zahnbogens zu seiner Länge), so zeigt sich, daß der Schädel von der Ausprägung des Groner Typs sowie die übrigen Schädel mit Merkmalen dieser Gruppe alle brachyuran (breiter, kurzer Zahnbogen) sind, d. h. sie haben einen Index über 115, ja herauf bis zu 130.—, während alle anderen Schädel (z. T. weit) unter dieser Verhältniszahl bleiben (der niedrigste 96,5). Es fiel weiter die verhältnismäßig „weiche“ Modellierung auf, ein Verstrichensein oder Fehlen winklig abgesetzter Linien, was besonders an dem Oberkiefer, dem Fochbein und den Nasenbeinen sowie in der schwachen Ausprägung

der Fossa canina hervortritt. Sogar der ziemlich deutliche Wulst über der Nasenwurzel zeigt eine gewisse Weichheit der Prägung.

Prognathie (Vorkiefritgkeit), wie Hauschild sie bei seiner Beschreibung des eigentlichen Groner Typs angibt, wurde bei Schädeln, die durch den Groner Typ beeinflusst schienen, unter dem Material von Holle nicht gefunden. Das beruht jedoch nicht auf einer Verschiedenheit der Typen aus dem Grabfeld Holle von den durch Hauschild bearbeiteten Schädeln von Grone und Anderten. Die verschiedene Gradeinteilung des Profilwinkels bewirkte den scheinbaren Unterschied. Hauschild arbeitete noch nach der alten Gradeinteilung, während hier die neuere Gradeinteilung des Profilwinkels (nach Martin) angewandt wurde. Nach der alten Einteilung mußte bei Hauschild noch manches als „prognath“ erscheinen, was nach der neueren Einteilung nicht mehr als vorkiefrig zu werten ist. Hauschild gibt für seine als „prognath“ erachtete Bevölkerung den Mittelwert des Profilwinkels mit $84,3^{\circ}$ — $85,4^{\circ}$ an, einen Wert, der nach der jetzt gültigen Einteilung auf der Grenze des mesognathen bis orthognathen (mäßig gerade bis gerade gerichtet) Kiefers steht. Die Winkelmaße, die von Hauschild angegeben werden, stimmen mit den sich für Holle ergebenden ziemlich überein. Gradkiefritgkeit (8 Schädel)¹⁵ und mäßige Gradkiefritgkeit (8 Schädel)¹⁶, herrschten in Holle vor. Vorkiefritgkeit wurde nur 2 mal (Schädel B—H S 2) angetroffen. Bei Rü. III—XXXI,₄ — XXXI,₂ und A konnte wegen Fehlen des Gesichtschädels der Profilwinkel nicht gemessen werden.

Von dem eben besprochenen, niedriggesichtigen eigentlichen „Groner Typ“ hebt sich der andere niedergesichtige, aus den süddeutschen Reihengräbern schon bekannte, eigentliche „Sion-Typ“ gut ab. Für das Grabfeld Holle findet er wohl seine beste Ausprägung in Schädel VII (Taf. 8). Die Verwandtschaft zwischen dem hochgesichtigen Hohenberg-Typ und dem niedergesichtigen Sion-Typ fällt ohne weiteres auf. Zu der Niedergesichtigkeit des Sion-Typs kommt gegen-

¹⁵ Rü II—Rü VII—XXXII—VII—Rü VI—Rü V—XXXI —Rü—1.

¹⁶ XXX—XXXI,₁ — XXXI,₃ — XV— XXX,₁— XXVI— H. S. 1—Rü. IV.

über dem Hohberg-Typ wohl noch eine leichte Verbreiterung des Schädels. Dadurch wird die relative Schädelhöhe etwas geringer.

In der Literatur über die merowingerzeitlichen Grabfelder Hannovers ist noch der „Rosdorfer Typ“ genannt, ein dem Groner in manchem nahestehender Typ. Merkel¹⁷ kennzeichnet ihn folgendermaßen: „... besonders lang und schmal mit fliehender Stirn, mit niedrigen eckigen Augenhöhlen, mit vorspringendem oberem Augenhöhlenrand, welcher dem Gesicht einen finsternen Ausdruck verleiht, mit sehr kräftigem Unterkiefer, macht einen besonders primitiven Eindruck.“ Hauschild weist bei dem Rosdorfer (s. o.) ausdrücklich auf die entfernte „Australierähnlichkeit“ hin, die Merkel bei dem Groner Typ wahrzunehmen glaubte. Bei den Rosdorfer Schädeln war „nur an 10 Schädeln auch das Gesichtsskelett wenigstens teilweise erhalten und meßbar“. (Hauschild 1919—21). Nach 10 Gesichtsschädeln, die wahrscheinlich doch nicht einmal alle gleich ausgesehen haben, einen Typ aufzustellen, ist doch wohl etwas gewagt. Bei so wenigen Schädeln, zumal innerhalb einer Dorfgemeinschaft, könnte es sich beispielsweise um eine Sippe mit einer gewissen Familienähnlichkeit handeln. — Der Rosdorfer Typ tritt in den hannoverschen Grabfeldern nicht so hervor, wie es anscheinend der Groner tut. Ihm kommt deshalb wohl eine geringere Bedeutung zu, als dem Groner. Ob es sich wirklich um eine andere rassische Beimischung handelt, oder vielleicht nur um einen Familientyp in größerem Umfange, das mögen die Grabungsergebnisse weiterer Reihengrabfelder klären. — Merkel¹⁸ hat nach einem Schädel des Rosdorfer Grabfeldes eine Büste rekonstruieren lassen. Diese Büste, oder doch ein Abguss derselben, ist im Landesmuseum Hannover im Anderten-Saal als niederfächsischer Krieger des 6.—8. Jahrhunderts aufgestellt worden. Irgend etwas Fremdartiges, das diesem Gesicht anhaftet, muß jedem Beschauer auffallen.

¹⁷ M e r k e l, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1908, S. 8.

¹⁸ M e r k e l, Archiv für Anthropologie, Bd. 26, 1900, Rekonstruktion der Büste eines Bewohners des Leinegaaues.

Maßtabelle der Schädel von Hölle.

	Schädelnummer	Größe Hirnflächlänge	Schädelhöhlslänge	Größe Hirnflächbreite	kleinste Stirnbreite	Größe Hinterhauptbreite	Wohlfühl- Stirn- Höhe	Nebenhöhler Frontalbogen	Median- frontale Stirnflächhöhe	Gesichtslänge	Obergesichtsbreite	Nachbogensbreite	Obergesichtshöhe	Foramen Sinterorbitabreite	Orbitallänge	Orbitallbreite	Orbitallhöhe	Stirn- breite	Stirnhöhe	Maxilla- Alveolarlänge	Maxilla- Alveolarbreite	Horizontalumfang über die Glabella	Schädelkapazität	Längen- Breiten- Subbeg	Längen- Höhen- Subbeg	Breiten- Höhen- Subbeg	Sagittaler Frontallindeg	Transversaler Frontallindeg	Obergesichts- Subbeg	Orbitall- Subbeg	Nasale- Subbeg	Maxilla Alveolar- Subbeg	Profil- Winkel	Stirn- Neigungswinkel
♂	Rü II	194	107	136	97	114	146	132	116	107	106	131	75	20	43	34	23	55	(54)	(61)	589	1540	70.1	75.3	107.3	87.6	71.—	57.3	77.3	41.8	113.—	87°	52°	
"	XXXI, 2	175	93	128	86	100	122	118	106	—	99	—	—	—	—	—	—	—	—	—	488	1120	73.1	58.9	100.—	90.2	67.6	—	—	—	—	—	—	53°
"	A	185	95	133	91	108	129	124	111	—	97	—	—	—	—	—	—	—	—	—	506	—	71.9	69.7	97.—	89.5	69.4	—	—	—	—	—	—	49°
"	XXXI, 1	193	108	144	(104)	116	141	139	122	102	111	—	73	25	44	33	26	(57)	53	61	542	1520	74.6	73.1	97.9	95.3	72.6	(56.5)	75.—	(45.6)	115.1	82°	45°	
"	Rü VII	186	100	139	94	(114)	132	131	114	100	104	131	65	25	39	32	24	(50)	53	66	526	1400	74.7	70.8	95.—	87.—	67.6	49.6	82.1	(48.—)	124.6	86°	50°	
"	B	187	95	(146)	95	117	125	120	106	(111)	105	(134)	62	23	41	31	22	(51)	(52)	59	530	—	78.1	62.6	85.7	88.3	65.1	46.3	75.6	52.9	113.5	(75°)	(49°)	
"	VII	191	102	142	102	(110)	142	137	126	(96)	108	134	66	23	42	31	27	(50)	(57)	(55)	537	—	(74.6)	74.4	(100.—)	87.1	71.6	(49.1)	73.8	(54.—)	96.5	87°	48°	
"	XXXI, 3	191	94	142	90	(113)	128	130	112	92	103	136	64	19	41	35	26	48	—	—	531	1440	(74.6)	67.—	89.8	86.2	63.6	47.4	85.4	(54.2)	—	—	82°	46°
"	XXII	191	101	139	98	109	130	129	112	(95)	106	(131)	64	21	40	32	27	52	(48)	61	582	1450	72.8	68.4	93.5	86.8	70.5	49.2	80.—	51.—	127.1	87°	47°	
"	Rü VI	187	101	144	94	117	128	124	108	110	106	—	65	22	44	32	24	49	46	(52)	528	1390	77.—	68.5	87.5	87.1	65.3	(48.1)	72.7	49.—	(113.1)	89°	45°	
"	Rü V	194	100	141	94	113	121	123	109	100	106	131	(65)	22	43	35	27	(54)	—	61	540	1260	72.7	62.4	85.2	88.6	67.6	(49.6)	81.4	50.—	—	—	89°	45°
"	Rü III	191	(100)	141	103	116	124	130	(107)	99	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	536	1440	74.2	64.9	88.—	82.3	73.1	—	—	—	—	—	—	47°
"	XXXI, 4	184	(98)	135	(96)	111	122	125	108	(99)	(102)	—	(66)	—	(41)	(32)	28	(50)	(54)	(61)	513	1220	73.8	66.3	90.4	86.4	71.1	—	(78.1)	(56.—)	(112.9)	—	—	49°
♀	XXVI	190	—	141	105	120	—	134	—	—	113	137	65	24	43	36	26	(54)	50	(60)	531	—	74.2	(71.—)	(95.—)	68.9	74.5	47.5	83.7	48.2	120.—	81°	49°	
"	Rü I	186	103	137	100	115	127	127	109	103	106	—	63	21	(39)	(39)	26	(49)	51	56	521	1340	73.7	68.3	92.7	85.8	73.—	—	82.1	53.1	109.8	85°	48°	
"	5. C. 2	171	89	136	90	113	118	119	103	89	98	119	63	18	40	34	25	(48)	(50)	(65)	492	—	77.3	67.1	86.8	86.6	66.2	52.9	82.—	52.1	130.—	77°	47°	
"	5. C. 1	184	96	127	92	103	125	118	103	96	100	(120)	(60)	21	39	33	25	(44)	(46)	57	506	1200	69.4	68.1	98.4	87.2	72.4	50.—	84.6	56.8	123.9	84°	45°	
"	Rü IV	179	(101)	150	97	113	138	—	—	—	103	136	—	—	—	34	—	—	—	53	59	518	1440	83.8	77.1	92.—	—	64.5	52.2	—	47.2	111.3	84°	45°

Sei nun der „Rosdorfer Typ“ ein eigener oder sei er ein Mischtyp, immerhin ist in dem Grabfeld von Holle ein Schädel (B.), der durch sein „primitives“ Aussehen (Merkel) und durch wirkliche Vorkiefrigkeit auffällt (Taf. 9). Auf ihn trifft im wesentlichen eine Umrißzeichnung der Profilinie im Verlauf des Scheitels, die Merkel (1908) von einem Rosdorfer bringt, zu. Hauschild läßt sich zwar nicht über den „Rosdorfer Typ“ und seine etwaige Zweifelhafteit aus (er behandelt den Rosdorfer Typ nur recht kurz und ohne eine eigene Beschreibung von ihm zu geben), aber in einer Aufstellung der Mittelwerte, die er von verschiedenen Schädelmaßen einiger Grabfelder gibt, stellt er „Grone-Rosdorf“¹⁹ anderen Grabfeldern gegenüber.

Als weiteres rassisches Element finden wir in Holle einen niedergefichtigen, ausgesprochen niedrigschädeligen langköpfigen Typ. Bei dem häufigen Vorkommen in Holland sind diese Typen zeitweilig als „Friesenschädel“ (Virchow) angesprochen worden und heftig umstritten. Es können hier nicht alle die Fragen, die sich an diese niedere Schädelform knüpfen, aufgerollt werden. Soviel steht aber jetzt wohl fest, daß die niedere Schädelform kein allein friesisches Merkmal ist, daß sie sich vielmehr auch in Schleswig-Holstein sowie im nordischen Raum überhaupt findet, wenn auch in Friesland die Höhe wohl besonders gering ist. (Auch in den portugiesischen neolithischen Muschelhaufen ist ein sehr niedrigschädeliger Typ anzutreffen.) — Für Holle wird dieser Typ am besten durch den Schädel Kü. V wiedergegeben (Taf. 10 u. 11). Ausgesprochen langköpfig, verbindet er mit dieser Eigenschaft ein sehr niedriges Gesicht und eine auffallend geringe Schädelhöhe (Längen-Höhen-Index!). Auffallend ist auch die sehr fliehende Stirn. Der Verlauf der Median-sagittalkurve (Scheitelverlauf) ist ziemlich gleichmäßig gewölbt und ohne besondere Knickungen der Linienführung. Die Augenhöhlen machen einen für das niedrige breite Gesicht „großen“ Eindruck.

Es wurden in dem eben Gesagten nur die Schädel herausgestellt, die für die anthropologische Zusammen-

¹⁹ Hauschild, Zeitschrift f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 21 S. 382.
Nachrichten 1938

setzung des Grabfeldes Holle bezeichnend waren. Zwischen diesen Typen finden sich nun die verschiedensten Übergänge. Während in Holle der Hohberg- und der eigentliche Groner Typ, sowie deren einzelne Merkmale nur verhältnismäßig wenig vertreten waren, nehmen Vertreter des Sion-Typs und das vorhin beschriebene niedrigschädelige bedingt „friesische“ Element, sowie besonders die Übergänge zwischen diesen beiden letztgenannten den größten Raum ein.

Wie wir schon anfangs in dem häufigen Vorkommen niederer Schädel gesehen haben, scheint die Beimengung niederschädeligere Wesenheit für das hier bearbeitete Holler Material eine große Rolle gespielt zu haben. Da man die niedrige Schädelform wohl in gewissem Sinne als „nordisch“ ansprechen kann, (hier in erster Linie regional nach dem häufigen Vorkommen aufzufassen!) kann es einen nicht wundernehmen, wenn die Niedrigköpfigkeit in der Merowingerzeit als ein weit verbreitetes Merkmal in Niedersachsen anzutreffen ist.

Wir haben gesehen, daß bisher fast jedes Grabfeld der merowingischen und der karolingischen Zeit in Hannover seine Besonderheit hatte. Aus diesem Befund darf man wohl schließen, daß die Bevölkerung Niedersachsens in Gebiete zerfiel, für die jeweils ein bestimmter „Gautyp“ bezeichnend war. Das heißt, bei einer gemeinsamen rassistischen Zusammensetzung, die sich in allen bisher bekannten Grabfeldern Niedersachsens findet, muß man hier und da je nach Siedlung und Wanderung mit besonderer Ausprägung des einen oder anderen Typs oder mit der Häufung bestimmter Merkmale einer der Gruppen, die die ganze Bevölkerung ausmachen, rechnen.

Die Untersuchungen des Grabfeldes Holle haben erneut die Ergebnisse Hauschilbs bestätigt. Auch hier finden wir das Überwiegen des niedergesichtigen Langschädels über das Vorkommen des hochgesichtigen. Während Hauschild noch schloß, der niedergesichtige Typ, den er in Grone, Rosdorf und Anderten antraf, sei als verhältnismäßig einheitlicher „Niedersachsentyp“ anzusehen, ergab diese Arbeit, daß doch wohl unter den niedergesichtigen Langschädeln Niedersachsens besser mehrere Typen unterschieden würden:

1. der eigentliche Groner Typ, 2. der dem Nordendorfer oder Hohberg-Typ ähnliche aber niedergesichtige Sion-Typ und 3. der aus den holländischen Terpen sowie aus dem Bremer Material bekannte bedingt friesische.

So tragen jedes Grabfeld, das neu gefunden wird, und letzten Endes jeder einzelne Schädel dazu bei, alle die Fragen klären zu helfen, die sich ergeben, wenn man den tiefsten Wurzeln rassischer Wesenheit eines Volkes nachgehen will.

An dieser Stelle möge noch einmal der Leitung des Landesmuseums Hannover für die Überlassung der Bearbeitung des aufschlußreichen Holler Schädelmaterials gedankt sein, ebenso wie für das großzügige Entgegenkommen, das Herr Prof. Dr. Jacob-Friesen und Herr Dr. Schroller der Bearbeitung entgegenbrachten, indem sie technische Schwierigkeiten weitgehend aus dem Wege räumten.

Literaturverzeichnis

- Barge, J. A. Beiträge zur Niederländischen Anthropologie (Ztschr. f. Morphologie u. Anthropol. Bd. 16. 1914).
- Fürst, E. M. Indertabellen zum anthropometrischen Gebrauch. Jena 1902.
- Gildemeister, Ein Beitrag zur Kenntnis nordwestdeutscher Schädelformen. (Arch. f. Anthropol. 1879. Bd. 11).
- Günther, S. R. F. Rassenkunde des Deutschen Volkes. München 1933.
- Hauschild, M. W. Die Göttinger Gräberschädel. Ein Beitrag zur Anthropologie Niedersachsens. (Ztschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 21. 1919/21).
- Die Menschlichen Skelettfunde des Gräberfeldes von Anderten bei Hannover. (Ztschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 25 1925/26).
- Sis u. Rütimayer. Crania Helvetica Basel 1864.
- Hölder, B. von. über die in Deutschland vorkommenden von Herrn Virchow den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen. (Arch. f. Anthropol. Bd. 12. 1880).
- Roenen, A. von. über prähistorische Funde dicht bei Göttingen. (Monat. d. Kgl. Ges. d. Wissensch. Göttingen 1884).
- Martin, R. Lehrbuch der Anthropologie. 1928.
- Merkel, Fr. Die bei den Ausgrabungen in Grono gewonnenen Schädel (Corresp. Ges. f. Anthropol. Bd. 39. 1908).
- Rekonstruktion einer Büste eines Bewohners des Leinegaues (Arch. f. Anthropol. Bd. 26. 1900).
- Müller Die Rostorfer Reihengräber (Hannover 1878).

- Reche, D. Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen. (Arch. f. Anthropol. Bd. 35. 1908/09).
— Rasse und Heimat der Indogermanen. (München 1936).
- Regius, G. Crania Suecica Antiqua (Stockholm 1900).
- Scheidt, W. Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. (München 1924).
- Schütz, A. Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder (Arch. f. Anthropol. Bd. 35 u. 36, 1909 u. 1910).
— Die steinzeitlichen Schädel des Großherzoglich. Museums in Schwerin. (Arch. f. Anthropol. Bd. 35, 1909).
- Spengel, Katalog der anthropologischen Sammlung in Göttingen (Braunschweig 1874).
- Birchow, R. über eine niedere Schädelform in Norddeutschland (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthropol. 1874).
-

Ein Vorschlag zur Verdeutschung des Wortes „Retusche“.

Von

Prof. Dr. R. H. Jacob = F r i e s e n.

In erfreulichem Maße mehren sich in letzter Zeit die Versuche, fremdsprachige Fachausdrücke durch deutsche zu ersetzen, ich erinnere nur daran, daß der von Hans Seger vorgeschlagene Ersatz „Hortfund“ für „Depotfund“ sich in kürzester Zeit eingeführt hat.

In der steinzeitlichen Werkthätigkeit wird für die Überarbeitung von Klingen, Abspalten und Platten aus Feuerstein und diesem verwandten Gesteinen immer noch das Wort „Retusche“ gebraucht. Allerdings hat man schon früher versucht, dieses Fremdwort durch ein deutsches Wort zu ersetzen. So schlug schon Virchow das Wort „Denglung“ vor. Aber das ist nicht glücklich, denn der Begriff „Dengeln“ ist festgelegt für eine Arbeit, die durch Dünnerhämmern einer Metallschneide diese schärft. Schweinfurth trat für das Wort „Randschärfung“ ein. Aber nicht jede Retusche ist eine Randschärfung, denn wir haben ja auch Oberflächenretuschen und Schutzretuschen, die mit der Schärfung eines Randes nichts zu tun haben. Klaatsch gebrauchte den Ausdruck „Schartung“, aber unter einer Scharte verstehen wir eine durch den Gebrauch entstandene Lücke in einer Schneide, so daß auch dieses Wort der steinzeitlichen Werkthätigkeit nicht gerecht wird.

Mir scheint es überhaupt, als ob ein hochdeutscher Ausdruck als Ersatz für das Fremdwort nicht recht geeignet ist, denn die hochdeutschen Ausdrücke sind meistens eben schon seit langem für eine ganz bestimmte Thätigkeit neuzeitlicher Art festgelegt. Ich sah mich deswegen im Blatt-

deutschen nach einem Ersatz um und schlage nach Rücksprache mit Dr. H. Janßen von der Forschungsstelle „Niederdeutsches Wörterbuch“ der Universität Göttingen für „Netuschieren“ den Ausdruck „Billern“ und für „Netuschierung“ das Wort „Billerung“ vor. Hochdeutsche Wörterbücher verzeichnen „Bille“ als Hacke oder Pickel, im Mittelhochdeutschen ist die Bezeichnung für Steinhaue üblich und im ostfriesischen Wörterbuch von ten Doornkaat Koolman (1879) wird das Wort „Billen“ erklärt: „Die Mühlsteine mit der Bille be- oder aushauen, bezw. sie mit Kerben versehen“. In „Bille“ und „Billen“ steckt nach H. Janßen ein germanischer Stamm „bilja“ und eine indogermanische Wurzel „blil“ mit der Bedeutung „spalten“. Da nun „billen“ und „Bille“ im Niederdeutschen für eine neuzeitliche Werttätigkeit gebraucht werden, empfiehlt es sich, die Iterative (Wiederholungsformen) „Billern“ für „Netuschieren“ und „Billerung“ für „Netusche“ einzuführen.

Bücheranzeigen.

Albrecht, Christoph. Das Römerlager in Oberaden und das Uferkastell in Beckinghausen an der Lippe. Veröffentlichungen aus dem Städt. Museum für Vor- und Frühgeschichte Dortmund. Band II. 4^o, 82 S. mit 15 Abbildungen im Text, 59 Bildtafeln und 1 Karte. Dortmund 1938. Verlag Fr. Wilh. Ruhfus.

Den unermüdlichen Forschungen von D. Prein ist es gelungen, im Jahre 1905 am linken Ufer der Lippe in der Nähe von Oberaden ein großes Römerlager und später noch das zugehörige Uferkastell aufzufinden. Er war durch Flurnamen, örtliche Sagen, alte Straßenzüge und vor allen Dingen durch sorgfältige Beobachtung des Geländes zu der Überzeugung gekommen, daß die nordwestlich von Oberaden gelegene Anhöhe, die heute noch im Volksmunde die Bezeichnung „Burg“ trägt, ein Kastell gewesen sein muß.

Probeschürfungen bestätigten die Richtigkeit seiner Annahme, und nachdem Museumsdirektor Baum aus Dortmund im Jahre 1906 den größten Teil des Geländes gepachtet hatte, fanden dort bis zum Jahre 1914 regelmäßige Untersuchungen statt, die dann aber erst im Jahre 1937 wieder aufgenommen wurden. In der gesamten Fachwelt wurde es lebhaft bedauert, daß die wichtigen und zum Teil einzigartigen Funde, die Baum gehoben hatte, nicht veröffentlicht wurden. Jetzt nach Baums Tode unterzog sich Albrecht dieser gewiß nicht sehr einfachen, aber höchst dankenswerten Aufgabe. Er selbst lieferte den Beitrag über den Bodenbefund im Haupt- und Uferkastell. Die Münzfunde bearbeitete Kurt Regling, die Sigillaten und Inschriften August Dzé. So liegen als erste Lieferung schon wichtige Ergebnisse vor, und es ist zu wünschen, daß die weiteren Bearbeitungen recht bald und ebenso ausführlich erfolgen.

Jacob = Friesen.

Arnß, S. Die Runenschrift. Ihre Geschichte und ihre Denkmäler. 8^o, 122 S. mit 31 Taf. Halle/Saale 1938. Max Niemeyer-Verlag.

Nach dem großen und ausführlichen Handbuch der Runenkunde (besprochen in unseren Nachrichten 1935) gibt Arnß jetzt eine knapp gehaltene, aber doch alles Wesentliche enthaltende volkstümliche Darstellung. Dies ist ein höchst verdienstliches Unternehmen; denn gerade auf dem Gebiete der Runenkunde herrschen bei uns noch viel zu viele unklare Vorstellungen, und des Verf. Ausführungen stehen auf der Höhe der Wissenschaft, so daß jeder, der sich über einen Punkt der Runenkunde nicht klar ist, sich einwandfreie Auskunft verschaffen kann. Eine höchst erfreuliche Bereicherung des Textes stellen die glänzend wiedergegebenen Abbildungen auf den Tafeln dar.

Jacob = Friesen.

Barthel, Waldemar u. Azenbeck, Carl. Handlexikon der deutschen Vorgeschichte. Zweite, erweiterte Auflage. Durchgesehen und in wesentlichen Teilen nach neuesten Ergebnissen überarbeitet und ergänzt von Dr. Waldtraut Bohm. 8°, 432 S. mit vielen Abbildungen im Text. Verlagsanstalt Wilhelm Kitzl, München 1938.

Ein kurz gefasstes Handbuch in Lexikongestalt fehlte in unserem Schrifttum bisher noch, namentlich als Hilfsmittel zur Vorbereitung für den Unterricht. Das vorliegende Werk bemüht sich, in kurzen Einzelbeiträgen Erläuterungen der Begriffe zu geben. Im allgemeinen darf die Anlage des Werkes als gelungen bezeichnet werden. Die Durcharbeitung der einzelnen Aufsätze muß aber noch strenger erfolgen. Wenn z. B. in dem Beitrag „Megalithgräberkultur“ als einzige Literaturangabe das Fests von Dienau über die Megalithgräber der Lüneburger Gegend vom Jahre 1914 angegeben wird, so kann man dies nicht als Hinweis auf die wichtigste und neueste Literatur bezeichnen. Bei dem Kapitel „Keramik“ fehlt leider jeder Hinweis auf die so überaus wichtigen neueren und grundlegenden Arbeiten, und so ließe sich im Einzelnen noch Vieles anführen, was bei einer Neuauflage sicherlich leicht gebessert werden kann.

Jacob = Friesen.

Buttler, W. Der donauländische und der westliche Kulturkreis der jüngeren Steinzeit. Band 2 des Handbuches der Urgeschichte Deutschlands. 8°, 98 S. mit 32 Abb. im Text, 24 Tafeln und 5 Karten. Berlin und Leipzig 1938. Verlag Walter de Gruyter & Co.

Das Handbuch will ein Wegweiser sein nicht nur für die Fachwissenschaftler, sondern es will sich darüber hinaus auch an die Freunde der Vorgeschichtswissenschaft wenden. „Man soll aus ihm ersehen, wie der Stand der Urgeschichtswissenschaft heute ist, welche Erkenntnisse als fest begründet gelten können und was noch der Klärung bedarf...“ Im Gegensatz zu anderen volkstümlichen Darstellungen wird der Leser auch weitgehend in noch offene Probleme eingeführt. Dazu werden ihm die zur Verfügung stehenden Quellen weitgehend durch eingehende Beschreibung und gute Abbildungen — 24 Tafeln und 32 Textabbildungen — vor Augen geführt. Sorgfältige und übersichtliche Tabellen erleichtern das Verständnis der chronologischen Ergebnisse. Farbige Karten geben Aufschluß über die Verbreitung der einzelnen Kulturgruppen.

Buttler behandelt zuerst den donauländischen Kulturkreis neben der eigentlichen Bandkeramik mit ihren Untergruppen und Entwicklungsstadien. In ihn sind nach eingehender Begründung die verschiedenen Erscheinungsformen der Rössener Kultur einbezogen.

Nach einer Betrachtung der zur Verfügung stehenden Quellen, den Hinterlassenschaften aus Siedlungen und Gräbern, folgt als Wesentlichstes eine Betrachtung der Kulturverhältnisse. Die großen Siedlungen

der Bandkeramik mit den bekannten Kurvenkomplexbauten als Wohnhäusern und den riesigen rechteckigen Scheunen, die der Verf. in Köln-Lindenthal z. T. selbst ergraben hat, werden in anschaulichen Abbildungen vorgeführt. Von den Kurvenkomplexbauten heben sich die zumeist rechteckigen Wohnhäuser der Rößener Kultur ab. Sodann werden die gesellschaftliche Schichtung der Bauernbevölkerung sowie Handel und Verkehr eingehend dargestellt, soweit sie sich aus den Funden erschließen lassen. Nachdem die Zeitstellung der verschiedenen Gruppen erläutert ist, folgt der wichtige Abschnitt über die nach den Quellen möglichen historischen Schlußfolgerungen. Auch die völkische Zugehörigkeit des donauländischen Kreises wird erörtert, endgültiges darüber kann nach dem heutigen Stand aber trotz vieler Vorarbeiten noch nicht gesagt werden. Der Verfasser betont die Bedeutung der donauländischen Kulturen für die Entstehung des Bauertums in Süd- und Ostdeutschland. „Alle spätere Hochkultur konnte nur auf Grund eines festhaften Bauertums erwachsen. So lebt das Werk der Bandkeramiker fort in den Kulturen Alteuropas, dessen Kenntnis uns der Spaten erschlossen hat.“

Der westliche Kulturkreis hebt sich deutlich von der donauländischen Gruppe ab, mit deren jüngerer Entwicklung er gleichzeitig ist. Er ist hauptsächlich in Westdeutschland verbreitet. Eine Hauptgruppe dieses Kulturkreises stellt die bekannte Michelsberger Kultur dar, deren Siedlungen in den Pfahlbauten und den großen Befestigungen bekannt geworden sind. Die Häuser sind meist im Rechteckbau ausgeführt. Sie konnten nach den vorzüglich in Holz erhaltenen Bauten der Moorsiedlungen und Pfahlbauten wiederhergestellt werden. Diese Siedlungen haben uns eine reiche Zahl von Werkzeugen aus organischen Stoffen geliefert. Weiterhin sind wir durch die erhaltenen Knochenreste über die Haustiere bestens unterrichtet. Auch im westlichen Kulturkreis herrscht bäuerliche Lebensform. Nicht weniger als 10 Getreideforten wurden angebaut, drei Arten von Gerste, fünf Weizen- und zwei Hirsearten, auch Obst und Gemüse wurden angebaut. Die Veredelung des Apfels wurde wahrscheinlich hier vollzogen. Auch in die Textilkunst wird durch glückliche Funde ein Einblick gewährt. Nach der chronologischen Auswertung der Funde, die sich erfreulicherweise weniger auf typologische Schlußfolgerungen stützt, als auf die Fundverhältnisse, folgt ein Ueberblick auf die aus den Funden möglichen Ergebnisse über die Geschichte des westlichen Kulturkreises, die jedoch infolge der Eigenart des Fundstoffes und mangels geeigneter Grundlage durch ausgebehnte Grabungen nur dürftig sein können.

Das Buch erfüllt seinen Zweck, den augenblicklichen Stand der Forschung darzustellen, vollauf. Darüber hinaus wird erstmalig ein zusammenfassender Überblick über die behandelten urgeschichtlichen Quellen gegeben. Das Wichtigste aber ist der Versuch, die Kulturverhältnisse und die Geschichte der bäuerlichen Kulturen zu erschließen. In dieser Hinsicht füllt das Werk eine bisher sehr bemerkbare Lücke aus. Es führt von der Betrachtung des toten Fundstoffes zu einer lebendigen Kultur- und Geschichtsdarstellung.

A. G e n r i c h .

Fuchs, Siegfried. Die langobardischen Goldblattkreuze aus der Zone südwärts der Alpen. 8°. 98 S. mit 21 Abb. und 37 Tafeln. Verlag Gebrüder Mann, Berlin 1938.

Leider fehlt ja immer noch eine eingehende Würdigung der in Italien zutage getretenen germanischen Denkmäler der Völkerwanderungszeit. Aber die vorliegende Arbeit bringt doch wenigstens einen sehr wichtigen Ausschnitt, indem sie die langobardischen Goldblattkreuze eingehend untersucht. Der Verfasser konnte eine Reihe fest datierter und datierbarer Goldkreuze nachweisen, wobei er eine Frühgruppe von 572—627, eine Übergangsgruppe von 627 bis 675 und eine Spätgruppe von 675 bis 774 aufstellt. „Die Bedeutung der hier behandelten Fundstücke aber liegt zu einem Teil darin beschlossen, daß sie klarer als alle anderen zeigen, wie äußerlich und oberflächlich die in der späteren Völkerwanderungszeit überall zu beobachtende Aufnahme christlicher Vorstellungen durch das Germanentum selbst bei den Langobarden, als dem Volk, das die am meisten gefährdete Stellung inne hatte, auf lange Zeit hinaus geblieben ist. Der ganze Reichtum heidnisch germanischer Zierformen entfaltet sich auf diesen Goldflächen zunächst ganz unbeschwert von kirchlichem Gedankengut, und auch das christliche Sinnbild selbst, das man allmählich zu verwenden sich gewöhnte, ist zweifellos nicht viel anders betrachtet worden, als die alten Heilszeichen.“

Jacob-Friesen.

Gaerte, W. Beiträge zur Sinnbildforschung. 8°. 57 S. mit vielen Abbildungen im Text. Königsberg 1938. Kommissionsverlag Gräfe und Unzer.

Gewissermaßen als Nachtrag zu seinem in unseren „Nachrichten“ (Heft 10) schon besprochenen Werke, „Altgermanisches Brauchtum auf nordischen Steinbildern“, bringt G. jetzt eine Reihe von kurzen Aufsätzen gesammelt heraus, in denen er verschiedene Symbole, wie das des Landerwerbes, der Herrschaft, der Speerfurch, der Sonne mit der Hand, des Fürsten und des Kriegers, des Regens, der Hängefische u. f. f. erklärt und aus dem Brauchtum älterer und neuerer Zeit ableitet.

Die Gedanken, die er vorlegt, sind zweifellos neu und sehr beachtenswert, obwohl wir uns alle darüber klar sein müssen, daß gerade auf diesem Gebiete das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Aber nur eine dauernde Beschäftigung mit diesen Fragen kann uns weiterbringen, und so begrüßen wir auch diese beachtenswerten Darstellungen.

Jacob-Friesen.

Grahmann, Rudolf u. Zoh, Lothar. Quartär, Jahrbuch für Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen. Erster Band. 8°. 196 S. mit XXI Tafeln und vielen Textabbildungen. Verlag Walter de Gruyter und Co., Berlin 1938.

Die Fragen, die durch besonders glückliche Funde sich gerade wieder in neuester Zeit sehr stark mit der Altsteinzeit beschäftigen, verlangen eine Veröffentlichungsmöglichkeit, in der die Fachmänner von den ver-

chiedensten Richtungen her, seien es nun Urgeschichtsforscher oder Geologen, Paläontologen oder Paläobotaniker, Anthropologen oder Geographen die Wechselbeziehungen ihrer Wissenschaftszweige darlegen können. Der vorliegende erste Band des „Quartär“ erfüllt diese Forderungen vollauf und läßt eine gedeihliche Entwicklung des verdienstlichen Unternehmens erhoffen.

Unter den vielen, aus den wichtigsten Ländern Europas zusammengetragenen Arbeiten interessiert uns in erster Linie der Aufsatz von Zoß über den gegenwärtigen Stand der Altsteinzeitforschung in Deutschland, in dem auch unsere Funde von Hannover-Döhren ihre Würdigung finden.

Jacob-Friesen.

Gummel, Hans. Forschungsgeschichte in Deutschland (Erster Band des Werkes: Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde. Herausgegeben von R. S. Jacob-Friesen). 8°. XII, 483 Seiten. Mit 4 Textabb. und 16 Tafeln. Berlin 1938. Walter de Gruyter & Co.

„Jede Wissenschaft wird in ihrem Aufbau und in ihren Arbeitsgängen nur dann richtig erkannt werden können, wenn auch die weitverzweigte Geschichte aller ihrer Bestrebungen dargestellt ist. Die Beschäftigung mit der Forschungsgeschichte bildet die beste Einführung in eine Wissenschaft.“

Mit diesen Worten eröffnet der Herausgeber der Sammlung R. S. Jacob-Friesen, der Verfasser der „Grundfragen der Urgeschichtsforschung“, eine Buchreihe, die, wie er selbst mit berechtigtem Stolz sein Vorwort zum ersten Bande schließt, „durch die Zusammenarbeit der wichtigsten Staaten der Erde eine Kulturtat von völkerverbindender Bedeutung sein wird“.

Der erste Band dieses Werkes liegt nun in stattlichem Umfange vor. Er gibt die Geschichte der Urgeschichtsforschung in Deutschland und bildet einen wahrhaft glanzvollen Auftakt. Wohl kaum ein anderer Forscher hätte diesen Band besser schreiben können, als gerade Gummel. Und das aus zwei Gründen.

Zum einen hat der Verfasser in einem gut Teil seiner bisherigen Arbeit sich bemüht, jene entzagungsvollen Mühen auf sich zu nehmen, deren gar mancher Ausgräber, Museumsmann und Publizist enthoben zu sein glaubt: nicht nur das Selbstergrabene Ausgangspunkt weiterer Forschung sein, sondern auch den älteren Funden ihr Recht werden zu lassen, ihre Fundzusammenhänge zu klären, und damit ermeßlichen Fundstoff für die Wissenschaft zu retten. Hiervon legt gar mancher Aufsatz in diesen Heften, sowie Eberts Reallexikon Zeugnis ab, wie auch das vorbildliche Schrifttumsverzeichnis der urgeschichtlichen Literatur Hannovers aus den Jahren 1893—1923, das 1927 erschien und im ersten Heft dieser Nachrichten auf Seite 110 von Sprockhoff eine schöne und gerechte Würdigung erfuhr. Zum anderen ist der Verfasser ein Mann, der, über allem Sader erhaben, die politischen Aufgaben der Forschung sieht und die Verdienste der Männer, die Zeit ihres Lebens und heute

wie stets der Gemeinschaft dienend, die Forschung vorwärts treiben. Diese beiden Eigenschaften: die Aufgeschlossenheit für die Arbeiten früherer Generationen und der wache, gerechte Blick in die Gegenwart befähigten den Verfasser, die Arbeit in Angriff zu nehmen, die nunmehr nach 4 Jahren eingehender Forschung abgeschlossen vor uns liegt, und die ihm die Mitwelt als eine wahrhaft völkische Tat anrechnen wird. Das Werk enthält zwei Hauptteile, von denen der erste den vorwissenschaftlichen Abschnitt unserer Forschung und der zweite den wissenschaftlichen Abschnitt behandelt.

Die deutsche Urgeschichtswissenschaft beginnt mit Johann Gustav Gottlieb Büsching, dem Zeitgenossen Goethes. Das hat Gummel überzeugend nachgewiesen. Virchow war ihr Neubegründer und Rosinna brachte die Schilderhebung dessen, was uns die Kunde von deutscher Vorzeit als Wegbereiterin völkischer Freiheit im Nationalsozialismus ist.

Die Anlage der einzelnen Abschnitte ist so überzeugend nach der Systematik Jacob-Friesens untergliedert, daß der Fortschritt unserer Wissenschaft in ihren Problemstellungen und ihren einzelnen Arbeitsrichtungen klar wird, wobei gleichzeitig auch ein schönes Licht auf die benutzte Systematik fällt. Dadurch, daß auf diese Weise manche Einzelheit unter anderer Beleuchtung in einem anderen Zusammenhange wieder auftritt, wird eine große Klarheit und ein tiefer Eindruck erzielt.

Einzelheiten können hier nicht genannt werden, dazu ist zu viel Stoff verarbeitet worden. Wohlthuend berührt die sichere Unbestechlichkeit des Urteils über die älteren, wie Gummel zeigt, oft zu unrecht geschmähten Männer um Lindenschmit. Die Wärme, mit der der Verfasser für ihn und seine Freunde eintritt, ihre Vaterlandsliebe und ihr Deutschtum aus ihren eigenen Worten leuchten läßt, wird dankbar empfunden werden müssen von allen, die deutscher Wissenschaft ihr Leben weihen. —

An das Buch ist ferner eine Sammlung von Lebensabrissen der bedeutendsten Forscher angehängt, die nur freudig aufgenommen werden kann.

Das ganze Werk ist bei der Fülle der Einzelheiten von durchaus klarer Anordnung. Das Gefühl der Sicherheit begleitet den Leser stets und wird verstärkt durch knappe Rekapitulationen des Vorhergehenden zu Beginn und zum Ende jedes Abschnittes.

Wem zu viel Anmerkungen vorhanden sind, dem seien Worte Sebbers gesagt, die er in seiner Besprechung „Schillers Briefwechsel mit Körner“ schreibt:

„Leuten, die dadurch, daß sie nicht gleich beim erstenmal alles herausnehmen können, in ihrem Genuß gestört werden, ist nicht zu helfen; ... die Überladung geht nie aus der Masse des aufgewandten Reichtums hervor, einzig und allein aus der Art, wie er gebraucht wird. Vermißt man zwischen der Einzelheit und der Totalität die notwendige Beziehung, so ist sie (die Überladung. R.) auf der Stelle da, und fände sich zwischen Millionen von Ziegelsteinen auch nur ein einziger blank geschauerter Pfennig.“

Der Rezensent glaubt sein Urteil über dieses dem Verfasser, wie dem Herausgeber, gleich würdige Buch nicht besser beschließen zu können, als wenn er sagt, daß er — im Sinne Sebbels — keinen blank geseuerten Pfennig darin gefunden habe.

Gerhard Körner.

Hamm, Fritz. Einführung in Niedersachsens Erdgeschichte. 8°. 333 S. mit 141 Abbildungen im Text. Hildesheim und Leipzig 1938. August Lag, Verlagsbuchhandlung.

Eine Erdgeschichte Niedersachsens in allgemein verständlicher Form fehlte uns seit langem. Hamm's „Einführung“ bietet nunmehr alle Unterlagen, die der Heimatfreund sucht, um aus dem Werden der Erdstufen, sowie deren Pflanzen und Tiere auch die heute zutage tretenden Oberflächengestalten und deren Aufschlüsse zu erkennen. Für den Urgeschichtsfreund sind natürlich die Ausführungen über Diluvium und Alluvium von besonderer Bedeutung und hier zeigt sich, wie in der gesamten Darstellung das große pädagogische Geschick des Verf., der es versteht, die gewiß äußerst verwickelten Vorgänge in klarer und sachlicher Form darzustellen. So wird Hamm's „Einführung in Niedersachsens Erdgeschichte“ mit zu dem wichtigsten Rüstzeug des Heimatforschers gehören müssen.

Jacob-Friesen.

Hoffmann, Hugo. Die Gräber der jüngeren Bronzezeit in Holstein. Vor- und frühgeschichtliche Untersuchungen aus dem Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. (Neue Folge 2.) 8°. 100 S. mit 7 Karten und XV Tafeln. Neumünster in Holstein 1938. Karl Wachholz Verlag.

Durch eine alle wesentlichen Kulturgüter eingehend behandelnde Untersuchung hat H. in die zahlreich aufgetretenen Gräber der jüngeren Bronzezeit in Holstein Klarheit gebracht. In bezug auf die Periodeneinteilung konnte er feststellen, daß Splieth, dem wir die erste Zusammenfassung bronzezeitlicher Funde in Schleswig-Holstein verdanken, eine Stufe übersehen hat, die vor allem durch die Nadeln mit profiliertem Kopf und die trapezoiden Rasiermesser gekennzeichnet wird, und die Hoffmann nunmehr Periode VI nennen möchte, wobei sie dann der neunten Periode des dänischen Schemas nach Broholm entsprechen würde. Besiedlungsgeschichtlich (dieser Ausdruck ist logischer als „Siedlungsgeschichtlich“, denn eine Siedlung ist nur eine einzige Niederlassung der gesamten Besiedlung) stellt der Verf. für die jüngere Bronzezeit einen Schwerpunkt in Dithmarschen fest, der sich stark von dem Fundmangel der dritten Periode abhebt. Er glaubt demgemäß an eine Einwanderung, die besonders stark in der fünften Periode eingesetzt haben muß, und die er aus Jütland herleitet. Für seine sechste Periode glaubt er an eine starke Abwanderung, die nicht nur Holstein sondern auch Nordjütland und die dänischen Inseln entvölkert hat.

Jacob-Friesen.

S u c k e, Karl. Tonware und Siedlung der Slawen in Wagrien. Vor- und frühgeschichtliche Untersuchungen aus dem Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. (N. F. 3.) 8° mit 7 Abb. i. Text u. 16 Tafeln. Neumünster in Holstein 1938. Verlag Karl Wachholtz.

Während am Ausgang der frühgeschichtlichen Zeit die Germanen sich besonders als Metallkünstler hervortaten und wenig Wert auf die Keramik legten, sind die Slawen, die damals noch größere Teile Deutschlands bewohnten, auf dem Gebiet der Tongefäßkunst führend, wobei sie durch Zusammenstellung der einzelnen Verzierungsmotive große Erfindungsgabe und gewissen Geschmack verraten. Leider waren wir über die chronologische Ansetzung der slawischen Keramik bisher nicht besonders gut unterrichtet. S. untersucht nun die Funde, die aus dem Besiedlungsgebiet der Altflawen in Wagrien stammen, das, von den Obotriten bewohnt, sich wie ein Keil als nördlichster Ausläufer des altflawischen Siedlungsraumes mitten in urgermanisches Gebiet hineinschiebt. Im Zusammenhang mit den Nachrichten frühmittelalterlicher Geschichtsschreiber kommt er zur Aufstellung von drei Gruppen der Tonwaren, die sich nach Form und Verzierung wesentlich unterscheiden. Gruppe I (Stempelkeramik) von 800—1000, Gruppe II (geteilt in A und B) von 1000—1100 und Gruppe III (nach 1100). Wichtige Anhaltspunkte für die Datierung bilden auch die Münzen, die in den Hack-silberfunden auftreten, und unter denen besonders die kufischen Münzen zeitbestimmend sind. Diese wurden vor allen Dingen durch die Wikinger verbreitet und stellen so Belege für den nordgermanischen Einfluß auf Wagrien dar.

Jacob-Friesen.

J ä n i c h e n, Hans. Die Wikinger im Weichsel- und Obergerbiet 8°, 153 mit 2 Abbildungen im Text, 8 Tafeln und 1 Karte. Verlag Rabißsch 1938. Leipzig.

Die jüngere Vorgeschichtsforschung hat eine Fülle wikingischen Fundmaterials verschiedensten Ursprungs vorgelegt. Dabei war, abgesehen von einigen sicher bezeugten Fundkomplexen, nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob es sich um Urkunden wikingischer Siedlung oder nur um wikingischen Fundstoff handele, der durch Handel und Verschleppung in das weitgespannte Einflußgebiet des Nordens gelangt war.

Eine Untersuchung aller Komponenten, die zur Klärung dieser Frage beitragen können, setzt sich Jänichen zum Ziel. Er zieht neben dem archäologischen, listenmäßig gut erfaßten Fundmaterial das nordische Schrifttum und die historische Überlieferung weitgehend heran. Dabei sind die Nachrichten über slawische und nordische Geschlechter und Einzelpersonen in den Rahmen der Untersuchung einbezogen worden.

Die Wurzeln des wikingischen Einflusses südlich der Ostsee vermutet Jänichen in einer restgermanischen Bevölkerung. Diese Annahme des Verf. ist durch archäologisches Fundmaterial nur schwach gestützt. Jänichen verweist jedoch auf germanische Reste vorflawischer

Zeit in weiteren Gebieten Europas (Schlesien, Böhmen, Ungarn usw.). Zur Unterbauung seiner Annahmen verweist er auf das Fortleben germanischer Ortsnamen im Slawengebiet. Besonderen Wert legt er auf die Tatsache, daß Weichselgoten archäologisch noch im 6. u. 7. Jahrhundert n. Chr. zu erfassen sind. Sie werden durch „Frühwikingen“ abgelöst, bis im 9. Jahrhundert die eigentliche Wikingerzeit anbricht.

Die Sichtung des wikingischen Materiales ergibt einen besonderen Schwerpunkt im Osten. Hier gibt wohl der wichtige Handelsweg nach Byzanz über die russischen Ströme den wesentlichen Ausschlag. — Das Wikingertum ist aber nur als dünne Herrenschicht nachzuweisen, die infolge des Fehlens des Nachschubes von der Heimat her bald ihren ursprünglichen Charakter aufgeben muß.

Das Oder- und Weichselgebiet betrachtet J. vorwiegend als eine Kontaktzone, in die immer wieder durch die Schifffahrt (Küstengebiet), durch Handel und Handwerk auch in die Gebiete landeinwärts, fremde Einflüsse einzudringen vermögen.

Ferner wird durch die Nachbarschaft die Möglichkeit einer nordischen Beeinflussung der gesamten Lebenshaltung und des Kultes erwogen.

Zurückhaltend wägt der Verf. die einzelnen Quellen und Belege gegeneinander ab. Er leitet u. a. die Bedeutung der polnischen Geschlechter, der Piasten und der Fürsten der Abodriten von nordischer Abkunft her. Ebenso leitet er eine Reihe nordisch-slavischer Geschlechter aus skandinavischem Gefolgschaftsadel ab.

Das Wikingertum hat im Osten niemals in staatsgründerischer Absicht Fuß gefaßt, sondern hat rein handelsmäßig hierher übergegriffen. Dem entsprechend war hier die Invasion eine friedliche, während im Westen, auch bereits in niederländischen Raume, eine zusammengefaßte organisierte Macht das Eindringen nur mit Seeresgewalt erlaubte.

Auf diese wikingische Überlieferung ist die Entwicklung unserer Seestädte zurückzuführen und auf sie konnte die Hanse bei ihrem Ausbau zurückgreifen. Andererseits erschwerte die wikingisch-heidnische Beeinflussung die Durchdringung des Ostens durch das Deutschtum.

U s m u s.

Jankuhn, Herbert. Die Behranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene (Die Ausgrabungen in Haithabu Bd. 1). Vor- und frühgeschichtliche Untersuchungen aus dem Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel (Neue Folge) 1. 4^o, 350 Seiten mit 230 Abbildungen und 5 Plänen. Karl Wachholz Verlag, Neumünster in Holstein 1937.

Ein für weitere Kreise berechnetes Buch von Jankuhn über die Ergebnisse der großzügigen Ausgrabungen in Haithabu, der alten Wikingerstadt in der Nähe des heutigen Schleswig, das inzwischen schon in 2. Auflage erschien, ist im vorigen Jahrgang dieser „Nachrichten“

angezeigt. Die hier zu besprechende große Arbeit ist in ihrem Hauptteil ein Rechenschaftsbericht über die Untersuchungen zur Klärung der vielen Fragen um das gesamte „Danewerk“, jene Gruppe von Befestigungen, in denen der Halbkreiswall von Haihabu ein Glied bildet. Zum besseren Verständnis ist eine sehr eingehende Geschichte der Haihabuforschung von 1897—1930 vorangeschickt. Im letztgenannten Jahre begannen die in einen ganz großen Rahmen gespannten Ausgrabungen, um deren Durchführung neben Gustav Schwantes der Verfasser selbst die größten Verdienste hat. Daß das Jahr 1897 als Ausgangspunkt genommen wurde, hat seinen Grund darin, daß damals durch Sophus Müller die Forschung eine neue Richtung nahm. Für die Zeit vorher liegt außerdem eine forschungsgeschichtliche Zusammenfassung von Sophus Müller aus dem Jahre 1903 vor. Mit dem Abschnitt „Die Geschichte der Landschaft zwischen Schlei und Treene“ führt uns der Verfasser zu Fragen, deren Beantwortung von erdgeschichtlicher Seite her, und zwar besonders hinsichtlich der Schwankungen der Meerespiegelmöhe, in Angriff genommen worden ist. Zeigt sich hier schon, wie vieles noch ungeklärt ist, so ist das noch mehr der Fall in dem großen Abschnitt über die ethnischen Verhältnisse in Schleswig-Holstein zur Wikingerzeit (und die Jahrhunderte vorher). Weder die Ergebnisse der Geschichts- noch der Vorgeschichts- noch der Volkskunde (besonders der Siedlungs-) noch der Sprachforschung im allgemeinen wie der Orts- und Personennamen-Forschung im besonderen reichen bisher aus, um näher als in großen Zügen festzustellen, daß bei Haihabu drei Kulturkreise, der nordgermanische, westgermanische (sächsische) und slawische, sich berühren. Im nächsten Abschnitt („Die Lage von Haihabu“) wird unter Besprechung anderer wikingerzeitlicher Hafenanlagen gezeigt, daß die Wahl des Platzes den gleichen Grundsätzen entspricht wie bei diesen. Maßgebend ist das Bestreben, den Platz in die Nähe von Handelsstraßen und „möglichst weit in das Land hinein zu verlegen, und zwar bei guter Wasserverbindung nach der offenen See.“

Dann folgt der Hauptteil, der abgesehen von der auf älteren Untersuchungsberichten fußenden Behandlung einiger Grabhügel und Runensteine dem im Titel des Buches genannten Gegenstand gewidmet ist. Mit derselben Gründlichkeit und Genauigkeit, welche die vorhergehenden Abschnitte auszeichnen, werden die verschiedenen Anlagen — Einzelheiten würden hier zu weit führen — beschrieben und die Ergebnisse der an ihnen (größtenteils auch schon vor 1930) vorgenommenen Untersuchungen mitgeteilt und ausgewertet. Besonders hervorzuheben zu werden verdient das peinlich gewissenhafte Abwägen der verschiedensten Deutungsmöglichkeiten. Es führt den Verfasser zu folgendem Satz am Anfang des letzten — u. a. die wichtige Behandlung der in Haihabu gefundenen verzierten Metallgegenstände und der eingeführten Tonware enthaltenden — Hauptabschnittes (Die Gliederung des Danewerks): „Die vorangehende Darstellung der Grabungen am Danewerk und ihrer Ergebnisse hat deutlich genug gezeigt, daß wir uns bei der Erforschung dieses größten germanischen Denkmäler-

komplexes auf deutschem Boden erst im Stadium tastender Versuche befinden, daß erst wenig Untersuchungen vorliegen, und wir deshalb noch weit davon entfernt sind, uns wirklich ein Bild von der Geschichte dieses großen Denkmals zu machen.“ Diese Worte zeigen deutlich, welche entfangungsvolle Arbeit der Verfasser geleistet hat. Er mußte viel alten Schutt wegräumen. Aber dadurch, daß er die Unhaltbarkeit des bisherigen landläufigen Bildes vom Danewerk erweisen konnte, hat er den Weg für die zukünftigen Forschungen frei gemacht. Viel ist hier noch zu wirken. Daß es mit höchstem wissenschaftlichen Verantwortungsgefühl geschehen wird, dafür bürgt der Geist, der aus dem vorliegenden Buche spricht.

Hans Gumme l.

Körner, Gerhard. Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover. Bd. 4. 4^o, 57 Seiten mit 9 Abbildungen im Text, 101 Abbildungen auf 12 Tafeln und 7 Karten August Lag, Verlagsbuchhandlung, Hildesheim und Leipzig. 1938.

Die vorliegende Veröffentlichung ist das Ergebnis der Bearbeitung langobardischer Urnenfriedhöfe des 2.—5. Jahrhunderts im Niederelbegebiet. Schon immer wurde es als ein Mangel empfunden, daß die bekannten Funde vom Urnenfriedhof Rebenstorf im Kreise Lüchow in verschiedenen Museen unbearbeitet lagerten. Mehrere Bearbeiter haben sich durch die große Zahl der meistens nicht sachgemäß geborgenen Funde abschrecken lassen und haben von einer Gesamtveröffentlichung dieses für die Geschichte der Langobarden so wichtigen Friedhofes Abstand genommen. Der Verfasser hat sich der Mühe unterzogen und hat die gesamten Funde von Rebenstorf aufgenommen und sie zusammen mit denen von Rahmstorf und Bahrendorf im Kreise Harburg zu einer erschöpfenden Materialdarbietung zusammengestellt, die in kürzester Zeit in den „Urnenfriedhöfen Niedersachsens“ erscheinen wird.

Die Ergebnisse dieser Bearbeitung gibt der Verfasser zu einer besonderen Veröffentlichung heraus. Er hat darin die Schalenurnen in ihrer Entwicklung untersucht und ist mit Hilfe von geschlossenen Funden zu einer Aufteilung der Völkerwanderungszeit gekommen, die er als Stufe von Rebenstorf A, B und C bezeichnet. Daran schließt sich die Stufe von Bahrendorf an. Der Verfasser begründet ausführlich, daß die Bearbeitung langobardischer Funde nicht nur bedeutungsvoll für die Geschichte des langobardischen Stammes, sondern auch für die Stammeskunde der Sachsen ist. Bisher waren wir gewohnt, alle Funde aus der Völkerwanderungszeit zwischen der Weser und dem Bardengau als sächsisch zu bezeichnen. Körner zeigt, daß die Funde des Gebietes westlich des Bardengaues bis zur Oste-Niederung, wie in den beiden Jahrhunderten um die Zeitrechnung, auch vom 2.—5. Jahrhundert langobardisches Gepräge zeigen. Die beigelegten Verbreitungskarten der Funde der Stufe von Darzau (50—175), Rebenstorf (175—375) und Bahrendorf (375—450), der swebischen Töpfe, der schlichten Ovalfuß-

fibeln und als Gegenstück dazu die Karte der Verbreitung der Formen der sächsischen gleicharmigen Fibeln (nach der Bearbeitung von F. Roder) zeigen klar die Abgrenzung des langobardischen und sächsischen Gebietes und lassen als Zeit der Übersutung des Langobardengebietes durch die Sachsen etwa 450 annehmen. Man könnte in diesen Dingen noch klarer sehen, wenn auch die sächsischen Funde, vor allen Dingen die vom großen Urnenfriedhof von Westermanna, erschöpfend als Materialveröffentlichung vorgelegt würden. Es ist wirklich an der Zeit, daß die Museen, welche die Funde von Westermanna aufbewahren, daran gehen und durch Zusammensetzen der zerbrochenen Gefäße diese wichtige Arbeit vorbereiten! Ob die Folgerung Körners richtig ist, daß in der letzten Hälfte des 4. Jahrhunderts ein Einmarsch der Langobarden in das Gebiet zwischen Oste und Schwinge erfolgt ist, wird sich ausweisen, wenn durch neue Funde die Vergleichsmöglichkeit größer geworden ist. Es ist zu bedenken, daß das Gebiet um Stade, das Land Rehdingen bis zur Ostemarsch, ein Grenzgebiet ist, das bereits in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitrechnung Funde aufzuweisen hat, die den Chauken zugeschrieben werden können. In dem Randgebiet der Stader Geest ist das Auftreten von vereinzelt Funden chaukischen Gepräges nicht verwunderlich. Man soll diese Einzelfunde aber nicht dazu benutzen, um aus ihnen zu folgern, daß Verschiebungen der Wohnsitzte stattgefunden haben.

Die mit Begeisterung geschriebene Arbeit gibt manche Anregungen zur Weiterarbeit. Sie hat uns wieder einen Schritt vorwärts gebracht. Wir freuen uns, daß jetzt auch die Grundlagen für die Bearbeitung der ältesten langobardischen Funde Oesterreichs geschaffen wurden.

W. Wegemitz.

Rohlf-Larsen, Ludwig u. Margit. Felsmalereien in Innerafrika. Ein Bilderwerk geschichtlicher und vorgeschichtlicher Kunst. 4^o. 93 S. mit 46 Abb. im Text, 32 Lichtbild- und Röteldrucktafeln und 3 Karten. Verlag von Strecker u. Schröder, Stuttgart 1938.

Auf ihrer zweiten Afrika-Expedition entdeckten der Verf. und die Künstlerin in dem abflußlosen Gebiete des nördlichen Deutsch-Ostafrika eine Reihe von Felszeichnungen, die sie in vorzüglichen photographischen und zeichnerischen Aufnahmen der Öffentlichkeit unterbreiten. Mit Recht weist der Verf. darauf hin, daß diese für die Kulturgeschichte Afrikas, in ihren ursächlichen Zusammenhängen aber auch für Ureuropa so wichtigen Felsbilder von Jahr zu Jahr mehr zerstört werden, und so ist deren Rettung im Lichtbild und in Zeichnung ein besonderes Verdienst der Bearbeiter.

Wenn der Verf. bescheiden nur Bausteine für die große Kulturgeschichte beibringen will, so wäre doch ein abschließendes Kapitel, das diese wichtigen Funde in die bisherigen Ergebnisse ähnlicher Kunstbezirke einreihete, namentlich für den Fernerstehenden, sehr erwünscht gewesen.

Jacob-Friesen.

Krause, Wolfgang. Runeninschriften im älteren Futhark. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geistesw. Klasse 13. Jahr, Heft 4. 8°. X u. 252 S. m. 130 Abb. i. Text. Halle/Saale 1937. Max Niemeyer, Verlag.

Wenn es zunächst auch nur die Absicht des Verf. war, die bisher zutage gekommenen ältesten Runendenkmäler einmal zusammenzustellen und ausführlich zu behandeln, so geht sein Werk doch weit über diesen Rahmen hinaus, und bietet allerwichtigste Aufschlüsse über das Wesen und die Entstehung der ältesten Runen überhaupt. Überaus glücklich erscheint mir Krauses Auffassung, nach der die Runen keineswegs die ersten Sinnzeichen auf germanischem Boden gewesen zu sein scheinen, sondern daß schon lange vorher gewisse Zeichen als Begriffszeichen im Dienste religiöser Vorstellungen vorhanden waren, die dann mit den Runenzeichen äußerlich und innerlich verquickt wurden. Die Runendenkmäler des älteren Futhark selbst sind von der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts bis ins 8. Jahrhundert hinein zusammengetragen worden. Aus der Fülle dieser Denkmale verweisen wir besonders auf den Runenbrakteat von Nebenstedt bei Dannenberg, der sich in unserem Landesmuseum befindet, und der neben einer Mannesdarstellung und einem Hakenkreuz, vier sicherlich als Amulettschutz gedachte Kurzformeln aufweist, die mit „gedeihen“, „Eigentum“, „Gott“ und „Schutz“ zu übersetzen sind. Eine grammatische Übersicht erleichtert dem Fernerstehenden das Eindringen in die sprachlichen Denkmale ganz wesentlich. So ist Krause's Arbeit zweifellos das Hauptwerk für die Runendenkmale im älteren Futhark geworden.

Jacob-Friesen.

Krüger, Herbert. Zur Geschichte des Straßenwesens im niederhessisch-südhannoverschen Grenzgebiet. Versuch der Monographie einer Verkehrslandschaft. 8°. 59 S. mit vielen Karten im Text und auf zwei Tafeln. Berlin 1937. Volk und Reich Verlag.

Auf Grund der Oberflächengestaltung des südhannoverschen Gebietes arbeitet der Verf. zunächst einmal die Verkehrsspannung zwischen Nord und Süd heraus und kommt zu der Feststellung, daß aus dem norddeutschen Tieflande „sich die Verkehrsströme der Nord-südrichtung, soweit sie sich in dem Landschaftsabschnitt zwischen Weser und Harz hielten, in etwa 6—8 wichtigen Teillinien durch das kleinzellige Gebirgsmosaik des Leineberglandes hindurchdrängen mußten, ehe sie sich in der weiten oberen Leinetalferse vereinigten“. Diese Naturgebundenheit der Verkehrslinien kommt natürlich vor allem in den urgeschichtlichen Bewegungen zum Ausdruck, und so benützt der Verfasser auch die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung als Grundlage für die Erkennung der mittelalterlichen Straßenzüge. Leider sind alle diese wichtigen Fragen nur angedeutet und nicht bis ins Einzelne durchgeführt, obwohl dieses wichtige Thema durch Einzeluntersuchungen gewiß wertvolle Ergebnisse gezeitigt hätte.

Jacob-Friesen.

Neckel, G. Kulturkunde der Germanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Wissenschaftliche Forschungsberichte zum Aufbau des neuen Reiches. Heft 2. 8°. 83 S. mit zahlreichen Abb. im Text und auf 3 Tafeln. Berlin 1934. Junker und Dünnhaupt, Verlag.

Einen schönen Beweis dafür, wie Urgeschichtsforschung und Sprachwissenschaft das gleiche Gebiet, nämlich die Kulturkunde der Germanen von ihrer verschiedenen Stellung aus befruchten können, stellt Neckel's Arbeit dar. Liefert die Urgeschichte die Denkmale, so legt ihnen die Sprachwissenschaft einen großen Teil der Erklärungen, aber auch der Beweise für ihre Deutung bei. Nur ein Beispiel: Wir wissen, daß auf vielen bronzzeitlichen Felszeichnungen Schiffe dargestellt sind, die — wie der Fund von Hirschsprung gezeigt hat — aus einzelnen Holzplatten durch Aneinandernähen zusammengefügt sind. Als Neckel seine Arbeit schrieb, war der Fund von Hirschsprung noch nicht bekannt, aber er wies schon darauf hin, daß diese Schiffe in der erwähnten Technik hergestellt sein müßten, denn noch im normwegischen Schiffsnamen des Mittelalters findet sich die Silbe „sud“ = Naht, übertragen = genähtes Schiff, wie auch die altnordische Bezeichnung „saumr“ (eigentlich Saum, Naht) noch für die nahtähnliche Reihe der späteren eisernen Blankennägel gebraucht wird. In gleicher Weise liefert N. nun ähnliche Belege für den Ackerbau, das Kunstgewerbe, die Musikpflege, das Seerwesen, das Seewesen, die Religion, um seine Ausführungen mit Darstellungen über die Runen und die altgermanische Dichtung zu schließen. Das wohlfeile Werk ist jedem Urgeschichtsfreund, der meist viel zu wenig von den sprachlichen Altertümern kennt, auf das wärmste zu empfehlen.

Jacob-Friesen.

Otto, Walter. Handbuch der Archäologie. Zweite Lieferung. 8°. 404 Seiten, 76 Tafeln. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. München 1938.

Der ersten, in unseren vorigen „Nachrichten“ besprochenen Lieferung dieses vorzüglichen Handbuches folgt jetzt die zweite, welche den Schluß für die Behandlung der Quellen, der Schrift und der Schriftzeugnisse bringt und mit der Darstellung der Denkmäler beginnt, wobei zunächst das Problem der Form in der Kunst des Altertums von Bernhard Schweitzer behandelt wird und die Darstellung der Denkmäler der älteren Steinzeit durch Oswald Menghin und der Ägyptens durch Alexander Scharff erfolgt. — Die Schriftzeugnisse Nordeuropas sind von dem ausgezeichneten Kenner unserer Runenforschung, Helmut Arndt, behandelt. Sein mit ausführlicher Literatur versehener Aufsatz gibt einen vorzüglichen Überblick über den neuesten Stand der Runenforschung. Leider ist der Abschnitt über die eiszeitliche Kunst etwas kurz weggekommen und auch die dazugehörigen Abbildungen geben dem Fernerstehenden nicht den wirklichen Begriff von der großen Bedeutung der ältesten Kunstwerke der Menschheit. Es wäre zu wünschen, wenn bei einer Neuauflage gerade diesem Abschnitt bedeutend mehr Platz eingeräumt würde. Glänzend ist die Darstellung der ägyptischen

Kultur durch Scharff gelungen. Sie ist als klarer Überblick über die sehr verwickelten kulturellen Verhältnisse dieses Landes auch für den Urgeschichtsforscher, der ja in chronologischen Fragen immer wieder darauf zurückgreifen muß, von größter Bedeutung.

Jacob = Friesen.

Peßler, W. Handbuch der deutschen Volkskunde. Lieferung 19—25. 4° mit vielen Abb. im Text und Tafeln. Akademische Verlagsgesellschaft Atheion, Potsdam.

Von dem schon in unseren vorjährigen „Nachrichten“ angezeigten Handbuch liegen jetzt, nachdem Band I abgeschlossen ist, weitere Lieferungen aus Band II und III vor. In diesen sind besonders folgende Aufsätze hervorzuheben: Peßler selbst schildert das deutsche Bauernhaus. Wir kennen ja seit langem seine grundlegenden Arbeiten über die niederfächsischen Haustypen, ersehen aber aus diesem Aufsatz, daß er auch über die Haus- und Gehöftformen des übrigen Deutschlands ebenso gut unterrichtet ist und sie durch Hervorheben ihrer wichtigsten Eigenschaften neben, aber auch gegeneinander zu stellen versteht. Eine vorzügliche Ergänzung seiner Arbeit ist das reichlich angeführte Schrifttum. Selten ist der Dorfkirche einmal eine Zusammenfassung gewidmet, auch dies verstand Peßler besonders fein herauszuarbeiten, indem er vor allem diese Bauten als Ausdruck starker landschaftlicher und volkhafter Bindung und Wirkung herausstellte. — Die Sprachgeographie, deren Begriff Peßler selbst einst prägte, findet eine eingehende Würdigung durch Friedrich Maurer, und so erhalten wir einen sehr guten Überblick über das Grundsätzliche in der Mundartforschung selbst und über deren Kernlandschaften und Grenzgebiete, eine Kulturbilogie der deutschen Sprache. — Dem Wesen der Volkssprache selbst ist der Beitrag von Adolf Bach gewidmet, der die Tauf-, Familien-, Personen-, Orts- und Eigennamen einer historisch-geographischen Betrachtung unterzieht.

Jacob = Friesen.

Pittioni, Richard. Oesterreichs Urzeit im Bilde. 4°. 10 Seiten Text und 50 Tafeln. Leipzig und Wien 1938. Franz Deuticke.

Mit dem vorliegenden Bilderatlas haben sich Verfasser und Verlag ein großes Verdienst um die Popularisierung unserer urgeschichtlichen Ergebnisse erworben. Der Atlas bringt auf 50 Tafeln die wichtigsten Funde aus unserer Ostmark von der älteren Steinzeit bis zur Latènezeit. Es wäre zu wünschen, wenn diesem Atlas „Urzeit“ noch ein solcher über die Frühgeschichte, also etwa von der Zeitenwende bis zum Eintritt in die Hochgeschichte folgte. Die Benutzbarkeit namentlich für den Unterricht würde wesentlich erhöht werden, wenn jeder Tafel noch eine kurze Überschrift über Zeit und Kulturstellung der einzelnen Funde beigegeben würde.

Jacob = Friesen.

R u s t, Alfred. Vor zwanzigtausend Jahren. Eiszeitliche Rentierjäger in Holstein. 4^o, 96 Seiten mit 66 Abbildungen. Verlag Carl Wachholz, Neumünster 1937.

Die Ergebnisse der Ausgrabungen im altsteinzeitlichen Rentierjägerlager Meiendorf, deren wissenschaftliche Darbietung durch den gleichen Verf. wir schon in den vorjährigen „Nachrichten“ würdigten, sind inzwischen in aller Welt bekannt geworden und haben ein ganz neues und eigenartiges Kapitel in der Kultur der Menschheitsgeschichte erschlossen. — Im vorliegenden Werke wendet sich der Verf. an die breite Oeffentlichkeit und vor allen Dingen auch an die Jugend. In geradezu glänzender Weise versteht er es, Kulturbilder in den Ausgang der Eiszeit hineinzustellen und uns teilnehmen zu lassen an dem Leben jener Rentierjäger, aber auch an all den Mühen und Freuden, die er bei der Ausgrabung jenes Jägerlagers erlebt hat. Wir haben auf urgeschichtlichem Gebiete nur wenige Arbeiten, die als Volksbücher anzusprechen sind. Rust's neuestes Werk ist ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes, aus heißer Liebe zur Wissenschaft, auf Grund tiefgründigster Forschungen, in glänzender Darstellung dem deutschen Volke zur Erläuterung einer der wichtigsten Fundstätten, die es überhaupt besitzt, geschrieben.

Jacob = Friesen.

S c h m i d t, Ludwig. Geschichte der Deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit. Die Westgermanen. I. Teil. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. 8^o. 227 S. München 1938. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Über die älteste Geschichte der deutschen Stämme gibt es gewiß schon eine ganze Reihe von Abhandlungen. Aber keine ist bei aller Knappheit so eingehend und kritisch, so gut durchgearbeitet, wie die von Schmidt. Im ersten Teil seiner den Westgermanen gewidmeten Darstellung bringt er die Cimbern, Teutonen, Ambronon, Haruden, die Nerthusvölker, die Chauken und Sachsen, die Friesen und Amfivarier, die Angrivarier und Cherusker, sowie die Sweben mit Einzelbehandlung der Markomannen und Quaden, der Bayern und der nach Spanien übergestedelten Sweben. In bezug auf den Ursprung der Sachsen stützt sich Schmidt wesentlich mit auf die Ergebnisse von Tackenberg's und Tischler's Forschungen und ist der Überzeugung, daß „man den Chauken den Hauptanteil an der sächsischen Stammesbildung zusprechen muß, daß dagegen die holsteinischen Sachsen die ersten waren, die durch ihre Seefahrten ihren Namen besonders berühmt und furchtbar machten, und es so geschehen konnte, daß dieser von den Fremden auf die übrigen seefahrenden Nordseevölker, insbesondere auf die Chauken, übertragen wurde, ohne daß eine gewaltsame Einigung durch ein den Sachsenamen von Anfang an tragendes Einzelvolk die Vorausbildung bildete.“

Jacob = Friesen.

Schwantes, Gustav u. Jankuhn, Herbert. „Offa“. Berichte und Mitteilungen des Museums vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. II. Band. 4^o. 167 Seiten mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Verlag Karl Wachholz, Neumünster i. S. 1937.

Auch der zweite Band des Jahrbuches „Offa“ bringt wieder überaus wertvolle Beiträge für unsere nordwestdeutsche Ur- und Frühgeschichte. — Hermann Schwabedissen behandelt die Endstufe des Paläolithikums, die sogen. Hamburger Stufe, zum ersten Male ausführlich und kann für Niedersachsen allein 9 Fundplätze nachweisen. Über seine Wurtensforschungen bei Hodorf berichtet Werner Haarnagel und liefert damit wichtige Neuerkenntnisse zu der germanischen Kultur um die Zeitenwende im Marschengebiet, besonders in bezug auf die Urformen des Hausbaues. — Martin Rudolph beschreibt ein Kammerhaus von der Steller Burg und Günther Haseloff berichtet über die Ausgrabungen am Danewerk, jenes große Bollwerk in der Höhe von Schleswig, wobei er nachzuweisen vermochte, daß die auf Grund der alten dänischen Grabungen aufgestellten Datierungen unhaltbar geworden sind und durch neue ersetzt werden müssen. Als Baubeginn des Danewerks ist das Jahr 808, als Abschluß die Errichtung der Waldemars-Mauer die Zeit zwischen 1156 und 1182 anzusehen.

Jacob = Friesen.

Sprockhoff, E. Die nordische Megalithkultur. 3. Band des Handbuches der Urgeschichte Deutschlands, herausgegeben von E. Sprockhoff. 8^o 164 S. mit 91 Abb. i. Text, 66 Tafeln und 6 Karten. Berlin u. Leipzig 1938, Verlag Walter de Gruyter & Co.

Spr. gibt in seinem Buch über eine klare Zusammenfassung des Forschungsstandes hinaus eine umfassende Neugliederung des zu behandelnden Stoffes. Der Arbeit liegt das umfangreiche Material der Großsteingrabenaufnahme Deutschlands zugrunde. Aufgabe dieser Buchbesprechung kann es lediglich sein, in großen Zügen auf die grundlegenden Neuerkenntnisse, die das Werk vermittelt, hinzuweisen..

Als einer der besten Kenner des nordischen Megalithgutes stellt der Verfasser den Grabbau der Megalithkultur, — an sich eine neue Erscheinung im Ostseegebiet — in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen. Handelsbeziehungen zum Westen werden den Megalithgedanken ins Ostseegebiet heimisch gemacht haben. Dies selbständige Fortleben führt im nordischen Raum bald zu einer Einzelentwicklung in verschiedenen Gebieten, besonders im Westen und im Osten.

Während Schleswig-Holstein zunächst im Mittelpunkt der alten Dolmenkultur steht, scheidet es später mehr und mehr aus. So wird die Grabkammer im Norden (nördlich der Eider) unter Beibehaltung der ovalen Grundform in der Ganggräberzeit mit einem langen Gang versehen. In Norddeutschland wird die Grabkammer bald rechteckig, sie weist hier einen kurzen Gang von höchstens zwei Paar Steinen auf. Die

ältesten Formen erscheinen in Mecklenburg, Pommern und in der Altmark, Teilen der Provinz Sachsen und Hannover-Oldenburg.

Sprockhoff bringt die Tendenz zur Sonderentwicklung gewisser Gruppen mit einer Auswanderung aus dem alten Dolmengebiet in Verbindung und weist in diesem Zusammenhang auf das Erscheinen der Einzelgrabkultur als Ursache dieser Auswanderung im Norden hin. Diese Invasion wird vor allem zur Abwanderung der westlichen Megalithgruppe, die zwischen Weser und Ems faßbar ist, geführt haben. Diese Gruppe hat offenbar die Bindung zur alten Heimat verloren und unter Einwirkung der benachbarten westeuropäischen Steinkistenkultur eine besondere Entwicklung zum wahren Riesensteingrabcharakter erlebt.

Dem gegenüber war die Verbindung vom alten Dolmengebiet nach Osten offenbar nicht abgebrochen. Der Großdolmen des Ostens ist in seinem Anfangsstadium z. B. auch im Norden faßbar.

Besonders hinsichtlich der Tonware tritt das Land an der Mittel- elbe und um die Saalemündung als geschlossene Einheit hervor.

Die Untersuchung des gesamten Beigabemateriales ergibt im allgemeinen eine Stützung der im Grabbau herausgestellten Kulturgruppen. Waffen, Geräte, Schmuck und Tonware werden ausführlich behandelt.

Für die Datierung der Dolmen und älteren Ganggräber verweist Sprockhoff auf den Bygholmsfund mit seiner wichtigen Ausstattung steinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Fundmateriales. Im Hinblick auf das parallele Auftreten der Aunjetitzer Kultur in Mitteleuropa und der jüngeren Ganggräber, etwa um 1800 vor Chr. läßt er die Dolmenzeit erst um 2000 oder etwas früher beginnen.

A s m u s.

S p r o c k h o f f, Ernst. Marburger Studien. gr. 8°, 267 S. mit 122 Tafeln. Verlag L. C. Wittich, Darmstadt, 1938.

Als stolzer Niederschlag einer Gemeinschaftsarbeit von 10 Jahren im Dienste der deutschen Urgeschichte muß der Band „Marburger Studien“ gewertet werden. Nicht weniger als dreißig Verfasser, die alle am Marburger Institut für Urgeschichte gearbeitet haben, haben sich zusammengetan, um aus ihrem Sonderarbeitsgebiet Beiträge zu liefern und zu zeigen, welcher wissenschaftliche Geist die Marburger Schule beherrscht. — Es würde selbstverständlich viel zu weit führen, auf die einzelnen Aufsätze einzugehen. Als Beispiel greife ich nur den ersten heraus, der sich ganz bescheiden „Ein Grabfund der Spätlatènezeit“ betitelt. Gewiß, ein Grabfund gab die Veranlassung zur Behandlung aller der Fragen, die sich daran knüpfen, und da in ihm ein Vogelkopfgürtelhaken gefunden wurde, behandelt der Verf. Behagel dieses Gerät ausführlich und kommt zu dem Ergebnis, daß sich in Deutschland von ihm zwei Grundtypen mit mehreren Varianten und im ganzen 18 Einzelformen unterscheiden lassen. Diese werden nach ihren Fundorten,

nach dem Schrifttum, in dem sie behandelt sind, und vor allen Dingen auch kartographisch nach ihrem Verbreitungsgebiet festgelegt, so daß sich aus einem einzelnen Fundbericht eine knappe, aber ausführliche Monographie entwickelt. In diesem Geiste sind die meisten der übrigen wichtigen Arbeiten auch durchgeführt, ich hebe als für uns in Niedersachsen besonders wichtig nur die Arbeiten von Piesker über die „Ur-fibeln des Lüneburger Typus“, die von Sprockhoff über die „Spindlersfelder Fibeln“ oder die von Uenze „Zur Datierung der frühen Bronzezeit Mitteleuropas“ hervor.

Der Band ist dem ersten deutschen Ordinarius für Urgeschichte, Prof. Dr. Gero Merhart von Bernegg, gewidmet als Dank seiner Schüler und Mitarbeiter für all die Anregungen, die von ihm auf den Marburger Kreis ausstrahlten. „Alle Mitarbeiter“, so heißt es in der Widmung, „sind von tiefer Dankbarkeit erfüllt für die aufrichtige Wissenschaft, die M. v. B. darbietet und die unerschöpfliche menschliche Wärme und Anteilnahme, die er allen zu Teil werden ließ.“

Jacob = F r i e s e n.

U e n z e, Otto. Die frühbronzezeitlichen triangulären Vollgriffdolche. Vorgeschichtliche Forschungen, Heft 11. 8°. 93 Seiten mit 52 Tafeln und 13 Karten. Berlin 1938. Verlag Walter de Gruyter & Co.

Auf einem breiten Streifen, der von Italien nordöstlich bis zur Ostsee verläuft, sind in der frühen Bronzezeit die triangulären Dolche besonders in der Schweiz, in Böhmen, Mitteldeutschland, aber auch in Mecklenburg, Pommern und Westpreußen reich vertreten. Früher hielt man auch die deutschen Stücke für Import aus Italien. Dem tritt aber, wie das G. Kraft schon früher angedeutet hatte, der Verf. nach eingehender Würdigung der Technik und Verzierung entgegen. Er stellt sieben lokal und stilistisch getrennte Griffdolchgebiete heraus, wobei er zwar eine wechselseitige Beeinflussung erkennt, die Herkunft der einzelnen Typen aber in ihrem eigenen Verbreitungsgebiet sucht. Von größter Wichtigkeit sind diese Dolche für die vergleichende Chronologie und den Aufbau der verschiedenen Chronologiesysteme, und der Verfasser widmet gerade dieser Betrachtung längere Ausführungen, besonders in Anlehnung an die Beigaben des sechsten Schachtgrabes von Mykenä. Er kommt zu dem Ergebnis, daß der Anfang unserer mitteleuropäischen Bronzezeit in das Ende des 18. Jahrhunderts vor der Zeitenwende zu setzen ist, und bestätigt damit das schon von Montelius aufgestellte Schema. — Besonders hervorheben möchte ich an den stets sehr klaren Ausführungen des Verf. die im Anfang der Darstellung gebotene genaue Herausarbeitung der Sachausdrücke. Dieses Kapitel ist in unserem Schrifttum leider noch viel zu wenig berücksichtigt und würde bei einer ähnlichen Behandlung, wie sie Uenze hier durchgeführt hat, wesentlich zur Klärung vieler Fragen beitragen.

Jacob = F r i e s e n.

Uslar, Rafael von. Westgermanische Bodenfunde des ersten bis dritten Jahrhunderts nach Christus aus Mittel- und Westdeutschland. Band 3 der „Germanischen Denkmäler der Frühzeit“, herausgegeben von der Römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes. 4°. XVI u. 272 S. mit 58 Tafeln. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin 1938.

Schon P. Reinecke hatte 1901 für die ersten nachchristlichen Jahrhunderte im Gegensatz zu dem durch die rädchenverzierte Keramik gekennzeichneten Kulturgebiet der Elbgermanen ein westgermanisches Gebiet mit der Fußschale als charakteristischster Gefäßform erkannt. Uslar arbeitete nun dieses westgermanische Gebiet, zu dem auch Teile von Mitteldeutschland gehören, auf Grund sämtlicher Bodenfunde neu und eingehend heraus und konnte feststellen, daß es sich von dem nordwestdeutschen Gebiet einerseits und dem böhmisch-mährischen andererseits mit genügender Deutlichkeit heraushebt. Es handelt sich also für uns in Niedersachsen um unsere südlichen Nachbarn, deren Kultur durch die Verzahnung mit römischen Funden für die Chronologie besonders wichtig ist. Hier boten die Ausgrabungsergebnisse des Kastells Zugmantel besonders günstige Vorbedingungen. So konnte der Verf. die zeitliche Stellung der wichtigsten Fundplätze sehr gut festlegen, und dadurch werden auch viele niedersächsischen Formen, die nach Form, Technik und Verzierung verwandt sind, sehr viel besser als dies bisher möglich war datiert.

Auch für die Stammeseinteilung sind ja die Bodenfunde von größter Wichtigkeit, und besonders klar konnte Uslar das Stammesgebiet der Chatten herausarbeiten. Die von Tackenberg (Chauken und Sachsen, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 1934) für das zweite und dritte Jahrhundert n. Chr. festgestellte Südgrenze der nordwestdeutschen Stämme konnte Uslar, von Süden her kommend, als Nordgrenze westgermanischer nachweisen, aber trotzdem bestehen zwischen diesen beiden Gebieten starke Zusammenhänge, die eine innere Einheit der beiden Gruppen erkennen lassen. Jacob = Friesen.

Bogt, Emil. Geflechte und Gewebe der Steinzeit. Band I der Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz. 4°. 124 Seiten mit 154 Abbildungen. Verlag E. Birkhäuser & Cie. Basel, 1937.

Unter den vielen Resten von Geweben und Geflechten aus den Schweizer Pfahlbauten hat der Verf. einmal diejenigen der Steinzeit zusammengestellt. Mit ganz wenigen Ausnahmen (ich erinnere an den Dolch von Wiepenkathen) besitzen wir aus jener frühen Zeit eben nur in den Pfahlbauten Unterlagen, die aber um so wichtiger sind, als wir dann gerade im Norden das prachtvolle Material aus der folgenden Periode, den Baumsärge der Bronzezeit, besitzen. Sehr fein sind neben den Geflechten vor allen Dingen die Gewebe, für die die Randborten mit einer besonderen Vorrichtung mehr oder weniger unabhängig vom eigentlichen Webstuhl hergestellt und erst später zu Zierborten ausgebildet wurden. Erstaunlich hoch stehen die Kunstgewebe, obwohl sie

auf verhältnismäßig einfachen Stühlen hergestellt sind und nur eine sehr hoch entwickelte Handfertigkeit voraussetzen, aber zwischen der einfachen Leinenbindung bis zur hochentwickelten Broschierung variieren. Leider sind die erhaltenen Gewebestücke viel zu klein, als daß sie ein Bild von der Tracht der Steinzeitleute rekonstruieren ließen. Aber mit Recht weist der Verf. darauf hin, daß die bronzzeitlichen Kleider sicherlich nicht die ältesten aus Geweben hergestellten Stücke waren und daß ihre Urform in der Steinzeit zu suchen ist.

Die überaus sorgfältige Monographie ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Weberei und zur Kulturgeschichte überhaupt.

Jacob = F r i e s e n.

W a l l e r, Carl. Der Galgenberg bei Cuxhaven. Band 1 der Hamburger Schriften zur Vorgeschichte und germanischen Frühgeschichte. 8°. 111 Seiten mit 500 Abbildungen im Text und auf 57 Tafeln. Verlag Curt Rabitzsch, Leipzig 1938.

Dem rührigen Pfleger für das ehemalige Amt Rizebüttel ist es gelungen, in dem sogen. Galgenberge bei Cuxhaven ein Denkmal ur- und frühgeschichtlicher Zeit aufzudecken, das für unsere gesamte niedersächsischen Urgeschichtsforschung von größter Wichtigkeit geworden ist. Der Kern dieses Hügels besteht aus einem bronzzeitlichen Steinkistengrab, das schon vor fast 100 Jahren geöffnet wurde. Merkwürdigerweise fanden sich in dem Erdhügel auch drei große Steinmauern, die vielleicht als Stützmauern auf einen stufenförmig aufgebauten Hügel hinweisen. Rings um den Hügel finden sich dann vor allem Fundplätze der ersten Jahrhunderte nach der Zeitenwende, ferner solche aus der altsächsischen Zeit und weiter aus der Merowinger- und der Karolingerzeit. Mit Recht weist der Verf. die Brandgräber der ersten beiden Jahrhunderte den Chauken zu, deren Haupttypen Standfußgefäße und Trichternäpfe sind. Die Urnen der altsächsischen Zeit zeichnen sich durch reiche Verzierungen aus, ein ganz hervorragender Fund ist die Prachturne mit 18 verschiedenen Stempelmustern in wechselnder Anordnung, unter denen das Hakenkreuz einmal links und einmal rechts gedreht auftritt. Besonders wichtig sind aber die Körpergräber des 4. und 5. Jahrhunderts, von denen W. im ganzen 34 Stück zum Teil mit reichen Beigaben nachweisen konnte. Sie geben einen viel besseren Überblick über die Bewaffnung und die Tracht der Altsachsen als das die Urnengräber mit ihren verhältnismäßig geringen Beigaben konnten. — Das Werk, außerordentlich klar geschrieben, und mit sehr guten Strichzeichnungen geschmückt, stellt eine wertvolle Bereicherung unseres niedersächsischen Schrifttums dar.

Jacob = F r i e s e n.

W e i n e r t, Hans. Die Entstehung der Menschenrassen. 8°. 313 Seiten mit 184 Einzelabbildungen und 7 Rassenkarten. Stuttgart 1938. Verlag Ferdinand Enke.

Die gerade in den letzten Jahren erfreulich oft aufgetretenen Reste von urtümlichen Menschenresten verlangten eine klare Einordnung in

geologische und rassische Schichten. Diese bietet Weinert, indem er sieben Schichten seit dem ersten Auftreten eines menschlichen Ahnen annimmt und in diese die jeweiligen Rassen eingliedert. Die erste Schicht entspricht dem Anfang des Diluviums, in dem die Summo-Primaten der westlichen Altmeltshälfte als Vorläufer der Menschheit besonders durch den *Dryopithecus germanicus* gekennzeichnet werden. Die zweite Schicht entspricht dem Frühdiluvium und enthält die *Pithecanthropus*-formen, die ja von Java, China und neuerdings auch aus Afrika bekannt sind. Schicht 3 wird dem Prä-Neandertaler mit dem Unterkiefer von Mauer, dem Schädel von Steinheim und dem Menschen von Broken Hill in Südafrika zugeteilt, Schicht 4 dagegen dem Neandertaler, wobei noch eine Untergruppe als Postneandertalstufe herausgearbeitet wird. Hier wäre vielleicht der Ausdruck Spätneandertaler, oder — wenn man ein Fremdwort gebrauchen will — Epineandertaler — besser angebracht. Es folgt dann die fünfte Stufe mit dem *Homo sapiens diluvialis*, also vor allen Dingen den Vertretern der Aurignac- und Cro-Magnon-Rasse, weiter die sechste als Frühalluvium-Schicht, mit dem Beginn der *Homo sapiens recens*-Stufe, um dann mit der siebenten Schicht, der heutigen Zeit, zu enden, in der drei Rassenlinien weiß, schwarz und gelb hervorgehoben werden. Die Hauptdarstellung ist den ausgestorbenen Rassen gewidmet; aber Weinert gibt seiner Gesamtdarstellung auch noch einen modernen Ausblick, indem er betont, daß der hohe Erkenntniswert moderner Rassenforschung folgerichtig die Rassenhygiene sein muß, d. h. „der Wille, das Volk durch bewußtes Abschneiden erbkranker Stammeslinien und umgekehrt durch entsprechende Fortpflanzungssteigerung rassisch und sozial hochwertiger Familien in seiner ganzen Zusammensetzung erbgesund und fortpflanzungstüchtig zu machen. Ein Ziel, das doch eigentlich so deutlich vorgeschrieben ist, daß es von niemandem, der es verstehen müßte, verdächtigt oder angefeindet werden könnte.“

Jacob-Friefen.

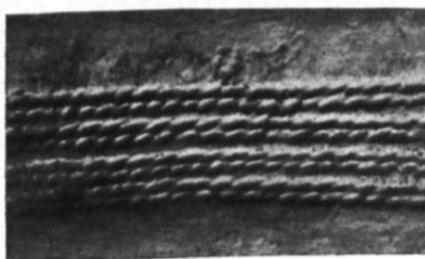
Tafel 1.



a.



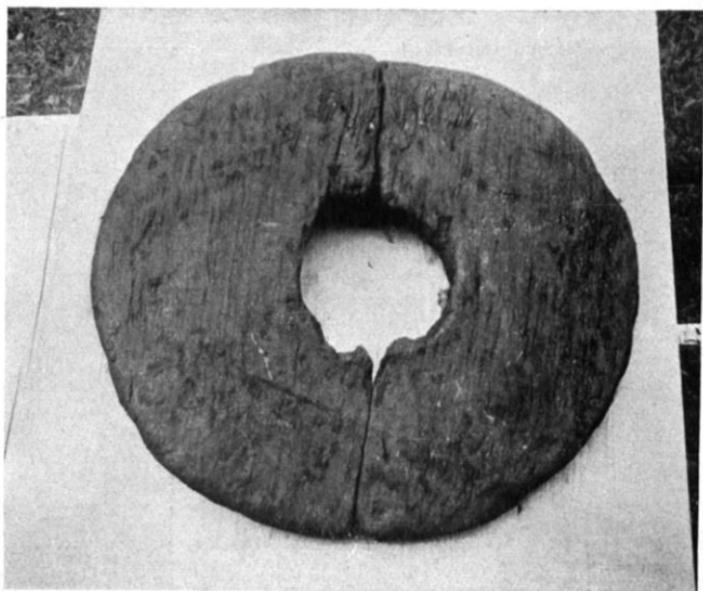
b.



c.

Funde aus dem Grabhügel von Osterbrock.
a) der ergänzte Becher, b) der Flintabschlag, c) Abdruck der Schnur-
verzierung des Bechers.

Tafel 2.

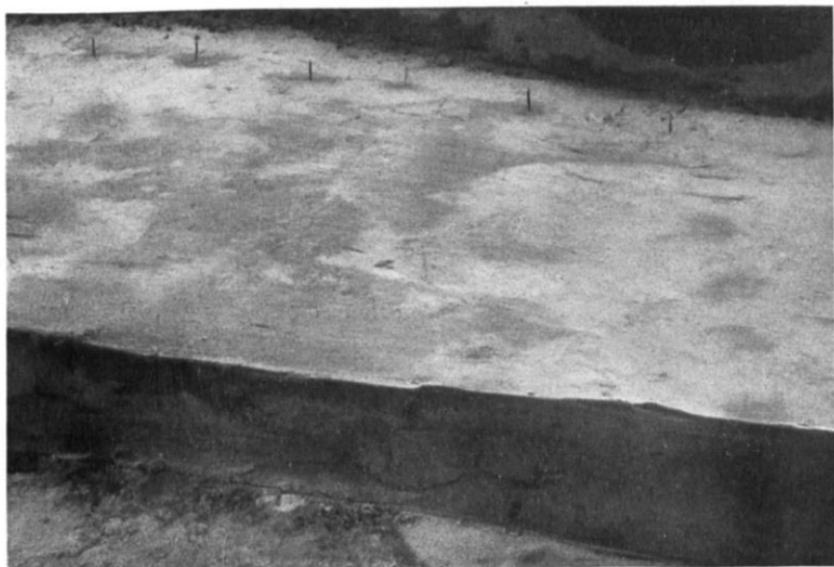


a) Wagenrad von Beckdorf; Vorderseite, schräg von oben gesehen.
 $\frac{1}{10}$ nat. Größe.

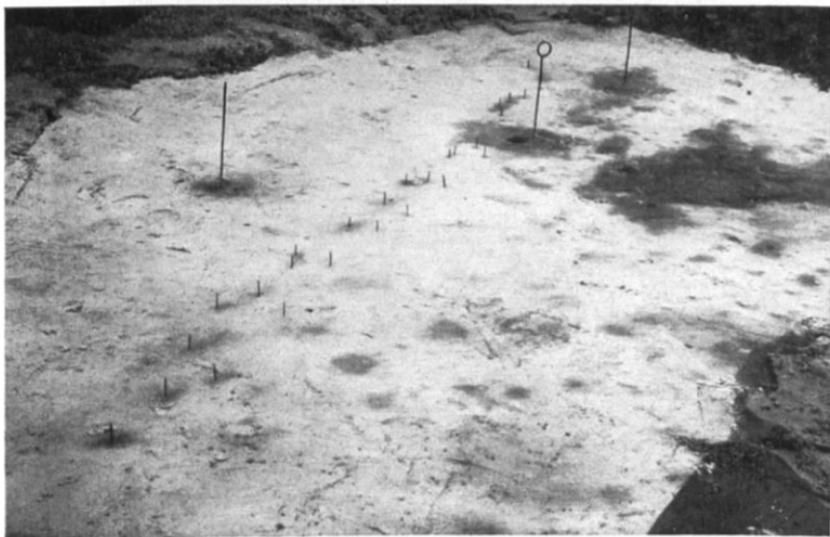


b) Wagenrad von Beckdorf; Rückseite, schräg von oben gesehen.
 $\frac{1}{10}$ nat. Größe.

Tafel 3.



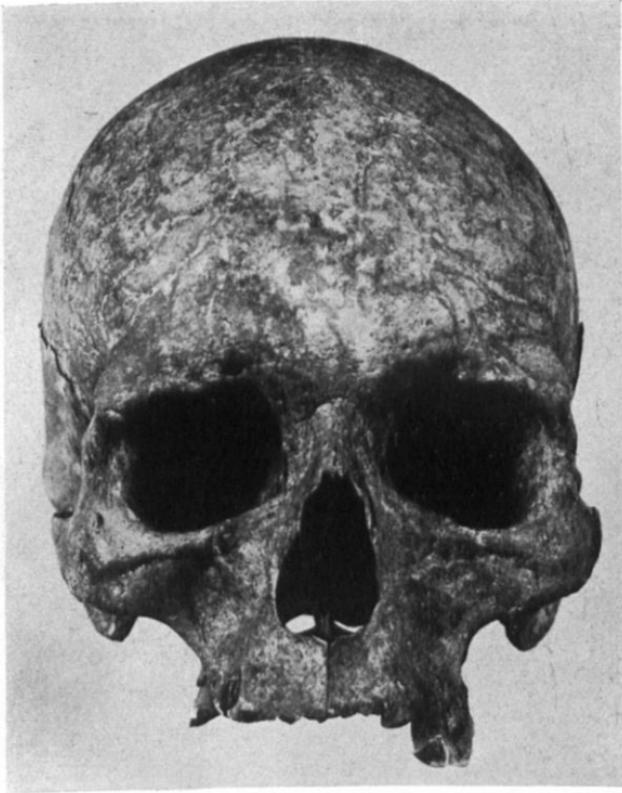
a) Südwestecke des Hauses von Hambühren mit Pfostenspuren der Wand, hinten durch Holzspäne gekennzeichnet.



b) Nordwand (Pfostenspuren durch Holzspäne gekennzeichnet) mit den nordöstlichen Eckpfosten und der Herdgrube.



Holle, Schädel Nü. II. Nordendorfer- oder Reihengräber-Typ.

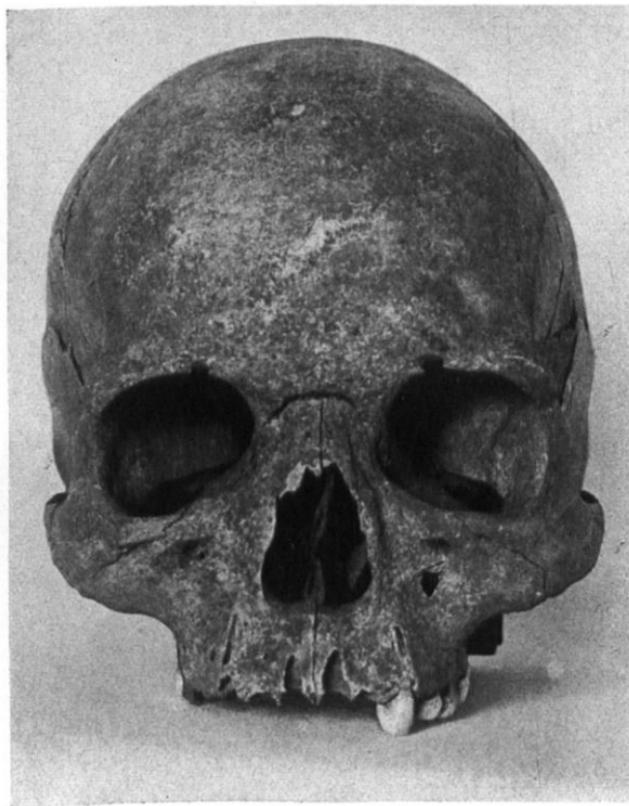


Holle, Schädel Nü. II. Nordendorfer- oder Reihengräber-Typ.



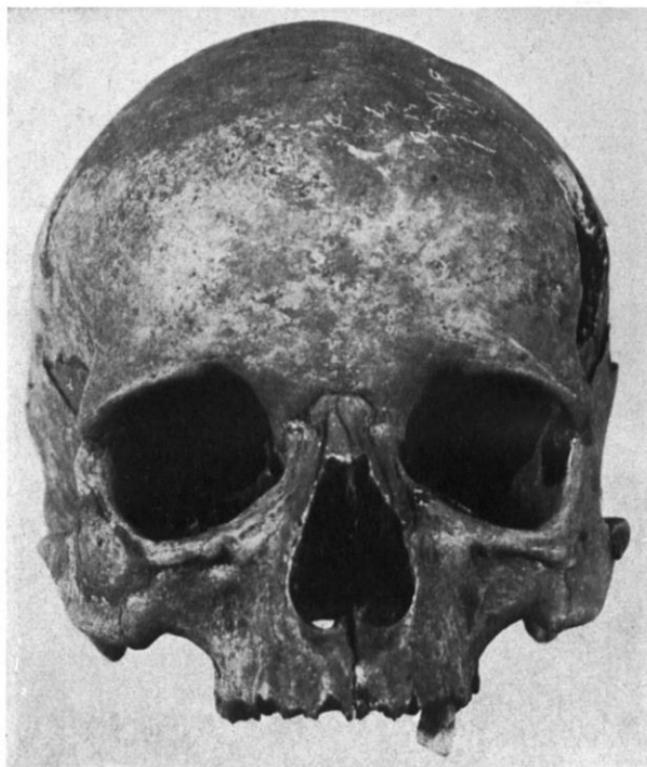
Holle, Schädel Kü. II. Nordendorfer- oder Reihengräber-Typ.

Tafel 7.

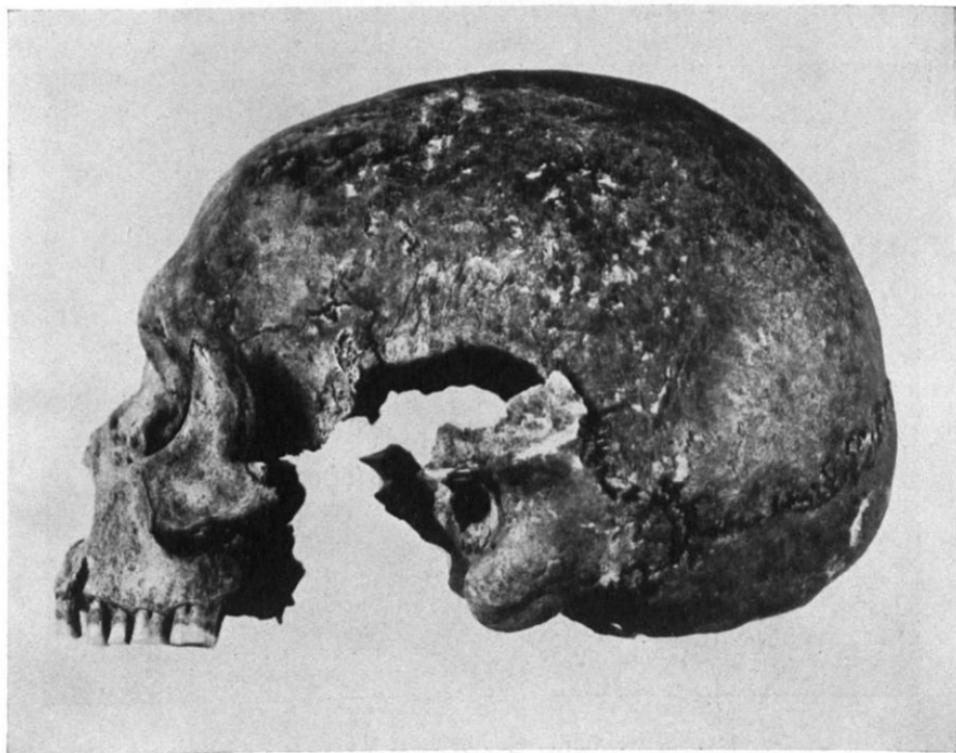


Holle, Schädel Nü. VII. Croner Typ.

Tafel 8.



Holle, Schädel VII. Sion-Typ.

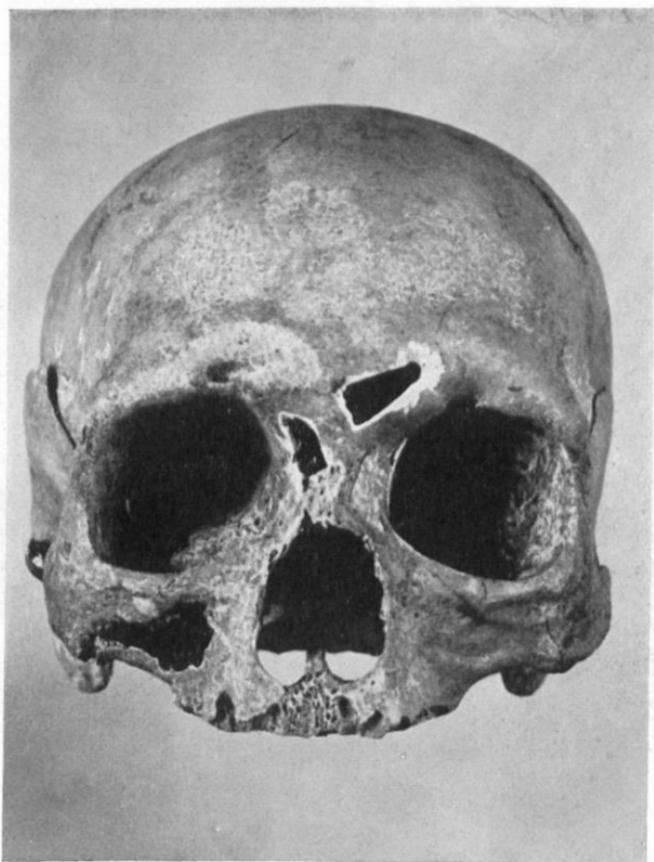


Holle, Schädel B. Rosdorfer Typ.

Tafel 10.



Holle, Schädel Rü. V.



Holle, Schädel No. V.